DIE DEUTSCHE VOLKSSAGE IM VERHÄLTNISS ZU DEN MYTHEN ALLER ZEITEN UND...

Otto Henne am Rhyn, Anton Henne

Digitized by Google

GR
166
.H515
1879

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Deutsche Volkssage

im Verhältniß zu den

Mythen aller Zeiten und Völker

mit

über tausend eingeschalteten Original-Sagen.

Von

Dr. Otto Henne-Am Rhyn,

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1879.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Man höret oft im fernen Wald
Von oben her ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einst war der Pfad von Wallern voll;
Nun weiß ihn Keiner mehr zu finden.

Uhland.

Druck von G. Gistel & Co. in Wien.

Digitized by Google

Cleveland Pub. Libr.
Lech.
4-25-1927

12-30-27 Hist

Vorwort des Sammlers der Sagen.

Es ist Herbst. Schon in dem kleinen Worte liegt eine Fülle von Poesie. Die Blätter beginnen allmälig zu gelben und die der wilden Rebe, die das Gartenhüttchen umkleiden, zu röthen. Die Aepfel blicken rosig und die Birnen golden von den Bäumen, deren Fruchtschwere man überall Stützen geben mußte; der Pfirsiche zart sammtne Wange und die blaue Zwetschke lachen aus ihren laubigen Vorhängen wie schalkhafte Mädchen, die vor lauter Streben, sich zu verbergen, gesehen werden müssen. Des Herbstes Braut, die Traube, wartet wie eine Königstochter der Sage, bis der Ersehnte kommen wird mit dem krummen Messer, die Bande der Gefesselten zu lösen und sie heimzuführen. Das Gefolge ist bereit in seinem malerischen Schmucke, die verschiedenartigen Astern im bunten Chor, die Immortellen in silberweißen und goldnen rauschenden Seidegewändern stolz, das liebliche Blutströpfchen niedriger und verschämt erröthend und die Brautführerin, die Rose in ihrem dunkelrothen Sammtkleide prangend. Die Heerdeglocken und Zeitlosen vollenden das Gemälde, durch welches frohe Kindergruppen eilen, in komischem Schrecken an die Köpfe fühlend, so oft reifes fallendes Obst sie trifft, und wenn gerade keines fällt, am Baume schüttelnd, daß die kleine Schaar von dem Regen auseinander fährt wie Tauben und sich in die strotzend vollen Stachelbeerbüsche hinein rettet oder unter den Hollunderbaum, dessen reife Dolden die Mutter eben beschneidet zu ihrem Lieblingsbrei. In dem unabsehbaren Rebenmeer des Buchberges erblicke ich noch einzelne Arbeiter, wie seltene Schwimmer, überflüssige Schoße aufsuchend und abbrechend; sie gemahnen mich an Kritiker im Felde der Literatur, die sich kurzsichtig mit ihren Brillen bücken, wo sie ein unrechtes Zweiglein entdecken, und während sie es vorne entfernen, mit ihrer Rückseite die schönsten vollen Traubenschoße abknicken.

Mitten in diese entzückende Scene, wo die Ahnung durch die bewegte Luft zittert, daß Alles rührende Abschiedsgrüße der Natur sind, welche bald zur Ruhe eingehen wird, fällt die Nachricht wie das Läuten einer großen Festglocke, die Dynastie in Frankreich sei durch Deutschlands Einigkeit und Tapferkeit gestürzt, und tausend Herzen athmen leichter auf in der Hoffnung, der entsetzliche Krieg, der seit Wochen wie ein Alp auf ihnen lastete und zahllose Opfer gallischer National-

EP 23 1926

Digitized by Google

eitelkeit ſchlachtete, werde vielleicht aufhören und der Genius der Weltgeſchichte die bisher mit Menſchenblut beſchriebenen Blätter umſchlagen und ein neues Kapitel beginnen mit einer Initiale aus Friedenszweigen und der Farbe der Humanität und des Gefühles, daß die Völker eine höhere Beſtimmung haben, als einander durch ſinnreich erfundene Mordinſtrumente zu zerfleiſchen und die ſchöne Natur mit Leichen und Verwüſtung zu überſchütten. Ich will mich, ſogar wenn es Täuſchung ſein ſollte, dieſer wohlthuenden Regung hingeben, vom wunderblauen, mit weißen Wolkenſchäfchen durchzogenen Himmel, dem milchweißen See, ſeinen grünen Geſtaden und den azurenen Gebirgen den Blick weglenken in mein friedliches Zimmer am zauberiſchen Appenzeller Gelände und neuen Muthes meine Lieblingsbeſchäftigungen vornehmen. Das Alter iſt auch ein Herbſt, die grauenden Locken auch Zeitloſen, und durch meine Adern vibrirt, im Einklange mit der mich umgebenden Natur, ebenfalls die Ahnung, es werde die Stunde des Eingehens zur Ruhe vielleicht unvermuthet ſchnell ſchlagen. Komme ſie.*)

Die mir gewordene willkommene Muße winkt mir freundlich, unter meinen durch ein langes Leben aufgehäuften Gedenkblättern zu ſtöbern und zu ſichten, und da fällt mir zu allernächſt in die Hände, was ich auf meiner Wanderung an mythiſchen Volksſagen früherer Zeit geſammelt habe. Es wird Mancher beim Ernſte der jetzigen Tage dieſe Dinge für wenig bedeutend und die darauf verwendete Zeit für verſchleudert anſehen, weil ſie doch nicht wahr ſeien und blos der Aberglaube einer frühern Welt, während jetzt ſo viel Wahrhaftes vor ſich gehe und es fruchtbringender ſei, vorwärts zu ſchauen als in eine Kinderzeit, die hinter uns liegt. Dieſer Einwurf ändert an meinem Vorhaben nichts; erſtens nimmt Jeder vor, wozu ihn ſein innerſtes Weſen und eigene Jugenderinnerungen antreiben; er nimmt an, was ihm ſelber in jener morgenrothen Zeit wohlgethan, als er Kind war, werde anderen Kindern ebenfalls wohlthun; das Alter ſchwatzt und erzählt und die Jugend horcht gern, und wenn man ſich auf Autoritäten berufen darf, ſo haben von jeher und unter allen Völkern hervorragende Geiſter und Freunde des Volkes ſich damit abgegeben, frühere Sagen ſorgſam und mit Liebe zu ſammeln und in einem duftenden Kranze vor der Jugend aufzuhängen. Im alten Morgenlande braucht nur ein Märchenerzähler ſich blicken zu laſſen, und er iſt ſicher, daß ſogleich ſich ein begieriger Horcherkreis um ihn ſammelt, wie Bienen um Stellen, wo ſie Honig wittern; der ſinnigen Griechen Geſchichtſchreiber kannten das Menſchengemüth zu gut, um die alten Götterſagen nicht ſogar in ihre Urgeſchichte zu verweben, und bei uns, ſo Viele

*) Die Ahnung des Verfaſſers ging in Erfüllung. Zwei Monate und elf Tage nach Abfaſſung dieſes Vorwortes ſchied er aus dem Leben. Dagegen täuſchte er ſich in der Hoffnung auf baldigen Frieden, die indeſſen damals ſehr verbreitet war. Anmerkung des Herausgebers.

Digitized by Google

ſich auch bemühen, das Leben durch praktiſche Entdeckungen und Fortſchritte zu veredeln und zu fördern, verſchmähen es die edelſten Geiſter nicht, auch Blüthen zu ſammeln, deren Farbe und Duft Sinne und Seele erquicken und nach den ernſten Beſchäftigungen den Geiſt abſpannen und dadurch wieder ſtärken. Die Brüder Grimm, die ſo große Verdienſte haben um deutſche Sprache, Dichtung und Rechtsverhältniſſe, näherten ſich auch der Kinderwelt durch ihre lieblichen Märchen, und nach ihrem Vorgange bemühten ſich ernſte, gelehrte Männer, wie Panzer, Meier, Schönwerth, Müllenhoff, Maurer, Kuhn, Herrlein, der gründliche Zuſammenſteller Reinhold Köhler, unſere Nachbarn Zingerle, Vonbun, Alpenburg, bei uns Rochholz, Sutermeiſter, vor Allen aber der Freiburger Kuenlin und der Luzerner Lütolf, mit einigen Anderen, die Blätter am Baume der Volksſage zu pflücken, ehe ſie welken und abfallen, und bei alten Leuten, namentlich im Gebirge ſolche Sagen zu ſammeln, ehe ſie mit ihnen, wie leider ſchon eine Unzahl, ſterben.

An Dieſe reihte ich mich ſeit vielen Jahren ebenfalls an und ſchrieb auf, was ich in meiner Jugend von Alten und von wandernden Arbeitern vernommen, dann aus der Hinterlaſſenſchaft der Vorwelt vorgefunden und aus anderen Sammlungen und auf meinen eigenen Wanderungen zu gewinnen im Stande war, eine reiche Maſſe, die ich nun ſichte. Dabei beſchränkte ich mich lediglich auf mythiſche Sagen, d. h. ſolche, die, wenn auch vielfach entſtellt, die Gottheiten der alten Welt zum Gegenſtande haben. Dieſe Sagen ſind nicht nur unterhaltend und dienen den Geiſt abzuſpannen, ſondern hinter allen iſt etwas, nämlich unſerer Voreltern Ahnen von etwas Göttlichem, ihr Denken, Dichten, Fühlen und Trachten, das unſerer Aufmerkſamkeit werth iſt, und das wir in dieſen Ueberlieferungen getreuer aufbewahrt finden als in gelehrten Büchern. Iſt auch das und jenes, wie ich bemerkt habe, durch verſchiedene Geſchlechter im Munde der Erzählenden entſtellt und den jedesmaligen Oertlichkeiten und Verhältniſſen angepaßt, ſo heimelt uns doch faſt Alles an als die älteſte Dichtung oft wundertiefen Sinnes und rührender Kindlichkeit, und lehrt uns das Vorurtheil ablegen, als ſei das, was wir Heidenthum heißen, das Gottverehren unſerer Vorfahren und überhaupt der alten Welt, blind und ſinnlos, nur ein Anbeten von Steinen und Bäumen und Thieren geweſen. Ja, unſere Jugend lernt darin das, was man Mythologie heißt, die religiöſe Ausdrucksweiſe unſerer Eltern auf eine Weiſe kennen, wie ſie ihr ſelten vorgetragen wurde. Wir lernen darin die Frage aufwerfen: Wer hat dieſe urälteſten Parabeln verfaßt? Wer hat dieſe Verſe in einer Zeit gedichtet, die wir, weil unſere Schulen damals noch nicht exiſtirten, bisher als barbariſch, blind und dumm vorzuſtellen uns angewöhnt haben? Wer waren ihre Lehrer und wo ihre Schulen, und wie konnte ſich Alles in des Volkes Sinn und Gedächtniß erhalten

und aufbewahrt bleiben, wo doch die neuere Klugheit darüber spöttelte und die Inhaber der Religionslehre es als heidnisch, abergläubig, albern darstellten und auf jede Weise vergessen zu machen suchten? Wir sehen, wie bei Eröffnung eines neuen Gebirgsschachtes neue Schichten, einen neuen, bisher nicht geahnten Literaturzweig vor uns. Aber wie wir bei den Aeußerungen von Kindern oder sehr Alten, fast kindisch Gewordenen, sie in ihren Herzensergießungen nicht stören dürfen, sondern uns ihrer Art und Weise fügen und anpassen müssen, so darf es uns nicht befremden, wenn, was sie vorbringen, dem jetzigen Denken und Urtheilen nicht gemäß, Vieles kindisch, unserm Auffassen nach unpassend, unverständig, unwahrscheinlich erfunden wird. Es bezeichnet unsere Kenntniß von Dingen, die von unseren jetzigen sehr abweichen, von der Denkweise einer andern Zeit, von Wesen, die unsere Väter waren. Wir erblicken darin, was man uns bisher auszureden und die Mythen als zuchtlos darzustellen versucht hat, umgekehrt eine tief ernste, sittliche Anschauung der Natur und gewinnen moralisch in der Auffassung des religiösen Wesens der Vorzeit.

Der Raum verstattet mir freilich nur eine äußerst kleine Auswahl aus der unerschöpflich großen Masse des vorhandenen Stoffes; doch wird jeder Kanton und jede Gegend der Schweiz und Deutschlands Heimisches finden und sogar Pflanzen kennen lernen, die in alter Zeit und unter fremden Himmelsstrichen, in Aegypten, Asien und bis in's ferne Island gewachsen sind. Es ist eben eine Märchen-, Wunder- und Zauberwelt, wo Gold und Reichthum in Fülle walten, wo die Gärten in wunderbarer Pracht blühen, wo Könige und Königinnen mit ihren Prinzen und Prinzessinnen in wahrer Göttermacht schalten und walten, aber wieder ein demokratischer Hauch hindurchweht, indem der Aermste und Verachtetste über Reiche und Vornehme den Sieg davon tragen und der Sohn des geringsten Bauers und Handwerksmannes des Königes Tochter und die Krone erlangen kann, wenn er es durch Thaten verdient. Wie hier Mädchen vorkommen, denen Gold und Perlen aus den Haaren fallen, wenn sie sie kämmen, und duftende Rosen aus dem Munde, so oft sie reden, so sind manche dieser Märchen Rosen und Perlen, Edelsteine, oft ungeschliffen. Ich ließ sie sozusagen unverändert, wie sie aus des Volkes Munde kommen, was leider nicht bei allen Sammlern der Fall ist. Es dürfte auch ein Gewinn für unsere Jugend sein, wahrzunehmen, daß womit man uns in der Kinderzeit als mit Gespenstern schreckte, abgesehen von Sinnestäuschungen, fast ohne Ausnahme von ehemaligen Wesen höherer Art herrührt, und wie das helle Tageslicht der Bildung auch hier das frühere Dunkel und seine Gebilde verscheucht hat, worüber sich ein Lehrer des Kantons Schwiz scherzhaft ausdrückte: als nach der Revolution die Franzosen zu uns kamen, gab es auf einmal keine Gespenster mehr.

Digitized by Google

Wir werden ſehen, wie in unſerm Lande überall die Höhen, als wohl die Tiefe noch häufig Seeboden war, zuerſt Bewohner hatten, ſowie daß dieſelben Sagen in Voralberg und Tirol urſprünglicher und zahlreicher vorkommen, weil der deutſche Stamm, von dorther kommend, unſere Urwälder im Süden zuerſt ausrodete und ſeine Sprache die der keltiſchen Urbewohner verdrängte, deren Berg-, Fluß- und Ortsnamen aber faſt ſämmtlich geblieben ſind. —

Die Sammlung beginnt (d. h. urſprünglich) mit Thierſagen, worin nachgewieſen iſt, daß in der alten Welt die Sterne als am Himmel wandelnde Thiere, dieſe aber als unſterblich, göttlicher Natur, mit Menſchenſprache begabt, der Zukunft kundig, Schöpfer der Welt, Lenker der Menſchenſchickſale, goldreich und auf Gold ruhend angeſehen waren, um ſie ein ſchöner Wundergarten, deſſen Bäume goldene Aepfel trugen, Menſchenſprache beſaßen und tauſendſtimmig ſangen. Dieſen leuchtenden, ewig jungen Weſen dankte man Geſundheit und Wachsthum, von ihnen lernte man Zeit und Maaß und erhob in Noth und Leiden betende Hände zu ihnen, wie man in ihnen die Zukunft las und dort Rath holte. Die ihnen gezollte Verehrung ging bald auf ihre Abbilder, die Thiere auf Erden, über, aus deren vieler Augen und Weſen etwas Räthſelhaftes blickt, ſo daß man ſie als verwandt und verwandelte Menſchen anſah. Und zwar verehrte man nicht blos die, von denen man Wohnungen bauen und Pflanzen kennen lernte und die dem Menſchen halfen und dienten, ſondern allererſt gerade ſolche, deren Anblick und Weſen uns willkürlich erſchreckt und anwidert, wie die Kröte und Schlange. Reſte von alle dem ſind unzählige im Volksglauben geblieben, wovon dieſe Sagen zeugen. Wenn das in ihnen Geſagte dazu beiträgt, daß unſere Jugend die Thiere mit anderen Augen anſieht, ſich ſcheut, ſie zu kränken, ja ſich mit ihnen mehr befreundet, ſo iſt das ein Gewinn für ihre Humaniſirung, Vermenſchlichung, das Ziel und Ende jeglicher Erziehung und Bildung.

Aber dem Menſchen wohnt eine Kraft inne, die ihm gegeben, daß er leichter durch's Leben wandre und ſeine Mühen muthiger trage; es iſt ſeine Phantaſie, ſtatt deren das Thier ſeine wunderbaren Inſtinkte beſitzt. Dieſe verſüßt ihm ſein Leiden, verſchönert, unerſchöpflich reich, ſchaffend und erfinderiſch ſein Leben und überzieht Einöden und ſtarre Felſen mit Blüthen, eine Fee, deren Zauber zu ſeinen größten Wohlthaten gehört. Sie lehrte ihn nicht nur von den erſten Uranfängen an, ſich ſelbſt, ſeine Kleidung, Wohnung und Umgebung verſchönern, ſeine Stimme zu Geſang, ſeinen Gang zu munterm Tanze bilden, ſondern ſchuf die Blüthe aller Kunſt, die Dichtung. Dieſe blieb nicht dabei, die Sterne des Himmels als einen Garten mit Goldfruchtbäumen und göttlichen Thieren anzuſehen, deren nächtliche Reigen nach geheimnißvoller Muſik ergingen; die leuchtenden Weſen am Himmel

wurden zu sinnigen, klugblickenden, der Heilkunde und Weisheit mächtigen Zwerglein, kundig des Hammers, erfahrene Baumeister und Schmiede, durch Himmel und Erde fliegend, goldreich, aber die Thiergestalt in manchem, Ziegenohren und Füßen und haariger Haut beibehaltend. Auch sie, wie die Thiere, fand man auf der Erde, und zwar, weil Wasser einst Alles bedeckte, erst Wasser-, dann Landzwerge, letztere bei uns bald unterm Boden (Erdmännchen, Herdlütli), bald in den Bergen wohnend, wo noch unsere Eltern sie für die früheren Bewohner hielten und ihre „Heidenhäuschen" zeigten. Sie halfen und dienten den Menschen, theilten Schätze, heilende Kräuter und gute Räthe mit, gingen sogar Ehen mit ihnen ein, waren aber (die Sterne sind gewand- und fußlos) gar nicht oder ärmlich gekleidet und verließen eine Gegend, sobald man ihnen Kleider schenkte oder ihre Ziegen- und Gänsefüße entdeckte. Sie gruben in unseren Bergen Gold, schmiedeten, schauten in ihren Bergspiegeln Alles, was auf Erden geschieht, und fuhren auf ihren Mäntelchen durch die Luft. Ihre (wie der Sterne) Tänze und Musik sind berühmt. Neben ihnen kennt die Sage jene himmlischen Gewalten eben so als gewaltige Riesen, auch sie noch mit Resten der ersten Thiergestalt, über Flüsse und Berge schreitend, gewandte Baumeister, wie die Zwerge Besitzer reicher Heerden und Schätze, oft den Menschen und Zwergen feindlich, die sie fressen, und Nachts in wilder Jagd, den Thieren nach, durch den Himmel brausend (die wilde Jagd, der Türst). *)

Vorder-Hasli (Wolfhalden), am 11. September 1870.

Dr. Anton Henne.

---

*) Das Vorwort war nur für die erste Hälfte der Sagen, welche voraus erscheinen sollte, berechnet, daher die unvollständige Andeutung des Inhalts.
Anmerkung des Herausgebers.

Digitized by Google

Vorwort des Verfassers.

Das vorliegende Buch verdankt seine Entstehung einer nun größtentheils in dasselbe aufgenommenen Sammlung von mythischen Volkssagen, welche der Vater des Verfassers während eines Zeitraums von beinahe vierzig Jahren angelegt und an deren eigener Veröffentlichung er durch sein Hinscheiden verhindert wurde. Derselbe, Dr. Anton Henne, geb. 1798 zu Sargans, gest. 1870 zu Wolfhalden in der Schweiz, bekannt als Dichter,*) Historiker,**) Volksredner und Publicist, hatte eine besondere Vorliebe für die Mythologie. Wie dieses ungeheure Feld wissenschaftlicher Forschung unmöglich von einem Einzelnen vollständig beherrscht und in allen seinen Einzelheiten, Dogma, Kunst, Cultus und Organisation der religiösen Körperschaften, durchdrungen werden kann, so hatte sich auch der Sammler dieser Sagen auf einen bestimmten Punkt der Mythologie verlegt, nämlich auf die Ergründung der Beziehungen zwischen Natur und Religion und die Auffindung von Spuren der Naturverehrung und der Personification von Naturdingen in allen Glaubens- und Cultformen. Das ästhetische, ethische, dogmatische und praktische Gebiet der Religion und ihre Geschichte berücksichtigte er daher nur soweit, als diese Gebiete mit den natürlichen Grundlagen der Religion nothwendig zusammenhängen. In diesem Sinne hat er schon seit den Dreißiger Jahren (am Gymnasium zu St. Gallen in der Schweiz) gelehrt, daß die Züge der Mythologien aller Völker und ihrer Märchen und Sagen ursprünglich Vorgänge in der Natur bedeuten. Damals fand er damit (außer bei seinen Schülern) keinen Anklang; aber seitdem haben sich alle Mythologen, ohne von ihm etwas zu

*) Schweizerische Lieder und Sagen. Basel 1824. — Diviko und das Wunderhorn oder die Lemanschlacht. Ein deutsches National-Heldengedicht. Stuttgart 1826. — Sigfrid und die Nibelungen. Cyklus deutscher National-Heldenlieder (noch ungedruckt). — Der letzte Dominikaner in Bern. Novelle aus dem Jahre 1528. Schaffhausen 1863. — Die Rache in Gonten. Volksgemälde aus den Appenzeller Bergen. St. Gallen 1867. — Des heiligen Gallus Zelle an der Steinach im Jahre 614. St. Gallen 1868.

**) Neue Schweizerchronik für's Volk, aus den Quellen untersucht und dargestellt. St. Gallen 1828. Zweite Auflage. St. Gallen und Bern 1840. Vierte Bearbeitung (die dritte blieb ungedruckt) unter dem Titel: Schweizergeschichte für Volk und Schule. St. Gallen 1857 und Schaffhausen 1862. — Allgemeine Geschichte von der Urzeit bis auf die heutigen Tage. 1. Buch (Vorgeschichte). Schaffhausen 1845. 2. Buch (Hellenengeschichte) ebd. 1846. — Der Sonderbund und dessen Auflösung ꝛc. Schaffhausen 1848. — Geschichtliche Darstellung der kirchlichen Vorgänge und Zustände in der katholischen Schweiz seit 1830. Mannheim 1851. — Die Klingenberger Chronik ꝛc. herausgegeben. Gotha 1861. — Manethos, die Origines unserer Geschichte und Chronologie. Mit 1 synopt. Tafel. Gotha 1865.

Digitized by Google

wissen, einer mit der seinigen mehr oder weniger verwandten Richtung angeschlossen, indem sie sämmtlich die Quelle der Mythe in der Naturreligion und letzterer in der Natur selbst suchen. Auf diesem Standpunkte beruht denn auch die gegenwärtige Sammlung. Der Herausgeber und Erweiterer derselben und Verfasser des den Sagen beigegebenen erläuternden und den Zusammenhang herstellenden Textes hat noch die weitere Beschränkung eintreten lassen, die deutsche Volkssage, nicht im politischen, sondern im ethnographischen Sinne, also namentlich mit Inbegriff der deutschen Schweiz, in den Vordergrund zu stellen und alle Sagen anderer Völker nur soweit heranzuziehen, als sie mit der deutschen Sage deutliche Analogien darbieten. Dabei ist endlich nicht außer Acht zu lassen, daß unser Buch, dem Titel gemäß, nur die Volkssage, d. h. die im Volke lebende Sage berücksichtigt, die Kunstsage aber, die von Dichtern bearbeitete, soweit sie nicht mit der Volkssage in unmittelbarem Zusammenhange steht, beiseite läßt. Soweit die Religion die Natur hinter sich gelassen und sich der Ethik zugewandt, wurde sie nicht mehr berücksichtigt, indem mit diesem Schritte das Gebiet der Sage verlassen und das der Reflexion betreten wird. Hingegen mußten ethische Mächte, soweit sie ihren Ursprung in der Natur haben, Erwähnung finden, was bei erfundenen ethischen Gottheiten nicht der Fall ist.

Aus dem Gesagten geht bereits hervor, daß hier nur von religiösen Sagen, und zwar von solchen des Polytheismus (da der Monotheismus nicht auf natürlicher, sondern auf ethischer Grundlage ruht) die Rede sein kann. Es fallen also von sämmtlichen Arten der erzählenden Volksdichtung weg: die christlichen Legenden, soweit sie nicht heidnische Anklänge bewahrt haben, die historischen, d. h. auf Ereignissen, Personen und Oertlichkeiten der wahren Geschichte beruhenden Sagen, und die rein phantastischen, willkürlich erdichteten Märchen. Alles Uebrige, d. h. alles das Leben und Weben der Natur in der Religion Betreffende, werde es im gewöhnlichen Sprachgebrauche Sage, Mythe oder Märchen genannt, ist hier, statt unter der ebenfalls passenden fremden Benennung „Mythe", unter dem gemeinsamen deutschen Namen „Sage" aufgenommen, soweit es seinen Zusammenhang mit den Natur-Religionen, ihren Gottheiten und ihrem Kult in sich selbst bewies. Wann und wie die betreffenden Sagen entstanden, konnte nicht berücksichtigt werden, weil es nicht zu erforschen ist; erweist sich ihr Inhalt als ein wirklich mythischer und stammen sie in der That aus dem Volke, so mag auch ihre gegenwärtige Form eine junge sein, sie schließt darum nicht ihre Ableitung aus dem unerschöpflichen Born der volksthümlichen Göttersage aus. Daß ein großer, ja der größte Theil der nicht aus gedruckten Werken geschöpften Sagen schweizerisch ist, hat seinen natürlichen Grund in der Heimat und dem Aufenthalts-

Digitized by

orte des Sammlers. Damit erhält die Sammlung jedoch keineswegs einen localen Charakter; denn die übrigen Sagen beweisen hinlänglich, daß ganz die nämlichen mythischen Züge, wie in der Schweiz, auch in allen übrigen Ländern, nicht nur soweit die deutsche Zunge klingt, sondern soweit deutsche Einwirkung stattgefunden hat, ja man kann sagen: im gesammten Gebiete des indogermanischen Stammes und theilweise sogar anderer Racen angetroffen werden. Ueberdies hat der Verfasser und Herausgeber den Gesichtskreis des Buches bedeutend erweitert. Es wurden zu diesem Zwecke sämmtliche Sagen-Sammlungen benützt, vorzüglich aber folgende:

Grimm, Kinder- und Hausmärchen.
„ Deutsche Sagen.
Pröhle, Deutsche Sagen.
Bechstein, Deutsches Märchenbuch.
Perger, Deutsche Pflanzensagen.
Wolf und Mannhardt, Zeitschrift für deutsche Mythologie.
Rochholz, Naturmythen.
„ Schweizersagen aus dem Aargau.
Lütolf, Schweizerische Bräuche und Legenden.
Stöber, Die Sagen des Elsasses.
Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden.
Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Bräuche aus Schwaben.
Birlinger, Aus Schwaben.
Vonbun, Sagen Vorarlbergs.
Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol.
Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols.
Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich.
Grohmann, Sagenbuch aus Böhmen und Mähren.
Panzer, Baierische Sagen und Bräuche.
Schönwerth, Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen.
Herrlein, Die Sagen des Spessarts.
Wolf, Hessische Sagen.
Greß, Holzlandsagen.
Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes.
Gräsße, Der Sagenschatz des Königreiches Sachsen.
Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche.
Kuhn, Märkische Sagen und Märchen.
„ Sagen, Märchen und Gebräuche aus Westfalen.
Harrys, Volkssagen Niedersachsens.
Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg.
Müllenhoff, Schleswig-Holstein'sche Sagen und Märchen.
Niederhöffer, Mecklenburgs Volkssagen.
Toeppen, Aberglauben aus Masuren mit einem Anhang: Masurische Sagen und Märchen.
Cavallius und Stephens, Schwedische Volkssagen und Märchen.
Asbjörnsen und Moe, Norwegische Volksmärchen.
Maurer, Isländische Volkssagen.

Außer den Sammlungen von Sagen wurden zur Bearbeitung des Buches benutzt:

Die Edda, übersetzt von Simrock, Stuttgart 1871.
Braun, Jul., Naturgeschichte der Sage. München 1864—65.

Digitized by Google

Caſpari, Otto, Die Urgeſchichte der Menſchheit 2 Bde. Leipzig 1873.
Grimm, J., Deutſche Mythologie.
Gubernatis, Angelo de, Die Thiere in der indogerm. Mythologie. Leipzig 1874.
Hahn, J. G. von, Sagwiſſenſchaftliche Studien. Jena 1876.
Haupt, M, Zeitſchrift für deutſches Alterthum. Leipzig 1841 ff.
Mannhardt, Der Baumcultus der Germanen ꝛc. Berlin 1875.
Menzel, Wolfgang, Die vorchriſtliche Unſterblichkeitslehre. 2 Bde. Leipzig 1870.
Müller, Max, Einleitung in die vergleichende Religionswiſſenſchaft. Straßburg 1874.
Nork, Mythologie der Volksſagen (Scheible's Kloſter Bd. IX).
Pfeiffer, Franz, Germania, Vierteljahrsſchrift für Alterthumskunde. Wien 1856 ff.
Preller, Griechiſche Mythologie. 3. Aufl. 2 Bde. Berlin 1872 und 1874.
" Römiſche Mythologie.
Roſkoff, Guſtav, Geſchichte des Teufels. 2 Bde. Leipzig 1869.
Schleiden, M. J., Urſprung des deutſchen Volksaberglaubens, beſonders in Bezug auf Pflanzen (Illuſtr deutſche Monatshefte Nr. 201, Juni 1873, S. 280 ff.).
Schwartz, F. L. W., Der Urſprung der Mythologie, dargelegt an griechiſcher und deutſcher Sage. Berlin 1860.
Seydel, Rud., Die Religion und die Religionen. Leipzig 1872.
Simrock, Handbuch der deutſchen Mythologie mit Einſchluß der nordiſchen. 3. Aufl. Bonn 1869.
Tylor, Edward, B., Die Anfänge der Kultur. 2 Bde. Leipzig 1873.
Uhland, Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter. I. Die Heldenſage (Schriften zur Geſchichte und Sage. Bd. I). Stuttgart 1865.
" Sagengeſchichte der germ. und rom. Völker (Schr. z. Geſch. und Sage. Bd. VIII. Stuttgart 1868).
" Schwäb. Sagenkunde und Abhandlungen (Schr. z. Geſch. und Sage. Bd. VII. Stuttgart 1873).
Uhlemann, Aegyptiſche Alterthumskunde. 4 Bde. Leipzig 1857 und 1858.
Wurm, Paul, Geſchichte der indiſchen Religion. Baſel 1874.
Wuttke, Adolf, Der deutſche Volksaberglaube der Gegenwart. Berlin 1869.

Es war der leitende Grundſatz, ſowohl des urſprünglichen Sammlers der Sagen, als des Verfaſſers dieſes Buches, ſich nicht in Hypotheſen und nebelhafte Hirngeſpinnſte zu verlieren, ſondern nur Das zu behaupten, was durch gewichtige Thatſachen unterſtützt und für den geſunden Menſchenverſtand bewieſen iſt (von urkundlichen Beweiſen kann natürlich auf dem Gebiete der Sage keine Rede ſein). Daher wurde in den Sagen nichts geſucht, was nicht für den unbefangenſten Beobachter und Beurtheiler ſchon in ihnen liegt. Freilich bedarf es bei den meiſten Sagen und Märchen erſt der Vergleichung, nicht nur mit anderen desſelben Volkes, ſondern auch mit ſolchen anderer Völker, um ein religiöſes Element darin zu finden und ſich die Meinung aus dem Kopfe zu ſchlagen, daß ſie blos zur Unterhaltung gedichtet ſeien. Hat man ſich aber einmal in dieſe Vergleichung verſchiedener Sagen hineingefunden, ſo ſpringt ihre Bedeutung von ſelbſt in die Augen. Wir haben daher niemals künſtliche, ſondern ſtets natürliche Wege eingeſchlagen, um die religiöſen Elemente der Sagen zu deuten, d. h. wir gingen nicht von den oft zufälligen Namen und Attributen

Digitized by Google

der mythischen Wesen aus, um auf diese gegründet sie einander beizugesellen oder zu substituiren, sondern vor Allem von ihrem Gesammtcharakter und von den bedeutendsten Merkmalen ihrer Erscheinung, welche Hauptsachen dann erst von den Namen und Attributen unterstützt werden mußten.

Alle mythischen Wesen der Heidenvölker sind Namen und Hüllen für Gegenstände der Natur, vorab für die beiden großen Urgegensätze, Himmel und Erde, dann für die Gestirne, Sonne, Mond und Sterne und für die sich an diese Wesen anschließenden und sich gleich ihnen paarenden Wirkungen und Analogien derselben: Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leben und Tod, Wärme und Kälte, endlich für alle übrigen, mehr oder weniger selbständigen Naturerscheinungen: Feuer und Wasser, Blitz und Donner, Wind und Wetter, Wolken, Regen, Schnee, Wachsthum, Fruchtbarkeit, Gesundheit, Krankheit ꝛc. Bei fortgesetzter Vergleichung und Zusammenstellung wird es sich denn auch zeigen, daß eine fortlaufende Entwicklungsreihe die mythischen Wesen verbindet und von den unvollkommensten, menschenunähnlichsten zu den vollkommensten, menschenähnlichsten aufsteigt. Der Mensch beginnt in der Erkenntniß der Dinge nicht bei sich selbst; im Gegentheil, erst nachdem er die Außenwelt durchforscht, kehrt er zu sich selbst zurück und erkennt sich selbst. Die Selbsterkenntniß ist die höchste Stufe in der Entwicklung der Ideen; wo sie anfängt, da hört die Kindheit der Menschheit und mit ihr die Religion im gewöhnlichen Verstande und die Mythe auf und beginnt die Speculation und die Philosophie. Letztere hat mit der Mythe nichts mehr zu schaffen, auch wenn sie sich noch so sehr auf sie zu stützen und sie für ihre Zwecke zu benützen sucht. Wenn die ägyptischen Priester, nach der freilich wenig erwiesenen Ansicht Röths, von einem Urgeist, einem Urstoff, einer Urzeit, einem Urraum sprachen, so waren sie längst über die Kinderzeit der Mythe hinaus und in das reife Alter der Speculation eingetreten, sie waren von einer Stufe der Entwicklung des Geistes zu der ihr entgegengesetzten fortgeschritten. Die Mythe nämlich schafft Bilder für Begriffe, die ihr sonst unverständlich wären, die Speculation abstrahirt aus den Bildern der Mythe, die ihr zu einfach und kindisch geworden sind, wieder Begriffe, bis sie zuletzt der Bilder nicht weiter bedarf. Das Verfahren der Mythe ist Personification, Individualisirung, das der Speculation ist Abstraction, Idealisirung.

Die Mythe hat deductive, die Speculation inductive Methode, daher eine deductiv verfahrende Speculation noch keine wirkliche Philosophie, sondern im Banne der Mythe und der Theologie befangen ist, ja sogar noch selbst Mythen schafft.

Was nun unsere Auffassung der Mythologie betrifft, so stehen wir derjenigen Prellers, des zu früh geschiedenen verdienstvollen Bearbeiters der griechischen und römischen Mythologie, ziemlich nahe, doch ohne daß wir mit ihm in Allem einig gingen. Wir sind ein-

Digitized by

verſtanden mit Preller in der Erklärung der mythiſchen Sagen und Vorſtellungen aus Naturvorgängen; aber wir finden, daß er dieſelben nur nach ihrer letzten künſtleriſchen Ausbildung und nicht nach ihrer urſprünglichen volksthümlichen Bedeutung auffaſſe. Sein Standpunkt iſt durchaus berechtigt für die Kunſt-, aber nicht für die Religionsgeſchichte; denn wie er die Mythe verſteht, ſo verſtand ſie Hellas, auf der letzten Stufe ſeiner Bildung, nicht das helleniſche Urvolk in ſeiner Kindheit, als es noch die Natur in naivem Sinne perſonificirte und individualiſirte. In dieſer ältern Auffaſſung aber ſind die Mythen in analogen Zügen von Volk zu Volk verbreitet worden; die hohe künſtleriſche Ausbildung, welche ſie in Hellas empfingen, iſt eigenſte Sache des helleniſchen Volkes und ſteht zu unſerer nordiſch-germaniſchen Volksſage in keiner Beziehung. Die Griechen in ihrer Blüthezeit haben den Himmel auf die Erde herabgezogen; die Mythe erhielt daher bei ihnen vorwiegend irdiſche Bedeutung; an die Stelle der Urſache trat die Wirkung, an die Stelle der Geſtirne ihr Einfluß auf Witterung, Fruchtbarkeit, Geſundheit, Leben, Wohlſtand u. ſ. w. Da wir uns aber mit der deutſchen Volksſage beſchäftigen, d. h. mit der Sage einer Nation, welche zur Zeit des Heidenthums keine Blüthe der künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Bildung errang wie die Hellenen, ſo können wir, wo wir des Zuſammenhanges wegen auf die griechiſche Mythe Bezug nehmen, nur die urſprüngliche Bedeutung derſelben berückſichtigen, wie ſie bei einem noch nicht feingebildeten Volke platzgreifen muß, und wie ſie mit einigem Scharfblicke aus der ſpätern Entwicklung der Mythologie noch herausgeleſen werden kann.

So hat z. B. Preller (3. Aufl. Bd. I. S. 91, 2. Aufl. S. 90) die ſein Syſtem in wenig Worten charakteriſirende Stelle, die älteſten griechiſchen Götter betreffend: „Zeus als der oberſte Himmelsgott und der gemeinſchaftliche Vater oder Gatte, . . . Hera und Athena als die beiden weiblichen Mächte des Himmels, die eine mit dem vorherrſchenden Ausdruck der mütterlichen, die andere mit dem der jungfräulichen Weiblichkeit, Hephäſtos als der Feuergott himmliſchen Urſprungs, Ares der Sturmgott, endlich Hermes als der der meteorologiſchen Veränderung von Licht und Dunkel.“ Gut, das war die Auffaſſung höherer Bildung. Die kindliche Mythendichtung aber wußte wohl vom Himmel, und vom Feuer als Gegenſtänden der Verehrung, nicht aber vom Sturm, von meteorologiſchen Veränderungen, von weiblichen Mächten des Himmels, die theils nur Wirkungen bekannter Urſachen, theils zu abſtract ſind, um in Zeiten naiven Glaubens begriffen zu werden. Wenn alſo Zeus allerdings den Himmel und Hephäſtos das Feuer bedeutet, womit wir einverſtanden ſind, was waren denn Ares und Hermes, Hera und Athena? Sie waren nichts anderes, als was ihre Geſchwiſter und Verwandten, Apollon und Artemis ſind, nämlich Wiederholungen von Helios und Selene, den

Digitized by Google

Kindern des ältesten Titanen Hyperion, nämlich Gestaltungen von Sonne und Mond, dem (nach Himmel und Erde) ältesten Götterpaare. Es erscheint dieser Charakter bei Hera, welche in feingebildeter Zeit als Göttin der Luft galt, noch in dem derben, eine ältere rohere Zeit bezeichnenden Zuge, daß Zeus sie im Zorne am Himmel aufhängt. Welches weibliche Wesen sonst aber hängt am Himmel, als der Mond? Daher auch ihre Feindschaft gegen Dionysos und Herakles, die Sonnengötter, diese alte Feindschaft (abwechselnd mit Liebe) zwischen Sonne und Mond (wie denn auch ihr Gatte Zeus als Himmels- ein Sonnengott ist); daher ihr Beinamen βοῶπις (die Kuhäugige); denn für den Mond war stets ein Bild die Kuh, wie für die Sonne der Stier. Ursprünglich konnte die Luft kein so individuelles Wesen sein, wohl aber der stets als solches betrachtete Mond. So beurkunden auch bei Athena, welche lieblich und mild glänzt und segnet (Preller, S. 152 [147]), ihr runder Schild, mit dem Mondbilde der Medusa (Preller, S. 158, [153]), ihre Jungfräulichkeit, ihre Geburt aus dem Haupte des Himmelsgottes zwischen den Wolken, ihr italischer Name „Minerva“ (μήν), ihr Beiname Γλαυκῶπις, „welcher einen eigenthümlich leuchtenden Glanz der Augen ausdrückt, einen ähnlichen Glanz wie den des Mondes“ (Preller), ihre Deutung durch Aristoteles auf das Mondlicht u. s. w., den Charakter einer ursprünglichen Mondgöttin. Dasselbe ist der Fall mit Aphrodite, in Hinsicht auf ihre Geburt aus dem Meere, wo der Mond für Griechenland aufgeht, aber auch auf ihre Erzeugung durch Samen des Himmels (Uranos) und auf ihre nächtlichen Dienste; auch wurde sie ausdrücklich als Mondgöttin verehrt (Preller, S. 278 [267]) und ihr Geliebter Adonis war ein Sonnengott. Daher ist aber auch ihr göttlicher Buhle Ares ein solcher und seine Stärke und Streitlust die der Sonne, deren brennende Fackel er trägt, und solche sind ebenfalls Hermes und Dionysos; denn die Ursache der durch Jenen dargestellten Licht- und Luftveränderungen,*) und der durch Diesen repräsentirten Fruchtbarkeit des Erdbodens, besonders des Weines, ist ja eben die Sonne.

Weitaus am nächsten steht aber unsere Auffassung derjenigen Simrocks in seiner „deutschen Mythologie“, welche wir zwar erst kennen lernten, als unsere Ansicht bereits fest stand, von welcher wir aber nur in untergeordneten Punkten abweichen müssen, natürlich ganz abgesehen von seiner sonderbaren Predigt gegen den Fortschritt (S. 147), die gar nicht zur Sache gehört. Aehnliches ist zu sagen von dem Standpunkte, den der verdiente Mythолog Schwartz (der Ursprung der Mythologie, Berlin 1860) einnimmt. Ursprünglich war

*) Schlagend für Hermes als Sonnengott ist die Stelle bei Preller (Plew) Bd. I. S. 318. 319.

Digitized by Google

es derselbe, den auch wir vertreten. Wir waren überrascht, als wir in dem erwähnten Werke (S. 17 und 18) die mit unserer Auffassung durchaus übereinstimmende Stelle lasen: „Und wie so das am Himmel sichtbar werdende Tagesauge den Glauben an einäugige, gewaltige Riesen dort oben weckte, die man mehr in ihrer Furchtbarkeit auffaßte, weil dem rohern Menschen eben mehr die furchtbaren Erscheinungen sich aufdrängten, so erzeugte das Funkeln so vieler Sterne zur Nacht neben anderen sachlichen Auffassungen, z. B. als Feuerfunken, in menschlicher Deutung, jenen Riesen gegenüber dann die Vorstellung unendlich vieler kleiner „zwerghafter" Wesen, die, wenn die Wolken sie deckten, ihre Nebelkappen übergezogen u. s. w." (Vergl. ebendas. S. 247.) Im Verlaufe seiner Forschungen aber deutet Schwartz (worin wir ihm nicht folgen können) die gesammte Mythologie (in ihrer ältesten Form nämlich) ausschließlich auf meteorologische Vorgänge, auf Wolken, Blitz, Donner, Regen, Regenbogen und anerkennt die Himmelskörper (welche uns schon von vornherein die Hauptgestalten der Sagenwelt sind, neben denen wir aber auch jenen ihren Platz einräumen), blos als „sachliche Elemente" und erst in späterer Entwicklung als Stoff zu „menschenähnlicher Vorstellung". In Vielem gehen wir auch mit v. Hahn (Sagwissenschaftliche Studien) einig, der uns jedoch zu künstlich verfährt und auf dessen vorzugsweise die Heldensage betreffende Deutungen wir in einem besondern Werke über die Nibelungen näher einzutreten gedenken.

Es geht aus dem Gesagten, dessen Begründung der folgende Text mit den eingefügten über tausend Sagen liefert, von selbst hervor, daß unser System mit Uebertreibungen der natürlichen Deutung des Mythenwesens, mit minutiösen und sentimentalen Tifteleien nichts zu thun hat. Die Vergöttlichung der Naturerscheinungen und die Mythendichtung nach denselben in ältester Zeit, und zwar bei allen Völkern, die sich über den Fetischdienst erhoben hatten, war stets so einfach als möglich und ging weder subtil und scrupulös in's Einzelne, noch schuf sie ein durchaus logisches System, ja sie schrak keineswegs vor Inconsequenzen, Verwechslungen und Widersprüchen zurück, die aber aufzudecken und zu berichtigen nach der von uns angenommenen Methode unbefangener und ungezwungener, durch Thatsachen unterstützter Deutung keinen wesentlichen Schwierigkeiten unterliegen dürfte.

Und damit empfehlen wir diesen anspruchlosen Strauß von frischen Blumen aus dem Garten der Volkssage dem Wohlwollen der Freunde des Volkes und der mythengeschichtlichen Wissenschaft und fügen die Bitte an jeden Kenner noch nicht veröffentlichter mythischer Volkssagen bei, uns solche zur Erweiterung unserer Forschungen mitzutheilen, wofür wir im Voraus unsern aufrichtigen Dank aussprechen.

Zürich, Ostern 1879. **Der Verfasser.**

Digitized by Google

Einleitung.

Das Wort „Sage“ kommt vom Zeitworte „ſagen“; das Sagen aber hat das Sprechen zur nothwendigen Vorausſetzung. Wie das „Sagen“ an ſich, ſo richtet ſich daher auch die Sage nach der Sprache, d. h. Völker mit verwandten Sprachen haben in der Regel auch verwandte Sagen, Völker mit verſchiedenartigen Sprachen auch verſchiedenartige Sagen. Doch kommen mitunter in verſchiedenartigen Sprachen, wie verwandte Ausdrücke, ſo auch verwandte Sagen vor, und es folgt daraus, daß die Sage zum Theil aus den erſten Zeiten der Sprachentwicklung ſtammt. Wie indeſſen ſchon das Wort zeigt, indem „ſagen“ ſo viel heißt als etwas ſprechen, was einen beſtimmten Sinn hat, ſo iſt die Sage das Ergebniß einer Stufe in der Entwicklung der Menſchheit, auf welcher dieſelbe bereits gelernt hatte, mit logiſcher Reihenfolge der Gedanken zu ſprechen.

Da das „Sagen“ indeſſen einen ſehr verſchiedenen Inhalt haben kann, die „Sage“ hingegen in der deutſchen Sprache ſtets nur den Sinn einer einfachen urſprünglichen Erzählung hatte, ſo müſſen wir uns auf dieſen beſchränken. Die älteſten Sagen von erzählendem Charakter hatten naturgemäß zum Inhalte die erſten den Menſchen bekannt gewordenen Vorkommniſſe und Thatſachen, und das waren einſt noch keine weiteren als die Naturereigniſſe. Da aber die Organe und Erzeugniſſe der Natur überall der älteſte Gegenſtand der Verehrung waren, indem in ihnen der Menſch das Unendliche ſuchte, dem er ſein Daſein und ſeinen Beſitz verdankte, — ſo hatten auch die

Digitized by Google

ältesten Sagen einen religiösen Inhalt und ein religiöses Ansehen; sie sind die ersten religiösen Werke der Menschheit. In späteren Zeiten ist dieser Charakter der Sage verloren gegangen und vergessen worden und der Name der Sage ging vorzugsweise auf solche Erzählungen über, welche sich an besondere Orte, Zeiten und Personen knüpften, während die ächten alten religiösen Sagen unter der halb mitleidigen und halb verächtlichen Benennung des Märchens zur Unterhaltung der Kindheit herabsanken; die erwähnten jüngeren Sagen, welche wir kurz als „geschichtliche" bezeichnen wollen, haben nur ein zeitliches, örtliches oder persönliches Interesse und sind daher theils so verschiedenartig, ohne einheitliches Gepräge und nach allen Richtungen hin zerstreut, theils sprechen sie so deutlich durch sich selbst, daß ein allgemeines Wort über sie zu sprechen unmöglich und überflüssig wäre. Letzteres unternehmen wir dagegen in diesem Buche bezüglich der wahren alten Sagen religiösen Charakters, der „Mythen", hinsichtlich welcher es sich zeigen wird, wie sehr verwandte und allgemeine Züge sich durch ihr ganzes Gebiet hin ziehen.

Der Zusammensetzung der Sprache aus Lauten, Wörtern und Sätzen stellt Hahn*) diejenige des Sagenschatzes gegenüber, dessen Theile wir, dem Sprachgebrauche angemessen, Sagenzüge, Sagen und Sagenketten nennen; da indessen der Sagenzug bereits einen Gedanken enthält, was von dem Laut unter keinen Umständen und selbst von dem Worte nur in seltenen Fällen gesagt werden kann, so können wir dem erstern im Gebiete der Sprache nichts Geringeres als den Satz gegenüberstellen, demgemäß also der Sage die Periode und der Satzkette einen mehr oder weniger selbständigen Aufsatz. Einen weitern Begriff, entsprechend einem größern Werke, erblicken wir in dem Sagenkreise, und einen weitesten, einer Sammlung zusammengehöriger schriftlicher Arbeiten zu vergleichen, in dem gesammten Sagenschatze eines Volkes. Wie in der Sprache, so läßt sich indessen auch in der Sage eine strenge Grenze zwischen jenen Theilen nicht aufstellen; wie einzelne Wörter auch die Stelle von Sätzen vertreten und einzelne Aufsätze sowohl selbständig als Theile eines

*) Sagwissenschaftliche Studien, Jena 1876, S. 18 ff.

Digitized by Google

größern Ganzen sein können, so ist nicht genau zwischen Sagen, Sagenketten und Sagenkreisen zu unterscheiden.

Die Sagenzüge verdanken ihren ersten Ursprung Einwirkungen der Natur, denen sich erst auf einer höhern Stufe der Ausbildung solche Züge beigesellen, welche der dichterischen Einbildungskraft oder der ethischen Ueberzeugung des Menschen entspringen. Oft auch läßt sich der Ursprung eines Sagenzuges nicht oder wenigstens nicht sicher erkennen, und überhaupt ist in der Sage nicht Logik und Consequenz zu suchen, weil sie kein Erzeugniß der Reflexion, sondern ein freies Kind künstlerischer und dichterischer Phantasie ist, das erst auf höherer Culturstufe von des Gedankens Bläße angekränkelt wird.

Daß der Ursprung der Sagenzüge in der Natur zu suchen, ist vielfach bezweifelt worden, und eine nüchtern realistische Schule, welche in der poesielosen Zeit der alexandrinischen Grammatiker mit Euemeros ihren Anfang nahm, suchte in den Gestalten der Sage lediglich wirkliche Menschen, deren Erlebnisse nur entstellt wären. Diese Ansicht hat zwar in einzelnen Zügen recht, wo Sagenpersonen geschichtliche Namen tragen, wie z. B. Etzel (Attila) und Dietrich (Theodorich); aber diese Fälle sind äußerst selten und im Verhältniß sehr jung, und der Euemerismus hält als allgemeines System in keiner Weise Stich vor der Thatsache, daß Gestalten der Sage vielfach ausdrücklich die Namen von Organen der Natur tragen und auch deren Verrichtungen ausüben, und daß eine Menge anderer Gestalten mit anderen Namen die nämlichen Thaten thun und Dinge erleben, wie jene. So kann es z. B. unmöglich einem Zweifel unterliegen, daß Phaetons Sturz den Untergang der Sonne bedeutet, weil er „der Leuchtende" heißt, Sohn des Helios ist und sein Abenteuer mit dem Sonnenwagen erlebt; die mit dieser Katastrophe ähnlichen, in Folge eines unvermeidlichen Geschickes eintretenden Untergänge junger leuchtender Götter, wie Osiris, Adonis, Baldur, Achilleus, Sigfrid u. A., haben dann aber auch offenbar dieselbe Bedeutung. Auf die Frage, ob denn also bei jedem Sonnenuntergang Osiris oder Baldur getödtet werde, ist einfach zu antworten, daß die Poesie sich um solche Spitzfindigkeiten nicht kümmert, sondern dichtet, weil es ihr Freude macht und um ihre Götter zu feiern. Kindisch und einfältig ist es dagegen, in mit Sagen

Digitized by Google

zusammenhängenden Zügen, welche keinen nothwendigen Bezug auf Naturereignisse haben, einen solchen suchen zu wollen, so z. B. in dem Beginnen Athenes, den Achill an den Haaren zurückzuhalten, die Zerstreuung der Wolken durch die Sonne; solche Lächerlichkeiten, welche sich nicht mehr auf Sagenzüge, sondern auf Gedanken der Kunstdichtung beziehen, haben der natürlichen Erklärung *alter* Sagenzüge allerdings viel geschadet.

Wenn nun aber der Bezug auf Naturereignisse in ursprünglich-religiöser Auffassung hinsichtlich der Hauptbestandtheile derjenigen Sagen klar ist, welche durch unverdächtiges altes Zeugniß als religiöse Mythen feststehen, indem ihre Gegenstände nachweisbar auch solche des Gottesdienstes waren und in Schriften erwähnt sind, welche zu ihrer Zeit religiöses Ansehen hatten, wie z. B. die indischen und homerischen Epopöen und die germanische Edda, so könnte es dagegen als zweifelhaft erscheinen, ob auch den unter dem Volke lebenden mythischen *Sagen*, gewöhnlich *Volksmärchen* genannt, eine naturreligiöse Bedeutung innewohnt. Solcher Zweifel muß aber schwinden, wenn sich in diesen Sagen oder Märchen die auffallendsten Aehnlichkeiten mit der als solche anerkannten Mythologie finden, indem theils Wesen darin auftreten, welche anderwärts mit den Göttern verkehren, wie Zwerge, Riesen u. s. w., theils die Helden genau dieselben Thaten vollführen wie Götter und Heroen, z. B. Drachenkämpfe, ja auch Heldinnen dieselben Schicksale erleiden wie göttliche Heroinen, z. B. Dornröschen den hundertjährigen Schlaf Brunhilds durchmacht, endlich aber Helden und Heldinnen geradezu als unsterblich oder nach dem Tode als wieder belebt oder mit himmlischen Dingen, wie Sonne und Mond, in Verbindung erscheinen. Das sind Thatsachen, an denen in späterer Zeit beigefügte romanhafte Ausschmückungen der Erzählung nichts ändern können. — Zu solchen Ausschmückungen gaben alle die verschiedenen Errungenschaften Anlaß, zu welchen der Mensch im Laufe der Entwicklung seiner Cultur gelangte. Die Ausbildung des Familienlebens übertrug dieses auch auf die von den ältesten Menschen verehrten und nach und nach in menschliche Gestalt gehüllten Naturkräfte und gab ihnen die Eigenschaften von Vätern, Müttern, Söhnen, Töchtern u. s. w. Die Verbindung der Familien zu Stämmen und Staaten

Digitized by Google

führte auch bei den Göttern solche ein und brachte ihnen Geschichten von Entthronungen und Dynastien, und den Heroen, als welche sie auf der Erde erschienen, Geschichten von Kriegen und Friedensschlüssen. Auch entwickelten sich die Sagen der einzelnen Völker, nachdem die Völkerstämme sich in solche zertheilt, gemäß dem sich immer eigenthümlicher gestaltenden Charakter derselben, trotzdem sie den ursprünglichen Kern der Sage, der dem gesammten Völkerstamme gemeinsam war, nicht verloren. So behielten z. B. die Inder, Griechen, Germanen u. s. w. in den Grundzügen ihrer Sagen Dasjenige, was den ungetrennten Indo-Europäern gemeinsam gewesen, theils ziemlich unverändert, theils paßte sich bei ihnen dasselbe im Einzelnen dem Charakter der besonderen Völkerschaften an. Ersteres kennen wir als Märchen, letzteres als Götter- und Heldensage. Ersteres, ein Eigenthum der Frauen und Kinder geworden, drückt mehr die Eigenart der Völker als solcher aus, letztere, von den Männern bevorzugt, welche das Märchen verächtlich wegwerfen, mehr die religiösen Gedanken, wie sie sich bei Annahme besonderer Glaubensformen ausprägten. Die Folge davon war, daß sich das Märchen bis auf unsere Tage in seiner Hauptsache erhielt, wenn es auch vielfach die Färbung des Ortes, wo, und der Zeit, wann es jeweilen erzählt wurde, annahm, — die Götter- und Heldensage aber durch den Sieg des Christenthums (im Osten durch Buddhismus oder Islam), als mit der neuen Religion unvereinbar, verdrängt wurde. Das Märchen dagegen war der letztern nicht nur nicht hinderlich, sondern schmiegte sich ihr geradezu an, so daß es sich mit den christlichen und anderen Legenden in der mannigfachsten Weise verquickte, und dabei blieb dennoch sein alter Kern so unverfälscht, daß er sich bei den entlegensten Völkern, nicht nur gleichen Sprachstammes, sondern bisweilen sogar verschiedener Stämme, nicht verkennen läßt. Und diese Kraft des Märchens theilten auch manche Züge der Götter- und Heldensage, welche unter dem Volke sich verbreitet hatten und sich ebenfalls dem neuern Glauben anschmiegten, wie z. B. die Sigfrids-Sage ꝛc. ꝛc. Immer noch macht sich die Thatsache geltend, daß die Sage dem ältesten Glauben angehört, und wenn auch dieser geschwunden ist, so hat sich sein erzählender Ausdruck der Volksseele so tief eingeprägt, daß er fortbesteht und fortlebt, während

Digitized by Google

das Andenken an geschichtliche Thaten und Personen schon in den nächsten Geschlechtern wieder verschwindet, soweit es nicht schriftlich fortgepflanzt und bei den Lesenskundigen immer wieder aufgefrischt wird. Dieses letztern Umstandes bedarf die Sage nicht — außer eben wo sie durch einen neuen Glauben verdrängt wird. Im Volke bleiben darum nur diejenigen Charakter-Auffassungen geschichtlicher Personen haften, wie sie in die Sage übergegangen sind, nicht wie sie in Wirklichkeit bestanden haben. Das Volk erinnert sich wohl an einen Sigfrid, Etzel, Dietrich, aber nicht an einen Sigebert, Attila, Theodorich.

Man hat sich überflüssiger Weise darum gestritten, welche Naturvorgänge den Sagen zu Grunde liegen, als ob dies überhaupt diese und jene bestimmten sein müßten! Wir sagten bereits, daß die ungekünstelte Dichtung der Völker nicht aus Reflexion hervorging und darum auch nicht logisch oder consequent verfahren konnte. Sie ließ sich lediglich von der Phantasie leiten und wußte daher nichts von einem System. Ihre Benutzung der Naturereignisse beschränkte sich weder auf astronomische, wie die Einen, noch auf meteorologische, wie Andere, noch auf organische, besonders vegetabilische (kaum animalische) Thatsachen, wie Dritte es gewaltsam und willkürlich deuten wollten, sondern borgte bald bei diesen, bald bei jenen Erscheinungen, nur stets bei der Mutter Natur. Was dabei der Forscher im Gebiete der Sage thun kann, ist daher vor Allem nichts Doctrinäres, nichts Willkürliches oder Systematisches, sondern stets nur die Gewißheit oder wenigstens die Wahrscheinlichkeit des Zusammenhanges zwischen einem Sagenzug und einem Naturvorgange. Natürlich kommt es dabei sehr wesentlich auf das Volk an, um dessen Sagen es sich handelt, in Verbindung mit dem Klima seines Landes, sowie mit seiner Sprache und mit der Bedeutung, welche die in der Sage vorkommenden Namen in derselben haben. Nur eine solche vielseitige Verbindung der in Betracht kommenden Gegenstände kann zu einer annähernd richtigen Deutung der betreffenden Sagen führen.

Es ist jedoch, wie bereits angedeutet, nicht anzunehmen, daß der gesammte Inhalt der Sagenwelt allein der Natur, beziehungsweise ehemals verehrten Gegenständen derselben entnommen wäre. Es gilt dies nur von den ältesten Sagenbestandtheilen. Mit der Zeit

Digitized by

haben sich denselben jedoch allerlei Ausschmückungen beigesellt. Als Beispiel gelte uns ein allbekanntes Märchen, das Rothkäppchen. Die rothe Farbe gilt in der Sage überall als Vertreterin des Hellen, Leuchtenden; Persönlichkeiten, deren Verwandtschaft, wie wir später sehen werden, mit den Gestirnen oder sonstigen leuchtenden Dingen nahe liegt, tragen rothe Mützen oder Käppchen; Rothkäppchen stellt daher entweder den in der Sage vorherrschend weiblichen Mond oder die Abendröthe vor. Der Wolf ist in der Sage stets ein Nachtthier; wenn er Rothkäppchen verschlingt, so ist er die Nacht, welche dem Monde oder der Abendröthe ihr Licht raubt. Die Sonne, in der Sage ihrem Charakter gemäß meist ebenso männlich wie der Mond weiblich, erscheint sehr häufig, wie die griechischen Sonnengötter Apollon und Herakles, wie im Norden Eigil und der Tell zeigen, weil ihre Strahlen an ferntreffende Pfeile erinnern, als Schütze oder Jäger; der Jäger in unserm Märchen ist daher die Sonne, welche die Nacht besiegt und entweder die Abendröthe als Morgenröthe wieder in's Leben ruft oder dem verdunkelten Mond ihr Licht wieder verleiht. Die Großmutter aber, welche ohne Gewaltsamkeit auf keinen Naturvorgang gedeutet werden kann, ist eine romanhafte Zugabe späterer Zeit, wie ja auch der Teufel in komischen Erzählungen seine Großmutter hat.

Die Verbindung romanhafter Zuthaten mit Sagen, deren Kern der religiös verehrten Natur entnommen, ist aber um so begreiflicher, je weiter das Volk, dem die betreffenden Sagen angehören, vom Fetischdienste, d. h. von der unmittelbaren Anbetung reiner Naturdinge entfernt ist. Die höher gebildeten Völker kennen den Fetischdienst nicht mehr, sondern verehren in der Natur stets etwas Geistiges, dessen Hülle die Naturorgane sind. Nicht die Sonne, nicht der Blitz und Donner, nicht Wasser und Feuer, nicht Pflanzen und Thiere sind von den heidnischen Indo-Europäern seit ihrer Absonderung vom gemeinsamen menschlichen Urstamm, also auch von unseren germanischen Vorfahren unmittelbar verehrt worden, sondern die Kraft, welche die Sonne bewegt, welche blitzt und donnert, welche im Wasser und Feuer wirkt, die Seele der Pflanze und des Thieres. Was in den Sagen unserer höheren Völkerstämme daher an die Vorgänge und Organe der Natur erinnert, das ist deren bewegende Kraft oder Seele, und

Digitized by Google

ſo iſt es begreiflich, daß ähnliche geiſtige oder ſeeliſche Weſen, d. h. in der Regel Menſchen, wie ſie wirklich ſind, welche aber keinen Bezug auf Vorgänge in der äußern Natur haben, mit denjenigen Weſen verbunden wurden, welche urſprünglich der Naturverehrung entſproſſen, deren Bedeutung aber bereits vergeſſen war.

Todte, d. h. geiſtloſe Naturdinge handeln nicht; die Wahrheit des eben Geſagten erhellt alſo ſchon daraus, daß die Sagen unſeres indo-europäiſchen Völkerſtammes ſtets eine Handlung enthalten. Der Grund davon liegt in ihrer höhern Auffaſſung: jede Bewegung in der Natur, d. h. jeder Uebergang von einem Zuſtand in einen andern war für unſere Vorfahren eine Handlung, alſo eine geiſtige Bewegung, und das erklärt die reiche Ausſtattung des Sagenſchatzes der Völker unſeres Stammes. Dieſer Reichthum erhellt am beſten aus einer Ueberſicht der verſchiedenen Geſtalten, welche in unſeren Sagen ſpielen. Dieſelben laſſen ſich in zwei große Hauptgruppen bringen. Entweder nämlich treten die Organe und Vorgänge der Natur außerhalb des Menſchen, ſo wie ſie ſind, in ihrem wahren Charakter, unverhüllt auf, oder ſie hüllen ſich in eine menſchenähnliche Geſtalt. Die Aehnlichkeit der Züge zwiſchen dieſer makrokosmiſchen und mikrokosmiſchen Gruppe wird klar ihren innigen Zuſammenhang beweiſen. Die Geſtaltengruppe der äußern Natur, die Gegenſtände der Naturmythe im engern Sinn umfaſſend, hat, gemäß der uralten Eintheilung der Welt nach dem Augenſchein, entweder den Himmel oder die Erde oder das zwiſchen beiden Befindliche, den Luftraum zum Schauplatz ihres Handelns. Die ihr angehörigen Weſen ſind daher entweder aſtronomiſche, wie Sonne, Mond und Sterne, oder atmoſphäriſche, wie Wind, Sturm, Wolken, Regen, Schnee, Eis, Hagel u. ſ. w., oder telluriſche, wie das Waſſer mit ſeinen Erſcheinungsformen (Flüſſe, Seen, Meer), das Feuer und die Erde ſelbſt, und die letztere zeigt wieder einerſeits was in ihr iſt, die Unterwelt, und andererſeits was auf ihr iſt, die organiſche Welt der Pflanzen und Thiere. Die menſchenähnlichen Weſen der Sage ſind wieder entweder weniger oder mehr menſchenähnlich oder Menſchen ſelbſt. Weniger menſchenähnlich ſind ſolche der menſchlichen Phantaſie entſprungene Geſchöpfe, welche in ihrer äußern Erſcheinung und theilweiſe auch in

Digitized by Google

ihrem Charakter an die Thierwelt streifen, mit diesem Zuge aber geistige Kräfte verbinden, welche in mancher Beziehung die der Menschen überragen. Wir nennen diese Wesen Dämonen und ihren Charakter dämonisch; er ist wegen des in ihm liegenden Widerstreites dem Menschen widerwärtig und unheimlich. Die Dämonen neigen theilweise mehr auf die natürliche Seite des den Menschen Widerlichen, indem sie sich von uns durch ihren Aufenthalt oder ihr Körpermaß oder ihre Neigungen unterscheiden. In ersterer Beziehung sind sie Wasser-, Berg-, Waldgeister u. dergl., in zweiter Hinsicht kleiner oder größer als die Menschen (Zwerge und Riesen) und im dritten Punkte gehen sie geradezu darauf aus, den Menschen zu schädigen und zu quälen (Nachtmaren, Alpe, Vampyre und Werwölfe). Theilweise aber verrathen die Dämonen mehr eine unerklärbare geistige oder sittliche Gewalt über den Menschen und das was ihm theuer ist, — es ist dies jedoch eine späte, vorzugsweise durch das Christenthum hervorgerufene Gestaltung der Mythe; dahin gehört einerseits der Tod und andererseits der Teufel mit seinem Heere von Hexen und Zauberern, welche aber in ihrem Grundwesen aus der ältern heidnischen Mythe stammen und auch zum großen Theile die Eigenschaften der Riesen geerbt haben. Waltet schon unter den Dämonen das geistige Element stark neben dem körperlichen, so wiegt es entschieden vor in den mehr menschenähnlichen Wesen, welche der Mensch nach sich selbst bildete und in seiner Eigenliebe über alle anderen Wesen stellte, in den Göttern. Dem natürlichen Gebiete entsprungen, das sie auch meist nicht verleugnen können und fortwährend verwalten, tritt doch bei ihnen die natürliche Gestalt ganz zurück und macht einer fast ausschließlich geistigen Bedeutung Platz. Von den Göttern stammen denn auch diejenigen in der Sage spielenden eigentlichen Menschen, welche eine religiöse Grundlage in ihrem Wesen haben, d. h. Spuren einer ihnen gezollten Verehrung zeigen, die Heroen oder Helden im höhern Sinne. Man erkennt sie an den göttlichen Eigenschaften der Unsterblichkeit, Allmacht, Allwissenheit u. s. w., und sie sind überhaupt nur durch ihre besonders betonte menschliche Gestalt und Lebensart von den Göttern verschieden, mit denen sie eine einzige Kategorie von Mythenwesen bilden. Ander-

Digitized by

weitige Menschen, und zwar solche, die ganz und gar Menschen sind, wie sie leiden und leben, spielen lediglich in den romanhaften Ausschmückungen der Sage, mit denen wir uns nur mittelbar zu beschäftigen haben, eine Rolle. Manche Märchen und Sagen bestehen allein aus solchen der Mythe entfremdeten rein menschlichen Zügen, und diese sind die Wurzeln der Novelle und des Romans.

Aus der eben gegebenen Uebersicht der in den Sagen mythischen Charakters spielenden Wesen geht hervor, daß die letzteren ihre höchste Ausbildung in der menschlichen Gestalt finden, indem der Mensch das Höhere oder das Unendliche, von dem er sich abhängig fühlt, dadurch am meisten zu ehren glaubt, daß er ihm seine eigene Gestalt, die vollendetste unter den von der Natur hervorgebrachten, verleiht. Die niedrigsten und unvollkommensten Mythen sind dagegen jene, in welchen außermenschliche Wesen auftreten; es entspringen diese Sagen der naiven, offenherzigen Naturreligion, welche noch nicht durch Dichtkunst veredelt und verfeinert ist. Zwischen diesen beiden äußersten Stufen der Mythendichtung stehen aber diejenigen Sagen, welche von mischgestaltigen Wesen handeln, d. h. von solchen, in denen sich menschliche und nichtmenschliche Elemente berühren; es sind dies die Dämonensagen. Wir theilen demnach unsere Darlegung der Volkssage in drei Bücher. Das erste begreift die Naturmythe im engern Sinne, d. h. diejenigen Sagen, welche uns die außermenschlichen Naturdinge in offener Kunstlosigkeit vorführen, das zweite Buch enthält die Sage der Dämonenwelt, welche in phantastischer Weise Gestalten schafft, die die Wirklichkeit nicht kennt, also ein Tasten im Gebiete der Dichtung verräth, das die wahren Ideale des Schönen noch nicht zu erreichen vermag; das dritte Buch endlich umfaßt die Götter- und Heldensage, in welcher sowohl das naive Vorführen der Naturwesen, wie sie sind, als das barocke Erzeugen unmöglicher Formen überwunden ist und der poetische Sinn in der schönen menschlichen Gestalt als Hülle des Waltens der Naturkräfte seine volle Befriedigung findet.

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Die Naturmythe.

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Die Schöpfung.

Diejenige Sage, welche, wenn auch nicht dem Ursprunge, so doch dem Inhalte nach allen übrigen vorangeht, ist diejenige von der Schöpfung der Naturdinge. Sie entspricht der Frage nach der Entstehung der Welt, und auf dieser Frage beruht im Grunde auch die gesammte Religion, welche bei vollkommener Klarheit des Herkommens alles Wahrgenommenen überflüssig wäre; daher ist auch die Schöpfungssage der Grund und Anfang aller Götterlehren und Sagengeschichten.

Bei allen Schöpfungssagen ist die Weltansicht der betreffenden Völker von besonderer Wichtigkeit. Die Völker, welche Mythen dichteten, kannten weder das ptolemäische, noch das kopernikanische Weltsystem, welche beiden die Erzeugnisse gelehrter Berechnungen sind. Kein sagendichtendes Volk ahnte auch nur von ferne die Rundung der Erde. Allen Völkern als solchen war die Erde, was sie dem einfachen Augenschein stets ist, eine Ebene, über welcher sich der Himmel halbkugelförmig ausspannt. Daraus ergeben sich für den Urmenschen zwei Gegensätze, Himmel und Erde, das ewige Oben und das ewige Unten, mit welchen jede Schöpfungsgeschichte und jede Weltanschauung beginnt. Dieselben sind daher in den Sagen vieler Völker sogar die Voraussetzung aller Schöpfung, sind unerschaffen und die Erzeuger oder Eltern aller übrigen Dinge, so in China, wo aus dem Himmel (meist „erhabener Himmel“. huang-thjan. auch der „erhabene Herr“,

Digitized by Google

schang-ti genannt) und der Erde (ti bezüglich der Gestalt und thŭ bezüglich des Stoffes) alle Dinge, auch die Menschen entstehen. Dagegen werden in der hebräischen Schöpfungssage aus dem Chaos erst Himmel und Erde geschaffen. Jene Anschauung beherrscht auch die Sagengeschichte der polynesischen Völker, doch in weit lebendigerer, farbenreicherer Weise als bei den nüchternen Söhnen des „Reichs der Mitte". Bei ihnen finden wir Himmel und Erde bereits mit individuellen, auf menschliche Art, wenn auch nicht in deutlicher Gestalt ausgeprägten Charakteren. Himmel und Erde erscheinen hier bereits als ein Ehepaar und als Eltern aller übrigen Naturgegenstände. Naturgemäß wird dabei das starke männliche Geschlecht der obern, das duldende weibliche der untern Hälfte der Welt zugetheilt. Der Himmel wird zum Vater, die Erde zur Mutter. Der durch seinen Regen und Thau befruchtende Himmel und die empfangende und fruchttragende Erde sind die Hauptpersonen eines Dramas voll von Liebe und Schmerz, Vereinigung und Trennung, Kindesliebe und Kinderabfall, Herrschaft und schmachvollem Sturz. Die thatsächliche Trennung zwischen Himmel und Erde ohne Aufhören ihres gegenseitigen Verkehrs bietet hierzu den Stoff. Nehmen wir als Beispiel folgende höchst merkwürdige Mythe der Maoris auf Neuseeland:

(1.) Von Rangi, dem Himmel, und Papa, der Erde, entsprangen alle Menschen und Dinge; aber Himmel und Erde hafteten aneinander und Finsterniß lag über ihnen und den Wesen, welche sie gezeugt hatten, bis zuletzt ihre Kinder berathschlagten, ob sie ihre Eltern auseinander reißen oder erschlagen sollten. Da sagte Tane-mahuta, der Vater der Wälder, zu seinen fünf großen Brüdern: „Es ist besser, wir trennen sie, so daß der Himmel weit über uns steht und die Erde unter unseren Füßen liegt. Laßt den Himmel uns fremd werden; aber die Erde bleibe bei uns als unsere nährende Mutter." Darauf erhob sich Rongo-ma-tane, Gott und Vater der Culturnahrungsmittel des Menschen, und suchte Himmel und Erde voneinander zu trennen; er setzte alle Kräfte daran, aber vergebens, und vergebens waren auch die Bemühungen Tangaroas, des Vaters der Fische und Reptilien, und Haumia-tikitikis, des Vaters der wildwachsenden Nahrungsmittel, und Tu-matauengas, des Gottes und Vaters der unerschrockenen Menschen. Da erhebt sich langsam Tane-mahuta, der Gott und Vater der Wälder, und ringt mit seinen Eltern, indem er sie mit seinen Händen und Armen zu trennen sucht. „Siehe, er macht eine Pause, sein Haupt ist jetzt fest auf seine Mutter, die Erde, gestemmt, seine Füße hebt er hoch empor und hält sie gegen seinen Vater, den Himmel, und er spannt

Digitized by Google

ſeinen Rücken und ſeine Gliedmaßen mit mächtiger Anſtrengung. Jetzt ſind Rangi und Papa voneinander geſchieden und mit Schreien und Aechzen kreiſchen ſie laut. . . . . Aber Tane-mahuta raſtet nicht; weit, weit unter ſich drückt er die Erde hinab; weit, weit über ſich drängt er den Himmel hinauf." Aber Tawhiri-ma-tea, der Vater der Winde und Stürme, war nie damit einverſtanden geweſen, daß ſeine Mutter von ihrem Gatten getrennt werde, und jetzt erhob ſich in ſeiner Bruſt der grimmige Plan, gegen ſeine Brüder in den Krieg zu ziehen. So ſtand der Sturmgott auf und folgte ſeinem Vater in das obere Reich und eilte in die geſchützten Höhlen des grenzenloſen Himmels, um ſich dort zu verbergen und anzuklammern und einzuniſten. Darauf kam ſeine Nachkommenſchaft hervor, die mächtigen Winde, die grimmigen Böen, die Wolken, dicht, dunkel, feurig, wild einherjagend, wild platzend; und in deren Mitte ſtürzte der Vater auf ſeine Feinde. Tane-mahuta und ſeine Rieſenbäume ſtanden ſorglos und ohne eine Ahnung da, als der wüthende Orkan auf ſie hereinbrach, der die Bäume knickte und Stämme wie Zweige zerſtreut und zertrümmert auf der Erde den Inſecten und Würmern zur Beute ließ. Sodann ſtürzte der Vater der Stürme hernieder, um die Gewäſſer zu Wogen zu peitſchen, deren Gipfel wie Klippen emporſtiegen, bis Tangaroa, der Gott des Oceans und alles deſſen, was darin wohnt, erſchreckt durch ſeine Meere floh. Seine Kinder, Ika-tere, der Vater der Fiſche, und Tu-te-wehiwehi, der Vater der Reptilien, ſuchten einen Zufluchtort, wo ſie ſicher ſein konnten; der Vater der Fiſche rief: „Ho, ho, laßt uns Alle nach dem Meere fliehen!" aber der Gott der Reptilien rief ihm zur Antwort: „Nein, nein, laßt uns Alle landeinwärts fliehen!" und ſo trennten ſich dieſe Geſchöpfe; denn während die Fiſche in's Meer flohen, ſuchten die Reptilien Sicherheit in Wäldern und Sträuchern. Aber der Meeresgott Tangaroa, erzürnt, daß ſeine Kinder, die Reptilien, ihn verlaſſen hatten, hat ſeitdem immer gegen ſeinen Bruder Tane, der ihnen Obdach in ſeinem Holze verlieh, Krieg geplant. Tane greift ihn wieder an, indem er die Nachkommen ſeines Bruders Tu-matauenga, des Vaters der unerſchrockenen Menſchen, mit Canoes und Sperren und Fiſchhaken aus ſeinen Bäumen verſieht, und mit Netzen, die aus ſeinen Faſerpflanzen geflochten ſind, damit ſie überall die Fiſche tödten können, die Kinder des Meeresgottes; und der Meeresgott geräth in Zorn gegen den Waldgott, überwältigt deſſen Canoes mit ſeiner hoch aufſchlagenden See und fegt ſeine Bäume und Häuſer mit Fluthen hinaus in den grenzenloſen Ocean. Alsdann beginnt der Gott der Stürme ſeine Brüder, die Götter und Erzeuger der angebauten und wilden Nahrungsmittel, anzugreifen, aber Papa, die Erde, nahm ſie auf und verbarg ſie, und ſo ſicher wurden dieſe ihre Kinder von ihrer Mutter verſteckt gehalten, daß der Sturmgott vergebens nach ihnen ſuchte. So ſtürzte er ſich auf den letzten ſeiner Brüder, den Vater der unerſchrockenen Menſchen, aber den konnte er nicht einmal erſchüttern, obwohl er alle ſeine Kräfte daran wandte. Was kümmerte ſich Tu-matauenga um den Zorn ſeines Bruders? Er hatte den Plan zur

Digitized by Google

Vernichtung seiner Eltern angegeben und sich tapfer und unerschrocken im Kriege erwiesen; seine Brüder waren vor dem furchtbaren Andrang des Sturmgottes und seiner Nachkommen gewichen; der Waldgott und seine Nachkommen waren in Stücke zerbrochen und zerrissen; der Meeresgott und seine Kinder waren in die Tiefen des Oceans und in die Spalten der Küste geflohen, die Götter der Nahrung hatten sich sicher verborgen; aber der Mensch stand noch aufrecht und unerschüttert auf dem Schooße seiner Mutter Erde, und zuletzt beruhigten sich auch der Himmel und der Sturm und ihre Leidenschaft ließ nach.

Jetzt aber sann Tu-matauenga, der Vater der unerschrockenen Menschen, nach, wie er sich an seinen Brüdern dafür rächen könne, daß sie ihn im Kampfe gegen den Gott der Stürme ohne Hilfe gelassen hätten. Er bereitete sich Schlingen aus den Blättern des Whanake-Baumes, und die Vögel und wilden Thiere, Kinder Tanes, des Waldgottes, fielen vor ihm; er flocht Netze aus der Flachspflanze und schleppte die Fische an's Land, die Kinder Tangaroas, des Meeresgottes; er fand in ihren Verstecken unter dem Boden die Kinder Rongo-ma-tanes, die Batate und alle Culturnahrungsmittel und die Kinder Haumia-tikitikis, die Farrenwurzel und alle wildwachsenden Nahrungsmittel; er grub sie aus und ließ sie in der Sonne dörren. Doch wiewohl er seine vier Brüder überwältigte und sie seine Nahrung wurden, über den fünften konnte er doch nicht Herr werden, und Tawhiri-ma-tea, der Sturmgott, greift ihn noch immer mit Ungewittern und Orkanen an, und sucht ihn zu Lande und zu Wasser zu vernichten. Dadurch, daß der Zorn des Sturmgottes gegen seine Brüder losbrach, verschwand das trockene Land unter dem Wasser. Die Wesen aus alten Tagen, welche so das Land überschwemmten, waren Furchtbarer Regen, Langanhaltender Regen und Heftiger Hagelsturm; und ihre Nachkommen waren Nebel und Himmelsthau und Lichtthau, und so blieb nur wenig trockenes Land über dem Meere stehen. Da nahm das helle Licht in der Welt zu, und die Wesen, welche zwischen Rangi und Papa verborgen waren, ehe diese getrennt wurden, vermehrten sich jetzt auf der Erde. „Bis auf den heutigen Tag ist der Himmel noch immer von seiner Gattin, der Erde, getrennt geblieben. Doch ihre gegenseitige Liebe besteht noch immer; die sanften warmen Seufzer ihres liebenden Busens erheben sich noch immer zu ihm, aufsteigend von den waldigen Bergen und Thälern, und die Menschen nennen sie Nebel; und der weite Himmel, der die langen Nächte über die Trennung von seiner Geliebten trauert, läßt häufig Thränen auf ihren Schooß fallen, und Menschen, welche diese sehen, nennen sie Thautropfen."

Stellen wir dieser originellen Mythe eine solche der Antipoden ihrer Erfinder entgegen. Von Neuseeland nach Deutschland ist kein kleiner Schritt, es liegt nicht weniger als der gesammte Durchmesser der Erde dazwischen; daher sind auch die Mythen beider Gegenden, obschon sie denselben Gegenstand behandeln, so grundverschieden. Wir

Digitized by Google

meinen das ſinnigſte und vielleicht bekannteſte, auch unſtreitig das bei Erwachſenen beliebteſte Märchen der Deutſchen, Dornröschen. Ein König und eine Königin erhalten lange kein Kind. Nehmen wir an, dieſes Elternpaar ſtelle wie ein jedes, mit dem eine Mythologie beginnt, Himmel und Erde vor. Ein Froſch verkündet ihnen eine Tochter; aus dieſem Zuge ſpricht die alte Vorliebe der Mythe für kriechende Thiere, dieſe Abbilder der kriechend ſich bewegenden Geſtirne. Der Froſch iſt ein Stern, und ein ſolcher dient in den verſchiedenſten Mythen als Verkünder freudiger Ereigniſſe, als „Unſtern“ auch des Gegentheils. Es wird ein Mädchen geboren; die Tochter des Himmels und der Erde kann nur die Natur, ſpeziell die Blumenwelt ſein; außerdem könnte man ſie nur als eine Wiederholung der Mutter, als die verjüngte Erde auffaſſen. Es werden zwölf weiſe Frauen zum Geburtsfeſte eingeladen, die zwölf Monate. Die Dreizehnte vergeſſene iſt vielleicht der Tod, was auch ihrem Ausſpruche gemäß iſt. Die zwölfte Fee, welche den Spruch mildert, aber doch ein trauriges Ereigniß vorherſagt, iſt der letzte Monat des Jahres, welcher der Natur vollends ein Grab bereitet; daß das Unheil durch eine Spindel geſchehen ſoll, erinnert an die nordiſchen Schickſalsgöttinnen, die Nornen, welche gleich den helleniſchen Moiren (römiſchen Parcen) das Schickſal des Menſchen ſpinnen. Die Spinnerin, bei der das Mädchen die verbotene Spindel entdeckt, iſt verborgen wie das Schickſal. Im Augenblicke, wo die Natur, von ihrem unabwendbaren Geſchick ereilt, im zwölften Monat einſchläft, ſchläft Alles mit ihr; Thiere und Menſchen ſind ihrer ſommerlichen und herbſtlichen Beſchäftigung entzogen und in ihre Wohnungen gebannt, Alles ſchläft in gewiſſem Sinne, ſchläft hinter einer undurchdringlichen Dornenhecke. Niemand kann zur ſchlafenden Blumenwelt gelangen, ehe die beſtimmte Zeit herum iſt, während welcher ſie unter der ſchützenden Schneedecke ſchlafen muß. Wer es vorher verſucht, geht zu Grunde; erſt der Rechte kommt zum Ziele; nennen wir ihn den Frühling, den Sonnen- oder den verjüngten Himmelsgott. Merkwürdiger Weiſe ſagt ein deutſcher Dichter des ſiebenzehnten Jahrhunderts, der Schleſier Logau vom Mai:

Dieſer Monat iſt ein Kuß,
Den der Himmel giebt der Erde.

Digitized by Google

Mit diesem Kusse erwacht Alles zu neuem Leben und lebt wieder fort, als wenn nichts geschehen wäre, bis ein neuer Winter den Kreislauf weiter führt.

Näher indessen als unser Märchen, welches nur einen tief gemüthvollen Zug mit der antipodischen Mythe gemein hat, steht der letztern, als einer Schöpfungssage, diejenige der alten Griechen. Auch hier sind Himmel und Erde, und zwar mit ihren wahren Namen, Uranos und Gaia, wenn auch nicht der Zeit nach die ältesten verehrten Gottheiten, doch die von einer immer noch ziemlich alten Ausschmückung der Mythe dem ersten Göttergeschlechte zugetheilten Stammeltern. Denn Zeus ist in Wahrheit der älteste und ursprünglichste Himmels- und Volksgott der Hellenen, sein Vater Kronos und Großvater Uranos dagegen spätere Hinzudichtungen. Eine ähnliche Auffassung verräth auch die germanische Mythologie, welche den Himmel als Odin und die Erde als Frigg (ursprünglich Jördh) auf den ersten Platz unter den göttlichen Wesen erhebt, wo wir ihnen noch oft begegnen werden.

Die Schöpfungssagen der Völker des indo-germanischen Sprachstammes haben indessen den gemeinsamen Charakter, daß sie von den Gottheiten durchaus unabhängig sind. Die Welt hat bei ihnen ihren eigenen, meist seltsamen und für uns unerklärlichen Ursprung. Die Völker dieses unseres Stammes und mit ihnen viele andere von höherer Cultur erweitern ferner die zwei Theile der Welt zu drei solchen, indem sich in ihrer Vorstellung, ähnlich dem Himmel über der Erde, die Unterwelt unter derselben wölbt, so daß die Welt eine eiförmige Gestalt erhält, wie sie auch vielfach als Ei (Weltei) gedacht erscheint. Von dem Himmel auf die Erde herab strahlt das Licht der Gestirne und träufelt das Naß, das die Fruchtbarkeit befördert: aus der Unterwelt herauf sprossen die Gewächse und in sie hinab begeben sich die Seelen nach dem Tode, so daß ein steter Wechsel und Kreislauf zwischen den drei Reichen der Welt vor sich geht.

Volksthümlicher aber als die nur bei gelehrten Dichtern (namentlich in den mystischen, dem Orpheus zugeschriebenen Gesängen) zu findende Vorstellung der Welt als Ei ist diejenige derselben als Leib eines ungeheuern Riesenwesens. Ovidius sagt in seinen Metamorphosen (IV. 657 ff.) von dem Himmelsträger, dem Titanen Atlas:

Digitized by Google

„Groß wie er war, ward Atlas ein Berg. Sein Bart und das Haupthaar
Wallen in Wälder dahin; Felshöhen sind Schultern und Hände;
Was sonst Scheitel ihm war, ist oberster Gipfel des Berges:
Knochen erstarren zu Stein; an jeglichem Theile vergrößert,
Wächst er in's Ungeheure, . . . und ganz nun
Ruhet mit allen Gestirnen auf seinem Haupte der Himmel."

Die auffallendste Aehnlichkeit mit dieser Schilderung hat sowohl die Schöpfungssage der indischen Brahmanen nach dem Rig-Veda als jene der Germanen nach der Edda.

Die erstere sagt:

(2) Die Götter opferten und zertheilten den Weltgeist Purusha. Aus einer Seele entstand der Mond, aus seinem Auge die Sonne, aus seinem Munde die Götter Indra (Luft) und Agni (Feuer), aus seinem Athem der Wind, aus seinem Kopfe der Himmel, aus seinen Füßen die Erde, aus seinen Ohren (?) die vier Himmelsgegenden.

Die germanische Sage ergeht sich in zwar dunkeln, aber viel mannigfaltigeren Bildern, indem sie sich den ältesten Zustand der Welt unter dem Bilde des Riesen Ymir vorstellt, welcher durch die Wechselwirkung der Feuerwelt Muspelheim im Süden und der Eiswelt Niflheim im Norden in dem gähnenden Abgrunde zwischen beiden (Ginunga-Gap) seinen Ursprung fand.

(3.) Als das Eis der Urwelt von der entstehenden Wärme schmolz, entstanden der Riese Ymir und die Kuh Audhumbla. Vier Milchströme entquollen ihrem Euter, dadurch wurde Ymir ernährt. Die Kuh aber beleckte die salzigen Eisblöcke Den ersten Tag, wo sie das that, entstanden Menschenhaare, den zweiten ein Kopf, den dritten ein ganzer Mensch, der hieß „Buri". Buri zeugte den Bör*) und dieser mit Bestla, der Tochter des Riesen Bölt-

*) Von hohem Interesse ist, was die Griechen hiervon überliefern. Dort zeugt der Titane (Uranide), Krios (Widder) den Asträos und dieser mit der Eos den Boreas, Stammvater der Boreaden (deren erste drei riesige Brüder waren (Aelian, Thiergesch. 11, 1), der Könige der nordischen Hyperboreer, auf einer Insel des Nordoceans, und immerwährenden Priester des Apollon, welche der Gott jedesmal nach Ablauf eines „großen Jahres", d. h. nach 19 Jahren, besuchte, weil er dort von der Latona oder Leto geboren war. Das Volk hatte Verkehr mit den Hellenen, zu denen der Cult des Gottes von daher bis Kleinasien kam. (Diod. II. 47.) Pindar kannte die Hyperboreer an den „Quellen des Ister" (der Inn, entspringend auf der Adulakette, dem „Atlas bei den Hyperboreern", wo die goldenen, vom Drachen gehüteten Aepfel wuchsen. (Apollodor II. 5, 11.)

Digitized by Google

horn, drei Söhne, Namens Odin, Wili (oder Hönir) und We (oder Lodur). Sie heißen Asen, die Götter der Nordwelt.

Die drei Söhne Börs tödteten den Ur-Riesen Ymir und es lief eine solche Fluth Blutes aus ihm, daß darin das ganze Hrymthursengeschlecht (die Kinder Ymirs) ertrank bis auf Einen, Namens Bergelmir, welcher mit seiner Frau ein Boot bestieg und sich dadurch rettete. Von ihnen stammte das spätere Hrymthursenvolk her.

Hierauf brachten die drei Asen den getödteten Riesen hinaus mitten nach Ginunga-Gap und bildeten aus seinem Leibe die Erde, aus seinem Blute Meer und Seen, aus seinen Knochen die Berge und aus den Zähnen die Steine. Das unwegsame Weltmeer ließen sie in einem Kreise um die Erde herum fließen (der nordische Oegir, der griechische Okeanos).

Aus des Riesen Hirnschale bildeten sie den hohen Himmel, unter dessen vier Ecken sie vier Zwerge setzten: Austri (Ost), Westri (West), Sudri (Süd) und Nordri (Nord), und aus seinem Gehirn machten sie die Wolken. Dann brachten sie die Funken, die von Muspelheim ausgeworfen wurden, an den Himmel, wo sie seitdem als Gestirne leuchten.

Mitten auf der Erde machten die Asen aus den Augenbrauen Ymirs eine Verschanzung, die sie Midgard (Midjungard, Mittilgart, Burg der Mitte) nannten, gaben den Riesen außerhalb, längs den Bergen der Küste ihren Platz Utgard (Außenburg, Jotunheim), und bauten in der Höhe für sich selbst die Asgard (Asenburg). (Jüngere Edda, Gylfaginning 6—9.)

In dieser Schöpfungssage ist namentlich der Anfang schwer zu deuten. Nach Simrock (Deutsche Mythol. S. 15) ist die Kuh (deren Name verwandt mit dem griechischen Gaia) die Erde, die Alles nährende, deren Wärme das Eis verzehrt und aus der alles Lebende entsteht. Der Riese Ymir, aus dem die Welt gebildet wird, muß ein Bild des rohen Stoffes, und Buri, dessen Schöpfung mit dem Kopfe beginnt und dessen Nachkommen die späteren Götter sind, ein solches des überlegenen Geistes sein. In ihnen spiegelt sich daher bereits der Charakter der späteren feindlichen Geschlechter, der rohen Riesen und der geistig begabten Asen. Während demnach der Urstoffriese zu nichts gut ist, als zum Weltgebäude verarbeitet zu werden, bethätigen die Ur-Asen ihre höhere Bedeutung gleich in der Schöpfung der die übrigen Naturwesen an Geist überragenden Menschen:

(4.) Als Börs Söhne am Seestrande gingen, fanden sie zwei Bäume. Sie nahmen sie und schufen Menschen daraus. Der Erste (Odin) gab ihnen Geist und Leben, der Andere (Wili = Hönir) Verstand und Bewegung und der dritte (We = Lodur) Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. Sie gaben

Digitized by Google

ihnen auch Kleider und Namen: den Mann nannten sie Ask (angelsächsisch aesc, d. h. Mann, auch: die Esche) und die Frau Embla. (Amma, Emma, d. h. Frau, angeblich auch Ulme oder Erle) und von ihnen kommt das Menschengeschlecht, welchem Midgard zur Wohnung verliehen war.

An diese Bilder vom Ursprung der Welt und der Menschheit reihen wir die Erwähnung, daß der Glaube unserer heidnischen Ahnen neun Welten baute. Die Edda versetzt drei derselben über, drei auf und drei unter die Erde. Ueber der Erde thronen Asgard, die Burg der Götter, Liosalfaheim, die Heimat der weißen oder Lichtalfen, und Muspelheim, der Ort des Feuers (d. h. die Sonnengegend). Die Erdoberfläche beherbergt Midgard oder Manheim, das Reich der Menschen, Wanaheim, das der Wanen, und Jötunheim, das der Riesen. Unter der Erde verborgen sind endlich Swartalfaheim, der Wohnort der Zwerge oder Schwarzalfen, Niflheim, die Stätte des Nebels, der Dunkelheit, und Niflhel, das Todtenreich. In unserer Volkssage ist die Erinnerung an diese neun Welten durch die Einprägung der drei christlichen Jenseits-Stätten: Himmel, Fegfeuer und Hölle, gründlich ausgemerzt, und wenn das Volk auch die Zwerge und Riesen noch kennt, so weist es ihnen doch keine von unserer Erde verschiedene Region an.

Zweiter Abschnitt.

Die Gestirne.

I. Allgemeines.

Unter den Naturwesen, welche Gegenstand der Volkssage sind und in dieser eine lange Reihe von Gestalten und Wandlungen vom verachtetsten Thiere bis hinauf zu dem edelsten und außergewöhnlichsten Menschengebilde durch- und mitmachen, stehen unstreitig mit dem allerreichsten Schatze von Mythen die Gestirne voran: Sonne, Mond und Sterne, und wahrlich nicht ohne Grund. Von ihnen hängt in der

Digitized by Google

That das Meiſte ab: Tag und Nacht, Helle und Dunkelheit, das Jahr und die Jahreszeiten, das Wetter mit allen ſeinen Erſcheinungen, Blüthen und Früchten, das Wachsthum der Thiere und Menſchen, Geſundheit und Krankheit, Wohlſtand und Armuth, Leben und Tod. War das nicht Allmacht und Allgegenwart? Und mußten nicht die Weſen dem Menſchen als die erhabenſten, glänzendſten, unerreichbarſten und unbegreiflichſten vorkommen, deren Erſcheinung er ſich nicht erklären konnte (während diejenige der meiſten Dinge auf der Erde ſich von ſelbſt erklärt), die weit über der Erde, in unmeßbarer Höhe weilen, ſtets ihre nämliche Laufbahn ruhig und ſicher, in ungeſtörter, ſtaunenerregender Ordnung verfolgen, ohne daß Jemand weiß, woher ſie kommen und wohin ſie gehen?

Dieſes unaufhörliche Kommen und Gehen der Geſtirne, die fortwährenden Veränderungen in ihrem Geſammtanblicke, die aber ſo regelmäßig zu beſtimmten Zeiten wiederkehren, der durch ſie verurſachte Wechſel der Tages- und der Jahreszeiten und alle hierdurch herbeigeführten Veränderungen im Ausſehen des Himmels und der Erde, in den Beleuchtungen beider, in den Witterungsverhältniſſen u. ſ. w., alle dieſe Vorgänge gaben den Stoff zu Geſchichten und Erzählungen, deren Helden die Perſonificationen der Naturkräfte und Naturorgane, und zwar zuerſt Thiere als ihre Bilder, dann Dämonen als ihre Vertreter und endlich die menſchenähnlich gedachten Götter und die ganz menſchlich vorgeſtellten Heroen wurden. So entſtanden erſt Familien-, dann Haus- und Stammes-, dann Landes- und Reichsgeſchichten, die ſich alle auf die Vorgänge am geſtirnten Himmel zurückführen laſſen. Der Aufgang und Untergang der Geſtirne, nicht nur jeden Tag und jede Nacht, ſondern auch mit Bezug auf die jährlichen (und beim Mond auf die monatlichen Perioden) ihres Umlaufes am Himmel, wurden zunächſt Lebensgeſchichten. Die Sonne mußte dabei naturgemäß zum Haupthelden werden und als allein herrſchendes Geſtirn am Tage, deſſen Glanz alle übrigen überſtrahlt und vertreibt, mit dem Himmel zuſammenfallen, den ihr Licht erfüllt. Wirklich ſind in den verſchiedenen Mythologien Himmels- und Sonnengott nicht ſtreng zu trennen. Mit ſeiner Lichtſtärke und der hierdurch hervorgerufenen Wirkung auf alle Weſen macht der Sonnenball einen durchaus männlichen Eindruck,

Digitized by Google

daher auch sein Geschlecht in den meisten gebildeten Sprachen, daher auch sein unverkennbarer Zusammenhang mit den Haupthelden der Mythe selbst bei solchen Völkern, deren Grammatik ihn weiblich benennt. Das Umgekehrte ist der Fall mit dem echtweiblichen, sanften, veränderlichen und schwärmerischen Monde, dessen wahrer Charakter auch in der deutschen Heldensage das pedantische Genus überwindet und in der Hauptheldin erkennbar ist. In der Sphäre des Thierdienstes hat die Sonne die Gestalt des Lieblingsthieres, so bei den ältesten Ackerbauvölkern die des Stieres, in welchem Falle dann der Mond als Kuh erscheint, wozu auch seine beiden Hörner führen. Die ägyptische Isis und die griechische Io nahmen ebenso ohne alles Bedenken die Hülle der Kuh an, wie Zeus, da er die Europa entführte, die des entsprechenden männlichen Thieres. Bei Reitervölkern mußte das edle Pferd dieselbe Rolle spielen.

Der Kreislauf von Sonne und Mond, ihr zeitweiliges Zusammentreffen und Fliehen, das Licht, das jener Körper diesem verleiht und wieder entzieht, die Einsamkeit des Einen am Tage, des Andern in der Nacht, Alles sind Materialien zu einem kosmischen Liebes- und Heldenroman, der auch in zahllosen Abänderungen die Mythen aller Völker erfüllt.

Der Aufgang der Sonne wird in der Mythe zur Geburt, der Untergang zum Tode, die Verfinsterung zum Leiden des Helden, sei dieser nun in Thier- oder Menschengestalt gedacht. In merkwürdiger Weise stimmen die amerikanischen Wilden verschiedener Stämme, sowohl im Norden als im Süden, mit der skandinavischen Edda darin überein, daß sie Sonne und Mond durch Hunde (in der Edda Wölfe) verfolgen lassen, die sie zu verschlingen drohen und in der Verfinsterung auch wirklich verschlingen und wieder von sich geben (man denke an Rothkäppchen, dessen leuchtend rothe Mütze auf eine Gestirn-Personification deutet). Daher der Lärm, den die Indianer verursachen, um das verschlingende Ungethüm abzuschrecken, der auch bei den Römern gemacht wurde, ja sich bis in das Christenthum herein zog; im Volksaberglauben ist sogar noch gegenwärtig die Betrachtung der Finsternisse als unglücklicher Ereignisse nicht verschwunden. Die poetisch ausgebildete Phantasie der germanischen Nordländer spann die Finsterniß zur Götter-

Digitized by Google

Dämmerung, dem Ende aller Dinge aus, welchem aber eine Wiedergeburt der Sonne und des Mondes, der Götter und des Menschengeschlechtes folgen sollte. Civilisirtere Völker, wie die Chinesen und die Inder, machen aus den thierischen Ungeheuern Dämonen, von welchen dasselbe ausgesagt wird. Die völlig ausgebildete Mythe erhebt sie zu rachedurstigen Feinden der Helden, mit menschlicher Gestalt und Leidenschaft, in denen dann allerdings die Verfinsterung als astronomisches Ereigniß und diejenige durch das regelmäßige Einbrechen der Nacht nicht mehr auseinanderzuhalten sind, ja letztere Auffassung vielmehr die vorwiegende geworden ist. Der Drache, mit dem der Sonnenheld in der griechischen und germanischen Mythe kämpft, ist offenbar die Nacht, seine vielen Köpfe oder Augen sind die Sterne; ja wir haben noch Volkssagen, in welchen der Stier, dieses uralte Sonnenbild, Drachenbekämpfer ist. Die vom Drachen bewachte Jungfrau aber muß hiernach als der Mond gedeutet werden, und diese Combination ist in's Unendliche verändert worden. Da die Sonne Nachts hingeht, die unwissenschaftlichen Völker wissen nicht wohin, so wird das Ereigniß auch zu einem Hinabsteigen des Sonnengottes in die Unterwelt, wie es die griechische Sage von ihren Heroen, die nordische von Baldur und das christliche Credo vom Stifter dieser Religion erzählt. Wo der Sonnengott handelnd auftritt, da verschwindet der Himmel als Person aus der Mythe; wo das Umgekehrte der Fall ist, wird die Sonne zum Auge des Himmels, und dann ist der Mond das andere. Weil beide Lichtkörper nicht zu gleicher Zeit am Himmel leuchten, hat der nordische Himmelsgott Odin nur ein Auge, das andere ist ihm als Pfand abgenommen worden, damit er aus Mimirs Brunnen der Weisheit trinken könne, und schwimmt noch in vielen Volkssagen auf dem Grunde des Wassers; es kann daher auch das Spiegelbild der Sonne als das verlorene Auge gelten.

Die unabsehbare Menge der Sterne tritt je nach der waltenden Laune der Phantasie in die verschiedensten Beziehungen zu den kosmischen Hauptgottheiten. Immer aber ist ihre Rolle eine untergeordnete, der großen Zahl und geringen Lichtstärke angemessen. Mit Thieren verglichen, sind sie dem Jägervolke eine Jagd, die, in Verbindung mit den heulenden Stürmen und dahineilenden Wolken zur

Digitized by Google

wilden Jagd des Himmelsgottes wird, dem Hirtenvolke aber eine Heerde, deren Obhut dem Mond anvertraut ist. Aber auch unter den Sternbildern selbst fehlt es nicht an Candidaten der Anführerschaft dieses zahllosen glänzenden Heeres, wenn sie auch in der Mythe nicht ausdrücklich in dieser Tendenz hervortreten. Einzelne Sternbilder sind nämlich, ihrer auffallenden Gruppirung zufolge, nicht als Thiere, sondern als riesenhafte Menschengestalten vorgestellt worden. Das älteste derselben ist wohl ohne Zweifel der Jäger Orion. Er ist für Europa hauptsächlich im Winter zu sehen, in der Jahreszeit der Jagd; vor ihm her laufen der große und der kleine Hund und ihm gegenüber sind die beiden Bären und die beiden Löwen von seiner Keule bedroht. Sein Gegenbild, das emportaucht, während er verschwindet, ist der hauptsächlich Sommers, in der Zeit der Weide, für unsern Erdtheil sichtbare Rinderhirt, Bootes, dessen Mythe mager ist; es ist aber offenbar eine Verirrung, daß er aus dem Hirten der Himmelsheerde zum prosaischen Ochsentreiber des „Wagens" wurde. Den Australiern sind unsere Zwillinge Kastor und Pollux zwei Jäger, Yurree und Wanjel, und unsere Capella (junge Ziege) das Känguruh, das sie verfolgen, und so legte sich jedes Volk den prachtvollen Anblick der Sternennacht nach seinen Neigungen und Bedürfnissen aus. Originell ist namentlich die Gestirnmythe der Mintiras auf der Halbinsel Malakka.

(5.) Nach derselben sind Mond und Sonne Beide Frauen und Beide hatten ehedem viele Kinder. Aus Furcht jedoch, daß dieser Ueberfluß an Licht und Wärme den Menschen schaden könne, beschlossen sie Beide, ihre Kinder aufzufressen. Die Sonne allein that es jedoch, der Mond, welcher sich seiner Kinder erbarmte, versteckte dieselben. Als die Sonne dies merkte, jagte sie wüthend hinter dem Monde und seinen Kindern, den Sternen, her und thut dies noch bis auf den heutigen Tag. Ein Stamm in Ostindien (Nagpore), welcher die Geschichte ähnlich erzählt, will wissen, die Sonne habe den Mond wegen seines Betrugs mitten durchgehauen; er wachse jedoch immer wieder und erleide dann seine Strafe von neuem. Dieses Durchhauen kennt auch eine slavische Sage.

Nachdem die Thiermythe den vorgeschritteneren Völkern nicht mehr genügte, und das unbefriedigte Streben, dem Göttlichen die eigene Gestalt zu verleihen, sich in die Schöpfung mißgestalteter Dämonen verirrte, waren auch unter den letzteren hauptsächlich die Sterne verstanden, was sich leicht nachweisen läßt. Die Sterne schweben durch

Digitized by Google

den Himmelsraum dahin, sie bedürfen keiner Füße, um jene blauen Fluren zu durchmessen; daher wurden schon vor uralter Zeit mit Vorliebe Thiere verehrt, welche der Füße entbehren und daneben in ihrem Wesen etwas Dämonisches haben. Wir brauchen nur an die Schlangen zu erinnern, welche bei den meisten Völkern mehr als andere Thiere verehrt wurden; ja man weiß, daß sie mit Vorliebe als Hülle der Götter galten; selbst der ernste nordische Odin verwandelte sich als Schlange, um zur geliebten Gunnlöd zu gelangen. Der Schlangencult ist der verbreitetste unter allen Thierdiensten. An die Heiligkeit des Fußmangels erinnert daher vor Allem der Zustand mehrerer Classen von Dämonen. Die Nixen haben statt der Füße Schlangen- oder Fischschweife (erstere erscheinen bei den hellenischen Titanen und bei der keltischen Melusine, letztere bei den Najaden und Tritonen, seltener bei den deutschen Nixen). Die Zwerge zeigen ihre Füße nicht, und die Entdeckung derselben ist ihr bitterstes Leid. Beide, Nixen und Zwerge, tragen rothe Mützen, welche ein Bild der leuchtenden Sterne sind (auch der Götterbote Hermes und die Dioskuren trugen solche). Die Nixen schwimmen in der blauen Fluth der Gewässer unserer Erde, wie die Sterne in derjenigen des Himmels, sie tauchen aus derselben auf und nieder wie die Sterne am Abend und Morgen. Die Zwerge treiben ihr Wesen Nachts wie die Sterne und verschwinden gleich diesen, wenn das Licht einer neuen Cultur hereinbricht, welche rücksichtslos und kritisch nach ihren geheiligten Füßen forscht. Die riesenhaften Dämonen sahen wir bereits als Jäger und Hirten am Firmament, auch werden wir sehen, wie sie mit den Zwergen so nahe verwandt sind, daß sie nur als eine Vergrößerung derselben erscheinen. Auch der Uebergang von der dämonischen zur rein menschlichen Gestalt läßt die Erinnerung an die Sterne nicht schwinden. Die nächtlichen Tänze der Feen und Elfen in anmuthiger und der Hexen in abschreckender Weise, sowie der Todten auf den Gräbern, die nächtlichen Leichenzüge der Verstorbenen und demnächst Sterbenden, die Geisterritte, wie sie die Lenoren-Sage schildert, die Fuhrwerke und Schiffe mit darauf fahrenden „Geistern", die Fahrten des Gesindels, das den wilden Jäger, wie dessen, das die „Nachtfrau", Hulda, Bertha, oder wie sie heißen mag, begleitet, was können sie alle ursprünglich

Digitized by Google

Anderes ſein als Perſonificationen des am Himmel um den Nordpol tanzenden oder von Oſten nach Weſten wandelnden und jagenden Sternenheeres? Nimmt ja der Volksglaube außerdem die Sterne für Seelen der Verſtorbenen! Ja ſogar, wo es ſich nicht um Todte, ſondern um Lebende handelt, beſitzen mythiſche Kriegszüge und Schlachten genug der aſtronomiſchen Anknüpfungspunkte, wie der Argonautenzug nach dem goldenen Fließ der Sonne, der Krieg der Sieben (die Zahl der alten Planeten) gegen Theben, der Zug nach Troia, um die Mondgöttin Helena, die Schweſter zweier Sterne (Kaſtor und Pollux) wieder zu holen, und in unſerer Sage die Niederlage (Not) der Nibelungen, d. h. der Leute vom Norden, um den die Sterne gruppirt ſind, die bis auf den letzten Mann vor einem neu anbrechenden Tage erbleichen müſſen.

II. Sonne und Mond.

Die beiden glänzendſten Geſtirne, welche der Erdbewohner erblickt, die brennende Sonne und der matte, kalte Mond, werden bekanntlich von der Phantaſie des Volkes beide mit Geſichtern ausgeſtattet, indem ihre Flecken Augen, Naſe und Mund vorſtellen ſollen. Das iſt eine recht geſpenſtige Vorſtellung, welche unwillkürlich Grauen erwecken müßte, wenn man ſie nicht von Kindheit auf gewohnt wäre, ſondern beide Weltkörper blos als Das auffaßte, was ſie ſind.

Der regelmäßige Lauf von Sonne und Mond und ihre runde, an einen Menſchenkopf erinnernde Geſtalt legt allerdings ihre Vergleichung mit zwei menſchlichen Weſen, welche in gewiſſer Beziehung zu einander ſtehen (Bruder und Schweſter, Liebender und Geliebte, Bräutigam und Braut, Mann und Frau u. ſ. w.), nahe. Je nach dem Charakter des Volkes, welches ſich dieſe Vorſtellung macht, und des Klimas, in welchem es lebt, muß dieſelbe ſich verſchieden geſtalten.

Bei den griechiſch-romaniſchen Völkern, wo die Sonne (Helios, Sol) männlich und der Mond (Selene, Luna) weiblich iſt, waren beide Weltkörper, dem Schönheitſinn der Hellenen gemäß, nur Attribute des betreffenden, mit der höchſten Schönheit ausgeſtatteten Götterpaares (im erſten Göttergeſchlechte Hyperion und Phöbe, im zweiten Helios und Selene, im dritten Apollon und Artemis). Aber auch die

Digitized by Google

verſchiedenen anderen Geſtalten der helleniſchen Mythe und ihre Erlebniſſe und Verhältniſſe laſſen ſich auf das ewige raſtloſe gegenſeitige Suchen und Finden von Sonne und Mond zurückführen. Der mythiſche Tod des älteſten Sonnengottes Hyperion und ſeines Sohnes Helios, über den Selene trauert, bis ſie vom Dache ſtürzt, und wieder der Sturz des Sonnenſohnes Phaëton vom Wagen bedeuten nichts Anderes als den Untergang der Sonne (wie bei Selene des Mondes). Das Gleiche iſt mit dem ähnlichen Sturze des Ikaros, der mit dem Vater Daidalos fliegen wollte, in's Meer, und mit demjenigen des von Zeus aus dem Himmel geworfenen Hephäſtos der Fall. Der Raub der Perſephone und ihre Ueberſiedelung in die Unterwelt bedeutet nicht nur die Wegnahme der Pflanzenwelt durch den Winter, ſondern auch die des Mondes durch die in der Unterwelt weilende Nachtſonne, bezüglich auf die mondloſen Nächte. So bedeuten auch die Liebſchaften des Zeus mit ſchönen Töchtern der Menſchen nicht eine gewöhnliche Untreue, ſondern, gleich der entſprechenden ſeines Sohnes Herakles, wie des ägyptiſchen Oſiris (mit Nephthys) und des nordiſchen Sigurd (an Brynhild) — nichts Anderes als die Sehnſucht der Sonne nach dem ihr ſtets entfliehenden Monde, der ſo verſchiedene Geſtalten annimmt; ja ſelbſt die erhabene Hera verräth ihren Mondcharakter, wenn Zeus ſie zur Strafe für ihr eiferſüchtiges Zanken zum Himmel hinaushängt (wie umgekehrt im Norden, wo der Mond männlich iſt, die Walküre Brunhild den unmännlichen Bräutigam Gunther in der verhängnißvollen Brautnacht aufhängt). So ſind auch die Frauen, die den zum Heros gewordenen Sonnengott Odyſſeus auf ſeiner Wanderung, welche die Nachtfahrt der Sonne in unbekannten Regionen bedeutet, aufzuhalten ſuchen, wie Kirke und Kalypſo, ebenſo Mondgöttinnen wie die ihn einſam und ausdauernd erwartende treue Penelopeia. So verhält es ſich auch mit der Liebe der Artemis zu Endymion; denn der Sonnengott ſchlummert ja, wenn die Mondgöttin dahin fährt, ebenſo mit der Liebe Aphroditens zu Adonis, welcher auf der Jagd getödtet wird, d. h. als Sonnengott untergeht und wieder belebt wird, d. h. wieder aufgeht. (Orions Blendung iſt ebenfalls Sonnenuntergang.) Auch der deutſche Norden beſitzt ſolche Mythen in Menge, namentlich von der Heimkehr des todtgeglaubten Gatten zur treuen (oder auch untreuen)

Digitized by Google

Gattin, von der Verstoßung der verleumdeten Frau und ihrer Rechtfertigung und Wiedervereinigung mit dem Manne (Genoveva, Hirlanda, Helena in den Volksbüchern, Ida von Toggenburg in der Legende) und von der Flucht der beleidigten Gattin nach Art der Thetis (Melusina und die Wasserfei des Staufenbergers).

Es ändert nichts an der Sache, wenn zur Abwechslung die wetteifernden Gestirne beide männlich sind; denn poetisch kann der Mond ja eine Nachtsonne genannt werden, wie auch sonst die Sagenzüge beider Gestirne sich mannigfach kreuzen. Jenes ist der Fall, wenn von den beiden Dioskuren Kastor und Pollux der Eine abwechselnd die Hälfte der Zeit im Himmel und die Hälfte in der Unterwelt zuzubringen hat. Diese beiden Brüder, welche die Tages- oder Jahreshälften vorstellen, kannten auch die Germanen (Tac. Germ. 43) unter dem Namen Alci, Alken. Daß mit denselben Baldur und Hödur gemeint sind, welche Sommer und Winter oder Tag und Nacht bedeuten, kann kaum einem Zweifel unterliegen (Simrock D. M., S. 295); dieselbe Vorstellung wiederholt sich auch in vielen Sagen und Märchen von ungleichen Brüdern, die zwischen der hingebendsten Liebe und Aufopferung und der bittersten Todfeindschaft die mannigfaltigsten Verhältnisse darbieten. Eine Versinnbildlichung von Tag und Nacht ist ferner das weiße und schwarze Segel, welche von Theseus in so tragischer Weise verwechselt werden und im Norden ihre Wiederholung in der Sage von Tristan und Isolde, mit ähnlicher Wirkung, finden.

Im Norden, wo im Volksmunde die Sonne (Frow Sunna) weiblich und der Mond (Her Mân) männlich ist, wird das fehlende Gleichgewicht durch ein anderes Paar hergestellt, dessen Geschlecht und Charakter besser zusammenpassen: Tag und Nacht. Dag (der Tag) war der Sohn des Asenabkömmlings-Dellingr oder Deglingr (Morgenroth oder Morgendämmerung) und der Jöten-(Riesen-) Tochter Nott (Nacht). Dag und Nott wurden vom Allvater an den Himmel gesetzt und erhielten jedes ein Roß und einen Wagen, auf welchem sie die Erde umfahren. Das Roß des Tages hieß Skinfaxi (das glanzmähnige), dessen Mähne Luft und Erde erleuchtet, das der Nacht Hrimfaxi (das thaumähnige), aus dessen schäumendem Gebiß der Morgenthau auf die Erde fällt. Mani und Sol, oder „Herr

Digitized by Google

Mond“ und „Frau Sonne“, wie sie das Volk nennt, sind (nach der ältern und jüngern Edda) Kinder des Mundilföri, und auch ihnen wurde göttliche Verehrung erwiesen; die Sonne fuhr mit zwei Pferden, der Mond ohne solche. Der Tag fuhr der Sonne voraus, mit welcher er vermält war und eine Tochter Swanhild, genannt Goldfeder (Gullfiödr) zeugte, die durch Alf Stammmutter des Geschlechtes der Alfen (Elfen) wurde (den gleichen Namen trägt eine Tochter des Sonnengottes Sigurd in der Heldensage; ihren blutigen Tod unter den Hufen der Rosse (Volsunga-Saga) deutet Simrock sinnig auf das Abendroth (Deutsche Myth., S. 26 f.). Die Nacht fuhr ebenso dem Monde voraus. Der Tag hatte einen heitern, fröhlichen Charakter, die Nacht einen traurigen, düstern; beide waren sich feindlich und lebten im Streit miteinander. Von ihnen schweigt zwar unsere lebende Volkssage; dagegen erklingen höchst mannigfaltige Mären von Sonne und Mond, von ihrer gegenseitigen Beziehung und von den Ursachen ihres Fliehens, ihrer Verfinsterung und ihres Eindruckes auf den Menschen.

(6a.) Es hatte Mundilföri zwei Kinder, so schön, daß er den Sohn Mani (Mond) und die Tochter Sol (Sonne) hieß. Darüber zürnten die Asen und versetzten beide an den Himmel, wo die Sonne den von ihnen aus Muspelheims Funken geschaffenen Sonnenwagen leitete, der Mond aber den Gang des Mondes. Er nahm zwei Kinder von der Erde, Bil (Bilr, nordisch Wetter) und Hiuki, Kinder Widfinnrs, als sie, einen Eimer tragend, zum Brunnen gingen, und man sieht sie beständig dem Monde folgen. (Wafthrudnismal 23, Gylfaginning 11.)

(6b.) Zwen Wölfe wollen nach der nordischen Edda Sonne und Mond verschlingen, was ihnen auch am Ende der Tage gelingen wird. Sie sind, wie mehrere, Kinder der Riesin Gygur im Eisenwalde (Jarnvidr) östlich von Midgard. Der Wolf Sköll verfolgt die Sonne, Hati den Mond. Dieser ist wohl Managarmr (der Mondhund). Ihr Vater ist der Wolf Fenrir, Lokis Sohn. Bei den Indern und Chinesen verfolgt ein Drache oder Riese beide. So fast überall. Im Mittelalter mußte man verbieten, daß man bei Mondfinsternissen rief: siege Mond (vince luna!). „Lasset nur ab, für den Mond zu beten, daß ihn Gott für den Wölfen woll hüten“ (Fischart Prognostikonbüchlein, S. 7). Auch im Gargantua des Rabelais wird der Mond vor Wölfen gehütet und in den bretonischen Volksliedern von Villemarqué heißt es: Ihr Söhne der Bretagne, seid ihr noch gewohnt, zu hüten vor dem Wolf den Mond? (Uebers. von Hartmann 1859, S. 271, Rochholz N. M., S. 235.)

Digitized by Google

(7.) Am untern Böhmerwalde ist es allgemeine Sage, der Mond, der Feind der Sonne, suche diese zu bewältigen, werde einst Herr über sie und dann werde keine Sonne mehr scheinen und die Welt untergehen.

Bei Sonnenfinsternissen beteten alte Leute, daß der Mond nicht Meister werde, und schlug man mit Messern auf alte Pfannen oder Sensen, wie beim Bienenschwärmen, warf auch Brosamen in's Feuer und hielt die Kinder in der Stube, deren Fensterläden man schloß. Während der Zeit fällt giftiger Thau vom Himmel, weshalb an dem Tage kein Vieh weiden darf. Auch die Brunnen vergiftet es. (Schönwerth.)

Rabanus Maurus berichtet, die Bevölkerung um Fulda stehe dem „leidenden Monde" (laboranti) bei der Mondfinsterniß dadurch bei, daß sie Pfeile und Wurfgeschosse in die Höhe schleudere, um damit das Unthier zu verjagen, welches den Mond zu zerreißen suche.

(8.) Sonne und Mond sind Weib und Mann. Als in der Brautnacht der Mond sich allzu kalt bezeigte und lieber schlafen als zärtlich sein wollte, schlug ihm die Sonne als Wette vor, wer zuerst erwache, solle bei Tage allein scheinen dürfen. Er ging sie ein, indem er lachte; aber sie erwachte früher, schien, weckte ihn und erklärte, daß sie von nun an nie wieder eine Nacht zusammen verbringen werden, was sie eidlich beschwor. Sein Lachen ist ihm geblieben.

Doch blieb ihre beidseitige Liebe. Sie treffen sich öfter, aber machen sich jedesmal Vorwürfe. Wird es arg, so kommt es zur Sonnenfinsterniß. Ihr Schmerz erwacht oft und ihre Reue; dann weint sie blutige Thränen und geht blutroth unter. Er aber trauert eben so, nimmt ab bis zur Sichelgestalt und wachst, wenn er hofft. (Schönwerth.)

(9.) Im Monde ist unseres Herrgotts Knecht, der zur Strafe Holz hacken muß, bis die Welt zu Grunde geht Oder es ist ein Bauer, der an einem Feiertage auf seiner Wiese Kronwitt-Stauden ausgehauen hat. An einer solchen haut er nun unaufhörlich. In einer Nacht kam er vor seines Weibes Fenster und klopfte. Als sie hinaus schaute, hieß er sie sich recht warm anziehen und ihm folgen. Sie that's, nahm Holzschuhe und Pelz und ging mit ihm. Seither scheint der Mann vor, das Weib nach Mitternacht, und weil sie warm gekleidet ist, fällt alle Kälte von ihrem Pelz auf die Erde, weshalb diese nach Mitternacht viel härter ist als vorher, und sind Träume um diese Zeit, wegen der veränderlichen Natur des Weibes, viel unzuverlässiger. (Schönwerth.)

So hörte Kuhn von einem alten Hirten zu Brodewin in der Uckermark: in den Mondflecken könne man deutlich einen Mann mit einem Bunde Erbsenstroh auf dem Rücken erkennen, der an der Thüre des Mondes stehe. (Haupt, Zeitschr. IV. S. 390.)

(10.) Als die Sonne am Morgen aufging, war sie überrascht, ein Mädchen im Monde zu erblicken. Auf einmal hörte sie den Bräutigam um sein Lieb klagen. Als er vor Jammer matt im Walde niedergesunken war,

Digitized by Google

nahm sie ihn, als sie beim Niedergehen die Erde streifte, auf zu sich. Beim Auf- und Niedergange der Sonne erkannte er seine Braut im Monde, und sie jetzt ihn, und beide waren voll Sehnsucht nach einander. Zudem sah nun der Mond mit Schmerz, daß die Sonne ihm untreu geworden, und weinte, und seine Thränen waren die Sternschnuppen. (Schönwerth.)

Auch nach einem altpreußischen Märchen (bei Temme) waren Sonne und Mond verehelicht und letzterer brach ihr die Treue durch Entführung einer Andern.

(11.) Ein armes Waisenmädchen trat, um ihrem Bräutigam etwas Aussteuer zuzubringen, in einen Dienst. Hier ließ man ihr jedoch wenig Zeit, an der Ausfertigung zu arbeiten, und so spann sie Nachts für sich beim Mondscheine, besonders in Samstagsnächten, wo man nicht spinnen soll. Dabei machte sie das Fenster auf. Je freundlicher der Mond herein schien, desto reicher, aber auch desto bleicher ward sie, weshalb ihre Frau sie oft spottend „die Spinnerin im Monde" schalt. Sie aber fühlte sich vom Monde immer mehr angezogen, und einmal, wo sie ermattet einschlief, träumte sie, sie werde in den Mond getragen. Als sie erwachte, befand sie sich wirklich dort und ist die Spinnerin, die man darin mit dem Rädchen sieht. Der Rocken nimmt mit dem Mondwechsel ab und zu, aber immer bleibt noch etwas Flachs daran. Sie darf mit dem Rocken nicht zu Ende kommen, denn ist einmal der Flachs alle, so geht die Welt unter. (Schönwerth.)

(12.) Ein altes Weib hatte eine faule Tochter, die nicht gerne spann. Darüber wurde die Mutter zornig und verwünschte sie in den Mond, wo sie nun ewig spinnt. Der sogenannte Altweibersommer ist ihr Gespinnst. (Schwäbisch betheuert man: hab' ich es gethan, so komm' ich in den Mond — und die Mutter bedroht das durch's Fenster in die Nachtkälte hinausschauende Kind: „guck ett naus 's Maunmändle nimmt di fort!" (Wolf Zeitschr. I. 169. IV. 49.)

Eine Andere ließ ihre Tochter nie an einen Tanz. Gleichwohl, als die Alte einmal fort war, ging das Mädchen auf den Tanzplatz. Die Mutter heimkommend, fand sie dort, verwünschte sie und das „Windgspral" (die Windsbraut) kam und riß sie hinauf, wo ihr Gespinnst die Herbstfäden sind.

Im Monde sitzt ein altes Weib, die einen Korb flicht, und daneben sitzt ein Hund, der lauert, bis der Korb fertig ist. Sieht er, daß sie bald zu Ende kommt, so reißt er den Korb zusammen. Das ist Mondfinsterniß. Ganz zerreißt er ihn nie, sonst ginge die Welt unter. (Schönwerth.)

(13.) Früher wurde der Sonntag, der Tag des Herrn, in Mecklenburg noch viel mehr heilig und in Ehren gehalten, als es jetzt der Fall. Schon am Sonnabend begann man, sich auf den folgenden Feiertag würdig vorzubereiten, weshalb die Gesellen und Lehrburschen, die Knechte und Mädchen dann frei hatten, und nicht, wie an den übrigen Alltagsabenden der Woche, für ihre Herrschaften zu arbeiten brauchten, wie solches ja auch noch heute in fast allen Häusern Sitte ist.

Digitized by Google

Ganz beſonders ſündlich aber hielten es die Leute, am Sonnabend-Abend zu ſpinnen; weshalb denn auch noch jetzt — mit gewiß nur ſehr wenigen Ausnahmen — alle Spinnräder an dieſem Abend ruhen.

Eine gottloſe Frau, die einſt einen ganzen Winter hindurch gegen dieſen alten frommen Brauch handelte und ruhig an den Sonnabend-Abenden fortſpann, wurde zur Strafe für dies Verbrechen in die Sonne verſetzt, wo ſie nun Tag und Nacht bis in alle Ewigkeit ſpinnen muß. Wenn die Frauen und Mädchen zurück vom Oſterwaſſerholen kommen, dann können ſie die Gottloſe ganz deutlich in der aufgehenden Sonne ſitzen und ſpinnen ſehen.

Ein Mann, der mehrere Male ſo gottlos geweſen war, am Sonnabend noch ſpät in den Wald zu gehen und Holz zu holen, wurde zur Strafe hierfür mit ſeinem Bündel Reiſig in den Mond verbannt, wo man ihn auch jetzt noch deutlich — freilich mit etwas Phantaſie — ſehen kann. (Niederhöffer, Mecklenb. Volksſ. IV. S. 271.)

(14.) Im Monde ſitzt ein Mann, der Kohl geſtohlen hat Er trägt den Kohl auf dem Rücken und in der Hand einen Eimer mit Waſſer, um das Licht des Mondes, das ihm zuwider iſt, auszugießen. — Uebuuk (männl. Eigennamen) iſt im Garten geweſen und hat eine Tracht Kohl geſtohlen bei lichtem Monde. Er ſpricht, er wollte, wenn er eine Tracht Kohl ſtöhle, daß der Mond nicht wieder über ihm ſcheine. Darum ſitzt er in dem Monde mit ſeiner Tracht Kohl. — Es war einmal ein Mann, der hatte einem Bauern einen Korb voll Kohl geſtohlen. Als der Bauer das merkte, daß ſein Kohl weg war, wurde er böſe und ſagte: „Nun wollt ich, daß der Gaudieb, der den Kohl geſtohlen hat, zu Allermanns Augenſpiegel bis zum jüngſten Tage mit ſeinem Kohl im Monde ſitzen müßte!“ Der Bauer hatte das Wort nicht ſo bald heraus, als auch ſchon der Gaudieb, ſeinen Korb mit Kohl unter dem Arme, im Monde ſaß, daß alle Leute ihn ſehen konnten. — Auf der Oſternburg ſagt man, der Mann habe Reiſig geſtohlen und trage das Bündel auf dem Rücken. (Strackerjan II. S. 62.)

(15.) Es war einmal ein Bauer, der hatte einen Knecht, der ihm die Bienen hüten mußte. Nun trieb der Knecht täglich mit den Bienen aus, aber er mußte ſo weit weg, daß er einen Wagen mitnehmen mußte, da ſetzte er die Bienen hinauf, die nicht mehr gehen konnten; und täglich, wenn die Bienen gingen zu weiden, kam ein Bär und fraß ihm von den Bienen alle Tage einige auf, ſo daß er oft Schelte darüber bekam. Darum ging er zu Werke und machte vorn in den Deichſelbaum ein Loch und machte einen Keil, der gerade in das Loch paßte. Nun fuhr er am Morgen wieder mit ſeinen Bienen weg und dachte: Jetzt will ich den Teufelsbären doch wohl anführen! Er beſchmierte den Deichſelbaum mit Honig und ging ein Endchen Weges bei Seite, daß der Bär ihn nicht ſehen konnte, wenn er kam. Der Bär kam, begann an dem Deichſelbaum zu lecken, leckte ſich ihn erſt in die Kehle, dann in den Leib und zuletzt wieder hinten hinaus. Als der Knecht das ſah, daß der Bär auf dem Deichſel-

Digitized by Google

baum saß, eins zwei drei! nahm er seinen Keil und sein Beil und schlug den Keil in das Loch, und das so hitzig, daß das Beil von dem Stiele ab und in den Mond flog. Was nun für Rath? Nach Hause durfte er nicht, denn sein Beil war weg. Er besann sich ein wenig, was zu thun sei, und kam auf den Einfall, rasch etwas Dünger zusammenzufahren und Kohl darauf zu säen. Das that er, und in Zeit von drei Tagen war ein Kohlstengel so hoch gewachsen, daß er bis an den Mond reichte. An dem kletterte er in die Höhe, gerade als der Mond darüber stand, und glücklich kam er auf diesem an. Gar lange hatte er noch nicht gesucht, als er sein Beil fand. Nun wollte er sofort zurück und an dem Kohlstengel wieder hinab, aber was war da zu thun? Der Mond war unter der Weile von dem Kohlstrunk weit weggegangen, und er konnte diesen nur eben mehr sehen. Nun wird auf dem Monde viel Flachs gebaut, aber es werden dort keine Stricke gedreht. Mein Knecht kriegte darum alle alten Weiber an's Spinnen, die nur auf dem Monde waren, die hatten ihm im Augenblick so viel Garn gesponnen, daß er meinte, er könne ein Tau davon drehen, das vom Monde bis an den Erdboden hinreichen möchte. Als er das fertig hatte, schlug er auf dem Monde einen Pfahl in den Grund, daran band er das eine Ende, und das andere Ende ließ er nach dem Erdboden zu langsam wegsinken, und dann er daran hinab. Aber wie erschrak er, als das Tau eine ganze Strecke zu kurz war! Er wieder hinauf, schnitt oben ein Stück ab und knotete es unten wieder an. Aber es war noch zu kurz. Er schnitt oben ab und knotete unten wieder an, so oft und so lange, bis das ganze Tau lauter Knoten war. Nun war's mit dem Abschneiden und Anknoten gethan, und noch war das Tau zu kurz, und er baumelte zwischen Himmel und Erde. Er mußte sich zuletzt entschließen und sich fallen lassen, aber als er zur Erde kam, traf er gerade auf eine weiche Stelle im Moore, daß er bis unter die Arme hineinfiel, und es war da kein Mensch, der ihn wieder herausziehen konnte — er hörte und sah Niemand. Zuletzt sah er doch in der Ferne ein Licht brennen, er rannte darauf zu, lieh sich von dem Bauern einen Spaten und grub sich damit wieder los. Dann brachte er dem Bauern seinen Spaten wieder und lief wieder zu seinen Bienen hin und trieb damit nach Hause. (Strackerjan II. S. 299 f.)

(16.) Vier Brüder brachten aus der Fremde den Mond mit sich heim, wo sie ihn auf einen Eichbaum aufstellten. Als einer um den andern von ihnen starb, mußte ihm nach seinem letzten Willen ein Theil des gemeinsamen Eigen- und Besitzthumes mit in's Grab gegeben werden. Als aber endlich die vier Mondtheile sich in der Unterwelt trafen, vereinigten und leuchteten, wo seither Dunkelheit geherrscht hatte, erwachten die Todten sämmtlich aus ihrem Schlafe, erhoben sich, nahmen ihre alten Lebensgewohnheiten wieder an, gingen in die Wirthshäuser, und der Lärm drang bis in den Himmel, woher Petrus geritten kam, um dem Unwesen ein Ende zu machen, indem er die Todten zur Ruhe brachte, den Mond mit sich fortnahm und wieder am Himmel aufhängte. (Pröhle, Märchen Nr. 182, aufgenommen in Grimm, Kindermärchen Nr. 175.)

Digitized by Google

Sonne und Mond sind ähnliche, in vieler Beziehung enge verwandte, aber dennoch oft feindliche Wesen. Zusammen erscheinen sie nie oder sie verfinstern einander; naht sich das eine, so muß das andere erbleichen, dies Erblicken deutet ihm den Tod. Daher, wenn auch später mißverstanden, rühren vielleicht die vielen Sagen vom Unheil und Sterben andeutenden Erblicken seines zweiten Gesichtes, seines Doppelgängers.

Auffallend erinnern diese Sagen, deren es, namentlich in Familienüberlieferungen zahllose giebt, und die wohl auch bisweilen durch krankhafte Visionen genährt worden sein mögen, an die zwei antiken von Orpheus, der seine Eurydike, sie erblickend, wieder verlor, und von Narkissos, der sich im Anblicke seines Spiegelbildes aus Selbstliebe verzehrte.

Es ist Volkssitte an mehreren Orten, z. B. der Oberpfalz, daß der Landmann, wenn er die Sonne, „die liebe Sunna", oder den Mond aufgehen sieht, den Hut abnimmt.

Niemand soll mit dem Finger in die Sonne deuten. Das „in die Sonne Schießen" gilt in der Sage als Frevel, dem furchtbare Strafe folgt; es ist eine Gottverwundung und im Volksglauben dasselbe, was das Verwunden mit Schwert oder Messer oder mit Schießen in Crucifixe.

(17.) Echtdeutsch, an die Verehrung der „Sunna" als Göttin mahnend, ist die Vorstellung in der Oberpfalz, an der Donau: Wenn unsere liebe Frau vom Schlafe aufsteht, gehen die Nachtsterne unter und der Morgenstern geht auf; legt sie sich nieder, geht auch der Abendstern hinab, die Nachtsterne aber kommen herauf. (Schönwerth.)

Am Niederrhein geht die Sage, in der Weihnacht (25. Dec.) werde auf die Zeit von einigen Minuten alles Wasser in Wein verwandelt und in dieser Nacht lassen die Glocken aller untergegangenen oder versunkenen Kirchen und Kapellen ihr Geläute ertönen; die Sonne thue am Himmel zwei Sprünge und ändere dann ihren Lauf; alles Vieh aber in Stall und Wald liege in diesem Augenblicke auf den Knieen und bete Gottes Allmacht an, oder man geht hinaus in die Wintersaat, um die Ueberirdischen von kommenden Dingen reden zu hören. (Nieritz deutscher Volkskal. 1866. S. 65, 66.)

In den deutschen Gegenden Oberschlesiens, z. B. Piltsch, nehmen die Hirten am Weihnachtsabend den Rindern und Schafen die Schellen

Digitized by Google

ab und hängen sie sich selbst um. Wer keine Schelle hat, nimmt eine Kette oder sonst etwas Klirrendes; Manche haben alte Trompeten, Kuhhörner oder Hirtenflöten. Damit erregen sie durch's ganze Dorf einen Höllenlärm, gehen in jeden Hof und erhalten von der Bäuerin Kuchen und Bier. (Globus X. Bd. 1866. S. 268.)

Weihnacht und die folgenden Nächte werden in Niederösterreich alle Räumlichkeiten unter Gebeten und Sprüchen beräuchert, mit Weihwasser besprengt (Rauchnächte) und um Mitternacht geht man auf einen Kreuzweg hinaus, um die Zukunft zu schauen. (Vernaleken.)

Am 11. des ägyptischen Monates Tybi, am 6. Januar, begann am Nil Jubel, der verborgene Sarg des Osiris war gefunden, die Sonne stieg wieder aufwärts, was so im Volkscult wurzelte, daß die ersten Kirchenväter es für rathsam gefunden, diesen Tag als das Fest des Wiedererscheinens (Epiphania) Christi einzusetzen.

Das Volk ehrt den „lieben", den „guten" Mond ebensosehr wie die Sonne. Wer in ihn schaut, verdirbt sich die Augen. Auch in den Mond darf man nicht mit den Fingern deuten. Wenn er recht hell scheint, ist es schade, den Hut aufzubehalten. Eine Schwangere soll sich vom Monde nicht bescheinen lassen, sonst wird ihr Kind blöd und mondsüchtig; schaut sie ihm in's Gesicht, so wird es immer lachen wie er selbst. Aus einem offenen Brunnen, worein der Mond sich spiegelt, soll man nicht trinken; man träuke den Mond hinein und man fürchtet, von ihm schwanger zu werden. Auf ein Ehebett läßt man ihn nicht scheinen. Wer im Mondlichte badet, ertrinkt leicht. Es ist nicht recht, im Mondscheine zu tanzen, namentlich verschlungen.

Was im zunehmenden Monde geschieht, gedeiht, im abnehmenden nicht. (Schönwerth.)

Bei den Ehsten hieß es, die Hand, die nach dem Vollmonde greife, könne im Grabe nicht verwesen (Sievers, Taschenb. d. Deutschen in Rußl. 1858, S. 211), oder man steche einem Engel die Augen aus. In Belgien und Frankreich beten Mädchen: Lune, lune, belle lune, faites me voir en mon dormant le mari que j'aurai en mon vivant. Blickt ein Mädchen um Fronfasten beim Vollmonde in einen Quell, der an einer Erle hinfließt, so sieht es den künftigen Gatten abgespiegelt. (Panzer.)

Digitized by Google

Die Bewohner um Quimper in der Bretagne knieten früher vor dem Neumonde nieder und beteten ein Paternoſter und Ave, und in den Cevennen verneigte man ſich, wenn man den Mond anſah. Im 7. Jahrhundert verbot der heilige Eligius, den Mond „unſern Herrn“ zu nennen.

In Island ſieht man im Monde das Geſicht Adam's, in der Sonne Evens (Maurer 185), und Fiſchart (in ſeiner Ueberſetzung von Bodini Daemonomania 1591, 68), giebt es als Hochmuth der Männer an, daß ſie ſich nach dem Monde „Man“ und ihre männlichen Nachkommen nach der Sonne „Sön“ heißen.

Es ſcheint aus dieſen Sagen und Gebräuchen hervorzugehen, daß der ſchlichte deutſche Volksglaube, der die Dinge oberflächlich auffaßt und nicht tiefer in ihren Grund eindringt, wie dies auch bei verſchiedenen wilden und barbariſchen Völkern, z. B. bei den Khaſia im nordweſtlichen Indien, bei den Eskimo, bei den Urbewohnern von Darien in Mittelamerika u. ſ. w. der Fall iſt (Peſchel, Völkerkunde S. 267 ff.), die beiden Hauptgeſtirne nach dem grammatiſchen Geſchlechte beurtheilte, alſo den Mond als Mann und die Sonne als Frau betrachtete. Es liegt jedoch auf der Hand, daß dieſe Auffaſſung, weil ſie dem Charakter der beiden Weltkörper widerſpricht, ſtets etwas ſonderbar Phantaſtiſches, ja etwas unwillkürlich Komiſches hat; ein männlicher Mond (Mann im Mond) und eine weibliche Sonne ſind und bleiben ein Widerſpruch. Daher iſt dieſe Anſchauung in der ernſten Poeſie unbrauchbar und ſchwindet überall, wo die Welträthſel mit tieferm Geiſte zu ergründen geſucht werden. Ungeachtet des irreführenden Sprachgebrauches hat daher auch der Norden Europas, wie Hellas und Alt-Italien, ſeine Sonnengötter und Mondgöttinnen, und wir werden dieſe Thatſache bei Anlaß der Dämonen- und Heldenſage noch deutlicher hervortreten ſehen. Sie hat auch nichts Auffallendes oder Unglaubliches, wenn wir bedenken, daß unter den ſtammverwandten ariſchen oder indo-germaniſchen Völkern die nämlichen Mythenzüge ſich nothwendig wiederholen mußten.

Digitized by Google

III. Die feurige Kugel.

Sonne und Mond sind feurige Kugeln und spielen als solche die mannigfaltigsten Rollen im Süden wie im Norden; denn die Kugel und ihr Durchschnitt, der Kreis, sowie die unzähligen Dinge, welche Kreis- und Kugelgestalt haben oder an welchen auch nur solche vorkommt, lassen die verschiedensten Auffassungen und Sinnbilder zu, deren ursprüngliche Bedeutung aber mit der Zeit vergessen wurde. Es heißt daher schon im Alwismal der ältern Edda, wo die Namen aufgeführt werden, welche die verschiedenen Wesenklassen den wichtigsten Gegenständen der Welt geben, von der Sonne:

Sonne sagen Menschen, Gestirn die Seligen,
Zwerge „Zwergs Ueberlisterin",
Lichtauge Joten, Alfen Glanzkreis,
„Allklar" der Asen Freunde, —

vom Monde:

Mond sagen Sterbliche, Scheibe Götter,
Bei Hel sagt man rollendes Rad,
Sputer bei Riesen, Schein bei Zwergen,
Jahrzähler aber bei Alfen.

Diese Symbole sind denn auch mit merkwürdiger Treue in der Volkssage bis auf den heutigen Tag geblieben.

Bald sind die beiden leuchtenden Körper, nach ihrer Gestalt, Zwirnknäuel, bald goldene Kugeln, wozu als Kegelspiele natürlich die Sterne gehören, die auch als Münzen und ganze Horte von solchen vorkommen; bald erscheinen Sonne und Mond als Räder und durch Ideenverbindung als die dazu gehörenden Wagen, und als die Rähne ihrer Götter, welche durch die blaue Fluth des unergründlichen Himmels fahren, bald sind sie dieser Götter Auge oder Kopf. Ist ja die Sonne des Himmels oder des Toges Auge, der Mond das der Nacht. Oft endlich sind Sonne und Mond lediglich, was sie dem Menschen sind, Fackeln, Lichter und Feuer.

Unter allen die älteste und verbreitetste Vorstellung, welche man mit der Sonne und den übrigen Gestirnen verband, muß die des Auges gewesen sein. Den Parsen war die Sonne Auge des Ormuzd, den Aegyptern rechtes Auge des Demiurgos, den Griechen Auge des Zeus. Die Kyklopen hatten, als Sonnengötter, nur ein Auge in

der Stirn. So ist Odin einäugig, weil er sein anderes Auge um einen Weisheitstrank aus dem Mimerbrunn hingab, welches, während das eine die Sonne ist, bald als deren Spiegelbild im Wasser, bald als der Mond gedeutet wird. Denselben Mangel hat Hagen, welchem Walther das eine Auge im Kampfe auswarf. In Appenzell heißt es noch: wenn man in rinnend Wasser schaut, so erblickt man des Herrgotts Augen (Tobler Idiot. 369b). Der Drache, welcher den Schatz der Nephele bewachte, schloß seine Augen nie, und der Hort konnte nur gewonnen und die Jungfrau erlöst werden, falls man ihn einschläferte oder tödtete.

So wird auch die Mondgöttin Jo vom riesigen Argos Panoptes, der am ganzen Leibe Augen hat, bewacht (es ist der Nachtgott mit den Sternen, wie die Tagesgötter, die Kyklopen, nur ein Auge haben). Der Sonnengott (später vielleicht Sturmgott) Hermes schläfert durch sein Spiel ein Auge nach dem andern ein und tödtet ihn mit der Sichel (wie Krones den Uranos verstümmelt), welche ein Sonnenbild oder auch ein solches des Blitzes (Schwartz S. 183) vorstellt. Folgende Sagen bilden eine Auswahl dieser Vorstellungen und Verbildlichungen:

(18.) Als die Asen mit den Wanen Krieg führten und Frieden machten, gaben beide Theile einander Geiseln, die Asen den Wanen den Hänir, angeblich als Weisen, dazu aber den Mimir; diese jenen Njord und dessen Sohn Freyr und den weisen Quasir. Als die Wanen jedoch wahrnahmen, daß Hänir, so oft Mimir abwesend war, nichts Kluges wußte, zürnten sie, schlugen Mimirn das Haupt ab und sandten es den Asen. Hier balsamirte Odin es ein und verzauberte es, so daß es redete und ihm alles Verborgene sagte. An der heiligen Esche Ygdrasill ist Mimirs Brunn, woraus man Weisheit schöpft. Für einen Trunk daraus gab Odin sein eines Auge, das seither darin leuchtet. Es ist der tiefblaue, reine Himmel und die Sonne drin. Dort beräth sich Odin vor dem letzten Kampfe (Ynglingasaga 4. Kapitel. Hrafnagaldr 5. Wöluspa 21. 47. Jüng. Edda. Gylfaginning 15. 51.)

(19.) Von dem Brunnen zu Bethlehem, aus welchem Maria getrunken, sagt Gregor von Tours, der Stern der Magier lasse sich noch immer darin sehen, aber nur reinen jungfräulichen Augen.

(20a) Thor erschlug den Riesen Thiassi und warf dessen Augen an den Himmel, wo sie zu Sternen wurden (Harb. L. 18), was in der jüngern Edda Odin thut. (Bragaröður 56.)

Digitized by Google

(20b.) Nach einer ehstländiſchen Sage kam zu einem Knechte, welcher eben Knöpfe goß, der Teufel und fragte, was er da mache. Ich gieße Augen, antwortete der Knecht. Da wünſchte der Teufel auch neue, und kam auf des Knechtes Einladung am andern Tage. Er wollte recht große haben, ließ ſich rücklings auf eine Bank binden, fragte nach des Gießers Namen und erhielt die Antwort: Issi (ſelbſt) heiße ich. Dann goß Iſſi dem Teufel das heiße Blei in die Augen, welcher vor wüthendem Schmerz aufſprang und mit der Bank am Rücken davonlief. Als er den im Felde pflügenden Leuten auf ihre Frage, wer ihm ſo mitgeſpielt, antwortete: issi teggi (Selbſt that's), lachten ſie und ſagten: Selbſt gethan, ſelbſt haben. Der Teufel ſtarb daran. (Grimm.)

(21.) In Gegenden des mittlern Rheines, zwiſchen Neckar und Main, im Odenwalde, und jenſeits in der Pfalz, zieht junges Volk in den Dörfern umher, und zwei Vermummte, der Sommer in Epheu oder Singrün, der Winter in Stroh oder Moos, ſingen und kämpfen mit einander, bis letzterer entblößt und zu Boden geworfen wird. Dabei ſingen ſie hier ſo, dort anders, und darin heißt es z. B. Jajaja, der Sommertag iſt da, er kratzt dem Winter die Augen aus. Oder: Stab aus! dem Winter gehen die Augen aus! Oder! Treib aus! dem Winter iſt ein Aug' aus. — Blas dem Winter die Augen aus! — Stecht dem Winter die Augen aus! Dasſelbe iſt's, wenn man, ſich dem innern Franken, dem Speſſart und der Rhön nähernd, hört: Stecht dem Tod die Augen aus. (Grimm.)

(22.) In Stilfs im Vinſtgaue kennt man den Lorg, einen einaugigen Rieſen, der in den heiligen Nächten umgeht und Knaben mitnimmt, die er noch auf den Gaſſen findet.

Im Oberinnthal erſchien ein Einäugiger beim Scheibenſchlagen. (Zingerle.)

(23.) An die Stelle des Auges tritt zunächſt der Kopf. In der bairiſchen Oberpfalz heißt es, auf der Pavelsbacher Heide bei Möning gehe der „Kopp" um. Es iſt die Seele Eines, welcher ſich dadurch des Nachbars Grundſtück aneignete, daß er Erdreich von ſeinem eigenen Acker in die Schuhe ſtreute und dann, auf dem des Nachbars ſtehend, den Eid that, er ſtehe auf ſeinem eigenen Boden. Er ſtarb aber jähes Todes, „waizt" ſeitdem auf der Heide und Viele hörten ihn rufen:

Kopp, Kopp auf der Heid!
Hätt' ich geſchworen kein' falſchen Eid,
Müßt' ich nicht immer ſchreien:
Kopp, Kopp auf der Heid!

(Globus, IV. Bd. 1863 S. 174.)

(24.) In den ſchwäbiſchen Abend-Spinnſtuben oder dem „Lichtkarz", wo man zuſammen ſpinnt und plaudert, kommen, neben Anekdoten aller Art, auch Geſpenſter- und andere Sagen vor. Unter anderm erwähnt der Verfaſſer

Digitized by Google

der „Silhouetten aus Schwaben" (1863, S. 280, 281) von einem der Geister: „Kommt dagegen ein einsamer Wanderer, so gesellt er sich zu ihm, wie Einer, der desselben Weges geht; plötzlich aber nimmt er einen Fuß oder einen Arm von sich und schleudert ihn weit weg, und dann noch einen Arm und noch einen Fuß, und dann den Kopf und rollt ihn vor sich her wie eine Kegelkugel, und hüpft ihm nach mit dem Rumpfe, und den Wanderer ergreift Grausen und Entsetzen, und er läuft, was er laufen kann über Stock und Stein, immer aber hinter sich drein hört er das heisere Lachen des Geistes und er läuft die ganze Nacht hindurch, und dennoch findet er sich des Morgens an demselben Plätzchen, von dem er des Abends geflohen." —

(25.) In Auenstein (an der Aare bei Wildeck) sollten Knaben eine Leiche mit zu Grabe geleiten. Auf dem Kirchhofe stahlen sie sich bald davon und stiegen in den Kirchthurm hinauf. Alle, bis auf den diese Sage Erzählenden, waren bereits voran im Glockenstuhle, und er stieg eben nach, als er, gegen das Bodenloch der Treppe blickend, zu seinem Schrecken, ein gewaltiges Männerhaupt draus auf ihn herabschauen sah, welches in stummer Warnung einen ausgestreckten Zeigefinger gegen ihn erhob. Er konnte sich kaum mehr aufrecht erhalten und rief vergebens den Anderen; sie hatten nichts bemerkt.

Als er erwachsen war, verliebte sich ein reiches Mädchen in ihn, dessen Vater nicht mehr lebte, und auch er war ihr nicht ungeneigt, bis es ihm einmal seinen verstorbenen Vater schilderte und er genau das Haupt erkannte, welches ihn im Glockenstuhle gewarnt hatte. Von Stunde an mied er sie. (Rochholz.)

(26.) Zu Ulten im Tirol ist eine Alpe, deren Besitzer, zwei Bauern, über die Grenze in Streit geriethen. Die Sache kam vor Gericht, wo der neidischere von Beiden den Schwur that, wenn die alte Marke nicht einst beinahe in der Mitte des jetzigen Antheiles seines Gegners gewesen, solle sein Kopf als Markstein dienen. Da erklärte der Nachgiebigere, daraufhin die Alpe abzugeben, aber in kurzer Zeit starb der Meineidige und am folgenden Morgen fanden die Hirten den Kopf auf der rechtmäßigen Grenze liegen. Als man im Grabe nachsuchte, lag die Leiche in der That ohne Kopf im Sarge. Man trug den Kopf zum Rumpfe, aber sogleich war er wieder auf der Marke, kein Beten half, er blieb dort. Der Nachbar übernahm die Alpe wieder und ließ an die Stelle, wo der Kopf zerfiel, ein Crucifix aufrichten. (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 179, 180. Zingerle 1859. S. 151.)

(27.) Ein armer Familienvater zu Baden im Aargau war der Brandstiftung beschuldigt und zum Tode verurtheilt, obschon er noch auf der Folter die Unthat beständig in Abrede gestellt. Noch auf dem Richtplatze, wo nun das Bürgerspital steht, betheuerte er seine Unschuld und erbot sich zum Beweise derselben nach dem Tode noch zu wandern, falls man seine Waisen so

Digitized by Google

viele Jahre erhalten wolle, als er Schritte machen werde. Man verhieß das. Kaum war der Streich geschehen, so wanderte der Rumpf an die dreihundert Schritte bis wo die St. Annakapelle steht, wo ihn Einer umgestoßen habe. (Rochholz.)

In mehreren Legenden heben enthauptete Märtyrer ihre Köpfe auf und tragen sie. Viele Geister zeigen sich auf dieselbe Weise.

(28) Nach dem 23 November, wo der Wolfs- oder erste Julmonat begann, folgt am 24. bedeutsam der Advent, die Erwartung der Geburt des Herrn, und gleich am 25. feiert die Kirche die heilige Philosophin Katharina, deren Sinnbild das Rad ist, auf welches sie im Jahre 327 in Alexandrien als Christin hätte geflochten werden sollen, wovon in England die gothische Fenster-Rosette mit ihren Speichen und der Achse „St. Katharina's Rad" hieß. Das Rad zerbrach jedoch durch ein Wunder, als man sie darauf legen wollte, worauf sie enthauptet, ihr Haupt aber von Engeln nach dem Berge Sinai getragen wurde. Lauter mythische Züge der weisen Sonnenfrau, von welcher eine Unzahl waldiger Brunnen (viel mehr als von anderen Heiligen) „Sanct-Katharinen-Brunnen" heißen, da sie an die Stelle der „Frau Holle" getreten ist.

Mit der Gestalt des Kopfes hat die Kugel die nächste Verwandtschaft, sei es als Knäul (wie bei Ariadne und Theseus im Labyrinth auf Kreta) oder als Kegelkugel u. dergl.

(29a.) In Tirol hört ein verehelichter Mann die Saligen-Fräulein singen, was ihn so berückt, daß er sich jeden Abend vom Hause wegstiehlt, um sie wieder zu hören, bis seine Frau, um ihn auszuspähen, ihm einen Zwirnknäul in die Tasche steckt und, dem Faden folgend, an den geheimen Ort gelangt. (Zingerle.)

Dieselbe Idee ist die Kugel, welche im arabischen Märchen in Tausend und eine Nacht der greise Derwisch Denen reicht, welche den Wunderberg mit dem singenden Baume, dem goldgelben Sprudelbrunnen und dem sprechenden Baume suchen, und die sie vor sich hin zu werfen und der sie zu folgen haben.

(29b) Beim Eisenstecken in Villanders schaute der Bauer einst Nachts vor dem Schlafengehen noch zum Fenster hinaus und sah drüben am andern Eisak-Ufer auf der Disklerwiese viele Lichter flimmern. Er lud seinen Stutzen und schoß hinüber. Da entstand unter den Lichtern große Bewegung, die Kugel aber rollte im gleichen Nu glühend neben ihm auf den Tisch herein. (Zingerle.)

(30.). Die elfjährige Angelika Brand in Freudenberg erzählte: „Am dreizehnten August dieses Jahres (1854), einem Sonntage, ging ich, Nachmittags gegen drei Uhr, mit zwei Gespielinnen und einem kleineren Buben auf das hiesige wüste Bergschloß. Beim viereckigen Thurme setzten wir uns nieder, und auf einmal kam, etwa fünfzehn Schritte von uns, eine glänzende Gold-

Digitized by Google

kugel aus dem Boden, die größer als eine Kegelkugel war. Sie wälzte sich langsam her und blieb vor unseren Füßen liegen. Wir Mädchen sahen sie deutlich; der Bube aber konnte sie nicht erschauen, obgleich wir mit Fingern auf sie hinwiesen. Da wir aus Angst anfingen zu schreien, rollte die Kugel wieder langsam zurück und versank auf dem Platze, wo sie hervorgekommen war." (Baader, Neue Volksj. S. 112.)

(31.) Der Reisende Kohl hörte unter vielen anderen friesischen Volkssagen auch folgende: Wenn die Sonne untergeht, wird sie von einer Schaar himmlischer Jungfrauen aufgefangen, welche die leuchtende Kugel in kleine Stücke zerschneiden, die sie als funkelnde Bälle den himmlischen Jünglingen zuwerfen, welche am östlichen Ende der Erde darauf warten und dieselben über die Erde hinweg den Jungfrauen wieder zuspielen. Des Spielens müde, ballen sie endlich die Bälle (Sterne) wieder zur großen Feuerkugel zusammen, welche dann von den Jungfrauen bis zum Rande des Himmels emporgetragen wird, und mittels des Schwunges, den man ihr dort giebt, den neuen Taglauf vollendet.

(32.) Zu drei jungen Burschen, welche im Solothurner Dorfe Selzach auf ihrer Bahn kegelten, traten unversehens drei bärtige Fremde und begehrten wettzukegeln. Im Kegeln wuchsen sie zu übernatürlicher Größe; ihre Kugelwürfe tönten im Thale weit wie Donner und fuhren den Jura hinan, die einen bis in's jenseitige Thal, daß man von Betlach bis Grenchen die Bahnrisse noch heute an der Bergwand erblickt, die andern wieder zu den Werfern zurück. Nach dem Spiele verschwanden sie. (Bieler Handelscourier 1859.)

(33) Das in Luzern seiner Zeit wohlbekannte „Meggermeieli" sah manchmal, wenn es an gewissen Tagen Morgens früh oder Abends in der Dämmerung vorbeiging oder vom Burgweidli nach der Angelfluh fuhr, in den Ruinen der Neu-Habsburg stattliche Ritter, oft in seidenen Wämsern und Baretten, oft in Eisen und Stahl; in ersterm Falle winkten sie ihm freundlich zu, in letzterm waren sie drohend und abweisend. Einmal soll es gewagt haben, der Einladung folgend, die zwischen See und Burg befindliche kleine Wiese zu betreten, wo es mit Staunen die Herren sich an goldenem Kegelspiele ergötzen sah. Auch ein nahe wohnender Landmann wußte von diesem Kegelspiele. (Luz. Wochenblatt 1837, S 257. Der Wanderer in der Schweiz, VII, 124, Lütolf S. 507.)

(34.) Das Greizer Schloß enthält aus der Zeit, wo es Kloster war, eine Braupfanne voll Goldes, über welcher ein Geist Wache hält. Der foppte lange die Wachtposten, besonders die am sogenannten Lehmthore, und erschien ihnen Nachts 11 Uhr in Gestalt einer runden feurigen Kugel. Ein Soldat hat einmal Feuer darauf gegeben, am Morgen aber war er verschwunden und Alles, was von ihm wieder aufgefunden worden ist, war sein gänzlich zusammengedrehtes Gewehr. Der betreffende Posten wird seitdem nicht mehr bezogen.

Digitized by Google

Vater und Sohn gehen einmal von Wolfsgefährt her über den Steg nach Meilitz und Unditz bis Pösneck. Der Sohn bemerkt da, wie in der Dunkelheit schon von erstgenanntem Orte an, eine schwarze Kugel immer vor ihnen sich hinwälzt. Am Stege verschwand sie zwar, jenseits aber kam sie wieder zum Vorschein, und erst bei Pösneck ist sie plötzlich weggewesen. Der Vater hatte nichts gesehen; der Sohn aber blieb lange nachher krank. Eine feurige Kugel entstieg einmal dem Erdfalle bei Unditz. (Eisel, Sagenb d. Voigtl. S. 170.)

(35.) In einem angeblich unterirdischen Gange der Burg Sargans sind neun Kegel und zwei Kugeln, Alles lauter Gold, für ein Glückskind zu gewinnen.

Solche liegen auch unter der Schloßruine zu Taur in Tirol und im Schlosse Maultasch bei Terlan, einst Margarethen gehörend, wo es ihr Jäger gestohlen und vergraben hat. Dafür muß er nun wandeln, um Mitternacht die Kegel aufstellen, dann die Kugel an's Schloßthor werfen, welches sich öffnet, worauf die alten Grafen von Tirol und Görz, manche mit Kronen auf dem Haupte, heraustreten Margarethe mit ihrem „schimmernden Halsbande" mit. Dann kegeln sie bis Morgen und Georg stellt auf. (Alpenburg und Zingerle.)

Eben so in dem angeblichen unterirdischen Gange, welcher die Burgen Mörsburg und Sulz miteinander verbindet, im Schlosse Sulzberg bei Rorschach und in Wartau. (Vernaleken.)

Auf dem Bregenzer Schloßberge haben die alten Grafen im Appenzeller Kriege ein goldenes Kegelspiel vergraben. (Vonbun.)

Auf dem waldigen langen Hügel links von der Straße von Sargans nach Wallenstad, unweit Ragnatsch (auch Curtnatsch), welcher auch als einer der „Frau Venus-Berge" gilt, und wo zuweilen das Landgericht gehalten wurde, Namens Thiergarten (Thiergget), hörte man oft Nachts Herren mit goldenen Kugeln und Kegeln spielen.

Die Burgherren von Wartau (überm Scholberg) kegelten nie anders als mit Kegeln und Kugeln aus purem Golde.

Im schwarzen See am Seeberg in Tirol sollen neun goldene Kegel und eine goldene Kugel liegen.

Der alte Schloßherr vom Berge Granecke bei Wiesgoldingen, hatte ein wunderschönes Kegelspiel aus Gold, womit die Ritter bei Festen spielten. Jetzt sind die Kegel im Berge drinn vergraben, kommen aber heraus, wenn es donnert und ein Regenbogen am Himmel ist. (Birlinger, Schwäb. Sagen Nr. 107.)

Im Zireiner See liegt eine große Schlange und die Fische haben Gold im Magen. Schafe, die daraus trinken, bekommen goldene Zähne. Ein Bauernbursche sah eine eiserne Kette herausschauen, zog daran und sah bald silberne Ringe zum Vorschein kommen. Als er aber nach diesen haschte, verschwand die Kette. (Zingerle. Vergl. Schönwerth III. 141 ff.)

Digitized by Google

An die Vorstellung der Kugel reiht sich leicht die des Rades.

(36.) Ein Fuhrmann rollte mit viel Mühe ein Rad durch's Riesengebirge und hatte es eben eine große Höhe hinaufgeschleppt, als er es ermüdet an einen Baum lehnte, sich unter einen andern legte und einschlief. Jetzt nahm Rübezahl die Gestalt des Rades an. Als der Mann erwachte, war er erst nicht im Stande, es fortzubringen, staunte aber, als es endlich wie von selbst sich aufrecht stellte und nun mit großer Schnelligkeit weiter rollte, bergab wie wieder bergan, so daß er keuchend hinten nach eilte, bis es daheim im Thale angelangt, durch die Luft fliegend, vor der Wohnung seines Herrn liegen blieb. (Novellen von Heinr. Steffens, I. Bdchen., 1837, S. 71, 72.)

Ein Zauberer, der „Düri-Joggeli" bei Teufenthal, trieb einst sein Pflugrad wie einen Hund im Felde herum. (Rochholz)

(37.) Am linken Ufer des Pfelderserbaches von der Moserbruck aufwärts durch Piller lief in jeder Nacht eine große schwarze Geistgestalt, und dicht hinter derselben her lief ein glühendes Rad. Sobald das Rad den Geist erreichte, schrie er mit jämmerlichem Tone: o lia! o lia! daß man es weitum hörte. Oftmals lief der Geist durch die Waldseiten hinaus bis an das Kropfeck, kehrte dann um und lief durch Piller hinunter, durch den Lechnerwald hinein gegen Rabenstein zu, kehrte dort wieder um und rannte ohne Rast und Ruhe so herum. Was er verbrochen hat, daß er so harte Strafe leiden muß, weiß man nicht. Seit fünfzig Jahren sah man nichts mehr von ihm; es scheint, daß er erlöset oder von Gott begnadigt wurde.

Damals geschah es öfter, daß ihm kecke Burschen oder Betrunkene „antern" (nachspotten) wollten; sobald sie es thaten, so kam der Geist, wenn auch stundenweit ferne, sogleich mit Sturmwindrauschen zu ihnen her, und es war dann jedesmal kein gutes Begegnen.

Moos liegt tief hinten im Passeirerthale, da wo das Pfeldersthal sich gegen ersteres öffnet, und der Pfeldersbach in die Passeir einmündet. (Alpenburg, Mythen S. 181.)

Nach Rochholz (Sagen aus dem Aargau I. S. 180 ff.) zwang einst auf der steilen Straßenstrecke zwischen Mellikon und Rümikon der wilde Jäger einen gottlosen Roßquäler, in's Rad geflochten, mit Peitschenhieben seinen Wagen fortstoßen zu helfen.

Das Rad erinnert durch Gedankenverbindung an Fahrzeuge.

Die Sonne, wie der Mond, fahren bald im Kahne durch den Himmelsstrom, den die Erde umwogenden Okeanos (wie der Sonnengott Helios und auf einer seiner zwölf Fahrten Herkules), bald im Wagen durch die Straße des Himmels, beim Volke der Ost-Schweiz „der Weg nach Rom". Darum heißt das bekannteste aller Sternbilder „der Wagen", „Thors- oder Karls- oder Wodans-Wagen"

Digitized by Google

und die Milchstraße auf Baltrum „Wagenpât", Wagenpfad. (Kuhn, Norddeutsche Sagen.)

(38a.) Im Firmiß, im Elsaß, einst See, jetzt Moor, lag einst ein krystallen Schloß, der Sitz von so übermüthigen Geistern, daß Gott das Schloß zerstörte und den See ausfüllte. Aus dem See fuhr zuweilen ein goldener Wagen herauf. Drei Brüder wagten einst, in den See zu steigen und denselben anzufassen. Als sie dem Ufer nahten, rollte ein Stein in die Räder und hemmte sie; der Jüngste rief, wie die Brüder ziehen sollten, worauf, da man dabei nicht reden durfte, Flammen die Drei umgaben und der Wagen dem Grunde zu rollte. (Aug. Stöber's Sagenbuch.)

(38b.) Ein goldener Wagen liegt auf der Berghöhe Emmenhorn an der Straße von Hergiswil nach Luteren (Luzern). Es darf, wer ihn haben will, keine Silbe dabei sprechen. Einige Männer hatten ihn einst schon fast ob der Erde, als das unbesonnene „Hü!" (Zuruf an die Pferde beim Ziehen) ihn wieder in die Tiefe versenkte. Eben so am „Chilpel" (Kirchbühl) neben der Luteren bei Schötz. Auch im Walde Stockacher auf der Höhe westlich der Landstraße von St. Erhard nach Ufikon, wo eine Sagenstadt gestanden habe von der „Kammer" (mit römischen Resten) bis zum Zofinger Römerbade, sei unter einem der vier (wahrscheinlich Grab-) Hügel ein goldener Wagen. Dort ist es „unghürig". (Lütolf.)

(39.) Im Schönauerthale in Tirol sah man einen Mann in Bauernkleidern mit einem glühenden Pfluge, der rundum Feuer sprühte, in finsteren Nächten über das Ackerfeld auf und ab fahren und den Pflug mit den Händen halten, wobei er vor Schmerzen rief: „O weh, o weh, der Pflug so hoaß und Niemand mir zu helfen woaß!" Es war Einer, der im Leben beim Umackern jedesmal einige Furchen in des Nachbars Acker hineingepflügt und auf diese Weise einen großen Theil fremden Bodens gewonnen hatte. (Alpenburg, Zingerle.)

(40.) In einem Wald im Scheibenthal bei Rattenberg in Tirol sieht man Nachts oft flammende Baumstämme durch den Wald herabrollen, daß die Funken nach allen Seiten ausfliegen, was ein Fremder für einen Waldbrand halten würde. Es rührt daher, daß ein herzloser Mann einer Witwe diesen Wald durch einen Proceß abgestohlen, und nun sind er und seine Helfer zur ewigen Strafe in heißglühende Stämme verwandelt und müssen in der sogenannten heißen Pein sich wälzen und rollen. (Alpenburg, Zingerle.)

Erinnerte der Pflug durch seinen Gebrauch zum Fahren an den Wagen, so hängt mit letzterm zugleich und mit den vorhin eine Rolle spielenden Baumstämmen die Wiege zusammen, mit dem Wagen durch das Schaukeln und mit dem Baumstamme durch den in vielen Sagen spielenden Zug, daß aus einem Stamme einst eine Wiege

Digitized by Google

gefertigt werden soll, in welcher ein erlösender Held als Kind liegen werde.

(41.) Vom Weinberge bei Hitzacker geht ein altes Gerücht, daß darin eine goldne Wiege, so noch von den unterirdischen Zwergen zurückgelassen, sich befinde. Sie ist alle Johannis-Nacht zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht am Berge zu sehen, sobald aber ein Mensch das geringste Wort dabei spricht, versinkt sie alsobald wieder mit dem darin liegenden Schatze, und ein großer feuriger Hund sitzt darauf mit hellfunkelnden feurigen Augen.

Einstmals hatten sich zwei Kameraden besprochen, die Wiege ganz in der Stille, ohne einen Laut, fort zu holen; sie sind aber durch das Blendwerk des Teufels, da solcher einen Galgen über ihnen aufgerichtet und sie darin zu hängen gedräuet, dran verhindert worden. Denn da sie vor Angst um Hilfe gerufen haben, ist die Wiege sofort wieder versunken. (Harrys Volksf. Niedersachsens I. S. 23.)

Wie aber der Sagenzug von der feurigen Kugel geradezu zu einem deutlichen Bilde von dem gesammten Sternhimmel mit seinen als Thiere vorgestellten ewigen Lichtern, zu dem hell erleuchtenden Hause der Welt wird, zeigt zum Schlusse folgende Sage:

(42.) Oben am Böhmerwalde bei Büchersreut, wohin viele böse Geister gebannt, „vertragen" sind, verirrte sich einmal ein Wanderer. Die Nacht überraschte ihn und er sah plötzlich ein wunderschönes Schloß, die Fenster hell erleuchtet, vor sich stehen. Er trat ein. Es kamen ihm verschiedene Thiergestalten entgegen: Pudel mit ungeheueren Augen, große Katzen, zuletzt der Pförtner mit einem großen Bunde Schlüssel. Der führte ihn in einen großen Saal, wo gezecht, gekegelt und gespielt wurde: aber Karten, Würfel und Damenbrett waren von glühendem Eisen, eben so Kugel und Kegel. Dazu wurde schäumendes Bier herumgeboten. Erschrocken rief der Mann: Jesus, Maria und Josef! und der Spuk war verschwunden. (Schönwerth III. S. 141.)

Eine ebenso schöne und dichterische Vorstellung des Volkes von dem durchsichtigen Himmelsgewölbe ist diejenige von demselben als einem ungeheuern Glasberge, der an den nordischen Glashimmel (Vlerhimin), vielleicht auch an die Götterburg Gladsheim erinnert*), auf dessen spiegelglatter Fläche das Schönste und Beste zu holen ist. Wir werden diesem Zuge bei Anlaß der Heroensagen wieder begegnen.

*) Vergl. Simrock deutsche Myth. S. 141. Menzel, Unsterblichkeitslehre I. S. 67 ff. In Grimm's Märchen (25) führt der Weg zum Glasberg über Sonne, Mond und Morgenstern und der Wind zeigt den Weg dahin.

Digitized by Google

IV. Die Schätze oder Horte.

Die Sterne werden in der Mythe nicht nur zu lebenden Gestalten, sondern auch zu leblosen Dingen, freilich zu solchen, welche dem Menschen höher als alles Leben stehen. Es ist bisher unseres Wissens nicht eingesehen worden, daß die Schätze, welche in den Mythen vieler Völker eine so große Rolle spielen, nicht irdische Schätze bedeuten, sondern schlechterdings nichts Anderes als die Sterne, welche ja wie Gold und Silber oder vielmehr weit herrlicher als dieses glänzen. Diese Schätze befinden sich stets im Besitze göttlich verehrter oder als Abbild der Gottheit dienender Wesen, und was wollten diese mit irdischem Gold und Silber thun? Die Thiere, welche ihres schleichenden Ganges wegen am ehesten mit den Sternen in Zusammenhang gebracht wurden, sind in der mythischen Volkssage stets Schatzhüter. Schlangen und Drachen und sogar Kröten und Unken hüten Horte, weil die Nacht, welche sie bedeuten, und welche unter ihrem Bilde gefürchtet wurde, die Sterne hütet. So besitzen auch die Nixen und Zwerge stets Schätze, weil sie selbst Sterne sind und diese einander gegenseitig hüten. Weil aber die Sterne kein wirkliches Gold und Silber sind und bei Tagesanbruch verschwinden, so werden auch die Goldstücke, welche Nixen und Zwerge den Menschen schenken, am Tage zu Kohlen, Staub, Blättern und anderen werthlosen Dingen. Wie würden solche Vorgänge auf wirkliches Gold und Silber passen? Dasselbe bedeuten denn auch die Horte der Heldensage. Auch jener der Nibelungen ist kein irdisches Capital; ein solches wechselt nicht im Besitze zwischen Sonnen- und Nachtgöttern; ein solches bringt seinem Eigenthümer nicht den unvermeidlichen Tod. Aber der Hort der Sterne, welcher der Nacht (dem Drachen) gehört, kann, nach ihrer Ueberwindung, nicht im Besitze des siegreichen Sonnengottes bleiben, sondern muß wieder der Nacht (dem einäugigen Hagen, dem Elfensohn) anheimfallen und der Sonnengott muß darum sterben.

Es giebt wohl kaum einen Ort, an welchem das Volk nicht von verborgenen Schätzen zu erzählen wüßte, und wenn auch dieselben in der Sage vielfach oder sogar meist mit der Zeit einen geschichtlichen Ursprung erhalten haben und an gewisse Personen und Orte geknüpft

Digitized by Google

erſcheinen, ſo finden ſich doch neben dieſen Angaben ſo viel verrätheriſche mythiſche Züge, daß die ältere Bedeutung dieſer Sagen durch alle möglichen geſchichtlichen Daten nicht umgeſtoßen werden kann. Die Schätze *rücken* nämlich, wie die Sterne, von einem Orte zum andern, der Erdoberfläche näher oder ferner, und daß ſie *unter* der Erde ſind, kommt daher, daß die Sterne beim Untergang in die Erde zu verſinken ſcheinen. Die Schätze werden ferner, wie bereits angedeutet, von mythiſchen Weſen gehütet. Auch ſtehen ſie durchweg mit dem *Licht* in Verbindung; wo ſie liegen, brennt ein Licht oder Feuer. Allerdings hat die menſchliche Habſucht, welche ſich nach dem Untergange der alten Religion nur noch irdiſche Schätze unter derſelben vorſtellen konnte, die Sagen von ihnen vielfach entſtellt.

(43.) In Clengel bei Eiſenberg lebte der Beſitzer eines großen Gutes als luſtiger Bruder arg in den Tag hinein. Wenn Tanz und Muſik war, da hat er aufgehen laſſen, mehr wie alle Anderen, und dauerte es denn auch nicht lange und ſein Gut war überſchuldet und der Tag kam heran, wo es unter den Hammer kommen ſollte. Es war um jene Zeit nun, als eines Abends ein Graumännchen zu ihm kam, ihm ſeine Hilfe anbot und ihn aufforderte, mit hinaus an einen beſtimmten Fleck im Walde zu gehen, wo ſie Geld holen wollten. Man kann ſich denken, daß ſich unſer Bauer das nicht zweimal ſagen ließ. Noch denſelben Abend trugen Beide ein mächtiges Faß voll Geld in des Bauern Keller. Das Graumännchen ſprach hier: „Das Geld iſt Dein, Du kannſt es alle Tage anſehen, anrühren darfſt Du es aber nicht, ehe denn nicht vier Wochen in's Land ſind; ſo lange muß es ruhen.“ Der Bauer that anfangs, wie ihm geheißen. Es war nun aber etwa drei Wochen erſt, als von neuem Tanz und Schmaus im Orte war, da konnte er's nicht länger liegen ſehen, lief in den Keller und nahm ſich ein paar Taſchen voll Thaler heraus. Luſtiger iſt es d'rauf nie wieder in der Schenke hergegangen, denn wenn ſich auch billig ein Jeder darüber wunderte, daß der ſchon Verarmte plötzlich wieder zu ſo vielem Gelde gekommen war, freihalten ließen ſich doch unbedenklich Alle und erſt am Morgen trennten ſich die Zechbrüder. Wie der ſich reich Glaubende nun wieder heimkommt — ſiehe, da iſt auch ſein Schatz wieder weg, und nicht lange, ſo warf man ihn auch noch aus dem Hauſe. (Eiſel, Voigtl. S. 180.)

(44.) Einſt ging eine Frau mit ihrem Kinde am Palmſonntage am Fuße des Ronberges ſpazieren; plötzlich ſah ſie eine eiſerne Thür, die ſie ſonſt nie bemerkt hatte. Da die Thüre offen ſtand, trat ſie in das Gewölbe und ſah einen Haufen Kohlen dort liegen. Die ſind auch gut, dachte ſie, ſetzte ihr Kind weg und nahm die Kohlen und trug ſie nach Hauſe. Dort erſt bemerkte

Digitized by Google

ſie, daß ſie ihr Kind vergeſſen habe. Sie eilte zurück, aber unter Donnern und Rauſchen hatte ſich ſchon der Berg geſchloſſen, nicht einmal das eiſerne Thor war zu ſehen. Die Kohlen aber, die ſie daheim ausgeſchüttet hatte, waren zu Gold geworden.

Ein Jahr darauf ging die Mutter wieder zu dem Berge und fand ihn wieder offen. Sie trat ein und fand ihr Kind friſch und geſund neben einer weißen Frau, die es das ganze Jahr behütet hatte. (Grohmann, Böhmen. S. 289.)

(45.) In dem Dorfe Hrmen in Böhmen war am Palmſonntage die ganze Familie eines Bauernhofes in die Kirche gegangen und nur die Großmutter, ein ſteinaltes Mütterchen, blieb zu Hauſe. Sie kauerte in einem Winkel der Stube und dachte nach, wie ſie wohl einen der unterirdiſchen Schätze, die am Palmſonntage während der erſten Meſſe an's Tageslicht kommen, gewinnen könnte. — Da hörte ſie plötzlich vor dem Fenſter, das in den Garten führte, ein Geräuſch, wie wenn in Geldmaſſen herumgewühlt werden möchte. Sie ſchleppte ſich zum Fenſter und bemerkte mit Entſetzen zwei Teufel, die in einem gewaltigen Troge die Menge Gold- und Silbermünzen mit Schaufeln hin und her warfen. Sie faßte Muth und näherte ſich dem Troge, um von dem Gelde zu nehmen; allein die beiden Teufel erhoben die Schaufeln gegen ſie und brüllten: Nicht für dich, ſondern erſt für das neunte Glied deines Geſchlechtes iſt dieſer Schatz beſtimmt, weiche von hinnen!

Da ergriff das alte Weib großer Schrecken und ſie wankte mit ſchlotternden Knieen in die Stube zurück; doch wie ſie an die Schwelle kam, ſtürzte ihr ein großer ſchwarzer Hund entgegen und ſie fiel darob bewußtlos zu Boden.

In dieſem Zuſtande wurde ſie von der heimkehrenden Familie gefunden, die nun bemüht war, ſie in's Leben wieder zurückzurufen. Die Alte erholte ſich auch, aber nur auf einen Augenblick; ſie erzählte noch mit Haſt das eben Geſehene und ſtarb gleich darauf. (Grohmann, Böhmen. S. 292.)

(46.) In den letzten Kriegszeiten, als die Oeſterreicher in unſerer Gegend Standquartier hielten, lagen in Ober-Eggatsweiler, nordöſtlich vom Burgſtock, etwa ſieben Minuten von dem Orte des Schatzes, öſterreichiſche Küraſſiere. Bei einem wolkenloſen Himmel erhob ſich plötzlich eines Tages von dem Hügel aus gegen Unter-Eggatsweiler ein furchtbarer Sturm, mit mächtigem Brauſen und Sauſen, erreichte aber weder die Häuſer in Ober-, noch in Unter-Eggatsweiler. Auf beiden Plätzen herrſchte vollkommene Windſtille. Als die Oeſterreicher dieſes Sturmgebrauſe ſelbſt hörten und ihnen Alles näher erzählt wurde, zeigten dieſelben große Luſt, nach dem Schatze zu graben, unterließen es aber dennoch. (Birlinger, aus Schwaben I. S. 262.)

(47.) Bei Appenrode in der Grafſchaft Hohnſtein liegt an einem Berge ein großer runder grüner Fleck, auf dem ſich öfter Flämmchen ſehen laſſen. So groß dieſer Fleck, ſo groß iſt ein Keſſel, der darunter verborgen liegt und

Digitized by Google

einen großen Schatz enthält. Wer ihn heben will, muß in der Mitternacht schweigend hinzugehen, eine schwarze Katze, einen weißen Hahn und ein Drittes mitbringen und dort tödten. Einst hatten sich drei Gesellen vereint, um den Schatz zu heben. Sie brachten eine schwarze Katze, einen weißen Hahn und das Dritte mit sich und gruben den Schatz schweigend heraus. Schon wollten sie sich desselben bemächtigen, als einer von den Dreien über die Größe desselben erfreut einen Schrei ausstieß. Sofort war der ganze Schatz wieder versunken. (Harrys Volksſ. Niedersachsens II. S. 86.)

(48) In Graubünden sagt man von einer Stelle, wo Winters der Schnee sogleich schmelze. Ein Ritter des nahen Schlosses habe dort unterirdisch sein Gold geborgen, das er den Armen entpreßt und es Nachts durch den Erdgang besucht und mit Freude betrachtet, bis einst um Mitternacht er die Erde unter sich spalten sah, Tosen und Grollen vernahm und dann gräuliche Gestalten erschienen, mit Fackeln das Gold anzündend, worauf es im ganzen Gewölbe leuchtete, glitzerte, ihn brannte, wie züngelnde Schlangen, überall beleckte und er stöhnend niedersank. So sitzt er bei verschlossener Thüre noch immer, der Gang und die Burg zerfallen, der Hort aber immer fortbrennend, daß hier kein Schnee hält. (Flugi, Volkssagen aus Graubünden. S. 39.)

(49.) Ein junger Bursche, dessen Hoffnung, reich zu werden und das Töchterlein des reichen Fleischers in Leibniz als Braut heimzuführen, gescheitert war, kehrte mißmuthig in die Steiermark zurück und warf sich, als es schon dunkelte und er vor Nacht nicht mehr nach Leibniz kommen konnte, müde auf einen der Hügel vor dem Orte nieder, die man für Ueberbleibsel aus der Römerzeit hält. Hier schlief er ein und glaubte um Mitternacht an einem sanften Rütteln zu erwachen und einen hohen Greis in fremder Tracht vor sich zu sehen. Als er ihn an der Hand empor zog, folgte er ihm an mehreren der Hügel hinüber, bis zu einem, der sich öffnete und ein Thor sie in einen langen Gang und dieser in einen großen Saal führte, angefüllt mit seltenen Waffen, Gefäßen, Gemälden und Büsten, deren manche den Jüngling an Männer erinnerten, von denen er in der Schule gehört. In der Mitte saßen um eine Tafel ernste Männer mit hohen Stirnen, geistvollen Augen und in faltigen Gewändern über Brustharnische, an der Seite ein kurzes Schwert. Einer davon redete ihn an; er verstand es nicht, aber es klang lateinisch. Die Speisen, die er ihm dann reichte, mundeten ihm nicht, desto besser aber eine Schüssel voll Gold- und Silbermünzen unbekannten Gepräges. Als man ihm andeutete, davon zu nehmen, dachte er: Gold ist Gold und Silber ist Silber, und steckte einige Hände voll zu sich. Sie aber füllten seine Säcke damit und kredenzten ihm einen Becher duftenden Weines. Er griff beherzt zu, schwenkte den Pokal nach allen Seiten dankend, that einen tiefen Zug und rief laut: Vivat! Jetzt widerhallte es, als freuten sich die Männer, ihre Sprache zu vernehmen, von allen Seiten: Vivat! Alle sprangen auf, drängten

Digitized by Google

ſich mit leuchtenden Augen um ihn, und als er nochmal Vivat gerufen und ſie es wiederholt, krachte das Gewölbe, zerrannen die edlen Geſtalten in Nebel und — erwachte der junge Steirer am Hügel. Er hatte geträumt, aber der Schatz in ſeinen Taſchen war Wirklichkeit und er konnte ein Hausweſen beginnen und ſein Lieb heimführen. (Steierſche Sagen in Wolf's Zeitſchr. f. d. Myth. II. Bd. S. 49, 50.)

Es giebt indeſſen nach der Volksſage Zeiten, wo die Schätze ihren Platz unter der Erde verlaſſen und auf deren Oberfläche kommen, um ſich zu „ſonnen". Es deutet dies wohl auf ihren oberirdiſchen Urſprung.

(50.) Während der Mittagsruhe ſahen einmal die Steinbrecher von Biengen auf dem nahen Schlatter Rebberg einen ſchimmernden Haufen liegen. „Heute iſt der erſte März, da ſonnen ſich die Schätze!" ſprach einer von ihnen und eilte nach dem Berge. Dort fand er nur thönerne Scherben und nahm einige zu ſeinen Genoſſen mit. Dieſe zerſchlugen ſie in kleine Stücke, deren er etliche einſteckte, um ſie ſeinem Meiſter zu zeigen. Als er dies am nächſten Morgen thun wollte, fand er ſtatt ihrer zerſchlagene Silbermünzen, auf dem Berg aber, wohin er ſogleich lief, keine Scherben mehr und keine Geldſtücke. (Baader, neue Volksſ. S. 27.)

Mit den Schatzſagen verwandt iſt diejenige von dem Ringe Odins, welcher dieſen auf den Scheiterhaufen Balders, des Sonnengottes, legte und welcher die Eigenſchaft hatte, daß ihm in jeder neunten Nacht acht gleichſchwere goldene Ringe entträufelten, daher er Draupnir (Träufler) genannt wurde (Edda, Skirnisför 21, Skalda 35). Hahn (ſagwiſſ. Forſchungen, S. 530 ff.) deutet dieſe Sage ſinnig auf die aſtronomiſche Thatſache, daß der Mond im Anfange jedes neunten Sonnenjahres wieder annähernd in dieſelbe Stellung am Himmel tritt, die er vor acht Jahren hatte, welchen Zeitraum die Griechen ihr „großes Jahr" nannten, das 99 Monate zählte. Auch den Germanen ſcheint dies bekannt geweſen zu ſein, indem nach Dietmar von Merſeburg auf Seeland jedes neunte Jahr im Januar ein großes Opfer von je 99 Menſchen, Pferden, Hunden und Hähnen, und in Upſala ein ſolches von neun Häuptern aller (?) männlichen Weſen gefeiert wurde.

Es iſt nicht unmöglich, daß die Urheber der Mythen ſich unter den Schätzen, von denen ſie fabelten, außer den Geſtirnen bisweilen auch die von den Sonnenſtrahlen bewirkten Röthen des Morgens und Abends dachten, deren wunderbarer Purpurſchein und Goldglanz

Digitized by Google

auf ſolche Gedanken bringen konnte. Dieſe herrlichen Erſcheinungen, das erſchreckende blutige Morgenroth, wie das anmuthige goldene Abendroth ſind jedoch zu wenig begrenzt und individuell, als daß ihr Charakter in der Sage irgendwie mit Deutlichkeit erkannt werden könnte. Spielen ſie in derſelben wirklich eine Rolle, ſo iſt dieſe ziemlich verwiſcht worden. Von den Finnen wird angenommen, daß Krit, ein Jüngling, und Aemmarik, eine Jungfrau, als Morgen und Abendroth den Beruf haben, die Sonne am Morgen anzuzünden und am Abend wieder auszulöſchen. (Carriere, die Poeſie der Finnen und Ehſten, Internat. Revue II. S. 77.)

Dritter Abſchnitt.

Die Elemente.

I. Die Luft.

Unter denjenigen Naturerſcheinungen, welche den Alten als „Elemente“ galten und dem Volke noch gelten, iſt die Luft, als unſichtbar und in ruhigem Zuſtande überhaupt mit den Sinnen nicht wahrnehmbar, unſtreitig dasjenige, welches am wenigſten zu Sagen Anlaß bieten kann. Sie iſt auch an ſich ſo gut wie nie als Perſon vorgeſtellt worden. Bei den ſpäteren Griechen und den Römern galt Hera (Juno), die Himmelskönigin, als die Göttin der ruhigen Luft; urſprünglich war ſie, da eine Perſonification der leeren Luft der naiven Volksdichtung nothwendig fremd ſein muß und nur der künſtleriſchen Phantaſie möglich iſt, ohne Zweifel eine Mondgöttin. Klarer ſind in der Mythe die Bewegungen der Luft, die Winde und Stürme, vertreten. Wir finden ſie bei ſehr vielen Völkern durch menſchenähnliche Weſen perſonificirt. In Neuſeeland ſperrt Maui die Winde gerade ſo in Höhlen wie der helleniſche Aiolos. Auch die nordamerikaniſchen Indianer ſtellen die Winde als Brüder dar, ja ſogar als die Ahnherren des Menſchengeſchlechts. Die Griechen kannten außer ihren acht Winden

auch weibliche Luftgeister, welche die sanfteren Bewegungen der Atmosphäre vertraten. In der deutschen Volkssage erscheint der Wind als Riese und hat, dem sentimentalen Zuge der Nation gemäß, auch eine Windsbraut. Von „Wind" ist wahrscheinlich „Winter" abgeleitet: diese rauhe Jahreszeit erkennt man deutlich in den Schnee- und Eis-, Reif- und Thauriesen (Hrymthursen) der germanischen Urzeit, die wir weiterhin kennen lernen werden.

Um Neukirchen und Etzelwang heißt es, man solle dem Winde, damit er nichts umreiße, drei Hände voll Mehl hinstreuen und dabei sprechen:

Wind oder Windin,
hier geb' ich dir das Deine,
laß mir das Meine.

Auch hier kam, aus christlich priesterlicher Opposition, um den allverehrten Gott zu verdrängen, die Unsitte auf, den Wirbelwind „Säudreck" zu schimpfen, und man sagt: „der Säudreck jagt", womit man auch den Teufel bezeichnet; jedoch hält man trotzdem den Wind in der Dreikönigsnacht für segensreich und öffnet ihm dann Thüren und Fenster, damit er Glück und Segen in's Haus bringe. (Der Globus, VI. Band, Hildburghausen 1863, S. 44.)

Vom Wind und Sturm, bald unpersönlich, bald persönlich gedacht, handeln folgende Sagen:

(51a.) Im Höllengraben und auf den Höllenbergen bei der Weidaer Papiermühle läßt sich zuweilen ein mächtiges Prasseln und Rauschen hören in den Aesten und Gezweigen des Waldes. Es ist nicht anders, als ob ein großes Unthier auf Einen zukäme. Dessen Hervorbrechen abzuwarten, hatte aber noch Keiner Lust, und ohne etwas gesehen zu haben, suchte Jeder noch das Weite.

(51b.) Bei Braunichswalde, unfern des herrschaftlichen Vorwerks „Sorge", vernahm der Feldhüter Nachts gegen zwölf Uhr, obschon sonst kein Blättchen sich regte, plötzlich einen Sturmwind, der donnernd vom Dache des Vorwerks hernieder fuhr, nicht anders als müsse er das ganze Dach mitnehmen. Morgens aber war nichts am Dache zu sehen, kein Ziegel fehlte.

(51c.) Zwei Markersdorfer kehrten von Großkunsdorf heim und kamen Nachts auf den Trappenberg. Da faßt sie Beide ein Sturmwind und führt sie über die Thalschlucht hinüber zu einem Gatter bei Markersdorf. Man schrieb das dem Trappengeist zu, der jene Gegend unsicher macht. (Eisel, Voigtl. S. 250, 251.)

Digitized by Google

(52.) So ein Küſelwind kann furchtbaren Schaden anrichten. Einſt hat er Einem z. B. ein ganzes Fuder Erbſen aufgehoben und der Bauer hat nichts wieder davon zu ſehen bekommen. Da waren nun mal die Leute von Stolzenhagen bei der Ernte beſchäftigt und die Aehren lagen ſchon in Schwat, kommt auch ſo ein Küſelwind. Der ſoll uns ſchon nichts thun, ſagt Einer. Nimmt ein Meſſer und wie der Küſelwind dicht heran iſt, wirft er es mit der Spitze hinein. Richtig iſt auch Alles verſchwunden geweſen. Von dem Meſſer aber iſt keine Spur zu finden geweſen. Wie die Stolzenhagener nun im Winter mit Weizen nach Oderberg fahren, iſt dem Bauer es wunderbar ergangen. Er hat beim Bäcker alſo ſchon abgeladen und geht in die Stube, wo der Bäcker ihm ein Frühſtück hingeſetzt hatte, wie das ſo Sitte iſt. Da ſieht er auf dem Tiſch ſein Meſſer liegen, der Bäcker aber hinkte. Kennſt Du das Meſſer? fragt ihn der Bäcker. Ja wohl! ſagt jener. Nun, diesmal mag es Dir ſo hingehen, ſagte der Bäcker, Du haſt es mir hier in's Bein geworfen, laß es Dir aber nicht wieder beikommen, ſo etwas zu thun. (Pröhle, Deutſche Sagen. S 83.)

(53.) Wenn der Wind durch den Kamin bläſt und ſo im Ofen hörbar iſt, ſo ſagt man, daß es die Meluſina ſei. Zwölf Tage vor Weihnachten tobt die Windsbraut am ärgſten. Die Landleute nehmen Aepfel und Nüſſe und werfen ſie in den Ofen, indem ſie ſagen, daß ſie das der Windsbraut zum Eſſen geben. Dann knallen ſie auch mit Peitſchen und laufen ſo im Hofe oder in der Stube umher, um die Windsbraut zu vertreiben. (Grohmann, Böhmen. S. 44.)

(54.) Der Wind iſt ein mächtiger Geiſt und hat ein Weib und ein Kind. Wirft man ihm Mehl für Letzteres hin, ſo ſchweigt er. Zauberer können ihn ſtillen, wenn ſie dreimal mit einem Meſſer gegen ihn ſchneiden und bei jedem Schnitte das Meſſer in die Erde ſtecken. Geht er beſonders heulend und ſtark, ſo hat ſich Jemand erhängt.

Die Windin iſt ſchärfer als der Wind und verliebter Natur. Sie reißt Männern den Hut vom Kopfe und führt ihn fort, daß ſie ihn nachlaufen müſſen; ſie weint und plaudert gerne, kommt mit den Hexen, welche üble Wäſche mit den ſchmutzigen Wolken anrichten, in Händel und regiert in der Morgenfrühe, im Frühjahr und Sommer. Während der Wind mit dem Beſen die Erde fegt und putzt, trägt ſie Waſſer zu, macht aber gewöhnlich das Uebel durch Zuviel noch ärger. Sie iſt ſelbſt eine Hexe.

Der Wind hat es auf die Weiber abgeſehen, jagt ihnen die Röcke zwiſchen die Füße oder hebt ſie gar auf und zerzauſt ihr Haar. Er regiert Vormittags im Herbſt und Winter. Klein und kugelrund hat er einen großen Kopf, weißen Bart und iſt alt, immer mürriſch und mit dem Weib, mit Menſchen und Thieren in Streit, wobei es Wirbelwind giebt. Die Schweine kann er am wenigſten leiden. Oft iſt er auch ein Rieſe und Menſchenfreſſer.

Digitized by Google

Ein Weib verirrte sich im Walde und kam zur einsamen Hütte des Windes, wo die Windin allein daheim war. Sie wollte sie nicht aufnehmen, da ihr Mann bald heimkomme, der sie gleich riechen und verzehren würde. Das Weib meinte, in der Küche werde er sie nicht finden, und ließ nicht nach, bis sie bleiben konnte, obwohl die Windin erklärte, gerade dort komme er zum Schornsteine herein. Sie versteckte sie in der Hühnersteige.

Da brummte und sauste es um die Hütte, der Wind fuhr „beim Kintl" herein und schrie: „Ich schmecke Christenfleisch". Die Windin wollte ihm's ausreden und sagte, es sei eine zugeflogene Henne. Er wollte die Henne sehen, die Windin zeigte sie ihm, sie hatte das Weib wirklich in eine verwandelt. Nun gab er sich zufrieden, das Weib aber mußte Henne bleiben.

Wer in den Wirbelwind ein Messer wirft, kann den Wind verwunden. Einer that's, wurde dann von ihm ergriffen, zweihundert Stunden weit fortgeführt und vor einem Wirthshause abgesetzt, wo ihn ein Venetianer erwartete, der einaugig war, da er ihm das andere Auge ausgestochen. Er führte ihn in der Windsbraut wieder heim. (Schönwerth, Oberpfalz.)

Anziehende Personificationen der Winde, und zwar derjenigen der vier Haupthimmelsgegenden, finden wir in den norwegischen Volksmärchen, wo sie den Helden derselben gerne zur Vollbringung ihrer Thaten behilflich sind und überhaupt als gemüthliche Bursche erscheinen.

Aber auch außer dem Winde ist die Luft in der Volkssage von mannigfachen Wesen belebt.

(55.) In der Luft tanzen Engel, reisen Hexen, Walridersken und anderer Spuk. Die Luft nimmt Krankheiten ab. Wenn im Frühling oder Sommer an warmen Tagen die Verdunstung auf der Erdoberfläche im Sonnenschein durch eine wellenförmige zitternde Bewegung der Luft sichtbar wird, sagt man im Saterlande: do ssumerkatte lope, die Sommerkatzen laufen, de ssumer kummt. Wenn nach warmen Tagen sich am Abend, namentlich über niedrigem Wiesengrund, ein dichter weißer Nebel auf den Erdboden lagert, sagt man „de Hase brot" oder „de Voß brot"; es bedeutet gutes Wetter. — Als blauer Dunst erscheint der Teufel und die Pest, als heller Dunst die menschliche Seele. (Strackerjan, Oldenburg, II. S. 65.)

Ein anderes Element, das Wasser, vertreten im Bereiche der Luft die Wolken. Nach der alten hebräischen und nach der noch jetzt lebenden keltischen Volksanschauung ist es dabei mit den Wolken nicht einmal gethan, sondern dieselbe kennt auch einen „obern See" über dem Himmelsgewölbe, aus welchem das Wasser erforderlichen Falles als „Sintflut" herunterstürzt.

Bei den phantasiereichen Hellenen wurden die von den Winden getriebenen Wolken ebenfalls personificirt (im Geschlechte der Nephele) und von Aristophanes auf die Bühne gebracht. Bei uns, wo sie gar zu gemein und häufig sind, treten sie zurück und verbergen lediglich die Sonne; sie sind des Gottes unsichtbar machender Helm (von „hehlen"). Einen solchen trug der dritte der Kronidenbrüder, Pluton, einen solchen der nordische Meergott Aegir (Aegirshelm). Er hieß auch Tarnhaut (vom Taran, Thor) und Nebelkappe. Sigfrid, der in mancher Beziehung mit Thor Verwandte, trug ihn, als Theil des Nibelungenhortes, wie auch alle Zwerge die Nebelkappe tragen. In allen Bergländern heißen Wolken, ob des Berges Stirne gelagert, Berghüte. Sie deuten gut Wetter. So am Stockhorn, Moleson, Pilatus, ja überall in deutschen Landen. Der Isländer nennt bedeckende Wolken hulinhjalmr (Hüllhelm). (Maurer, Isl. Sag.) Es ist nichts Anderes, als was bei Homer das Entführen von Helden aus dem Schlachtgetümmel oder das Sichbergen von Gottheiten durch eine umhüllende Wolke war. In einem schwedischen Märchen erscheint ein „Bergtroll" unter der Gestalt einer Wolke, um Prinzessen zu entführen.

Eine wichtige Rolle spielt in der Sage das den Wolken entspringende Gewitter, der Blitz mit dem Donner. Vom Gewitter darf man nach dem Volksglauben nur in freundlichen Worten sprechen, wie: das liebe Gewitter u. s. w. Was vom Blitze getroffen wird, erhält Zauberkraft und darf zum gewöhnlichen Gebrauche nicht verwendet werden. Das Gewitter wetteifert in der Sagenwelt an häufiger Bezugnahme darauf mit den Gestirnen, und oft ist schwer zu unterscheiden, ob aus einer Sagengestalt der blitzende Donnergott oder der strahlende Sonnengott gemeint ist, und das wahre Verhältniß ist hierin meist nicht mehr zu ergründen.

Wahrscheinlich indessen haben sich hierüber die sagendichtenden Völker selbst oft im Ungewissen befunden und bald Das, bald Jenes mit ihren bunten Geschichten gemeint.

Die ungebildeteren Völker, welche es nicht zu der Abstraction eines Himmelsgottes gebracht, deren Mythe nur von den individuell auftretenden Erscheinungen erzählt, schreiben den Donner meist Thieren zu, viele wilde Stämme Amerikas z. B. einem Vogel, dem Klatschen

Digitized by Google

seiner Flügel und dem Funkeln seiner Augen. Bei den Finnen schlägt der Himmelsgott Ukko Feuer an, wenn es blitzt.

In der griechischen Mythe ist der Himmelsgott Zeus Lenker des Blitzes und Donners, wie es in Indien Indra war; in der deutschen Götterwelt ist es, mit deutlicherm Namen Thor oder Donar, den wir unter den Göttern betrachten müssen. „Wind und Wetter" heißt in einer nordischen Sage ein Riese und bei diesen werden wir weitere Personificationen von den Sturm- und Gewittermächten kennen lernen.

Den versöhnenden Abschluß des Gewitters bildet der bewunderte Regenbogen. Ihn halten die Karenen in Hinterindien für einen Dämon, welcher Menschen verschlingt, während er den Kaustschadalen in freundlicherer und harmloserer Weise als Saum vom Kleide des Himmelsgottes gilt. Die Lappen nennen ihn Bogen des Donners, die Juder Indra's Bogen. Dieses Naturspiel versinnbildlicht die nordische Göttersage in folgender Weise:

(56a.) Hast Du nicht gehört, daß die Götter eine Brücke machten vom Himmel zur Erde, die Bifröst (d. h. die bebende Rast) heißt? Die wirst Du gewiß gesehen haben; aber vielleicht nennst Du sie Regenbogen. Sie hat drei *) Farben und ist sehr stark und mit mehr Kunst und Verstand gemacht als andere Werke. Aber so stark sie auch ist, so wird sie doch zerbrechen, wenn Muspels Söhne kommen, darüber zu reiten.**) Das Rothe, das Du im Regenbogen siehst, ist brennendes Feuer. Die Hrymthursen und Bergriesen würden den Himmel ersteigen, wenn ein Jeder über Bifröst gehen könnte, der da wollte. An des Himmels Ende reicht die Brücke Bifröst an den Himmel. — Im neuern Volksglauben heißt der Regenbogen Himmelsring; auf ihm steigen die Todten zum Himmel empor, die Engel zur Erde hernieder. Da wo er die Erde berührt, lassen sie ein goldenes Schlüsselchen fallen, das auch einer Blume den Namen giebt. Nach anderm Glauben liegt da ein Schatz. (Edda, Gylfaginning 15—17. Simrock, Deutsche Myth. S. 29.)

(56b.) Auf dem Berge hinter der Heidenburg liegt um die Wurzeln einer Eiche unterirdisch gespannt ein Ring aus purem Golde. Er wiegt mehr als das größte Haus in Egliswil, liegt aber unerreichbar tief; zum

*) In früheren Zeiten unterschieden die Menschen weniger Farben als wir. Das Gefühl für den Unterschied der Lichtstrahlenbrechungen hat mit der Zeit in hohem Maße zugenommen.

**) Siehe die Sagen vom Ende der Welt am Schlusse des Buches.

Digitized by Google

Glück der Gegend. Denn wenn ihn je eine menschliche Hand berühren sollte, so verschwindet er sammt der Eiche in dem Boden und aus dieser Höhlung hervor drängt sich ein ungeheurer Strom, der das ganze Thal unter Wasser setzen und so den alten See wieder herstellen würde, der früher den Aargau bedeckt gehalten hat. (Rochholz, Schweizersagen I. S. 4 f.) Wenn es noch zweifelhaft sein könnte, daß, wie die Eiche auf den Wetterbaum, der Ring auf den Regenbogen geht, zeigt uns eine norddeutsche Sage die Sache noch deutlicher. Der Frauenberg bei Sondershausen ist hohl. In demselben ist ein großer, großer See, auf dem rudert seit Anfang der Welt ein Schwan, der hat einen Ring im Schnabel. Wenn aber der Schwan den Ring fallen läßt, dann geht die Welt unter. (Gottschalck, Sagen. Halle 1814. S. 225 ff.; vergl. Grimm, Myth. S. 400.) Wer sieht nicht nach allem Vorangehenden in diesem schönen Bilde den Wolkenschwan, der den Regenbogen hält, welcher des Himmels Wasser bannt, daß nicht die Welt durch sie untergehe, was an die alttestamentarische Verheißung anklingt, die auch auf den Regenbogen hinweist, als das Zeichen, daß keine neue Sündfluth wieder kommen soll? 1 Mose 9. (Schwartz, Urspr. der Myth. S. 274.)

II. Das Feuer.

Kein s. g. Element ist in allen Religionen und Mythologien mit solcher Schärfe und zugleich in so weittragender, folgewichtiger Bedeutung hervorgetreten wie das Feuer. Das personificirte Feuer bildet den Uebergang von der Natur- zur ethischen Religion; es mußte dies; denn kein Naturorgan und keine physische Erscheinung hat in so deutlicher Weise und in so scharfer Unterscheidbarkeit gute oder wohlthätige und schlechte oder schädliche Wirkungen wie das Feuer. Zudem ist kein anderes Element, keine andere Naturerscheinung durch den Menschen erfunden und hervorgebracht worden, wie das Feuer, kein anderes Moment der Naturreligion konnte daher für die Cultur der Menschen so weitgreifende Folgen haben.

Während die übrigen s. g. Elemente und Naturerscheinungen ihre naheliegende Ursache haben, entsteht das Feuer gleichsam aus nichts; während jene weite und schwer zu individualisirende Massen bilden, besteht das Feuer in einer Art von Individualitäten, den Flammen, welche zu leben scheinen, ja sogar nach dem Gegenstande,

Digitized by Google

der sich ihnen darbietet, gierig lecken. Daher wurde das Feuer als menschenähnlich gedacht, daher von menschenähnlichen Gespenstern unter der Form von Flammen gefabelt. Geht ja bei kalter Luft Rauch aus des Menschen Munde, als ob ein Feuer in ihm brennte! —

Es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß das Feuer in keiner andern Weise zur Anwendung durch die Menschen gelangt ist, als durch Reibung von Holz oder Steinen bei der Arbeit; die Aehnlichkeit aber zwischen dem aufgefundenen Element und der Sonne, einer Hauptgottheit der meisten Völker, verbunden mit der Dankbarkeit für seinen Nutzen und der Furcht vor seiner Schädlichkeit, hat es seit den ältesten Zeiten zu einem Culturmittel, zu einem den Göttern ganz besonders geheiligten Gegenstand erhoben, ja sogar bei vielen Nationen zu einem Gotte personificirt, welcher bald in manchen Beziehungen mit dem Sonnengotte zusammenfiel, bald aber die Grundlage zur Gottheit des Verderbens und der Ränke und damit zu dem die Religion bis auf die neueste Zeit durchziehenden Dualismus wurde.

Dieser Dualismus guter und böser Gottheiten zieht sich durch die Mythologien aller Völker, selbst der uncivilisirtesten. Der gute Gott war der schaffende und erhaltende, der böse der zerstörende; thatsächlich stand jener vorzugsweise mit der Sonne, dieser mit dem Feuer im Zusammenhange. So wurden sich himmlisches und irdisches Feuer entgegengesetzt und damit die im positiven Christenthum am schärfsten hervortretende Ansicht verbreitet, daß das irdische Leben überhaupt ein Abfall vom Himmel und letzterer die wahre Bestimmung des Menschen sei. Der böse Gott der Naturvölker ist entweder einfach ein zerstörender, ohne nähere Bezeichnung seiner Mittel hierzu, oder es werden ihm vorzugsweise Feueropfer gebracht, oder er lebt nach der Meinung der Gläubigen im Feuer. Negerstämme glaubten bei der ersten Bekanntschaft mit dem Feuergewehr, den bösen Geist darin versteckt. Der Schreckensdämon der Sandwich-Insulaner wohnt im Lavastrom ihres gefürchtetsten Vulkans auf Hawaii.

Weit deutlicher aber tritt der Zusammenhang des Feuers oder ihm ähnlicher Naturerscheinungen mit dem Dualismus in den Religionen der Culturvölker hervor. In Aegypten, welches die unbezweifelt älteste derselben hervorgebracht, kannte die ältere Lehre nur

Digitized by Google

eine Hauptgottheit, Ptah, welche Sonne und Feuer zugleich bedeutete. In der spätern aber wird unter dem bösen Princip Set (griechisch Typhon) der verzehrende Gluthwind der Wüste verstanden, wie unter dem guten, Hesiri (Osiris) der Nil, die Wohlthat des Landes. Bei den Phönikern erscheint noch weit klarer der dem Menschen und der Natur feindliche Moloch als Herr des Feuers, der Sommerdürre und des Krieges, gegenüber Baal, dem Gotte des Lebens, des Lichtes und der Fruchtbarkeit. Der Gott der Hebräer, Jahveh, erscheint als verzehrendes Feuer (im Dornbusch, auf dem Sinai u. s. w.), so oft er zürnt und straft, und ihm wird nur mit Feuer geopfert.

In der ältesten indischen Religionsform, welche die Arier im Induslande übten, ist Agni (ignis), der Feuergott, der Zerstörer, schon als Kind der Verzehrer seiner Eltern, der Vertreter der irdischen Mächte, und zwar auch im guten Sinne, während Indra, der Luft- und Himmelsgott, als Erhalter auftritt. Entschiedener ist der Dualismus in der spätern Religionsform der indischen Arier, im Gangeslande, wo Wischnu und Siwa auftraten, jener als das wohlthätige, dieser als das verderbliche Element, das zwar in gewisser Beziehung auch schöpferisch wirkt, aber nur durch das Mittel der Zerstörung. Den consequentesten Dualismus in der Religionsgeschichte schufen aber die Arier im Hochlande von Eran. Hier erscheint unter den Naturdingen vorzugsweise das wohlthätige Feuer, besonders der Sonne, als Schöpfung des guten Gottes, Ahuramasda, das verderbliche aber, namentlich die verdorrende Hitze, als solche seines Widerpartes, Angramainjus. Bezeichnend für den dualistischen Charakter des Feuers ist auch, daß es sowohl bei wilden Stämmen wie bei den ältesten Ariern als Schutzmittel gegen böse Geister erscheint; beinahe in allen Mythologien scheuen die bösen Elemente nichts mehr als ihren eigenen Anblick, den sie nicht ertragen können.

Das gestürzte böse Princip der Hellenen, Kronos, verzehrt seine eigenen Kinder und thut daher, was das Feuer thut. Aus der ägyptischen Mythe ist Typhoeus (Typhon), der Feind der Götter, und die Personification der Vulkane entnommen; den Namen der letzteren trägt bei den Römern der eigentliche griechische Feuergott Hephästos (der ägyptische Ptah), welcher bezeichnender Weise vom

Digitized by Google

Himmel geworfen ist und hinkt, weil das Feuer als der Sonne entstammend (wenn auch entartet), angesehen wurde und ein Mangel an den Füßen das Attribut der die fußlosen Gestirne vertretenden Götter war. Weil aber das Feuer auch wohlthätig wirkt und schafft, ist Hephästos der gewandte Künstler und Bildner, den auch die nordische Mythe in ihrem ebenfalls dämonischen und der Fußsehnen beraubten trefflichen Schmiede Wölund besitzt. Die Cultur der Hellenen war nicht, wie die der Asiaten, contrastirend, sondern harmonisch, daher bei ihnen die ethischen Gegensätze in denselben Individuen verschmolzen erschienen, und z. B. die Antithese des häßlichen Hephästos, der schöne Apollon, der Gott des Sonnenfeuers, zugleich mit seinen Pfeilen die verderblichen Seuchen aussandte und die Beleidiger seiner Majestät grausam strafte.

Die ausdrücklichste Verbindung zwischen dem verderblichen Feuer und dem moralisch bösen Princip finden wir endlich bei den Germanen in ihrem Gotte der Lohe, Logi oder Loki, dem Vertreter der gestürzten Joten, Riesen, unter den herrschenden Asen, deren Verräther er ist, und das Gegentheil in seinem entschiedensten Feinde, dem Gotte des himmlischen Feuers oder Blitzes, Thor, zwischen welchen, schwankend, als vermittelndes Princip die aus Gut und Böse gemischte Gestalt des Himmels- und Sonnengottes Odin steht. Gleich Prometheus, welcher das Feuer im Himmel geraubt und den Menschen gebracht, wird Loki, der die Götter geschmäht, auf Felsen angefesselt. Aus ihm, dem aus Eran zu den Hebräern gewanderten Ahriman (hier Satan) und dem hellenischen Fürsten der Unterwelt, Pluton, wurde endlich der christliche Teufel zusammengesetzt, in welchem Feuer und Uebel völlig Eines geworden sind, so daß die wohlthätige Seite dieses s. g. Elementes nur noch im Heidenthum zu finden ist.

Auch in unserer Volkssage sind die Spuren einstiger Verehrung des Feuers und Hochhaltung des Feuerherdes als Heiligthum des Hauses bei unseren Vorfahren zu erkennen. Zur Beschwichtigung einer Feuersbrunst wurden ehedem Brot, Ostereier, eine dreifarbige Katze u. a. als Opfer in die Flammen geworfen, es wurde dem Ofen ein Salzopfer gebracht, um Unfrieden im Hause zu verhüten. Man beichtete dem Ofen und machte ihn zum Vertrauten; denn er

Digitized by Google

vertrat den Opferaltar der Feuergottheit. Daß das Feuer aber im Grunde Abbild der Sonne war, zeigt das althergebrachte Anzünden von Feuern zu solchen Zeiten, welche auf den Sonnenlauf Bezug haben, wie wir im Anhange zu diesem Buche sehen werden. Auf eigentlichen Feuercult dagegen deutet nach Simrock (Deutsche Myth. S. 534) das sog. Nothfeuer, welches zur Abhilfe gegen ausgebrochene Seuchen noch bis in die neueste Zeit herab angezündet wurde. Von diesem sowohl als von den vorher genannten Sonnenfeuern erwartete man Fruchtbarkeit aller von ihnen beschienenen Felder und vom Hindurchspringen, sowie vom Hindurchtreiben des Viehes durch dieselben Schutz gegen Krankheiten, ja sogar von ihrer Asche Schutz gegen Ungeziefer und von angebrannten Scheiten gegen Sturm und Ungewitter.

Zum Feuerdienste gehört auch die Vorstellung von den sog. Irrlichtern oder Irrwischen als lebenden Wesen, die dann ihre weitere Ausschmückung in den unter den Gespenstern zu erwähnenden Feuermännern finden.

In unseren Sagen ist das Licht oder Feuer daher oft ein Sinnbild der menschlichen Seele; oft vertritt es die Stelle böser Wesen oder Geister, oder guter, die Menschen beschenkender Dämonen; oft ist nur ein undeutliches, geheimnißvolles Etwas von seiner einstigen Bedeutung stehen geblieben.

(57.) Eine besondere Bewandtniß hatte es mit einem Lichte, das einst eine Anzahl heimkehrender Musikanten Nachts in einer Kluft des Gamsenberges bei Rehmen brennen sahen. Je näher sie kamen, je heller brannte es. Da Niemand dabei zu sehen war, ergriff die Meisten ein Grausen, und sie liefen davon bis auf den Aermsten unter ihnen, der den Baß trug. Der dachte: „Du hast einmal nichts auf der Welt, willst dein Heil 'mal versuchen und deine Haut zu Markte tragen." Damit schritt er d'rauf zu. Da wurde das Licht zum großen Feuer, that einen Knall und verschwand dann, wobei ein ganzer Hagel feuriger Kohlen umherstob. Auch den Mann mit seinem Basse trafen welche, so daß die Saiten krachend zersprangen. Der schüttelte sie ab, so gut es in der Eile ging, und lief den Uebrigen nach, während einzelne Kohlen, die wohl durch's Schallloch in den Baß selbst hineingefallen sein mochten, nicht aufhörten, d'rin zu klimpern und zu klappern. Früh nahm er ihrer wohl noch eine ganze Hand voll heraus, aber nicht Kohlen waren es, sondern pure Goldstücke. (Eisel, Voigtl. S. 160.)

Digitized by Google

(58.) Am Kreuzwege, den die Wege von Milbitz nach Ernsee und von Untermhaus nach Töppeln auf der Berghöhe bilden, steht eine der größten Eichen der Umgegend, die sogenannte Diebseiche (= kalte Eiche) zwischen zwei Feldern, der Scheibe und der Hammelburg, an welchem Orte es des Nachts unheimlich ist. Von Untermhaus Heraufkommende haben oftmalen mächtige Feuer dort emporlodern sehen. (Eisel, Voigtl. S. 161.)

(59.) Zu Goßwitz in der Rockenstube wurde demjenigen der anwesenden jungen Mädchen ein neuer Rock versprochen, welches in's Herold'sche Haus gehen und aufklären werde, was für ein Licht im Kellergemäuer regelmäßig dort flimmerte. Die Hausmagd, die den Wechselbalg ihrer Herrschaft wartete, wagte den Gang und „Guckst Du, so werf ich!" rief es ihr entgegen. „Wirfst Du, so hasch ich!" antwortete jene und hob ihre Schürze, und siehe, es lag ein Kind darinnen! In dem erkannte hernach ihre Herrschaft mit Freuden ihr eigenes, der Wechselbalg aber war statt dessen verschwunden. (Eisel, Voigtl. S. 163.)

(60.) Bei der sogenannten Lerch am Saalwalde, im reußischen Oberlande, gab es ein Licht, von dem behauptete der Schulmeister, es sei nichts damit. Er trat ihm auch kecklich in den Weg und rief ihm zu: „Was bist Du für ein Licht?" Da ward ihm aber eine tüchtige Ohrfeige und die Antwort: „Kümm're Dich um Dich, ich bin ein Licht für mich.", (Ebendas.)

(61.) In der Prise, einem Wäldchen bei Lössen, will man bemerkt haben, daß jedes Irrlicht-Flämmchen den Kopf nur bilde zu einer dunkeln, für gewöhnlich nicht sichtbaren Gestalt. Man hält sie da (wie bei Gauern und Wolfersdorf) für Geister. Im Frankenwalde will man wissen, daß es die Seelen seien von ungetauft (gestorbenen) umgebrachten Kindern, und da sollen sie sich sehen lassen, wo deren Leichen verscharrt wurden. (Eisel, Voigtl. S. 165.)

(62.) Ein Bauer ging eines Abends spät nach Hause, da sah er viele Irrlichter, die setzten ihn rittlings auf seinen Stock, der ihn eine weite Strecke forttrug, bis er halb zerschlagen und gerädert liegen blieb. (Strackerjan, Oldenb. II. S. 67.)

(63.) Als ein Mann aus Astrup eines Abends spät von Lutten nach Hause ging, sah er in dem Freesenholze etwas vor sich, als wenn es ein Feuer wäre, und als er näher kam, war es ein Haufen glühender Kohlen. Er wollte diese Gelegenheit benutzen und sich seine Pfeife anzünden, aber die Kohlen waren so heiß, daß er sie mit der Hand nicht anfassen konnte. Er nahm daher einen Schlüssel, welchen er in der Tasche hatte, legte eine Kohle darauf und zündete seine Pfeife an; aber auch der Schlüssel wurde so heiß, daß er ihn nicht mehr halten konnte und ihn sammt der Kohle von sich werfen mußte. Auf einmal entstand ein Geräusch, alle Kohlen waren verschwunden, und es war so finster, daß er seinen Schlüssel nicht wiederfinden konnte. Er ging deshalb am andern Morgen hin zu der Stelle, um den Schlüssel zu suchen, und

Digitized by Google

fand ihn auch, und neben dem Schlüssel lag ein Dreiguldenstück; von den Kohlen aber war nichts zu sehen. Nun erst dachte er, sämmtliche Kohlen möchten Geld gewesen sein, und mit dem Dreiguldenstück habe er seine Pfeife angezündet, aber es war jetzt zu spät. (Ebendas.)

(64.) In Pommern ging ein Mann spät Abends heim vom Hochzeitsschmause. Wie er über das Torfmoor wandert, flackern die Irrlichter neben ihm her, als wollten sie ihn vom rechten Wege verlocken; er aber schaut nicht rechts noch links, sondern zieht schweigend fürbaß, denn er kennt der schweifenden Geister böse Tücke. Endlich kommt ihm eines der Flämmchen gar zu nahe, und er kann der Versuchung nicht widerstehen, wirft schnell seine Mütze darüber und fängt es. Als er mit seiner Beute zu Hause anlangt, ist es ein winzig kleines, todtes Kind, und ihm schauert die Haut. Eilends trägt er es wieder hinaus bis an das Moor, und das war das Beste, was er thun konnte; denn einer breiten Feuerwoge gleich, stürmten schon Geister dem Räuber nach, der rückwärts flüchtend sich hinter der bekreuzten Hausthüre barg, nachdem er den kleinen Leib auf den Schlammgrund niedergelegt hatte. Ein anderer Mann fand das Irrlicht in einen Todtenkopf verwandelt, und als er ihm das Fenster öffnete, kugelte der Schädel von selbst hinaus. (Sagen- und Märchengestalten. S. 250.)

(65.) Im untern Elsaß war auf hohem Felsrücken ein Schloß errichtet worden, darüber sich ein seltsames Wesen kund that. Wenn der Sturm um die Zinnen rauschte, Regen herniedertroff und die Blitze zuckten, schwebten auf allen Dächern des Schlosses, um alle Zierrathe, ja selbst auf den Hellebarden der Wachen blaue Flämmchen. Daher stammt der Name der Burg, ihr Erbauer nannte sie Lichtenberg. Nicht weit davon gingen einmal nach Einbruch der Nacht zwei Bauern vorüber, die auf einer entlegenen Wiese Heu gewendet hatten. Sie trugen ihre Heugabeln auf der Schulter, und es währte nicht gar lange, so ließ sich auf die Zinke der einen solch' blaues Lichtlein nieder. Als der Mann es bemerkte, strich er lachend den Glanz herunter, doch über eine Weile zeigte ihm sein Gefährte die Flamme von neuem, die zum zweiten Male abgestreift wurde. Als sie sich zum dritten Male wies, schalt der Andere auf den närrischen Spuk und fuhr zornig mit der Hand über die Zinke hin; da verschwand das Licht und kam nicht wieder. Seit der Zeit vereineinigten sich die Beiden, die sonst viele Jahre hindurch als gute und treue Freunde zu einander gehalten hatten, und als sie eine Woche oder zwei danach sich an derselben Stelle trafen, wo das Flämmchen Abschied genommen, geriethen sie in heftigen Streit; von Scheltworten kam es zu Schlägen, und der, welcher seinem Nachbar das Licht abgestreift hatte, stach ihm dort die Heugabel in die Brust, daß er todt zu Boden sank. (Ebendas. S. 251.)

Es handelt sich in letzterer Sage um eine ergreifende Deutung des St. Elmsfeuers, welches auf den Segelstangen der Schiffe,

Digitized by Google

auf Helmſpitzen u. a. hervorragenden Punkten als Wirkung elektriſcher Kräfte erſcheint.

Wie das Feuer gleich einem lebenden höhern Weſen beſprochen, beſchworen oder verflucht wird, zeigen folgende Sagen:

(66.) Schon über hundert Jahre ſind's her, da war einmal ein großes Feuer in Stavenhagen ausgebrochen; der Wind wehete gewaltig, man konnte das Schrecklichſte befürchten. Alles war ſofort herbeigeeilt und half und rettete nach beſten Kräften; aber alle Mühen und Anſtrengungen blieben ohne Erfolg. Es ſchien unmöglich, Herr des wüthenden Elements zu werden. Schrecken und Entſetzen herrſchte überall, Alles weinte und ſchrie; denn erbarmte ſich der liebe Gott jetzt nicht der Bedrängten, ſo war die Stadt verloren und bald nur noch ein großer Aſch- und Schutthaufen. Wenn aber die Noth am größten, iſt oft die Hilf' am nächſten! — ſo war's auch hier. — Wie ein rettender Engel erſchien plötzlich der in der Nähe wohnende Ritter von O.....n, allgemein geachtet und geliebt wegen ſeines großen Edelmuths. Hoch zu Roß kam er herangeſprengt. Schnell zertheilte er die dichte Menge, ritt um das Feuer und beſprach es. Dann rief er mit lauter Stimme: „Platz da, Ihr Leute!" und jagte im vollſten Laufe wieder davon. Und, o Wunder, das Feuer ſtürzte ſich dem Reiter praſſelnd nach; mit Windesſchnelle folgte es ihm durch die Straßen, hinaus zum Thore der Stadt. Hier aber warf ſich der brave von O. mit ſeinem treuen Roſſe in den nahen Teich. Ihm auf dem Fuße nach folgte auch jetzt das Feuer, aber es konnte nun nicht mehr folgen; denn als der Ritter das jenſeitige Ufer glücklich erreicht, war es bereits durch das Waſſer ausgelöſcht. Stavenhagen war ſomit gerettet. Alles pries den hochherzigen Mann, und noch heute nennt man dankbar ſeinen Namen. Das Waſſer, worin damals das Feuer ſeinen Untergang gefunden, exiſtirt noch; der kleine Teich vor der Stadt ſoll's nämlich ſein, worin die Mädchen jetzt gewöhnlich ihre Wäſche ſpülen. Auch das Feuer ſoll dort noch fortbrennen; denn die Jungfern behaupten immer, daß das Waſſer gar nicht kalt ſei, ſelbſt wenn's auch Winter iſt und noch ſo ſtark friert. (Niederhöffer, Mecklenburg I. S. 177.)

(67.) In Klausthal iſt einmal Einer geweſen, der hat ſich in ein Mädchen verliebt, die in einem Hauſe am Platze bei der Erzſtraße gedient hat. Aber das Mädchen hat ihn nicht leiden mögen, wie er ſich auch bemüht hat, ihr zu gefallen. Darüber ergrimmt der Mann endlich ſo, daß er ſich eines Abends auf des Mädchens Schlafkammer ſchleicht und eine Feueruhr unter ihr Bett ſtellt. Gegen 12 Uhr Nachts ſchlägt die Uhr Feuer, und wie das Mädchen aufwacht, hat ſie kaum Zeit, aus dem Fenſter zu ſpringen, kann aber nichts von ihrer Habe retten. Darüber ſchreit ſie in Verzweiflung: ach du verfluchtes Feuer! und wie ſie das gerufen hat, fliegt das Feuer auf ſie zu. Das Mädchen flieht, aber das Feuer fliegt ihr nach, und alle Straßen, durch welche das

Digitized by Google

Mädchen seinen Weg genommen, gerathen in Brand, so daß man endlich gar nicht mehr dem Feuer Einhalt zu thun weiß. Da erbietet sich ein Jude, er wolle das Feuer verschreiben. Die Obrigkeit traut ihm aber nicht und will das nicht gestatten. Endlich wie schon fast die ganze Stadt in Flammen gestanden hat und selbst Schulen, Kirche und Rathhaus in Asche liegen und auch schon die Apotheke angehen will, geht man auf den Vorschlag des Juden ein. Da hat der Jude an die Apotheke die Worte geschrieben: „Bis hierher sollst Du kommen und nicht weiter!" und hat seine Charaktere dabei gemacht. Darauf hat das Feuer geendet, so daß von der Stadt derjenige Theil stehen geblieben ist, den man noch jetzt das alte Viertel nennt. Andere sagen, das Mädchen sei wirklich in ihrem Bette verbrannt. Aber eine Person aus der Nachbarschaft, die durch das Feuer alle ihre Habe verloren, habe das Feuer verflucht. (Harrys Volksf. Niedersachsens II. S. 16.)

Gleich dem Feuer nimmt auch seine Wirkung, der Rauch eine mythische Stellung ein, wie folgende Versinnbildlichungen der Pest zeigen.

(68.) Die Kucksmühle bei Langenwetzendorf war, während das Dorf an der Pest fast ausgestorben war, verschont geblieben. Der Müller sah nun um jene Zeit vom Dorfe her eine blaue Wolke in sein Haus ziehen und hinein in zwei Spindlöcher eines Stubenbalkens; er schlug da Pflöcke hinein und Alles blieb wohlauf. Nach längerer Zeit aber plagte den Müller einmal die Neugier, nachzusehen, was aus dem Dunste geworden sei. Da hat sich derselbe alsbald im ganzen Hause verbreitet und alle seine Bewohner mußten sterben. (Eisel, Voigtl. S. 168.)

(69) In der Schleitzer Bergkirche ist das Denkmal eines Grafen von Lospoth, der auf einem Stein in betender Stellung eingehauen ist. Man nennt aber dieses Bild den Pestmann. Der Graf war nämlich in's Morgenland gezogen und dort an der Pest gestorben und seine Begleiter, die die Krankheit nicht kannten, an der er verschieden war, führten seinen Leichnam unbedenklich nach seinem Geburtsorte, damit er in der Gruft seiner Väter beerdigt werde. Wie nun der Sargdeckel nach alter Sitte bei der Beerdigung gehoben ward, daß Jedermann noch einmal das Antlitz des Todten sehe, da zog die Pest in Form eines blauen Räuchleins aus dem Sarge und verbreitete sich. Zuerst erfaßte sie die Schüler und die beim Begräbniß Anwesenden; einmal eingeschleppt aber griff sie weiter um sich und wüthete erschrecklich. Daher der obige Name. (Ebendas. S. 169.)

Digitized by Google

III. Das Waſſer.

Ebenſo reich wie das Feuer iſt in der Mythe das Waſſer vertreten, nirgends aber in reicherer Ausſtattung als bei den Griechen, deren Land allerdings vom Meer umfloſſen und außerordentlich reich an Flüſſen und Quellen iſt. Das Meer und alle Flüſſe, ſelbſt die Quellen waren für ſie lebende Weſen: Okeanos im älteſten, Pontos im zweiten, Poſeidon im dritten Göttergeſchlechte, als Meeresgott, dann die Flußgötter, die Quellnymphen, die Nereiden, die Tritonen, die Telchinen, die Sirenen u. ſ. w., ein zahlloſes Geſchlecht. In der germaniſchen Mythologie kennen wir außer dem einen Meergotte Oegir, der zudem nur eine untergeordnete Stellung einnimmt, blos das unheimliche und doch verführeriſche Geſchlecht der Nixen.

Selbſt unſere Zeit hat ſich im Sprachgebrauche und in der allegoriſchen Kunſt von der Vorſtellung der Ströme und Flüſſe als lebender Weſen nicht losgemacht. Alle Naturvölker verehren ihre Flüſſe und die Oſtjaken opfern dem Obi Renthiere. Bekannt iſt die Heiligkeit des Ganges in Indien, des Nil in Aegypten, der griechiſchen und italiſchen Flüſſe; unſeren Naturvölkern, die am Meere wohnen, iſt dieſes der erſte Gott. Die Haifiſche ſind die Vollſtrecker ſeiner Rache, die Waſſerhoſen Dämonen, Schlangen oder Drachen.

Doch war das Waſſer als ſolches ſchon unſeren Voreltern heilig; denn es ſpiegelt den Himmel wieder, es iſt ſein Ebenbild, ein zweiter unterer Himmel, und himmliſcher Weſen Aufenthalt. „Wer in das Waſſer ſpuckt, ſpeit unſerm Herrgott in die Augen.“ (Curtze, Waldecker Volksüberlief. S. 412.) Die Perſer verboten, Steine in's Waſſer zu werfen. Von einer Menge unſerer Bergſeen glaubte man, ein hineingeworfener Stein errege ſogleich ein Gewitter. Manche von ihnen meſſen zu wollen, galt als Frevel. „Miſſeſt du mich, ſo friß' ich dich“, rief es zum Hirtenknaben am wilden See auf dem Altmann in Appenzell und aus dem Schwarzwälder Tittiſee. Sie ſind „unergründlich“, eben weil der Himmel der Typus derſelben iſt. So giebt es auch viele Heiden-, Todten-, Hunger- u. a. Brunnen, deren Namen und Sagen an mythiſche Bedeutſamkeit erinnern. Heidenbrunnen waren eben in der Heidenzeit Gegenſtand der Verehrung.

Digitized by Google

Todtenbrunnen trüben ſich, wenn Jemand aus der Gemeinde ſterben wird, wie auch wenn das Wetter ſchlimm werden will. Hunger- oder Theuerbrunnen, die zu den periodiſch fließenden Gewäſſern gehören, verkünden, wenn ſie fließen, eine Hungersnoth oder Theuerung. Andere Quellen dieſer Art dienen den Menſchen als Zeitweiſer. Ferner fordern Seen und Flüſſe an verſchiedenen Orten regelmäßig zu gewiſſen Zeiten ein Menſchenleben, und zwar meiſt am Johannistage (der höchſten Kraftentwicklung der Sonne, der ſie geweiht waren und zugleich dem Wiederbeginn des Abnehmens der Tageslänge, was einer Mahnung an den Tod entſpricht). Manche Gewäſſer geben ihre Opfer niemals wieder heraus, wie der Tod.

Es deutet dies vielleicht auf ehemalige Menſchenopfer zu Ehren der Waſſergottheiten. Noch in chriſtlicher Zeit wurden Puppen oder Menſchen in's Waſſer geworfen, Letztere gewöhnlich nur noch zum Scherz, und daher in untiefes Waſſer oder ſonſt unter leichter Möglichkeit der Rettung. In den Quellen zu Baden in der Schweiz fand man römiſche Münzen im Waſſer, die wohl als Opfer hineingeworfen waren.

Dem gegenüber ſteht die Heilkraft vieler Waſſer; denn der Himmel, der ſich im Waſſer ſpiegelt, bringt ſowohl Leben als Tod. Dieſelben wurden in chriſtlicher Zeit Heiligen geweiht ſtatt den alten Göttern, und ihre Heilkraft Wundern zugeſchrieben. Ja man ging noch weiter und leitete das Menſchenleben ſelbſt aus dem Waſſer ab, — wenigſtens den Kindern gegenüber. So werden, wie man dieſen in Schwaben ſagt, die kleinen Kinder aus Seen, Weiern oder Brunnenſtuben geholt; es giebt daher dort Kindleweiher und Kindlesbrunnen. (Vergl. Feierabend, die Ueberreſte des altgermaniſchen Waſſer- und Feuercultus in der Schweiz, Internationale Revue, Wien 1866, I. S. 835 ff.)

(70.) Zwiſchen den Dörfen Plothen und Linda liegt ein Teich, der ſogenannte Hollen- oder Höllenteich. Unter ſeinem tiefſchwarzen Gewäſſer ruht ein da verſunkenes Dorf und nur mit Grauen geht man da vorüber. (Eiſel, Voigtl. S. 194.)

(71.) Die Elſter hat ein heimtückiſches Weſen und kein Jahr vergeht, wo ſie nicht ein Opfer fordert. Sie läßt dann einen Laut, wie eine gellende Lache, hören, wobei das Waſſer hochaufſpritzt. Ein alter Fiſcher in Pohlitz

Digitized by Google

(auch andere alte Leute) haben es immer vorhergewußt, wenn wieder ein Mensch im Wasser umkommen werde; denn sie hatten die Elster „lachen" hören. Besonders bei einem Tümpfel an der Biegung unterhalb der Eisenbahnbrücke unfern Pohlitz hat man die Erscheinung beobachtet; ebenso an der Zwerghöhle bei Stublach und am Kupferhammer bei Cuba, immer aber mit demselben traurigen Verluste. (Eisel, Voigtl. S. 252.)

(72.) Hinter Duschitz ist ein verborgener Winkel, zu dem man nur schwer gelangen kann; er heißt: in der andern Welt (na onom svêtê). Dort ist ein See, der leidet nicht, daß man etwas hineinwirft. Wenn Jemand einen Stein oder ein Holzstück hineinschleudert, so brauf't er auf, spritzt die Wogen gegen den Frevler und wirft den Stein oder das Holzstück an's Ufer zurück. (Grohmann, Böhmen. S. 253.)

(73.) Als einmal der Herr der Hölle mit seiner Frau hinter dem Dorfe Alt-Benatek vorüberfuhr, blieb er mit seinen Pferden in einer Pfütze stecken und bemühte sich vergebens, den Wagen herauszubringen. Endlich rief er einige Teufel zu Hilfe, die nun den Wagen mit unsäglicher Mühe herausbrachten. Bei dieser Arbeit entfloß dem Haupte des Höllenfürsten ein Schweißtropfen und aus diesem ward am andern Tage ein unergründlicher Sumpf, der bis heute daselbst zu sehen ist. Es ist nicht rathsam, sich gegen Abend dem Sumpfe zu nähern, denn es baden sich täglich die Teufel darin. (Grohmann, Böhmen. S. 251.)

Die zwei nächsten Sagen zeigen, wie sehr der Gedanke von Odins versenktem Auge in Mimirs Brunnen und von Mimirs Haupt (oben S. 39, Sage Nr. 18 und folgende) sich in der deutschen Volkssage erhalten und ausgebildet hat.

(74.) Im Masmünsterthale des Elsasses liegt ein See. Ein Knabe sah einen Stern vom Himmel und hinein fallen, lief an den Strand, sah viele Sterne darin leuchten, und kam nie wieder. Seither sieht man den See voll goldener Sterne und mitten unter ihnen ein bleiches Antlitz. (A. Stöber's oberrhein. Sagenbuch 1842, S. 35.)

(75.) Oberhalb Luchsingen im Glarnerlande auf der Alp Oberblegi mit lieblicher Aussicht auf das von der Linth silbern durchzogene Großthal, liegt mitten in saftigen Weiden einer- und kahlen Riesenen andererseits der dunkelblaue Oberblegisee, der einen unterirdischen Abfluß hat, den Länggelbach. Einst bekam der Geisler von Länggelbach das Gelüste, den eine halbe Stunde weiten See kreuzweise zu durchschwimmen. Vergebens warnte ihn der Senn mit den Worten, man solle nicht Gott versuchen; der Uebermüthige habe erwidert: „sei es Gott lieb oder leid, ich will hinüber". Der Senn schwieg und schaute ihm nach, wie er hineinsprang und schwamm. Beinahe aber hatte der Schwimmer das jenseitige Ufer erreicht, als er plötzlich in die Tiefe sank.

Digitized by Google

Zu derselben Stunde schöpfte seine Mutter unten im Läuggelbache Wasser, sah aber entsetzt den Kopf ihres Sohnes in die Gelte fallen und wurde inne, was geschehen sei.

(76.) Geht man von Sennwald im Werdenbergischen Forsteck zu, so trifft man rechts von der Straße, nahe beim Badhause einen Sumpf, einst See und noch der Eglensee geheißen. Obwohl jetzt bald zugewachsen, bleibt er in der Sage unergründlich und sah man früher noch die Spitze eines Thürmchens in seiner Tiefe, da ein Schloß in ihn versunken sei. (Nikl. Senn.)

Sonderbar ist, daß drei ähnlich unergründliche kleine Seen, einer im Kanton Zug, der andere zwischen Bern und Muri, der dritte in Hochberg (Schwaben), ebenfalls Egelsee, Egelmoossee heißen.

(77a.) Alte Valenser wissen viel von dem reichen Garlett zu erzählen, der im Schlosse wohnte, auf dessen dicker Mauer nun Konrad Ruch sein Haus hat. Er habe vom Schlosse einen unterirdischen Gang zur Kirche gehabt und auf eigenem Boden von der Hausbesitzung Clarina bis auf die Voralp Branggis wandern können. Einst wunderte ihn, wie tief eigentlich der dortige Wangsersee sei und er nahm zu diesem Behufe einen Haspel und einen Bund Schnüre mit. Als er einen Stein an die Schnur gebunden und ihn in den See hinabgelassen, fand sich nirgends Grund. Schon war er daran, eine neue Schnur an die bisherige zu binden, und begann auf's neue, als kochend Blasen aus dem Seegrunde aufstiegen und eine furchtbare Stimme herauf rief:

Ergründest du mich
Verschluck ich dich.

Da gab er den Versuch eilig auf. (Zwei Frauen in Valens ganz gleich, eine davon die 59jährige Maria A. Rupp von Vasön.)

(77b.) Im Riesengebirge ist ein Teich, der heißt der schwarze Teich, von der dunklen Farbe seines Wassers. Dieser Teich soll nicht zu ergründen sein. Ein Engländer wollte es einmal versuchen, aber so viel Stricke er auch aneinander band, sie reichten alle nicht. Ein anderes Mal befestigte man einem Karpfen einen Ring um den Leib und setzte ihn in's Wasser. Man ließ die Sache überall bekannt machen und erfuhr, daß dieser Karpfen eine Zeit nachher in Breslau gefangen worden sei.

Von diesem Teiche glaubt man auch, daß, wenn er einmal überlaufen wird, ein großer Theil des Jičiner Kreises wird zu Grunde gehen. (Grohmann, Böhmen. S. 263)

(78.) Im Thälchen von Champé im Wallis ist ein fischreicher See. Wenn die Hexen den Spiegel desselben mit weißen Stöcken schlugen, erhoben sich sogleich verheerende furchtbare Gewitter. (Kuenlin.)

Im See auf dem Dreisesselberge im baierischen Wald an der böhmischen Grenze sind in Thiere verwandelte Geister. Hineingeworfene Steine erregen Sturm. (Panzer.) Das vom Steinewerfen und Sturm erzählt man ganz gleich

Digitized by Google

in Graubünden, dann vom sogenannten „wilden See“ ob Vilters, vom See auf dem Pilatus und fast von allen.

(79.) In der Stadt Kahla hat es einen Teich gegeben, dessen Wasser sich zu Zeiten in rothes Blut verwandelte. Obgleich dies nun gewiß eine merkwürdige Eigenschaft eines Teiches ist, so ist sie doch noch lange nicht die merkwürdigste; denn nicht gar weit davon liegt ein Teich, welcher mehrere Male — gebrannt hat, eine für einen Teich gewiß höchst seltsame und wunderliche Eigenschaft. Am Wege von Dorndorf nach Mötzelbach nämlich liegt „der schwarze Teich“ in torfreichem, fast vulcanischem Boden. Dieser Teich soll im Jahre 1686 und auch bereits vierzig Jahre vorher in einem glühend heißen Sommer, als Hitze und Gluth Alles ringsum versengt und verbrannt hatten, ausgetrocknet sein und sich sogar von selbst entzündet und einen ganzen Sommer lang gebrannt haben. Weithin, stundenweit hat man den Rauch und Dampf des brennenden Teiches gesehen; hell jedoch hat das Feuer nie gebrannt; wenn man aber eine Scholle Erde aufnahm, da schlugen die hellen Flammen heraus und man sah es darinnen unheimlich glühen und flammen wie in einem Schmelzofen. So ist denn wirklich das Unglaubliche wahr geworden, daß einmal ein Teich in Flammen gestanden hat. (Greß, Holzlandsagen S. 105.)

(80.) In einer mecklenburgischen Sage weint ein Mädchen um ihren abwesenden Geliebten so viele Thränen, daß daraus ein Teich wird. Auf die Nachricht von seiner Untreue ertränkt sie sich selbst in ihrem Thränenteiche und ihr folgt ihr Vater nach. (Niederhöffer, Mecklenburg, III. S. 88.)

(81.) In einer Sage desselben Landes ruft ein Ackerknecht, der mit seinem alten Gaule nicht vorwärts kommt, den Teufel an, der ihm in Gestalt eines kohlschwarzen Rosses die Arbeit vollbringen hilft; als sich aber der ermüdete Knecht von ihm will tragen lassen, mit ihm in einen kleinen See stürzt, der noch heute der schwarze oder Teufelssee heißt. (Ebendas. IV. S. 48.)

IV. Die Erde.

Daß die Erde eine den Himmel ergänzende Gottheit war, sahen wir bereits bei Anlaß der Schöpfungssagen. Der Erde wurden, wie dem Ofen (oben S. 62) Geheimnisse anvertraut, es wurde ihr wie jenem gebeichtet. Man glaubte, daß die Erde, wenn man sie schlage, blute, weine oder klage. Man küßte bei der Heimkehr den vaterländischen Boden, legte sich beim Eid Erde auf's Haupt, nahm beim Sterben solche in den Mund, rief die Erde zu Zeugen der Vermälung an u. s. w. Die Kraft von Göttern und Helden hing an ihrer Berührung mit der Erde, oder wurde durch diese vermehrt. Antaios in

Digitized by Google

Griechenland und Heimdall im Norden sind Beispiele. Was von der Erde gilt, wurde auch auf Steine, Felsen und Berge übertragen, die man als individuell und bewußt betrachtete und vielfach göttlich verehrte (was die christlichen Glaubensboten und Machthaber zu unterdrücken große Mühe hatten) — und denen man oft Fortbewegung nachsagte oder in welche Menschen verwandelt sein sollten. („Es möchte ein Stein sich erbarmen", Simrock, Deutsche Mythol., S. 474 f.)

Die größte Verehrung genießt die „Mutter Erde" natürlich bei ackerbauenden Völkern. Die Khonds von Orissa in Vorderindien bringen ihr Menschenopfer, indem sie einen Sklaven zerreißen und die Stücke über die Felder streuen, um deren Fruchtbarkeit zu befördern. Es erinnert dies an die Sklaven, welche den Wagen der „Nerthus" dieser Mutter Erde der holstein'schen Germanen baden mußten und dann im heiligen See ertränkt wurden.

Geheimnißvoll ist das Reich unter der Erde, die Unterwelt. Ueber das hier entstehende Erdbeben hatten und haben manche Völker ähnliche Vorstellungen, wie vom Donner und von den Stürmen.

Die Ungebildetsten schreiben es einem Thiere zu, das sich unterhalb der Erde bewege, so die Japaner einem Walfisch, der unter derselben hindurch kriecht, die Mongolen einem Frosche, die nordamerikanischen Indianer einer Schildkröte, die Kamtschadalen den Schlittenhunden ihres Erdbebengottes, die Hindus endlich dem Elephanten, der die Erde trägt. In Tonga verursacht es der polynesische Universal-Gott und Held Maui, dem sein Enkel das Feuer weggenommen wie Prometheus, und den er dann besiegte, worauf er einschlief; wenn er sich im Schlafe dreht, so bebt die Erde. Ganz ähnlich dachten die Nordländer in Bezug auf den zur Strafe für seine Unthaten von den Asen gefesselten Loki.

Das Innere der Erde bietet in der Sage, wenn wir hier von der Unterwelt als Aufenthalt der Verdammten absehen, eine eigene Welt dar, eine viel schönere und reichere als die obere, und dasselbe wird auch von dem Grunde der Gewässer gefabelt. Man findet da eitel Gold, Silber und andere Kostbarkeiten, was gewiß auf die im Wasser wiedergespiegelten, oder hier und hinter dem Horizont in die Erde niedergestiegenen Sterne deutet. Mit Vorliebe

Digitized by Google

erzählt das Volk von Gängen, die zwiſchen dieſen und jenen Orten oder Gebäuden weit unter der Erde hinführen, was wieder vielfach mit den Schatzſagen (oben S. 48 ff.) zuſammenhängt.

(82.) In den Gang zwiſchen dem ehemaligen Mildenfurther und dem Cronswitzer Kloſter führte eine goldene Treppe hinab; unten aber, ungefähr in der Mitte der Entfernung zwiſchen beiden Orten, ſtehen in einem erweiterten Raume ein goldener Tiſch und zwei goldene Stühle. Man verſuchte auch einzudringen, aber die üble Luft verlöſchte die Lichter.

Eine zweite Erzählung läßt den Eindringlingen ſo Entſetzliches aufſtoßen, daß der Schreck hernach Einem von ihnen den Tod gebracht hat. (Eiſel, Voigtl. S. 186.)

(83.) Ein Mädchen, das ſich in den weiten Kellerräumen des Hausberges bei Langenberg verlaufen hatte, ſagte, wie ſie ſich endlich wieder herausgefunden, aus, ſie habe in vielen weißübertünchten Gewölben unendliche Reihen mächtiger Weinfäſſer an den Wänden hin ſtehen ſehen; auch andere wußten davon, doch nicht Jedes hat ſie beim Suchen angetroffen. (Eiſel, Voigtl. S. 188.)

Als Beiſpiel der Steinverwandlung geben wir folgende Sage:

(84.) Auf der Kolborner Haide, unfern dem Städtchen Lüchow, ragt ein rothbeſprengter Granit etwa vier Fuß über den Boden hervor. Davon erzählt die Sage: Ein Ritter und eine adlige Jungfrau liebten ſich herzlich. Eines Abends ſaßen ſie traurig auf einem Felſenſteine im Birkenwald auf der Haide: denn ſie ſollten nun Abſchied nehmen, weil der Ritter in den Krieg zog. Er fragte die Braut, ob ſie ihm auch treu verbleibe und er ſie, wenn er heimkehren ſollte, nicht in den Armen eines fremden Buhlen finde. Das ſchmerzte die Braut, ſie vermaß ſich theuer und ſchwur, ehe ſolle der Fels ſich von ſeiner Stelle rücken und ſie verfolgen und lebendig in der Gruft bedecken, ehe ſie dem Geliebten die Treue brechen werde. Sie hat ihm dennoch die Treue gebrochen, und wie ſie geſagt, iſt geſchehen. Denn als ſie mit dem Buhlen auf dem Steine geſeſſen, hat der Stein ſich plötzlich geregt, hat ſich rieſengroß aus der Erde gehoben, und die Falſche, die vergeblich vor ihm geflohen, hinabgedrängt in die aufgeriſſene Erde. Ihr Blut hatte den Fels und die kleinen weißen Blumen der Haide geröthet. Wie der Ritter nun heimkam und ſah, daß der Fels aufrecht ſtand und daß blutrothe Adern über ſeine graue Fläche liefen, und daß auch die Haide mit rothen Blümlein bedeckt war, da ahnete ihm wohl, was geſchehen ſei. Er ſchlug heftig mit ſeinem Schwerte an den Stein, und ſiehe: ein rother Blutſtrahl ſprang daraus und ein banger Klageton erſcholl aus der Tiefe. Und ſo oft er den Stein mit ſeinem Schwerte ſchlug, ſo oft vergoß der Stein ſein Blut und tönte der Wehlaut aus der

Digitized by Google

Erde. Da erkannte der Ritter, daß er betrogen sei, nahm noch einen Strauß von der rothen Haide zum Andenken an seine traurige Liebe mit, und trieb dann sein Roß wieder hinaus in neue Kämpfe. Der Stein wird der Brautstein genannt; Brauttreue heißt die rothe Haide. (Harrys Volksf. Niederf. I. S. 60.)

Vierter Abschnitt.

Die Pflanzenwelt.

I. Die Gärten der Sage.

Wurden nun Erscheinungen und Gegenstände, in denen der Mensch kein eigentliches Leben wahrnehmen kann, göttlich verehrt und zu Helden der Mythe erhoben, wie viel eher mußte dies der Fall sein bei Wesen, welche ihr Leben, das dem eigenen des Menschen ähnlich oder wenigstens vergleichbar ist, Letzteren auf die deutlichste Weise offenbaren! Dies gilt zuerst von den Pflanzen. Der richtige Blick des Volkes hat sie von jeher als belebt und beseelt erkannt; denn sie entstehen, wachsen, blühen und pflanzen sich fort, sterben ab und leben wieder von neuem auf, wenn die scheinbar tödtliche Erstarrung vorüber ist. Zahllos sind im Volksmunde die Vergleichungen von Pflanzen und Pflanzentheilen mit und ohne Benennungen nach Thieren und nach Körpertheilen solcher und der Menschen. Pflanzen sind nach den Auffassungen der Volkssage vielfach verwandelte Menschen und Hüllen von Geistern menschlicher Art, von Pflanzendämonen, welche, unabhängig vom Absterben eines Gewächses, in dessen Art fortleben.

In den Pflanzen werden aber auch in Folge der Gestalt der Blüthen und Blumen Abbildungen der Gestirne erblickt. Nicht nur Benennungen, wie Sonnenblume, Sternblume u. s. w. verrathen dies, sondern in noch sprechenderer Weise die in der Sage äußerst häufige Vorstellung des Weltalls mit seinen glänzenden Körpern als eines verzauberten Gartens mit unzähligen heilsamen Bäumen und Blumen oder auch eines einzigen ungeheuren Baumes mit golden

Digitized by Google

und silbern leuchtenden Früchten, der indessen in vielen Märchen, namentlich z. B. slavischen, auch britischen, zu einer Bohnenstange oder Kohlstaude ernüchtert wird, welche plötzlich zum Himmel emporwächst, an welcher man emporklettern und die Herrlichkeiten des Himmels kosten kann (s. oben Sage Nr. 15). Es ist dies die versinnlichte Sehnsucht des Menschenherzens nach der Unendlichkeit und Ewigkeit, die ihre Sinnbilder in der Gestirnwelt haben. In diesem himmlischen Garten lebten die Thiere, unter welchen man sich die Gestirne dachte, badeten die Nixen in silberhellen Brunnen, hüteten die Zwerge die goldenen Aepfel, wehrten die Riesen jeden unberufenen Eindringling ab. Weil es eben keine irdischen, eßbaren Früchte waren, hatten sie Zauberkraft und waren das Ziel des Begehrens der Sterblichen, denen sie jedes Gut des Lebens brachten; weil aus dem Heer der Gestirne eine geheimnißvolle Sprache spricht, eine Harmonie der Sphären ertönt, wenn sie auch Niemand hört, darum waren die Bäume des Himmelsgartens oft sprechende, singende und spielende (wie in Tausend und eine Nacht und in einer österreichischen Sage vom Mitternachts singenden Baume, dessen Reiser alle verborgenen Schätze öffnen). Dort blinken die goldenen Aepfel der Hesperiden, vom Drachen des Himmels gehütet, dort weidet die goldene Heerde, dort hängt das goldene Fließ der Argonauten, — dort braust der weite Ocean, an dessen Ufer die Schwestern Phaetons als Pappeln trauern und Bernsteinthränen weinen, — dort auch rinnt (als Milchstraße) der Rhein, in welchen der goldene Nibelungenhort versenkt ist, den Niemand mehr finden und holen kann. Dort sind die Gärten des Midas (Herod. VIII. 138), in welchen die Rosen wild wachsen, jede von sechzig Blättern und von ungewöhnlichem Wohlgeruch, wo Seilenos gefangen wurde, der Begleiter des fruchtbringenden Sonnengottes, und vom Ursprung der Götter und aller Wesen harmonischer Ordnung singen mußte, und wo sich ein vor Kälte unersteigliches Gebirge erhebt. Dort wurde Alles, was der mythische Midas berührte, zu Gold, weil dort nichts als Gold ist, und daher rinnt auch dort der goldene Strom Paktolos, in welchem sich der Hungernde gebadet. Dort nur konnten die goldenen Aepfel wachsen, von deren Genuß man sterben mußte; dort rollen die Früchte umher, mit welchen Melanion (nach

Digitized by Google

anderer Sage Hippomenes) die einsame von der Bärin (des Himmels) gesäugte Jägerin (Mondgöttin) Atalante aufhielt und im Wettlaufen besiegte (und die goldenen Aepfel, welche auch in der Edda eine Rolle spielen und nicht minder der Baum der Erkenntniß mit dem Apfel Evas, umschlungen vom Sternbild der Schlange). Dort auch ragt der Hain des Zeus, in welchem Atalante und ihr Geliebter, weil sie sich nicht mäßigten, in (die Sternbilder der beiden) Löwen verwandelt wurden. Dort ist daher auch der Rosengarten der Dietrichssage zu suchen. — Und in Folge dieser Vergleichung der Gestirne mit Bäumen und Früchten wurden auch bei vielen heidnischen Völkern, und so besonders bei den alten Deutschen, die Bäume und die Haine heilig geachtet. In ihnen wohnten die Götter, weil sie ja im Himmel wohnten, an den man Bäume u. a. Pflanzen versetzte. Dies wird dadurch bestätigt, daß (Simrock d. M. S. 491) die Friedhöfe, diese Brücken zum Himmel, in älterer Zeit Rosengärten hießen.

Wie der Himmel mit seinen Sternen ein Rosengarten ist, dessen Rosen zu pflücken nur durch Kampf und Tod erlangt wird, so wiederholen sich Rosengärten auf der Erde. Der berühmteste ist jener der Kriemhild zu Worms, in dessen Bäumen die Vögel sangen und dessen Rosen und der Besitzerin Kuß nur durch Kampf und Blut erlangt wurden.

(85.) „Rosengarten" heißt im Volksmunde noch heute die romantische, üppige Umgebung von Algund und der Burg Tirol (in Gratsch, am Fuße der Burg). Der König darüber hieß Laurin, greise, weise, gütig, und hatte eine faienschöne Tochter. Diese wünschte einen Gatten und bat den Vater um Land im Sonnenlichte, denn er selbst wohnte im Krystallpalaste des Berges, auf dem die Burg Tirol steht. Der Vater gab ihr welches und sie reutete aus und pflanzte, namentlich Rosen. Das wurde der „Rosengarten". Sie umzog ihn blos mit goldseidenen Schnüren. (Alpenburg.)

Nach Anderen lag er, wo sich ob Plarsch am Fuße des Berges riesige Felsblöcke abgelagert haben. (Zingerle.)

(86.) Auf den Waldwiesen unweit Brugg im Aargau hatten sich „schöne Frauen" einen Lustgarten angelegt, den man Beisel nennt, und sangen darin so schön, daß alle Waldthiere schwiegen. Vor den Leuten entwichen sie und nur alljährlich am Charfreitag soll man ihre reizvollen Gestalten erblicken können, und wenn ein armes Kind am Holzlesen im Walde einschlummert, so hat es beim Erwachen schon manchmal einen Blumenkranz auf dem Haare gefunden. (Rochholz.)

Digitized by Google

(87.) In Brixen erzählt man, der heilige Ingenuin habe einen Luſtgarten, das Abbild des Paradieſes, angelegt; dieſer ſei Jedermanns Augen verborgen geweſen, außer wen Gott hinleitete. Das geſchah dem heiligen Albuin, der dorther einige Aepfel holte, die man bis heute St. Albuins-Aepfel nennt. (Zingerle.)

Solcher „verzauberten, verwünſchten" Gärten mit lieblichen Blumen und Früchten, auch verzauberten Menſchen ſind in den Sagen eine Unzahl. Sie erinnern auffallend an den Garten Dſchems in der eraniſchen Mythe, in welchem er der Welt entrückt wurde und in immerwährendem Lichte das glücklichſte Leben führte. (Allg. Cult. Geſch. I. S. 524.) Mag man ſie hiſtoriſch da und dort weiſen und ſuchen, die Alten irgendwo im Weſten, wo der Sonnengott Abends in ihnen abſteigt und ausruht, ſei es nun auf der Faiakeninſel bei Alkinoos oder ſonſt „des Föbos alter Garten an der Erde Rand", ſie ſind, wie die „glückſeligen Inſeln", der Sternhimmel.

(88.) Im Selkethale unweit Ballenſtedt in Anhalt am Harz, wo die Burg Falkenſtein ſich erhebt, lebte ein Schäfer, Tidian, ein Sonntagskind. Eines ſchönen Abends ging er ſinnend am Abhange des Berges und ſtieß auf eine Blume, die er noch nie geſehen. Er pflückte ſie, ſteckte ſie auf ſeinen Hut und erblickte ſtaunend eine geöffnete Grotte, deren Boden mit Goldſande bedeckt war, und eine Stimme hieß ihn nehmen, ſo viel er begehre. Da er arm war und ein Mädchen liebte, welches ihm deſſen Eltern verweigerten, füllte er ſeine Taſche und brachte den Sand dem Goldſchmiede in der Stadt, der ihm denſelben, es war das reinſte Gold, abkaufte. Von da an, ſo oft der Neumond ſich über den Falkenſtein erhob, fand der Schäfer die Grotte offen, hörte jenen Spruch und füllte ſich ſeine Taſche. Derzeit wollte ſich der Graf von Falkenſtein vermälen. Er kam zum Goldſchmied wegen eines Ringes von feinſtem Golde. Der hieß ihn einen von Tidians Golde nehmen und ſagte ihm auf Befragen, wo dieſes herkomme. Der Graf ritt ſogleich zum Schäfer, zwang ihm ſein Geheimniß ab und holte nun von Zeit zu Zeit von dem Golde. Als der Graf aber recht reich war, faßte ihn der böſe Geiſt mit der Furcht, Tidian möchte den Schatz endlich leeren, und er blendete undankbar den Mann. Sobald er nun bei Wiederkehr des Neumondes in die Grotte trat, an welcher der Schäfer traurig ſaß, rief die Stimme Fluch über ihn und er kam nie mehr heraus. Des Schäfers Braut aber, die von des Letztern Unfalle gehört, heiratete und pflegte ihn. Einſt als ſie am Berghange mit ihm hütete, ſah auch ſie die Wunderblume und vernahm die Einladung, ſie zu pflücken und ihren Mann damit zu heilen. Sie pflückte die Blume, ſtrich damit über Tidians Augen und er ſah plötzlich

wieder. Sie lebten froh und zufrieden zusammen bis in die spätesten Lebenstage, obwohl die „Tidianshöhle" sich von jenem Ereignisse an nicht wieder öffnete. (Bertram in „Gubitz Volkskalender" 1844 S. 97. Vergl. Harrys Volksſ. Niederſ. II. S. 15, 56 ff.)

Dieſe namenloſe Wunderblume wird in der Sage auch durch benannte Blumen u. a. Pflanzen vertreten, z. B. in der Schweiz durch die Schlüſſelblume, die auch „Fräuliſchlößli" heißt. (Staub „Das Brot" Lpzg. 1868, S. 41, Note 3.)

(89.) Im Berner Oberlande ſtand auf einer Anhöhe das Schloß Jagberg, der Sitz von Zwingherren, welches endlich vom Volke in eine Ruine verwandelt wurde. Dort erblickte ein Holz leſender Knabe zwei ſchneeweiße Tücher ausgebreitet, auf dem einen weiße, auf dem andern gelbe Bohnen. Endlich wagte er von jedem Tuche einige zu nehmen und brachte ſie heim, wo zu ſeinem und ſeines Vaters Staunen die weißen Bohnen ſilberne und die gelben goldene Münzen waren. Eilig nahm ihn der Vater wieder mit zur Ruine, wo ſie jedoch nichts mehr finden konnten. (Joh. Chr. Neuenſchwander, Münchenbuchſee Nov. 1850, in Zuberbühlers Sammlung.)

(90.) Vor etwa hundert Jahren kam an einem Tanzſonntage nach Unter-Erendingen (Aargau) ein wunderſchönes, ſittſames, Niemanden bekanntes Mädchen auf den Tanzboden und forderte einen beſcheidenen, unſchuldigen Jüngling zum Tanze auf, was dieſer erröthend annahm. Er tanzte ſelig mit ihr, ſo hold war ſie und ſo ſüß redete ſie. Bei Anbruch der Abenddämmerung äußerte ſie den Wunſch, heimzugehen und bat um die Begleitung des Jünglings. Er ließ ſie ungern, gab aber nach und begleitete ſie. Aber ſtatt auf Ober-Erendingen zu, führte ſie ihn an's ſogenannte Steinböckli, eine kleine kahle Haide, mit einem Berglein. Als ſie am Fuße des letztern anlangten, ſtand ſie ſtill und eröffnete ihm, in dies Berglein ſei ſie zu großen Schätzen verwünſcht, dürfe nur von Zeit zu Zeit hervor unter die Menſchen, könne auch nur von einem reinen Jüngling erlöſt werden, wenn er den Muth habe, ihr zwiſchen zwei feurigen Drachen hindurch, den Hütern jener Schätze, zu folgen. Habe er jetzt dieſen Muth nicht, ſo möge er am nächſten Charfreitage früh bei Sonnenaufgang auf die rechte Seite des Bergleins gehen, wo er ein Häufchen Schlüſſelblumen und ſie ſelbſt, deren Hüterin, antreffen werde. Sie werde ſelbe an jenem Tage dort ſonnen, dürfe ihn dann nicht anreden, wohl aber ihm antworten; er ſolle keck das Geſpräch anheben von den Blümchen pflücken und dann thun, was ſie ihn heißen werde. Und ſieh, plötzlich öffnete ſich das Berglein und innen in der goldglänzenden Höhle lagen die zwei Feuer ſprühenden Drachen und erhoben ſich furchtbar drohend, als ſie den Fremdling erblickten. Die Jungfrau ſchritt in den Berg, aber der ſcheue Jüngling folgte ihr nicht und der Eingang ſchloß ſich unvermerkt und war nimmer zu ſehen.

Traurig kehrte der Jüngling heim, ſagte keinem Menſchen von ſeinem

Digitized by Google

Abenteuer, dachte Tag und Nacht an die Maid und erschien am Charfreitage am bezeichneten Orte. Da lag ein Häufchen gepflückter Schlüsselblümchen in der Morgensonne und obenauf saß die Jungfrau, einen Schlüsselbund an der Seite, den Jüngling innig anschauend. Ihr Blick aber verwirrte ihn so, daß er sich nicht getraute, sie anzureden. Nur ein Schlüsselblümchen hob er auf und eilte verwirrt heim zu. Auf dem Wege gewahrte er, daß das Blümchen ein hellglänzendes Goldstück war. Andere, denen er davon sagte, suchten vergebens nach den Blumen und dem Eingange, aber ein armer, braver Erendinger, der sich dort ein Hüttchen baute, pflanzte, im Vertrauen auf das „Heidawibli" Reben, die den beliebten „Heidawibli-Wi" liefern, und die kühle Quelle, welche die Jungfrau hervorsprudeln ließ, heißt noch „das Heidawibbrünneli". (Wochenbl. für Freunde d. schön. Lit. und vaterl. Gesch. Soloth. 1846.)

(91.) Einer hatte Begierde, die Schätze der Kobolde unter der Wildenburg-Ruine zu gewinnen, und da er wußte, daß man hierzu die „weiße Geißchrutblume" haben mußte, suchte er in den höchsten Alpen bis er sie fand. Damit stieg er beim Wildenburger See in den unterirdischen Gang, der zur Burg führt, und stand bald vor der großen, eisernen, verbarreten Thüre, die sich, mit der Pflanze berührt, knarrend öffnete. Dann betrat er eine dunkle Felsenkammer, worin aber der Schatz wie ein Strahl leuchtete. Furchtlos raffte er von den zahllosen an den Wänden herumliegenden Goldklumpen, was er tragen konnte, zusammen und machte sich auf den Rückweg, als eine leise Stimme ihn kläglich erinnerte: „Laß 's Best nit liegen! Laß 's Best nit liegen!" Darob erschrak der Goldgierige, und den Mammon für das Beste haltend, rannte er schaudernd von dannen. Erst als die Thüre hinter ihm zuschmetterte, erinnerte er sich, daß er die Zauberblume hinter sich vergessen habe. Weder er, noch ein Anderer hat seitdem den Eingang wieder gefunden. (Dalp, die Schweiz in ihren Ritterburgen II. S. 443.)

(92.) Gerade so fand ein Mann aus dem Dorfe Hohl unweit Hanau, plötzlich in unbekannte Gegend gelangt, vor sich eine leuchtende, ihm unbekannte Blume, die er pflückte. Als er das gethan, geschah ein Donnerschlag bis in die Grundfesten der Erde, that sich ein Thor auf und blendeten ihn unermeßliche Schätze im weiten Gewölbe. Nicht wissend wohin langen, wählte er lange und ging, trotz dem Rufe: nimm nur das Beste! wieder hinaus. Kaum war er heraus, erscholl abermals derselbe Donner, war Thor und Gewölbe verschwunden und er gewahrte erst, daß er die Blume drinnen vergessen, die erst wieder nach hundert Jahren blüht. (Herrlein, Sagen des Spessarts.)

(93.) Im Zobtenberge Schlesiens kennt die Sage ein zauberisches Inneres, wo ein großer Schatz Goldes liege. Einzelne schöpften davon, fanden aber später den Eingang nicht mehr. Einst gelangten ein blödsinniger Mann und ein unmündiges Mädchen vor die Thüre, traten ein, wurden von einem

Digitized by Google

alten bärtigen Manne herumgeführt und am Ende mit einem Aſte voll Kirſchen oder Pflaumen beſchenkt, welche zu Hauſe gediegenes Gold waren. (Büſching, Volksſagen ꝛc. 1812.)

(94.) Ebendaſelbſt ging eine arme Kräuterfrau mit ihren zwei kleinen Kindern in's Gebirge, um ihren Korb mit Wurzeln zu füllen, die ſie dem Apotheker bringen wollte. Sie verirrte jedoch und ſtieß auf Rübezahl in Bauerntracht, welcher, als er ihre Verlegenheit erfuhr, ſie nicht nur auf den rechten Weg leitete, ſondern, ihre Wurzeln ausleerend, den Korb mit Blättern füllte, die er von einem Buſche abſtreifte, welche ihr mehr nützen würden. Die einfältige Frau konnte ſich nicht enthalten, als ſie im Weitergehen wieder ſchöne Wurzeln ſah, das Laub auszuſchütten und den Korb wieder mit ſolchen zu füllen. Als ſie daheim den Korb umſtürzte, fanden ſich mehrere unten ſtecken gebliebene Goldſtücke darin, in welche das Laub ſich verwandelt hatte. Vergebens aber ſuchte ſie auf dem Wege nach den übrigen. (Ebendaſelbſt.)

(95) Rübezahl beſaß im Rieſengebirge einen eigenen Garten, den man jetzt ſeitwärts auf dem Koppenplane, nicht weit von der Wieſenbaude, an einem Abhange zeigen will. Das Gebirge iſt reich an den herrlichſten ſaftigſten Kräutern, welche die Anwohner ſeit alter Zeit zu den kräftigſten Eſſenzen benützen. Darunter iſt berühmt die Springwurzel, welche den Geiſtern zur Nahrung diente und die gefährlichſten Krankheiten heilte, wenn es gelang, ſie zu graben, was der Geiſt des Gebirges nur Auserwählten als Gunſt geſtattete. (Novellen von Heinrich Steffens I. Bdchen., 1837, S. 33—40.)

II. Kräuter und Blumen.

Die Heiligkeit der Pflanzen hört bei keiner Klaſſe derſelben auf, wie ſie bei keiner anfängt. Es werden unter dem zahlloſen Heere ihrer Arten ſchwerlich viele zu finden ſein, welche nicht in der Mythe oder wenigſtens in deren entſtelltem Ueberreſte, dem Aberglauben, eine Rolle ſpielten. Dieſe iſt allerdings ſehr verſchieden, doch richtet ſich dieſe Verſchiedenheit nicht nach einem botaniſchen Syſteme, ſondern nach der äußern Erſcheinung der Gewächſe. Das ſagendichtende Volk kennt nicht Monandrien, Diandrien u. ſ. w., nicht Monokotyledonen und Dikotyledonen, nicht Kryptogamen und Fanerogamen, ſondern lediglich: Kräuter, Gräſer, Blumen, Sträucher und Bäume. Auch der Unterſchied zwiſchen wildwachſenden und angebauten, nutzbringenden Pflanzen kommt zur Geltung. Auf gewiſſe Vorſtellungen wirken dann wieder der Standort, die Form, die Farbe, der Geruch u. ſ. w. der

Digitized by Google

Gewächse. Schöne und angenehm duftende, sowie heilkräftige Kräuter und Blumen bringen Glück, schädliche, wie z. B. die Nesseln, oder gar giftige, Unglück. Verschiedene Ursachen versetzen Pflanzen in den Ruf der Zauberkraft. Sternförmige Blumen mit vielen strahlenartigen Blättern werden als Orakel benützt, namentlich in Liebesangelegenheiten. In Folge ihrer Heiligkeit tragen denn auch viele Pflanzen Namen, die an verehrte Wesen erinnern, z. B. an die Sonne, den Mond, die Sterne, den Donner, an Götter (Thor, Balder u. A.), wie auch manche bestimmten Göttern geweiht waren, z. B. das Veilchen dem Tyr, der Lein der Freya u. s. w., an deren Stelle in christlicher Zeit Maria, Apostel und Heilige traten, während gering geachtete oder gefürchtete Pflanzen mit dem Teufel in Verbindung gebracht wurden. Ueberhaupt sind die Blumen unter allen in heidnischer Zeit verehrten Dingen vom Christenthum am meisten zu Ehren gezogen und ihre Mythen in Legenden verwandelt worden. Wie die Heiligkeit der Pflanze auf eine einzige unbenannte Wunderblume (auch blaue Blume) concentrirt wird, haben wir oben bereits gesehen. Das eben Gesagte nun gilt vorzüglich von den Blumen, als den auffallendsten und schönsten Pflanzen, beziehungsweise Pflanzentheilen, um welche sich wieder die unscheinbaren „Kräuter“ und „Gräser“ gruppiren, während die Bäume in Folge ihrer Größe einen ganz besondern Charakter tragen und die Sträucher je nach ihrer körperlichen Ausdehnung vom Volke bald den Kräutern, bald den Bäumen zugezählt werden.

Die Lieblingsblumen des deutschen Volkes sind von je die Rose und die Lilie; es sind die Sinnbilder des Lebens und des Todes und es fehlt ihnen nicht an noch manchen anderen Bezügen. Wie die Rose geradezu als Vertreterin der Blumen überhaupt gilt, zeigen die Sagen von Rosengärten (oben S. 77), und sie wird auch allgemein die Königin der Blumen genannt.

(96.) In der Nähe des Dorfes Moraschitz bei Leitomischel ist in der Mitte eines fruchtbaren Feldes ein kreisrunder, öder Platz, auf welchem nichts Anderes gedeiht als weiße Hagerosen. Dieses Plätzchen soll nach uralter Tradition nicht eher umgeackert werden können, als bis auf ihm vier Könige der Erde ihr Mittagsessen gehalten und sich ihre Hände gereicht haben werden. Und das soll geschehen zur Zeit eines großen Krieges, wo das Blut in den Flußbetten gleich Wasser strömen wird. Der gegenwärtige Besitzer hat vor

Digitized by Google

einigen Jahren versucht, diesen Platz urbar zu machen, allein es trafen ihn dabei so viele Unglücksfälle, daß er wieder davon abstand. Erst brach ihm der Pflug, und da er einen andern Pflug holte, brach sein Pferd das Bein, als es den Pflug kaum zwei Schritte gezogen hatte. Da berief der Landmann mehrere muthige Männer und befahl ihnen, das Feld mit dem Spaten zu bearbeiten und mit Weizen zu besäen. Unter vielem Schweiß und vieler Mühe kam das Werk zu Stande. Der Weizen wuchs und hatte die schönsten Aehren in der ganzen Umgegend. Der Landmann ließ bei der Ernte den Weizen in besondere Garben legen und führte sie in die Scheuer. Kaum aber war die letzte Garbe in der Scheuer, so entstand ein furchtbares Feuer auf demselben Orte, wo die gesonderten Garben lagen, und legte in wenigen Minuten den ganzen Hof in Asche. Von nun an blieb der Ort wieder ungeackert und im folgenden Frühling begrüßten die Rosen, die von selbst wieder emporwuchsen, den Vorübergehenden mit ihrem lieblichen Dufte. (Grohmann, Böhmen, S. 311.)

(97.) Ueber die Entstehung von Hildesheim giebt es zwei, sich ähnliche Rosensagen. Die eine erzählt, daß Kaiser Ludwig der Fromme auf einer winterlichen Jagd die Reliquienkapsel, die er um den Hals trug, an einen Dornstrauch hing, aus dem nun augenblicklich Rosen hervorsproßten, weshalb man hier sogleich eine Kapelle erbaute, welcher dann der Dom in Hildesheim nachfolgte Die zweite Sage spricht überhaupt nur von einem deutschen Kaiser, ohne seinen Namen zu nennen, der in dem großen Wool (Wald), wo jetzt Hildesheim steht, einen weißen Hirsch mit solcher Hast verfolgte, daß er sich gänzlich verirrte. In der Angst zog er das goldene Kreuz hervor, welches ihm seine Mutter geschenkt hatte, hing es auf einen blühenden Rosenstrauch, betete und entschlief. Als er erwachte, fand er Alles mit Schnee bedeckt, aber die Rosen blühten noch viel schöner als vorher. Da gelobte er an dem heiligen Schnee eine Kirche zu bauen, und kaum hatte er dieses Gelübde ausgesprochen, so kam auch schon sein Gefolge. Er befahl nun, eine Kapelle zu bauen, welche das erste Gebäude der Stadt Hildesheim wurde. (Perger, Pflanzensagen, S. 233.)

(98.) Ein schwäbischer Bauer hatte zwei Töchter, die eine war böse und die andere mild. Als er auf den Jahrmarkt zog, verlangte die böse Tochter, daß er ihr ein seidenes Kleid mitbringe, die gute wünschte aber nur einen Rosenkönig (drei Rosen auf einem Stiel). Der Bauer kaufte das Kleid, konnte aber auf dem ganzen Markt keinen Rosenkönig finden und kehrte betrübt zurück, denn er liebte seine sanfte Tochter. Auf dem Heimwege sah er einen Garten mit Rosensträuchern und gewahrte auch drei Rosen auf einem Stiel, die er voll Freuden sogleich abschneiden wollte. Plötzlich stand aber ein zottiges Ungethüm vor ihm, faßte ihn und gab ihn nicht eher frei, bis sich die fromme Tochter herbeiließ, die Gattin des Ungethüms zu werden, das sich nun, wie sich von selbst versteht, in einen reichen und wunderschönen Prinzen verwandelte, während die böse Tochter nur einen Bauer zum Manne bekam. (Perger, Pflanzensagen, S. 234.)

Digitized by Google

(99.) Mutter und Tochter gingen einſt Kräuterſammeln. Da ſah das Mädchen einen Hagenbuſch mit wundervollen Roſen. Als ſie aber einige brechen wollte, rief eine Stimme aus dem Buſch: „Holt! Deif! Deif! Eck hev deck leif!“ (Halt Dieb, Dieb! Ich hab dich lieb.) Das Mädchen war gefangen. Es wollte ſchreien und konnte nicht. Es ſah nichts als einen roſenrothen Schein und roch den lieblichſten Roſenduft. Vor den Augen der Mutter war es aber gänzlich verſchwunden. Dieſe rief und jammerte und Leute kamen herbei und ſchrieen ebenſo vergeblich. Oben aber auf dem Buſch blühten zwei der allerſchönſten Roſen. So verging längere Zeit. Die Tochter war Roſenprinzeſſin geworden und lebte mit ihrem Gemal in Freuden, konnte aber ihre Mutter nicht vergeſſen. Endlich kamen Feinde, tödteten den Prinzen und zerſtörten ſeinen Palaſt; da fand auch die Mutter ihre Tochter wieder und Beide lebten ſo friedlich mit einander wie früher. (Perger, Pflanzenſagen, S. 236.)

(100.) Wenn einer der Mönche im Kloſter Korvei an der Weſer ſterben ſollte, ſo fand er drei Tage vor ſeinem Tode eine weiße Lilie in ſeinem Chorſtuhl, und wie dieſe Lilie welkte, welkte auch er. Einſt war einer dieſer Mönche ſehr ehrgeizig, er verſchaffte ſich insgeheim einen Lilienzweig und legte dieſen in den Chorſtuhl des ſiebenzigjährigen Priors, der über die Blume ſo ſehr erſchrak, daß er wirklich nach drei Tagen verſchied. Der Mönch wurde dann ſelbſt Prior, war aber ſtets ſehr trüb und verſchloſſen, lebte nicht lange und bekannte ſeine unvorſichtige That erſt auf dem Todtenbette. Auch in den Klöſtern zu Hildesheim und Breslau fanden die Geiſtlichen ſolche Todeslilien in ihren Chorſtühlen. (Perger, Pflanzenſagen, S. 80.)

Weniger ergreifend ſind die Sagen von anderen Blumen und von Kräutern.

(101) Die Wegwart iſt der Sage nach eigentlich eine Jungfrau, die im Gram um ihren Geliebten, oder eine Frau, die in Trauer um ihren Gemal, ſtets am Wege ſaß und in dieſe Blume verwandelt wurde. Einſt ward einer Prinzeſſin ihr Geliebter untreu, da wollte ſie ſterben vor Leid und doch wieder nicht ſterben, damit ſie ihn noch immer ſehen könne. Endlich erbarmte ſich Gott und wandelte ſie ſammt ihrem blauen Kleide in die Wegwart. Eine andere Lesart erzählt, daß ein Mädchen ſieben Jahre lang um ſeinen in der Schlacht gefallenen Geliebten weinte, und dann, als man es bereden wollte, einen andern Mann zu wählen, erwiderte:

„Eh als ich laß das Weinen ſteh'n,
Will ich lieber auf die Wegſcheid geh'n;
Eine Feldblum' dort zu werden.“

Die Sage von der Frau Wegwart ſcheint überhaupt ſehr verbreitet geweſen zu ſein, weil ſie ſo häufig und in ſo mancher Form erſcheint; unter anderm heißt es auch, ſie ſei einſt eine Frau geweſen, die ihres Buhlen am Wege wartete

Digitized by Google

und wegen ihrer Untreue in diese Blume verwandelt wurde. (Perger, Pflanzensagen. S. 125.)

(102.) Die Perlenblume (Margarita oder Chrysanthemum leucanthemum) dient zum Orakel, allein man benützt sie auch zu anderen Loszeichen, so wirft man z. B. die inneren, gelben Blüthen derselben in die Luft und hält dann die umgekehrte Hand hin; so viele jener kleinen Blüthen auf ihr liegen bleiben, so viele Jahrzehnte lebt man, so viele Frauen, Kinder u. s. w. wird man haben. Wenn man eine Perlenblume am Charfreitag pflückt und schweigend in eine Schachtel legt, so wird nach einem Jahr ein schwarzer Wurm daraus. Wer dann die Schachtel eröffnet, muß sehr vorsichtig sein, denn sieht der Wurm den Menschen zuerst, so muß dieser noch in demselben Jahre sterben, erblickt aber zuerst der Mensch den Wurm, so bringt dieser viel Geld. (Perger, Pflanzensagen, S. 131.)

(103.) In der nordischen Mythe war das Veilchen dem Gott Tys oder Tyr gewidmet und hieß daher Tysfiola. In Sachsen geht die Sage, daß Czernebogh, der Gott der Wenden, eine herrliche Burg besaß. Bei der Verbreitung des Christenthums wurde er und sein Schloß in Felsen, seine schöne Tochter aber in ein Veilchen verwandelt, welches alle hundert Jahre nur einmal blühen darf, und wer es dann pflückt, gewinnt die Jungfrau und allen ihren Reichthum. Das Veilchen galt auch oft als Wunderblume und zeigte verborgene Schätze an. Unter den vielen Sagen, die sich auf Reichwerden beziehen, folge hier nur eine, die zugleich mit wohlthätigen Zwergen in Verbindung steht. Ein Schäferknabe fand eine große Viole, aber der Vater nahm sie ihm weg, weil ihm geträumt hatte, daß er eine Blume bekommen werde, an welcher er dreimal riechen solle. Er roch also dreimal an der Viole, und sogleich erschien ein Männlein und lud ihn ein, zu folgen. Es führte ihn in seine Höhle, in welcher zwölf eben so kleine Männchen saßen und tafelten. Als der Schäfer nach Hause kam, fand er Geld, Schafe und Pferde, die ihm die Zwerge wegen seines Vertrauens geschenkt hatten. (Perger, Pflanzensagen, S. 150.)

(104.) Die beliebte Alpenrose (Rhododendron) heißt in vielen Gebirgsgegenden „Donnerrose", denn sie soll den Blitz anziehen. Auf der Saubacheralpe in Tirol war eine Sennin, wie gewöhnlich, allein. In einer Nacht kam ein starkes Gewitter, so daß sie erwachte und, zu ihrem größten Schrecken, den Hilferuf ihres Geliebten hörte. Sie trat dreimal vor die Thüre, aber jedesmal schwieg die Stimme. Am Morgen fand sie ihren Liebling vom Blitz erschlagen. Der Unglückliche trug eine Donnerrose in der Hand. Eine spröde Dirne gab einem ihrer Verehrer zum Spott eine Alpenrose und es währte nicht lang, als auch er vom Blitz erschlagen wurde. (Perger, Pflanzensagen, S. 219.)

(105.) Einst entdeckten die Disteln einen Mörder. Es wurde ein Krämer von einem Bauern überfallen und seines Geldes wegen erschlagen.

Digitized by Google

Der Krämer rief in der Todesangst: „Die Disteln werden dich verrathen!“ — Der Bauer war aber zu böse, nahm das Geldkistchen und eilte hinweg. Er wurde jedoch von da an in sich gekehrt und schweigsam, sah mißtrauisch nach den Disteln und fürchtete sich vor ihnen. Endlich baut er Weizen, ist aber dabei so tiefsinnig, daß ihn seine Nachbarn fragen, was ihm fehle, und er versetzt beklommen: „Ich darf's nicht sagen und die Disteln werden es nicht sagen!“ — „Warum die Disteln?“ frug man weiter, und als man dringender wurde, verwirrte sich der Bauer so sehr, daß er endlich die That gestand. (Perger, Pflanzensagen, S. 133.)

(106.) Daß man, besonders in den Niederlanden, aus den Nesseln sehr feine Gewebe fertigte, ist allgemein bekannt, und von Hemden, die aus Nesseln gewoben wurden, findet sich zu Eberstein folgende Sage: Es war dort einst ein sehr hartherziger Vogt, der es einer Dirne durchaus nicht erlauben wollte, den Schloßgärtner zu heiraten, bevor sie nicht zwei Hemden aus den Nesseln, welche auf dem Grab ihrer Eltern wuchsen, gewoben hätte. Das eine sollte ihr Brauthemd, das andere aber des Vogts Leichenhemd sein, und das Nesseltuch durfte auch nicht größer sein, als genau nothwendig war. Die Dirne war tief betrübt und weinte bitterlich, da erbarmte sich ein gutes Bergweiblein und half ihr. Als sie dann die Hemden brachte, hörte man bei ihrer Trauung auch das Zügenglöcklein für den bösen Vogt läuten. Auf dem Hirschberg bei Balingen wächst ein sogenannter Brennesselmann, mit ausgestreckten Armen und Beinen, den man schon mehrmals ausrotten wollte, der aber immer wieder wächst, und man weiß nicht, was da einst geschehen sein mag. (Perger, Pflanzensagen, S. 156.)

(107.) Durch ein Klee-Vierblatt erkennt man auch Zauber und Trug. Da war zu Rottweil in Schwaben ein Seiltänzer, der balancirte einen ungeheuren Wiesbaum auf der Nase. Eine Dirne, die eben Klee heim trug, hatte ein Vierblatt gefunden und bemerkte deshalb sogleich, daß der Gaukler nichts weiter als einen langen Strohhalm auf der Nase trug. Sie gab dies den Zuschauern kund. Da ward der Gaukler ärgerlich und zauberte der Dirne vor, daß sie durch einen tiefen Bach waten müsse, und sie schürzte ihren Rock immer höher, so daß alle Leute lachen mußten. Wenn man am Sonntag ein vierblättriges Kleeblatt vor Sonnenaufgang in den Schuh legt, so erkennt man in der Kirche alle Hexen daran, daß sie mit dem Rücken gegen den Altar sitzen. In Wales erblickt man die Feen, wenn man ein Vierblatt und neun Weizenkörner auf das Blatt eines gewissen Buches legt. (Perger, Pflanzensagen, S. 196.)

(108.) Als der Schwedenkönig Erik die Schlacht bei Fyriswall gegen Styrbiörn schlagen sollte und keine Aussicht auf den Sieg hatte, widmete er sich dem Odin und bestimmte die Frist seines Todes auf zehn Winter. Da schritt nun ein großer Mann mit einem breiten Hut heran (Odin), gab dem König einen Reyrsproti (Rohrstengel) und befahl ihm, diesen mit den Worten:

Digitized by Google

„Odin hat euch Alle!" über das feindliche Heer zu werfen. Und als Erik warf, verwandelte sich das Rohr in einen Speer, der über Styrbiörns Heer hinwegflog und ihn und die Seinigen so mit Blindheit schlug, daß König Erik die Schlacht gewann. Odin stellte also den König zuerst auf die Probe, ob er ihm glaube, und so wurde das Rohr zum blendenden Geschoß oder zum Blitz. (Perger, Pflanzensagen, S. 96.)

(109.) Wer Farnsamen hat, kann in seinem Gewerbe so viel arbeiten als sonst zwanzig Männer. Der Farnsamen macht unsichtbar. Als ein Mann in der Mittsommernacht sein verlorenes Fohlen suchte und durch eine Wiese ging, fiel Farnsamen in seine Schuhe, und als er heim kam, gewahrte er, daß seine Hausleute gar nicht auf ihn achteten. Er rief: „Ich habe das Fohlen nicht gefunden!" Da erschraken Alle heftig, weil sie seine Stimme hörten, ohne ihn zu sehen. Er machte nun allerlei, um sich über den Vorfall aufzuklären, wurde aber erst dann wieder sichtbar, als er seine Schuhe ausgezogen hatte. Der Farnsamen hilft dem Jäger zu Freischüssen. Wer Farnsamen hat, dem muß der Teufel Alles bringen, was er von diesem begehrt, sogar den Wechselthaler. Legt man Farnsamen zum Geld, so nimmt es nie ab. Ein Bursche von Eschelbach, im Badischen, hatte sich vom Bösen Farnsamen verschafft und konnte nun fahren wie er wollte, er jagte mit vier Pferden die steilsten Abhänge hinab. Einst kam er mit dem Erntewagen in die Scheuer, und da sich niemand zum Abladen fand, fuhr er über die Leiter auf den Dachboden und warf dort die Frucht ab. Der Bauer kam dazu, sah die gefährliche Geschichte und schwieg, denn hätte er nur ein Wort gesprochen, so wären Pferde, Wagen und Kutscher herabgestürzt. (Perger, Pflanzensagen, S. 212.)

Der Farnsamen macht auch stich- und hiebfest. (Grohmann, Böhmen. S 312.)

III. Die Bäume.

Ebenso tief bedeutsam und poetisch wie die Idee des zauberischen Himmelsgartens ist die Darstellung des Weltalls mit seinen Sternen als eines ungeheuren Baumes mit goldenen Aepfeln oder Blättern, wie er in einer Menge Sagen vorkommt. Die gewöhnlichste ist die von der Esche (Ask), Namens Yggdrasil, Weltbaum, gepflanzt mitten im Weltall, welches davon auch Askiburg (Eschenburg) heißt. Von der Esche sagt Vergil, ihre Wurzeln reichen so tief zur Unterwelt wie der Wipfel zum Himmel.*)

*) Aesculus in primis: quae quantum vertice ad auras
Aetherias, tantum radice in Tartara tendit.
Georg. II. 291 f.

Digitized by Google

Dieſe Eſche hat drei Wurzeln. Eine davon reicht auf die Seite von Asgard, und ob ihr quillt unterm Baume der Urdar- oder Nornenbrunnen, weil aus ihm täglich drei Nornen ſteigen: Urd (das Gewordene), Werdandi (das Werdende) und Skuld (das Sollende, Künftige), welche der Menſchen Geſchick beſtimmen, Waſſer aus dem Born nehmen und die Eſche beſprengen, wovon der Thau und der Honigthau auf die Erde fällt. Im Brunnen leben zwei Schwäne. Es gab aber, außer dieſen göttlichen Nornen, noch andere vom Alfen- und Zwerggeſchlecht, darunter auch bösartige. — Die zweite Wurzel geht zu den Thurſen, wo Ginnungagap war. Dort iſt der zweite, der Brunn Mimirs, des weiſeſten Rieſen, weil er jeden Morgen von dem Waſſer der Weisheit trinkt. — Die dritte Wurzel ſenkt ſich tief hinab nach Nifelheim, und dort iſt der Höllebrunnen Hvergelmer, wo der Drache Nidhöggr am Baume nagt, um ihn zu ſtürzen. In der Eſche Zweigen ſitzt ein vielwiſſender Adler und zwiſchen ſeinen Augen ein Habicht. In den Zweigen laufen vier Hirſche, welche deren Knoſpen abbeißen, und das Eichhörnchen Ratatöskr rennt am Stamme auf und ab, um zwiſchen dem Adler oben und dem Drachen unten Unfrieden zu ſtiften. So hat der Baum Feinde und „leidet Noth“. Bei Nidhöggr unten ſind ſo viele Schlangen, daß keine Zunge es zu zählen vermag. (Die jüngere Edda. Gylfaginning 15, 16.)

Der Name Yggdraſil kommt von Yggr, einem Beinamen Odins, welcher Furcht und Schrecken bedeutet, und drasil, Träger, heißt alſo: Träger des furchtbaren Odin, d. h. des Himmels, oder wenn Odin vermöge ſeines einen Auges als Sonnengott betrachtet wird, Träger der Sonne, — in jedem Fall alſo das Weltall (Hahn, Sagwiſſ. Studien, S. 536). Warum Odin der Schreckliche genannt wird, iſt bei dem Charakter des nordiſchen Himmels nicht zu verwundern.

Dieſe großartige Vorſtellung eines das Weltall bedeutenden Baumes iſt auf die nordiſche Götterſage beſchränkt geblieben. Dagegen ſind in der Sage aller Völker und Zeiten die Auffaſſungen von einem Zuſammenhange zwiſchen dem Baume und der kleinen Welt (Mikrokosmus) des Menſchen außerordentlich zahlreich, wobei wir die größeren

Digitized by Google

Sträucher zu den Bäumen rechnen (wie die kleineren zu den Kräutern). Uralt ist z. B. die Sage von der Schöpfung der ersten Menschen aus Bäumen. Schon die eranische Mythe im Glaubensreiche Zarathustras läßt das erste Menschenpaar, Maschia und Maschiana, in Gestalt einer Reivas-Pflanze aus der Erde emporwachsen, und zwar zuerst als ungetrenntes Ganzes, als verschlungener Doppelstamm, der sich erst später trennte. Steht auch diese Sage erst im Bundehesch zur Zeit der Sassaniden, so ist doch ihr Gepräge uralt. Bei den Frygern wenigstens ist es eine uralte Auffassung, daß die ersten Menschen baumartig emporsproßten. Auch die Mythen mehrerer Naturvölker, selbst in der „Neuen Welt", theilen diese Anschauung, und dasselbe ist bei unseren germanischen Vorfahren der Fall, wie wir oben (Sage Nr. 4) gesehen, wobei merkwürdig ist, daß der Mann, der Mensch schlechtweg, aus demselben Baume, der Esche, geschaffen ist, wie der Baum, welcher die Welt bedeutet. Es ist indessen wahrscheinlich, daß unsere Stammessage die ersten Menschen ursprünglich ebenfalls aus lebenden Bäumen keimen ließ, statt aus todten Hölzern, welche wohl nur an die Stelle jener gesetzt wurden, um dem Menschen die freie Beweglichkeit zuzuerkennen. (Mannhardt, Baumcultus der Germanen ꝛc. S. 8.)

Wie den Baum im Menschen, so suchen aber auch die Mythen verschiedener Völker, namentlich Mittel-Europas, den Menschen, oder wenigstens ein menschenähnliches Wesen im Baume. Die Spuren hiervon finden sich noch jetzt äußerst zahlreich im Volksglauben, welcher die Bäume ganz wie Menschen behandelt und anredet. Die Tiroler ziehen den Hut vor dem Hollunder, wie andere Stämme vor Sonne oder Mond. Die Schleswiger baten ehedem den Hollunder kniefällig um Verzeihung, ehe sie seine Aeste stutzten. In Schweden glaubt das Volk an die Hollunderfrau (Hyllefroa) und Eschenfrau (Oskafroa) in den betreffenden Bäumen, und der Glaube an Baum- und Waldgeister ist überhaupt so reich und stark verbreitet, daß wir ihm weiter unten einen besondern Abschnitt dieses Buches werden widmen können. Besonders werden die Baumgeister mit gereimten Zaubersprüchen gegen Krankheiten, Würmer und andere Uebel angerufen, und man verwünscht letztere in Bäume, um sie los zu werden, ja man verschließt sie mittels sinnbildlicher Handlungen in dieselben. (Vergl. Mannhardt,

Digitized by Google

Baumcultus, S. 12 ff.) Auch glaubte man an vielen Orten Krankheiten dadurch zu heilen, daß man die Kranken durch gespaltene Bäume oder auch durch natürliche Oeffnungen im Wuchse solcher zog. Es galt stets als ein arger Frevel, Bäume zu verletzen, und Baumschälern wurden in alter Zeit lebend die Gedärme um den Baum gewickelt, was nicht einmal das Christenthum überall beseitigte. (Mannhardt, S. 28 f.) Von verletzten Bäumen glaubte man, daß sie *bluten*. Man wähnte, daß die Seelen Liebender oder unschuldig Gemordeter sich zeitweise in Blumen oder Bäume zurückziehen und daß Bäume oder andere Pflanzen aus dem Blute Getödteter emporwachsen. So sind auch die Sagen von gespenstigen Bäumen oder von der Verbindung zwischen Bäumen und Gespenstern, Kobolden u. s. w. zahlreich. Noch im elften Jahrhundert mußte in Deutschland und England die Verehrung von Bäumen und noch im zwölften in Holstein diejenige von Hainen verboten werden. In Bäumen haust nach dem Volksglauben der Hausgeist oder Schutzgeist; Bäume sind mit dem Leben gewisser Menschen innig verknüpft und sterben mit diesen; noch besteht in Deutschland an manchen Orten der sinnige Brauch, daß das Brautpaar zur Hochzeit zwei Bäumchen pflanzt, an die sich das Schicksal der Eheleute bindet. In Schweden hält man Familienbäume, welche mit der Familie zugleich absterben (Vård-träd, Schutzbäume). Mannhardt glaubt (S. 54 ff.), daß der Weltbaum Yggdrasil der Schutzbaum der Welt wäre; er ist zwar offenbar die Welt selbst; doch ist der Zusammenhang zwischen beiden Auffassungen nicht zu verkennen. Noch jetzt ist übrigens nicht nur im Volksaberglauben, sondern auch in der Sprache der Dichtung wie des Lebens die Verbindung und Vergleichung zwischen Baum und Mensch in hohem Maße eingebürgert.

Wie der einzelne Baum, so ist auch der *Wald* ein Gegenstand der Mythe oder Verehrung. Namentlich war dies bei den Germanen und wieder besonders mit Bezug auf den Eichwald der Fall. Die *heiligen Haine* wurden eingefriedigt und galten als Tempel, in welchen die Götter selbst wohnten. Es durfte darum nicht nur kein Baum, sondern selbst kein Zweig und kein Blatt verletzt werden. Sogar als ein lebendes und einheitliches Wesen wurde der Wald betrachtet und weit verbreitet ist die aus Macbeth bekannte Sage vom wandelnden Walde. Wie von

Digitized by Google

Gewässern, so sagt man auch von Wäldern, daß sie jährlich ein Menschenopfer fordern, nämlich das eines rettungslos Verirrten. Noch im achtzehnten Jahrhundert entstand die Sage, daß der als Hexenmeister geltende Zieten sein Heer aus List, um den Feind zu täuschen, in einen Wald verwandelt habe.

Gleich den lebenden Bäumen sind auch gefällte Stämme und die aus solchen gefertigten Balken, namentlich bei Verwendung zu Tempeln, aber auch im Hause, Gegenstand der Sage und theilweise der Ehrfurcht, wie auch mannigfacher Volksgebräuche mythischen Ursprungs. Selbst von den Astlöchern gilt das, durch welche man merkwürdige Dinge sieht, und endlich von Ruthen und Zweigen welche letztere oft durch ein Wunder grünen und blühen. (Ueber alles Nähere bezüglich des Baumcultus verweisen wir auf Mannhardt's treffliches, diesen Titel tragendes Buch.)

Wir führen zum Belege des Gesagten noch Einiges an, was sich auf bestimmte Baumarten bezieht.

Die Esche ist von Gott in dem Sinne gesegnet, daß sie der Schlange feindlich ist, die man mit dem kleinsten Zweige davon tödten kann. Dies Thier würde auf der Flucht eher in ein Feuer springen als in den Schatten eines Eschbaumes, und wer sein Haus mit Laub davon bestreut, ist sicher vor Gewürme. Macht man mit einem Eschenstecken einen Kreis um eine Schlange, so bleibt sie drin liegen. Ein Schriftsteller von 1715 erklärt dies daher, „daß der Eschbaum unter dem Einfluß der Sonne und des Jupiters stehet, die Schlange hingegen dem Saturn und Merkur unterworfen ist". (Panzer I., S. 252).

In Devonshire bannt man durch Umkreisen mit einem Eschenzweige die Schlangen und nimmt ihnen das Gift. Man befestigt auch Eschenzweige am Halse des Viehes, um es vor dem Bisse dieses Gewürmes zu sichern.

Im Werdenbergischen glaubte man, wenn am Charfreitage vor Sonnenaufgang ein Eschenast in den drei höchsten Namen in drei Streichen so abgehauen werde, daß er am dritten falle, dann liegen gelassen, bis die Sonne ihn bescheine, so heile sein Holz alle Wunden und stille jeden Schmerz. (Nikl. Senn.) Auch der Volks-

glaube in Schwaben heilt jede Schnittwunde, wenn man mit einem Eſchenſpane drüber fährt und dieſen dann eingräbt, wo weder Sonne noch Mond hinſcheint. Die Eſche iſt ferner nach dem Volksglauben ein ſicherer Schutz gegen Zauberer. Sie widerſteht endlich dem Blitz und wird daher mit Vorliebe zu Hausgeräthen und Stöcken, namentlich zu der ſogenannten Wünſchelruthe verwendet.

Die Linde war bei den Deutſchen ſtets ein ganz beſonders geheiligter Baum. Schon beinahe ſeit der Zeit der Völkerwanderung fand man in jedem Dorf eine Linde, unter welcher man berieth, richtete, jubelte und tanzte. Auch ſie ſchützte nach dem Volksglauben gegen den Blitz.

Die Eiche war der heilige Baum des Zeus, daher im älteſten griechiſchen Orakelplatze Dodona hoch verehrt. Ein Eichenkranz war des Gottes Schmuck. Von der Eiche aßen die erſten Menſchen, ehe der Ackerbau ihnen Brot brachte. Dieſe heilige Eiche, aus deren Blättern die Orakelſtimme ſprach, was Holz von ihr in der Argo ebenfalls that, iſt nur in der Legende auf die Erde verſetzt; ſie war in Wahrheit der Sternenbaum, von welchem man Rath holte. Eine Eiche war es auch, an welcher im Sonnenlande Phrixos das goldene Widderfell aufhängte. Eichen waren auch den alten Deutſchen heilig und die dem Donner am Hartberg gewidmete ließ bekanntlich Bonifacius umhauen.

Der Donner ſchlägt nicht gern in eine Eiche, oder wenn er es thut, zündet er nicht; die Eiche gehört zu den heiligen Hölzern. Hingegen zieht die Birke das Wetter an, und haben die Hexen ein Gewitter gemacht, ſo zerreißt es zuerſt die Birke. (Globus IV. Band, 1863, S. 46.) Eine Unzahl Eichen, ein Beweis früherer Verehrung des Baumes, enthalten in katholiſchen Gegenden Bilder und Heiligſtöcklein, ohne daß jemand einen Grund davon wüßte. (Lütolf.)

Der Hollunder iſt der Baum der Holla, Huldra, Holun-Tra, Hollas Baum, heißt darum ſchweizeriſch Holder, und gilt, wie die Schwalbe, als überall des Menſchen Schritten folgend und die Nähe von Wohnungen andeutend, als geheiligt. Seine Frucht giebt eine beliebte, geſunde Speiſe und heilſame Latwerge, wie ſeine Blüthe einen geſchätzten Thee, und mit ſeinen Zweigen beſtreut das katholiſche

Digitized by Google

Volk an ſeinem Hauptfeſte, dem Fronleichnamstage („Unſer Herrgotts-tag, fête dieu) alle Gaſſen und Stadt- und Dorfplätze. — Mit drei „Holderſchöſſen", vor Sonnenaufgang „unbeſchrien" geholt, heilt man die „Schwinig" (Gliederabnahme). Mit einem Holderzweige konnten Hexen Wetter machen (Lütolf S. 223). Beſtätigt wird dieſe Namens-herleitung auch durch den des Reckholders (Wachholder). Sein Holz iſt das beliebteſte Räucherungsmittel in den Stuben, wie ſeine Beere, und fehlt auf keinem Ofen. Der Name Reck-Holder geht auf die gleiche Göttin, wovon weiter unten.

Eine der Bachweiden heißt wegen ihrer ſchönen gelben Rinde „Dotterwidli" (salix vitellina) und iſt heilkräftig wider die Warzen. Man faßt eine junge an, ohne ſie auszureißen, und dreht ſie unter dem Spruche:

Widli, Widli, i bind di,
Widli, Widli, i wind' di,
bis und ſo lang,
daß mir d' Warza vergang.

Dann vergeht ſie. (Nikl. Senn.)

In Haſelſtauden ſchlägt der Blitz nicht ein, weil die Mutter Gottes auf der Flucht nach Aegypten unter einer ſolchen untergeſtanden iſt. (Zingerle.)

Von der Haſelſtaude brach man die Wünſchelruthe (wunsciligerta). (Grimm, Myth. S. 926, 927.) Unter Haſelſtauden erſchien der Teufel Hexen. (Lütolf S. 223.) Nach einer Aargauer Sage bei Rochholz N. M. S. 196 ſchreibt man der Haſel dieſelbe Kraft zu, Schlangen zu tödten, wie der Eſche. Unter Haſelſtauden fand man die geldheckende Alrune. Auf Eichen und Haſelſtauden ſitzt die um ihren ermordeten Liebling trauernde Farahild. Volkslieder reden mit der „Frau Haſel". Eichen und Haſeln hatten Frieden auch wo das Hauen ſonſt erlaubt war. Sie beide indeſſen hatten Widerwillen gegen einander. (Grimm, Myth. S. 617.)

(110.) In dem altägyptiſchen Märchen von den zwei Brüdern theilt Batu ſeinem Bruder Anpu mit, daß er ſich nun in das Thal der Zeder zurückziehen und ſein Herz in einen Zapfen auf dem Gipfel des Baumes niederlegen werde, mit welchem ſein Leben fortan unauflöslich verknüpft ſein ſolle. Wird der Zederbaum gefällt, ſo erreicht das Leben des Batu in demſelben

Augenblick sein Ende; nach seinem Tode aber muß Anpu sieben Jahre hindurch das Herz seines Bruders suchen und es dann in ein Gefäß mit göttlicher Flüssigkeit legen, wodurch er ihm das Leben zurückgiebt. (Lenormant, die Anfänge der Cultur I. S. 253, 255.)

(111.) Es war einmal ein Wirth, der hatte drei Söhne, zwei kluge und einen dummen. Auch hatte er einen goldenen Apfelbaum, von dem aber jede Nacht ein Apfel verschwand. Da sagte der Vater zu dem ältesten seiner Söhne, er sollte in der nächsten Nacht Wache halten neben dem Baume und sehen, wer der Dieb sei. Der ging auch hin, als es aber Abend wurde, schlief er ein, und Morgens war wieder ein Apfel fort. Da sagte der zweite Sohn: Nun werde ich wachen gehen. Er machte es aber ebenso wie sein Bruder, schlief ein, und — des Morgens fehlte wieder ein Apfel. Da sagte der Jüngste, der Dumme: Nun werde ich Wache halten gehen, ich werde den Dieb schon fangen. Er ging hin, setzte sich unter den Baum und blieb auch wirklich wach und munter. Um zwölf Uhr in der Mitternacht kommt ein schwarzes Schwein mit zwei Hörnern, das war der Teufel. Der aber springt zu und schlägt es todt. Seine Brüder aber standen auf der Lauer und wollten doch sehen, wie es ihm gehen würde. Als sie nun sahen, daß er das Schwein getödet hatte, fielen sie über ihn her, tödteten ihn und vergruben den Leichnam in ein Bruch. Auf der Stelle, wo der Leichnam vergraben war, wuchs ein Rohr. Ein alter Hirte, welcher dort seine Schafe weidete, schnitt sich das Schilfrohr ab und machte sich daraus eine Flöte. Die Flöte aber spielte folgenden Vers: „Spiele, liebe Flöte, ich habe einen Stein auf meinem Herzen, der älteste Bruder hat mich erschlagen, der zweite hat ihm dazu gerathen, und ich habe dem Vater ein Schwein getödtet". Da verbrannte der Hirte die Flöte, es wuchs aber auf der Stelle ein Apfelbaum mit goldenen Aepfeln. Die Aepfel konnte Niemand anders erreichen als der Hirte: denn wenn ein Anderer sie pflücken wollte, wuchs der Baum gleich so hoch, daß er sie nicht berühren konnte. Nun kam einmal eine kleine Katze angelaufen, die sagte zu dem Hirten, er möchte den größten und schönsten der Aepfel abpflücken und verwahren. Das that der Hirte, und als er den Apfel abgepflückt hatte, fing der Apfel auch an zu singen und sang dasselbe Liedchen. Er legte den Apfel in einen Kasten, die Katze setzte sich auf diesen und wollte auch nicht mehr fortgehen. Sie sagte zu dem Hirten, er solle die schönste Prinzessin holen, die es gebe, die solle den Apfel aufessen. Da fuhr er denn hin zum Könige und holte die schönste Prinzessin, und die mußte den Apfel aufessen. Und als sie den Stengel fortschmiß, da geschah ein Knall und der Dumme von den drei Brüdern stand vor ihr, aus dem Stengel. Die Beiden heirateten einander. Auf der Hochzeit bin ich auch gewesen und habe da Bierchen getrunken; das lief aber Alles auf's Kinn, im Mund ist nichts geblieben. (Toeppen, Masuren. S. 139.)

(112.) Walse oder Wölsung, der von Odin stammte, Gatte der Tochter des Riesen Hrimnir, König über die Hennen und Vater Sigmunds, war weit

Digitized by Google

herum der berühmteste Held. Von ihm wird gesagt, daß er einen Saal habe bauen lassen, groß und stattlich, und der Art, daß eine Eiche in dem Saale stand, deren Zweige über das Dach hinaus ragten, der Stamm aber tief in dem Saale stand. Diesen Baum nannten sie Barnstock, Kinderstamm (Wolf. Saga Kap. 5).

(113.) Der Teufel, sagt man im Unterinnthale, habe einst eine Bitte an den Herrn gethan und dieser sie ihm zugesagt, sobald an den Eichen alle Blätter abgefallen sein werden. Da diese aber im Herbste zwar welkten, aber blieben und im Frühlinge neu sproßten, fuhr der Böse rasend über sie her und zerfetzte sie aus Zorn mit seinen Klauen. „Daher hat das Eichenlaub seine krallenförmige Gestalt". (Zingerle.)

(114.) Die Birke (abgesehen von ihrem Gebrauche für ungeberdige Kinder) ist ein Mittel gegen die Hexen. In Ober-Uzwil begegnete einem Bauer, daß, so oft Milch gesotten wurde, sie sich schied, „brach". Da rieth ihm Jemand, so wie man wieder siede und die Milch wolle aufgeben, solle er mit einer Birkenruthe drin rühren, bis sie sich wieder setze. Der Mann that es, sah aber sogleich ein Weib hereintreten, welches ihn angelegentlich bat, er möge doch die Milch „anrichten". Er blieb aber taub und rührte fort, bis die Milch ganz eingesotten war, und das Weib starb sogleich. (Aus Nieder-Uzwil.)

(115.) Auf dem Stuckenbergsanger, im Unterharz, kämpften einst zwei Heere ohne Entscheidung. Da stieß der Feldherr der westlich stehenden Krieger in den Boden und rief: Wenn bis morgen Früh das Schwert zu einem Baum wird, ist der Sieg unser! — Am Morgen sah man anstatt der Waffe eine Linde, und die Krieger wurden dadurch so begeistert, daß sie das östliche Heer vollkommen in die Flucht schlugen. — Im Bodekessel, auf dem Unterharz, stand eine Linde, in welcher ein freundlicher Zwerg wohnte, der, wenn er gebeten wurde, in der Nacht heilende Kräuter vor die Thüren der Kranken legte. — Zu Wessalaere, bei Neveln, steht ein tausendjähriger Lindenbaum, aus dessen Strunk eine junge Linde aufschoß, bei der Nachts eine alte Frau spann, die von Thieren aller Art umgeben war. Zwischen Anweghen und Hunsse entschlief ein Bauer unter einer Linde und wurde in der Nacht durch angenehme Laute geweckt. Als er erwachte, war er nicht wenig erstaunt, den ganzen Baum voll Katzen zu sehen, welche diese liebliche Musik anstimmten. Auch der Boden war mit Katzen bedeckt, welche Kuchen backen und sich unterhielten. Die Thiere waren Elben, die sich ihm in Gestalt von Katzen zeigten, und der Baum hieß fortan die Katzenlinde. (Perger, Pflanzensagen. S. 289.)

(116.) In alten, alten Zeiten lebte einmal ein Mann, den plagte die Noth, daß er vor Angst nicht mehr aus noch ein wußte. In seiner Verzweiflung schloß er mit dem Bösen einen Vertrag. Darnach sollte dieser für des Mannes Seele demselben so viel Geld bringen, als er bedurfte. Zum Tage, wo der Schuldschein gelöst werden sollte, wurde der gesetzt, wo auf keiner Buche

Digitized by Google

ein Blatt mehr zu finden sei. Die Buche verlor nämlich damals noch, wie die meisten Bäume, im Herbste ihr Laub, und zwar mit am zeitigsten. Das Geld war gebracht, die Noth gekehrt, und eine Woche nach der andern verstrich dem armen Manne wie nichts. Nun gab's erst Angst und Herzeleid, und wer sollte hier rathen und helfen? Zu seinem Heile wandte er sich reuevoll an Den, der allein den Schaden bessern konnte. So kam der Termin. Doch das Buchenlaub fiel nicht. Dem Teufel wurde die Zeit lang. Er rüttelte erst leise und dann immer stärker die Bäume. Zuletzt kam er mit Sturm und Brausen dazwischen, als sollte der ganze Wald über den Haufen geworfen werden. Es brachen wohl Bäume und das Laub vergilbte, aber es fiel nicht. Und wie er auch tobte und wüthete den ganzen Winter hindurch, des Herrgotts Macht war doch größer. Das Laub saß fest trotz Sturm, Frost, Eis und Schnee. Als der Frühling nahete und der neue Safttrieb junges Laub hervordrängen wollte, nahm Herr Urian noch einmal beide Backen recht voll und fuhr wie besessen dazwischen; doch umsonst war sein Bemühen. Erst als die Buche ihr schönes Frühlingskleid anzog, fiel ein's der falben Blätter nach dem andern, und als das letzte schied, stand schon der Baum im vollen Schmucke da. Und so ist's heute noch — und der Teufel hat keinen Theil an der armen, nun erlösten Seele. Wohl ist sein Grimm groß und darum fährt er noch jedes Jahr, wenn der Sommer scheidet, mit Krachen und Brausen durch den Wald, aber sein Toben ist umsonst, selbst wenn er auch das Spiel zur Frühlingszeit wieder beginnt, erreicht er doch seinen Zweck nicht. (Niederhöffer, Mecklenburg IV. S. 140.)

(117.) Zu Taur in Tirol lebte eine arme Witwe mit vier unerzogenen Kindern in bitterer Noth. Der ältere Knabe war Sommers Hirt auf der Taurer-Alm. Jetzt hatte ein eiskalter Winter all ihr Brennholz aufgezehrt und sie schickte ihn in die Berge, ein bischen Holz aufzutreiben. Jörgl ging — es war im Januar — hinauf und als er am „Schloßbauernhofe" vorbeischritt, sah er staunend beim Wiesenzaune auf dem Schnee einen Kirschbaum stehen, der voll Blüthen war. Er brach einen Strauß und steckte ihn auf den Hut.

Als er mit dem Holz in die Stube trat, liefen ihm Mutter und Kinder entgegen und fragten mit einer Stimme: wo er die Silberblumen her habe. Er nahm den Hut ab, wollte von dem Baum erzählen und verstummte, als er statt der Blüthenblätter lauter silberne, funkelnde Liebfrauenthaler erblickte. Am andern Tage lief er wieder hinauf, fand aber keine Spur mehr von dem Baume. (Alpenburg, S. 394.)

(118) In Bürs erzählt man: Vor einem Hause stand ein Birnbaum mit goldenen Birnen. Da sandte der Vater den ältesten Sohn mit einem Krättchen voll an den König, um diesem eine Freude zu machen. Unterwegs begegnete ihm bei einem Brunnen ein steinaltes Weibchen, welches ihm fragte, wohin er gehe und was er trage. Da spottete der Bube:

„Go tueni ge Tripstrüll und ha tueni im Kratta an Dreck!" Das Weibchen erwiderte blos: „So solls Dreck si und bliba!" und wie er vor dem König auspacken wollte, war in der That Dreck im Kratten und er kam für seine Unsitte in den Kerker. Da sandte der Vater den Anderältesten mit einem Kratten, um zu schauen, wo „der Groß" bleibe. Er traf dasselbe Weibchen, gab dieselbe Antwort und erlitt dasselbe Schicksal. Nun machte sich der Vater unruhig an den Jüngsten (es sei soß a Bitz en Lappe gsi) und hieß ihn „nohi go luege", warum „ketwedero" zurückkomme. Der ging, antwortete dem Weibchen treuherzig, brachte die goldenen Birnen an den Hof, wo der König die zwei Gefangenen frei ließ, sie „fürnehm" bewirthete und beschenkt heim entließ. (Vonbun 1858, S. 72.)

(119.) St. Mathias, der Apostel, gesteinigt am 24. Februar, soll (wie Oidipus) ein ausgesetztes Kind gewesen sein, dann in des Pilatus Haus und Dienst gekommen, sein Liebling geworden, unter einem Apfelbaume seinen Vater erschlagen, der die Aepfel stehlen wollte, und dann, ohne sie zu kennen, seine Mutter geehelicht haben. (Menzel, christl. Symbol. II. 115.) Er ist ein Zerstörer des Winters („St. Mathis bricht's Is, findt er keins, so macht er eins). — Das schwedische Volksbuch (Hagens Germania VI) erzählt dasselbe vom Apostel Judas, über dessen Häßlichkeit und vorherige ahnende Träume der Mutter beide Eltern so erschraken, daß sie das Kind in einem Kästchen in's Wasser thaten, wo es an eine Insel trieb. Hier nahm die kinderlose Königin den Findling und erzog ihn fürstlich. Dafür erschlug er später ihren eigenen nachgeborenen Sohn, floh und kam in die Dienste des Pilatus. Da wünschte dieser einst Aepfel, die er in einem Garten erblickte. Judas stieg über den Zaun, holte die Aepfel, schlug den Besitzer, der dies wehren wollte, todt und ehelichte dessen Frau. Der Mann war sein Vater gewesen, die Frau seine Mutter. Als Beide es erfuhren, wurde Judas Jesus' Jünger und Verräther. (Menzel, christl. Symbol. II. 232, 233.)

(120.) Eine Tanne auf dem Kreuzhubel bei Dagmersellen (Luzern) heißt „die heilige Tanne". Sollte man diesen Titel von den vielen daran hangenden Votivtafeln und dem Marienbilde, zu welchem Frauen wallfahrten, welchen ungetaufte Kinder gestorben, herleiten wollen (und nicht vielmehr diese Verehrung von einer heidnischen, so ist dies sicherer bei dem stolzen alten Tannenbaum, eine Stunde von Wolhausen an der Straße nach Entlebuch. Auch er heißt „die heilig' Tanne". Einer trieb von Entlebuch daher angekauftes Rindvieh, und erblickte, wie er sich dem Baume näherte, um selben Hand in Hand einen Reigen tanzende Kinder. Als er näher kam, huschte eines nach dem andern, so klein geworden wie Mäuschen, durch ein Loch unter die Tanne. (Lütolf.)

(121.) Auf der Bramegg bei Malters (Luzern) stand noch vor einigen Jahren eine uralte mächtige Tanne. Wurde ringsum Alles abgeholzt, diese

Digitized by Google

ſchonte man warnend von Vater zu Sohn und Enkel. Es ſei ein Geiſt hineingebannt, hieß es, und das Umhauen würde Unglück bringen. Ein Sohn nun achtete dies nicht und trotz Abmahnen ließ er den Baum hauen. Als er fiel, traf den Ungläubigen plötzlich ein furchtbarer Schmerz im Beine, an dem er ſterben mußte. (Lütolf.)

(122.) Wo das Dorf Tannenkirch im Elſaß liegt, ſtand einſt nur ein Kirchlein mitten im Walde. In dasſelbe flüchtete ſich einſt eine ſchöne Jungfrau vor der wilden Zudringlichkeit eines Ritters. Als er auch in's Heiligthum eintrat, flehte ſie zur heiligen Jungfrau, worauf die Mauern ſich um ſie verengten, bis ſie zu einer Tanne wurden, welche das Mädchen in ihrem Stamme verſchloß und ſchirmte. An die Stelle kam ein neues Kirchlein und es entſtand Tannenkirch. (A. Stöber, die Sagen des Elſaſſes.)

(123.) Als im Dorf Auenſtein, an der Aare, eben eine Bäuerin ein Mädchen geboren hatte, trat eine fremde Frau herein und bat um Nachtherberge. Als ſie des nächſten Morgens aufbrach und ſich bedankte, wünſchte ſie der Neugeborenen Glück, bemerkte jedoch, daß man das Kind wohl bewahren müſſe, indem ſie im Traum eine Tanne ſah, welche darauf hindeute, daß ſich das Kind an ſeinem zwanzigſten Geburtstage erhängen würde, und daß dieſem Unglück nur dadurch vorgebeugt werden könne, wenn man das Kind ſogleich daran gewöhne, Alles im Namen Gottes zu thun. Dieſer Rath wurde befolgt und man ließ die Tochter nie allein. Als nun der zwanzigſte Geburtstag kam, weckte ſie der Vater mit dem Morgengrauen, denn er wollte dieſen bedenklichen Tag fern von den Menſchen zubringen, und ging mit ihr auf einen einſamen Berg. Bei einer herrlichen Tanne blieb ſie aber ſtehen und rief: „Was iſt das für ein ſchöner Baum, auf den möchte ich ſteigen!“ — Dem Vater mochte bei dieſem Ausruf ein Stich durch das Herz fahren, aber er faßte ſich und ſagte: „So ſteig denn in Gottes Namen hinauf!“ Aber als das Mädchen hinauf wollte, hielt es plötzlich inne, wandte ſich verwundert zu ihrem Vater und ſprach: „Vater, Vater! ich kann nicht!“ — Der Vater dankte Gott im Stillen, der Tag verging ohne allen Unfall und das Leben der Tochter war gerettet. (Rochholz, Aarg. Sag. 88.)

(124.) Im nordweſtlichen Theile des Pilſener Kreiſes liegen die Ruinen der alten Burg Krafikov oder Schwamberg; ſie ſoll vor Zeiten ein Schöppenſitz der heiligen Feme geweſen ſein. In der Nähe ſteht ganz vereinzelt ein Baum, deſſen Zweige ſtatt naturgemäß aufwärts, abwärts zur Erde gewachſen ſind. Einmal wurde nämlich vor den dortigen Schöppenſtuhl ein Jüngling gebracht, der eines ſchweren Verbrechens angeklagt, aber nicht überwieſen war. Den blutigen Femrichtern genügte jedoch ſchon die bloße Beſchuldigung und ſie ſprachen über den Unglücklichen das Todesurtheil. Der Jüngling im Bewußtſein ſeiner Unſchuld hörte gelaſſen den grauſamen Spruch und trat voll frommer Zuverſicht ſeinen letzten Gang an. Auf dem Wege zur Richt-

stätte ergriff derselbe plötzlich einen Stab, stieß ihn in die Erde und sprach: So wahr dieser Stab Wurzel fassen und wachsen und blühen wird, so wahr bin ich unschuldig. Doch die Zweige und Aeste, die aus ihm entsprießen werden, sollen sich zur Erde neigen zur ewigen Schmach für meinen ungerechten Richter. Die Schergen lachten ihm in's Gesicht und beförderten ihn vom Leben zum Tode. Der Stab aber schlug nach dem Ausspruche des Gerichteten Wurzel und wuchs zu einem Baume empor mit zur Erde gekehrten Aesten. (Grohmann, Böhmen, S. 303.)

(125.) Nicht gar weit von der Landstraße, die von Schwaan nach Doberan führt, zwischen dem Hofe Fahrenholz und dem Dorfe Stäbelow, steht ein altehrwürdiger Eichbaum; früher allgemein, ja weltberühmt, jetzt aber wohl nur noch in der nächsten Umgegend bekannt, unter dem Namen „die Wundereiche". In der Mitte ihres Stammes, ohngefähr 12 Fuß von der Erde, befindet sich eine merkwürdige Oeffnung, so groß, daß ein Erwachsener ganz gut hindurchkriechen kann. Diese Oeffnung ist mit einem Geländer umgeben, welches auf zwei von unten hinaufführenden, starken Treppen ruht.

Ihren Namen verdankt die Eiche der Wunderkraft, welche ihr sonst innegewohnt haben soll. Wenn nämlich früher ein Kranker nach Sonnenuntergang, stillschweigend und mit gläubigem Herzen durch die erwähnte Oeffnung kroch, so wurde er, der Sage nach, alsbald wieder gesund. Alle möglichen Krankheiten, Gebrechen und Leiden, welcher Art sie auch immer sein, welchen Namen sie auch immer führen mochten, kurz, jegliches Uebel ist durch das Hindurchkriechen sofort beseitigt und geheilt worden. (Niederhöffer, Mecklenburg I., S. 134.)

Fünfter Abschnitt.

Die Thierwelt.

Allgemeines.

Eine noch weit ausgedehntere Berücksichtigung als den Pflanzen schenkt die Mythe den Thieren, indem dieselben unter allen Naturwesen den Menschen am nächsten stehen und theilweise durch ihre Schädlichkeit Schrecken und Entsetzen verbreiten, theilweise durch ihren Nutzen Dankbarkeit hervorrufen, wozu noch kommt, daß die Thiere für den Menschen etwas Räthselhaftes an sich haben, weil der oft menschen

Digitized by Google

ähnliche Verstand, den sie an den Tag legen, ihrer vom Menschenkörper so sehr abweichenden Gestalt und ihrer Sprachlosigkeit zu widersprechen scheint. Um ihrer selbst willen, d. h. wegen ihres Nutzens oder ihrer Furchtbarkeit, wurden die Thiere wohl nur bei in der Civilisation tiefer stehenden Völkern verehrt. Solche Völker dagegen, welche in der Mythenbildung höhere Ansprüche an Einbildungs- und Gestaltungskraft zu befriedigen im Stande sind, lassen in ihren religiös-poetischen Ueberlieferungen klar durchblicken, daß sie in den Thieren etwas Höheres, etwas Dämonisches erblicken, daß ihnen die Thiere als Hüllen für übergeordnete Naturmächte erscheinen, zu denen man in ihnen irgend eine Beziehung fand. Vor Allem ist dies der Fall in Bezug auf die Gestirne. Die ältesten Sternbilder tragen die Namen von Thieren; die zwölf, durch welche die Sonne ihren scheinbaren Lauf nimmt, heißen: der Thierkreis (Zodiakos), und Sonne wie Mond wurden in den ältesten Mythen der hervorragenden Culturvölker und auch in denjenigen minder begabter als Thiere vorgestellt. Grimm und Simrock anerkennen, daß der Thiercult „eigentlich den höheren Wesen galt", welche die Gestalt der ihnen heiligen Thiere angenommen hatten, wie dies auch beim Pflanzen- (Baum-) Cult der Fall war, und daß die Thiere ihre Heilighaltung ihrem Bezuge zu den Göttern verdankten, d. h. zu den Naturgottheiten: Gestirne, Luft- und Wassererscheinungen u. s. w. Thiere wurden daher häufig genug den Wesen geopfert, welchen sie heilig waren; daß Thieren selbst geopfert wurde, läßt sich nur an vereinzelten Beispielen erkennen. Wo der Thiercult die höchste Ausbildung erhielt, wie in Aegypten, da hatten die Götter Thierköpfe, die Thiere waren daher nur ihre Bilder, nicht selbst Götter. Freilich wurde hier der Thierdienst so weit getrieben, daß man seine ursprüngliche Bedeutung vergaß und die Thiere um ihrer selbst willen zu verehren glaubte.

Weil in dem Thiere etwas Höheres, Göttliches verborgen geglaubt wurde, schrieb der Volksglaube den Thieren die Gabe zu, welche nur die vollkommensten Wesen besitzen, die der Sprache. Es wurde darunter aber nicht die unvollkommene eigentlich blos vermuthete Sprache verstanden, welche die Thiere wirklich besitzen, mittels welcher sie sich untereinander verstehen, sondern eine ausgebildete, gegliederte, welche

von besonders bevorzugten, durch gewisse mystische Vorgänge dazu tüchtig gemachten Menschen verstanden werden könne. Mit dieser Sprache hängt auch das Prophezeien der Thiere zusammen, welches z. B. in der deutschen Mythologie namentlich Vögeln, wie dem Kukuk, Raben, Hahn u. s. w., ferner der Spinne zugeschrieben wird. Das in den Thieren liegende Dämonische, d. h. der Widerspruch zwischen leiblicher Erscheinung und geträumter Geisteskraft, ließ sie auch mit dem Tode nicht zu Grunde gehen. Als Abbilder höherer Mächte lebten sie im Volksglauben fort und erschienen als Spukgestalten, als Geister und Gespenster; es war das Unsterbliche in ihnen, das auf sie übertragene Göttliche und Allmächtige, welches diesen Glauben schuf. Weil die Naturmächte, Sonne, Mond und Sterne, Winde, Wolken und Gewitter, Jahres- und Tageszeiten nicht sterben, sondern nur scheiden und wieder zurückkehren, so mußte dies auch mit den Thieren der Fall sein, welche jene Mächte bedeuteten.

Die im höchsten Grade ausgeschmückte Mythe gab endlich den Thieren sogar Staaten. Es wurden Könige der Thiere angenommen, und zwar getrennt nach Luft-, Wasser- und Landthieren. In der masurischen und in der schwedischen Volkssage sind eine Art uralter Hexen die Königinnen dieser drei Reiche. In der norwegischen sind Männer ihre Beherscher.

Welche einzelnen Naturerscheinungen und Thierarten nun die sagendichtenden Völker zusammenstellten und verglichen, am Ende aber verschmelzten, darüber entschieden offenbar Beobachtungen über gewisse Aehnlichkeiten zwischen beiden. Hierüber sagt Grohmann (Sagen aus Böhmen, S. 215 f.) Folgendes, das wir seiner treffenden Gedanken wegen hier wiedergeben:

Wenn ein prächtiger Blitz über den Himmel hinzüngelt, dann sagen wir wohl heute noch: „Was für eine prächtige Schlange ist das!" Ebenso nennen wir die weißen Wölkchen heute noch Schafe. Aber während wir von dem Bilde augenblicklich zurückkommen, wenn wir bestimmt denken, hatte das Bild für den Naturmenschen in der Urzeit volle Wirklichkeit. Die Menschen in den ältesten Zeiten waren gleichsam noch Neulinge auf der Welt; sie konnten sich daher die entfernten Erscheinungen in der Natur nur durch die näheren deuten und erklären. Das Wesen des Blitzes kannten sie nicht, aber sie kannten die Schlange, die sich, wie der Blitz am Himmel, so am Boden hinschlängelt,

Digitized by Google

und hielten daher den Blitz für eine himmlische Schlange. Wenn der Wind heulte, so war es ein Hund oder ein Wolf, wenn der Donner brüllte, so war es ein Esel, eine Kuh, die droben geschlachtet wurden. Die Wolken galten ihnen für Kühe, welche die himmlische Milch, den Regen spendeten. So bevölkerten die ältesten Menschen den Himmel mit ganz ähnlichen Wesen, wie sie sie auf der Erde sahen; nur dachten sie sich diese Wesen größer, gewaltiger. Man glaubte an diese Wesen, wie an alles Uebrige, man fing an, sie zu fürchten und zu verehren, da man noch nicht unterschied, daß nur menschenartige Wesen bewußter Handlungen fähig seien. Die Menschen waren den himmlischen Kühen, d. i. den Wolken, dankbar für ihre Milch, den Regen, sie flehten zur himmlischen Schlange, sie nicht zu tödten. So entstand der Glaube an die himmlischen Thiere und die Verehrung derselben. Später aber, als der Glaube an menschenartige Götter daneben sich entwickelte, verschmolz der frühere Thierglaube damit, indem man glaubte, daß die Götter zu Zeiten sich selbst in Thiergestalt verwandelten oder die Thiere ihnen irgendwie geheiligt blieben. Hatte man früher geglaubt, der Sturm sei selbst ein Wolf, der durch die Wälder heule, so ward jetzt der Wolf das heilige Thier des Sturmgottes und jagte mit ihm durch die Wälder. In noch weiterer Entwickelung aber localisirten sich die Mythen von den Thieren auf der Erde. Wenn der Glaube, der jene Mythen hervorgerufen hatte, geschwunden, bez. durch einen andern ersetzt war, so heftete sich das, was in der Tradition übrig geblieben, an irdische Verhältnisse, es wurde in irgend einer Weise zur irdischen Geschichte. Hatte man z. B. früher nach einem Gewitter geglaubt, der Sturmgott habe die Blitzesschlangen gebändigt und fortgeführt, so erzählte man nun, es sei einmal ein Mann gewesen, der eine wunderbare Macht auf die Schlangen ausgeübt und bei seinem Tode mit sich genommen habe. Auf diese Weise müssen die Sagen von den dämonischen Thieren aufgefaßt werden.

I. Die kriechenden Thiere.

Das sagendichtende Volk kennt kein zoologisches System, sondern wählt die in seinen Sagen spielenden Thiere nach dem Eindrucke aus, den sie hervorrufen. Dieser richtet sich nach der äußern Erscheinung, nach der Art und Weise der Bewegung, und so kommt es, daß die Sagen von Thieren, die unter sich keinen naturgeschichtlichen Zusammenhang und sogar oft keine Aehnlichkeit haben, doch unter sich auffallend aneinander erinnern. Dies ist z. B. der Fall mit den Sagen von kriechenden und Abscheu erregenden Thieren. Dieselben erinnerten nämlich, da sie sich auf eigenthümliche Weise fortbewegen, die kindlichen Beobachter alter, an Gegenständen zur Vergleichung noch armer

Digitized by Google

Zeiten, an die ohne Fuß, noch andere Bewegungsmittel durch die herrliche Himmelsflur dahinziehenden Sterne, oder dieſe erinnerten an jene, oder es war beides der Fall. Die Hauptſache iſt, daß zwiſchen den Geſtirnen und den kriechenden Thieren Beziehungen gefunden wurden. Unter die letzteren nun rechnen wir die wirbelloſen Thiere mit Ausnahme der Inſecten und die Reptilien nebſt den Lurchen.

Das verachtetſte Thier, der **Wurm,** in volksthümlicher Bedeutung, welche eine Menge verſchiedener naturgeſchichtlichen Klaſſen und Ordnungen umfaßt, namentlich auch die Larven der Inſecten in ſich begreift, iſt arm an Sagen. Merkwürdig iſt, daß in Maſuren Würmer, welche im Innern des Menſchen leben ſollen und denen allerlei Krankheiten zugeſchrieben werden, den Namen lutki (Leute) führen und als eine Art Kobolde betrachtet werden, welchen Dämonen man an manchen Orten denſelben Namen giebt. (Toeppen, Abergl. aus Maſuren, S. 22 ff.) Auch in Oldenburg führen die Regenwürmer denſelben Namen wie die Zwerge (Ulke). Daſelbſt glaubt das Volk: wenn man einen Regenwurm in mehrere Stücke zerſchneide, ſo lebe jedes Stück fort; treffe aber eines mit dem andern zuſammen, ſo vereinigen ſie ſich wieder. In Schwaben wird der ſogenannte Wurm am Finger gleich einem lebenden Wurm behandelt und es wird gegen denſelben der merkwürdige Spruch angewendet:

Gott der Vater
Fahrt gen Acker,
Er ackert gar wacker;
Er ackert drei Würm aus:
Der ein war weiß,
Der ander ſchwarz,
Der dritte rot!
Hier liegen alle Würme todt!

Oder:
Gott der Vater
Ging z' Acker,
Er that drei Fürch,
Er fand drei Würm;
Der erſte war ein Streitwurm,
Der zweite war ein Gneitwurm,
Der dritte war ein Haarwurm.
Gneitwurm! Streitwurm! Haarwurm!
Fahr aus dieſem Fleiſch!
Gott Vater, Gott Sohn, Gott hl. Geiſt.

(Birlinger aus Schwaben I. S. 444.)

(126.) Bei den „Reichen-Feldern" zu hinterſt im Alpbachthale (Tirol) läßt ſich bisweilen, beſonders in den Nächten vor heiligen Zeiten, ein „goldener" Wurm ſehen Er leuchtet über und über, mit dem Scheine der Johanniskäfer, liegt unbeweglich und ſo geringelt, daß er einer goldenen Kette gleicht.

Digitized by Google

Man hat diesen Goldwurm auch manchmal weit unten im Thale unter den Reichen-Feldern glänzen sehen, einmal sogar weiter außen gegen Alpbach zu dem Bache entlang, welche Stelle man „G'reit" (von ausräuten, beurbaren) nennt. Nicht nur einmal geschah es, daß sich unerschrockene Leute dem Wurme näherten, aber nahe gekommen, überkam sie eine Furcht; und wenn sie dann andere herbeiholten und wiederkamen, war er verschwunden. Die Sennen und Bauern sagen: Diese Leute hatten nicht die Gnade, etwas Geweihtes auf den Wurm zu legen, daher verschwand er. Uebrigens sind sie nicht einig, was und wer der Wurm sei, ob es eine Art des „Schatzblühens" oder ein „Schatzhüter" sei, deren es in dieser goldreichen Gegend genug giebt. (Alpenburg, Myth. S. 217.)

„Wurm" schlechtweg wird übrigens auch häufig der später zu erwähnende Lindwurm oder Drache genannt, und im obigen zweiten schwäbischen Spruch erinnert der „Gneitwurm" sogar an die Gnitaheide, auf welcher Sigurd den Drachen überwand.

Eine wichtige Stellung in der volksthümlichen Gestirnkunde erhielt der **Krebs**. Sein Bild wurde das Zeichen des Monats, in welchem die Sonne von dem Fortschreiten ihres Aufgangs- und Niedergangspunktes nach Norden wieder gen Süden zurückkehrt. Der Sonnengott Herakles wurde daher nach der griechischen Mythe bei dem Kampfe mit der Lernäischen Hyder von einem Krebse gepackt und zurückgezogen. In den Fabeln des indischen Pantschatantra erscheint der Krebs bald als Retter, bald als Feind des Sonnenhelden, ersteres wohl, weil die untergegangene Sonne durch ihre Rückkehr zum Ostpunkte ihren Wiederaufgang ermöglicht, letzteres, weil sie während dieser Rückkehr eben für uns todt ist. (Gubernatis, die Thiere in der indogerm. Myth., S. 611 ff.)

(127.) In dem von steilen Ufern eingeschlossenen Mohringer-See liegt ein großer Krebs, der ist mit einer großen Kette an den Grund angeschlossen. Reißt er sich aber einmal los, so muß die ganze Stadt untergehen. Oft genug hat man deshalb schon in Angst geschwebt; denn wenn der See heult, sagen die Leute, so tobt unten der Krebs und will sich lösen. Im See muß auch alle Jahr Einer ertrinken, und trifft das in einem Jahre nicht zu, so müssen sicherlich im nächsten Jahre zwei dafür büßen. Man sieht auch oft einen Schimmel aus dem Wasser hervorkommen, besonders während der Nacht. Er geht ruhig neben dem Wanderer her, der noch spät des Weges kommt, und begleitet ihn eine Strecke. Am Marientage aber zeigt sich auch eine weiße Gestalt, die lockt die Leute auf allerlei Weise, herabzukommen, und wer sie einmal erblickt hat, der muß hinunter, mag er wollen oder nicht. (Kuhn, M. S.)

Digitized by Google

Reich an Sagen ist die **Spinne**, vor welcher viele Menschen Furcht und Ekel empfinden, während sie durch ihren Vertilgungskampf gegen lästige Insecten, wie Mücken, Fliegen und Wespen, durch ihre Kunst des Spinnens und Webens, und besonders durch ihre für untrüglich gehaltene Voranzeige des Wetters nicht nur Achtung erwirbt, sondern auch noch zahlreiche Spuren ehemaliger Verehrung aufzuweisen hat und in vielen Gegenden noch heute als ein heiliges Thier gilt. Schon das griechische Alterthum zeigt uns die Wahrheit dieses letztern Umstandes.

(128a.) Arachne, die Tochter eines Purpurfärbers in Kolophon, hatte von Athene (Minerva) die Kunst des Webens gelernt und wurde so eitel, daß sie der Göttin selbst einen Wettstreit in derselben anbot. Umsonst warnte diese sie in Gestalt einer alten Frau, und der Wettstreit begann. Arachne verfertigte ein kunstreiches Gewebe, welches die Liebesabenteuer der olympischen Götter darstellte. Athene zerriß es erzürnt, worauf Arachne sich erhängte; dann gab ihr die Göttin das Leben zwar wieder, aber nur unter der Gestalt der Spinne (ἀράχνη).

Für die Verehrung der Spinnen in alter Zeit sprechen auch die Sagen von riesenhaften Spinnen.

(128b.) In der Klamm (Kluft) im Otternloch in Tirol soll eine solche gesessen haben, welche einst auf einmal siebenzehn Ziegen umspann und ihnen das Blut aussog. Ein solches Ungethüm war auch die Todtenkopfspinne, welche das Lorggenloch am Sonnenberge oberhalb Naturns am linken Esch-Ufer bewohnte, so groß wie der Kopf eines neugebornen Kindes und täuschend ähnlich einem weißbraunen Menschenschädel, durch deren Anblick man den Verstand verlor oder gar den Geist aufgab. (Alpenburg, S. 70.)

Noch jetzt lebt unter dem deutschen Volke und in dessen Nachbarschaft der Glaube an außergewöhnliche (übernatürliche) Eigenschaften der Spinne fort. In der schweizerischen Landschaft Toggenburg sagt man, ein Spinnlein auf dem Gewande deute auf das baldige Eintreffen einer frohen Botschaft für die betreffende Person. In Kanton Bern: an wem ein Spinnchen herumkrieche, der bekomme Geld oder habe sonst Glück. In der französischen Schweiz lautet das Sprichwort in Bezug auf das Erscheinen der Spinne:

Matin, chagrin,	(Am Morgen: Sorgen,
Midi, souci,	am Tage: Plage,
le Soir, espoir.	am Abend: mit Hoffnung labend).

Digitized by Google

In der ehemaligen Grafschaft Werdenberg am Oberrhein und in Luzern hält man die Anwesenheit der wunderschön gezeichneten Kreuzspinne in einem Hause für glückverheißend. Beleidigt man sie, oder tödtet sie gar, so bringt es Unheil. Im Appenzeller Lande heißt es, mit Bezug auf die dort blühende Industrie: „D' Spinnmocka (Spinnmücken, d. h. Spinnen) webid viel, es werd si mittem Gwerb bessera", oder „wenn d' Spinnmocka Fäda machid, so isch es a böses Zächa (Zeichen), 's Garn schlod uf (schlägt auf)".

Eine noch häufigere Rolle als die Spinne spielt in der Volkssage die nützliche, weil schädliche Insecten vertilgende, aber trotz ihrer schönen Augen durch ihren langsamen Gang, ihre schmutzige Farbe und Feuchtigkeit noch widerlichere **Kröte**.

(129.) Unter der Kirche von Sargans ruht nach der Sage, ob einem grundlosen Wasser, eine riesig große Kröte; wenn dieselbe sich umdreht, so stürzt die Kirche zusammen.

Nach weit verbreitetem Volksaberglauben sind die Kröten nicht blos Dienerinnen der Hexen, sondern Letztere halten sich solche in Heerden am Hexensabbath und erscheinen selbst nicht selten in Krötengestalt. Letzteres thut zuweilen auch der Teufel, in welchem Falle das Thier hie und da unter Haselstauden gefunden, heimgenommen und von Zeit zu Zeit in Milch gebadet, dem Besitzer, wenn er ihm Geld unterlegt, jedesmal ebensoviel heckt. Die Kröten heißen dann Alrunen, weichen nie von dem, der sie besitzt, und kehren, auch wenn man sie wegwirft, jedesmal wieder. Nach einigen Angaben kann man sie, um billigern Preis, als sie gekostet, verkaufen; aber der dritte Besitzer ist unrettbar dem Bösen verfallen. Es wird auch erzählt, Kröten müssen ihren Herrinnen, den Hexen, oft Butter schwitzen und Eier legen.

(130.) In Hausen an der Möhlin hatte eine Frau ein sogenanntes Geldmännlein. Dies war eine lebende Kröte, welche sie in einer Schachtel aufbewahrte, täglich in einem Glase Rothwein badete und dann dasselbe austrank. Jeden Abend legte sie einen Thaler zu der Kröte in die Schachtel und am andern Morgen konnte sie stets zwei solcher Geldstücke herausnehmen. Nachdem sie so sich genug Vermögen gesammelt, suchte sie das Geldmännlein zu verschenken, allein sie brachte es nicht an und starb endlich, ohne es los geworden zu sein. Da füllte sich gleich das Haus mit schwarzen Katzen, deren

eine bei dem Leichnam sitzen blieb, bis er begraben wurde. Auch nachdem dies geschehen war, tobten die Katzen in dem Hause umher, und da sie auf keine Weise hinaus gebracht werden konnten, ward es von seinen Bewohnern verlassen. Viele Jahre stand es leer, endlich wurde es ganz neu hergestellt, und seitdem sind die Katzen daraus verschwunden. (Baader, neue Volksſ., S. 27.)

Nach anderen Sagen (so z. B. bei Rorschach am Bodensee) treiben Unholdinnen, welche Tags als Kröten in einem Teiche sitzen, Nachts ihr Unwesen unter Donner und Blitz, Sturm und Regen und richten Verheerungen an. Gegen sie hilft nur, wenn die heilige Patronin des Ortes sie selbst zurücktreibt und so die Flur ihrer Kirche schützt.

(131a.) In Aargau erzählt man, daß sich bisweilen Kohlen langsam auf dem Boden erheben, bis sie zu einem Haufen von der Größe eines Korbes anwachsen, auf welchem zu oberst eine ungeheure sich aufblähende Kröte sitzt und den Beschauer mit feurigen Augen anglotzt. Thut dieser nichts, so verschwindet Alles wieder, greift er hingegen zu, so verwandeln sich die Kohlen in seinen Händen in Gold.

Auch an anderen Orten sind die Kröten Schatzhüterinnen, namentlich in Tirol; aber das Heben der von ihnen bewachten Schätze ist mit Gefahren, Verlockungen und Blendwerk verbunden, welchen Hindernissen Keiner Stand hält, auch verbreitet der bewachte Schatz oft helles Licht. (Zingerle und Vonbun.)

(131b.) Im Kanton Zürich zeigt man einen Baum, unter welchem ein Schatz liege. Einst wollte ein Mann diesen Mitternachts heben. Bald erschien ihm nun ein schönes Weib und ermunterte ihn zu seinem Vorhaben; er müsse jedoch dreimal Nachts kommen und sie jedesmal küssen. Fröhlich that er dies die erste Nacht; die folgende aber erblickte er eine große scheußliche Kröte unter dem Baume und floh. In der dritten Nacht war sie noch scheußlicher und der Mann fiel in unheilbaren Wahnsinn. Einem Andern, der dort grub, sagte ein erscheinendes Weib, es werde ihm gelingen, falls er einen gewissen Baum im Walde fälle, aus demselben eine Wiege zimmere und warte, bis ein Kind in derselben das erste Mal weine — ein Zug, der in vielen Sagen wiederkehrt. Es heißt nun, der Mann habe erst den bezeichneten Baum lange nicht gefunden, dann sei das Holz entsetzlich hart gewesen, und er sei gestorben, ehe ein Kind in die Wiege gekommen.

Diese Sagen von Schätzen der Kröten bekräftigen den Zusammenhang der Thierverehrung mit ihrer Versetzung an den Himmel, dessen Gestirne in den Mythologien aller arischen Völker als Gold,

Digitized by Google

goldene Aepfel u. ſ. w. gefeiert werden. Weil die verehrten Thiere mit den Sternen verwandt ſind, verfügen ſie über Gold. Ja ſie theilen von ſolchem bisweilen (wie die Sterne von ihrem Glanz) den Menſchen mit.

Im Aargau und in Tirol (Rochholz und Vonbun) läßt die Sage Landmädchen durch Kröten zu Gevatter bitten und dieſelben werden zur beſtimmten Zeit durch Erdmännchen abgeholt, um ihr Verſprechen zu erfüllen. Nach geleiſtetem Dienſte und empfangener Bewirthung erhalten ſie — hier Kohlen, dort Stroh — zur Belohnung, was ſie in einiger Entfernung nach und nach wegwerfen. Der kleinſte bis zum Hauſe behaltene Theil verwandelt ſich plötzlich in reines Gold; da ſie aber den Reſt ſuchen wollen, iſt nichts mehr zu finden. In Schwaben nehmen Nixen (Seeweiblein) die Stelle der Erdmännchen ein. (Meier.)

(132.) Ein Waiſenkind, das an der Stadtmauer ſaß, ſah aus einer Oeffnung in derſelben eine Unke kommen. Geſchwind breitete es ſein blauſeidenes Halstuch neben ſich, was die Unken ſehr lieben und worauf ſie ſich allein begeben. Als die Unke dies ſah, kam ſie her, legte ein goldenes Krönlein auf das Tuch und ging wieder fort. Das Mädchen nahm das Krönlein weg, und als das Thierchen es nicht mehr fand, ſchlug es den Kopf ſo lange gegen die Mauer, bis es todt war.

Aehnliches, wie von der Kröte (und Unke) wird von ihrem Verwandten, dem Froſche, erzählt. Bekannt iſt Grimm's heſſiſches Märchen vom Froſchkönig und eiſernen Heinrich mit ſeinen Variationen im Paderborn'ſchen und in Schottland. (Märchen III. S. 3.) Von einem Froſchkönig geht übrigens in Böhmen folgende Sage:

(133.) Auch die Fröſche haben ihren König. Um die Krone des Froſchkönigs zu erhalten, muß man im Auguſt einen Bocksſchlauch in eine Pfütze werfen, darauf verſammeln ſich die Fröſche und der König ſetzt ſich mit ſchwarz und weißer Krone oben darauf. Dieſen muß man mittels eines ſubtilen Pfeils und einer guten Armbruſt ſchießen, um die Krone zu gewinnen, die zur Entdeckung geheimer Schätze, zur Erkennung der Hexen und als Gegengift dient. (Gerle's hiſt. Bilderſaal, 2, 125.)

Merkwürdig aber iſt, daß Entſprechendes in der Sage auch vom Molch erzählt wird, der keine äußere Aehnlichkeit mit Froſch und Kröte hat, aber von der Wiſſenſchaft als zu ihnen gehörig erkannt iſt.

(134.) In Einsiedeln glauben Manche, wenn man den großen, schwarz und gelb gefleckten Molch auf feuchter Erde in einem Geschirre aufbehalte und ihm ganz fein gefeiltes Kupfer in etwas Milch zu fressen gebe, so werden seine Excremente zu reinem Golde. „Ein solches Mastthier", erzählte Einer, „sah ich lange in seinem Käfig; aber das Gold bekam ich nie zu sehen." — Hierher gehört auch, daß man vielfach glaubte, die Kröte trage einen zauberkräftigen Stein im Kopfe, welcher unter Anderm des Besitzers Leben verlängere. (Vergl. Shakespeare As you like it, Act II, Sc. 1.)

Die Kröten sind auch als spukende Gespenster thätig.

(135.) Auf dem Platze eines zerstörten Raubschlosses im Kanton Bern will man von Zeit zu Zeit, meist bei Wetterveränderung, unterirdisches Poltern vernommen haben. Der Burgherr, sagte man, sitze dort in einer Kammer auf großen Schätzen als Kröte.

(136.) Im Aargau spukt das sogenannte Dorfthier, welches unter der Gestalt einer Kröte einen ehemaligen Edeln von Hallwil birgt. Bei Begegnungen schwillt es zur Größe einer Wanne auf, hat Augen wie Zinnteller und wandert weit hin, bis zum „Heidengraben" und zur „Heidenkirche". (Rochholz.)

In Schweden erscheinen als Kröten die unterirdischen „alten, klugen Wesen" (Undebygjare), die dem schaden, der sich in ihr Gebiet wagt, und sich durch Klopfen zu erkennen geben. Sie tauschen oft schöne Kinder gegen Wechselbälge aus.

Nach dem Volksglauben vieler Orte sind die Kröten lauter „arme Seelen", d. h. wegen begangener Sünden büßende oder aus Bosheit verwünschte Menschen, die mit der Hilfe Anderer „erlöst", d. h. entweder wieder der frühern Gestalt oder, noch häufiger, der Seligkeit theilhaftig werden. Namentlich ist dies in Tirol der Fall (wo die Kröten „Hötschen", „Höppinen" heißen), auch in der innern Schweiz. Man erblickt sie mit geheimem Grauen, hütet sich aber auch, ihnen ein Leid zu thun, und warnt die Kinder in diesem Sinne. Sie sollen an Quatembertagen bei Kapellen, besonders an Wallfahrtsorten, sich einfinden.

(137.) Einem Wagen, der von Innsbruck nach Seefeld fuhr, watschelte eine große Kröte nach, hüpfte endlich in die Pritsche unten, und als der Fuhrmann sie hinauswarf, ein zweites Mal, und so, bis er nachgab. Am Seitenwege zur Seefelder Kirche stand aber das Thier plötzlich als schöne, weißgekleidete Jungfrau, die somit durch diese „Wallfahrt" „erlöst" war, vor dem Fuhrmann, dem sie herzlich dankte. Eine andere verwünschte Kröte braucht zu einer solchen Wallfahrt sieben Jahre. (Zingerle.) — Zahlreiche ähnliche Tirolersagen

Digitized by Google

lassen die erlösten Kröten an den Schwellen der Kirchen in weiße Tauben oder schöne Männer verwandelt werden.

(138.) Auf einer Alp in Tirol hielt sich eine spukhafte Kröte unter dem Herde auf und war nicht zu vertreiben. Als ein Alpmeister sie mit glühender Schaufel ergriff und in den Bach warf, sah er sie, zurückkehrend, wieder am alten Platze, bekam vor Schrecken eine „Krötenhaut" und starb unter furchtbaren Schmerzen. (Alpenburg.)

(139.) In der baierischen Oberpfalz spukte die verstorbene Mutter einer Bauernfamilie als Katze, während sie in der Zwischenzeit als Kröte unter dem Krautfasse saß und jedesmal Schmerzen fühlte, wenn man den Stein zum Beschweren auf das Faß warf. (Schönwerth.)

(140.) Auf dem höchsten Gipfel der Goldberge (nordöstlich von Neidenburg) steht eine vielhundertjährige Kiefer, von der aus man den ewig grünen Forst ringsum weithin übersehen kann. Bei dieser Kiefer hat sich früher öfters die schönste Jungfrau gezeigt, welche der Erlösung harrend aus ihrem unterirdischen Palaste durch eine brunnenartige, noch jetzt vorhandene Einsenkung sich zum Tageslicht emporhob. Von Liebreiz und köstlichem Geschmeide strahlend, ließ sie sich auf einen Kiefernstubben nieder, um ihr langes goldrothes Haar mit goldenem Kamme zu ordnen. Wer sie sah, erbebte vor der wunderbaren Schönheit, und Niemand wagte es, sich ihr zu nahen. Ein Jüngling, der gedankenvoll vor sich hinwandelnd, ohne es zu merken, ihr ganz nahe gekommen war, fiel, sobald er sie gewahr wurde, in seligem Entzücken vor ihr auf die Kniee. Sie sprach: Erlöset Du mich aus meiner Einsamkeit, so fordere von mir, was Du willst, zum Lohne. Sie bot ihm ihr Geschmeide; sie bot ihm auch wunderbare Habe aus ihrem unterirdischen Palaste: drei fette Schweine mit dem schweren goldenen Troge, aus dem sie gefüttert würden, wenn es ihm gelänge, denselben an's Sonnenlicht zu bringen, drei schneeweiße Hühner, die nur goldene Eier legten; sie wird ihm endlich (wie aus ähnlichen Sagen zu schließen ist) auch ihre Hand geboten haben. Der Jüngling besinnt sich nicht lange, hebt die Jungfrau auf den Rücken und will sie davon tragen. Aber in demselben Augenblick sieht er sich von sämmtlichen Thieren des Goldberges umringt und kann nicht von der Stelle. Die Jungfrau belehrte ihn: Das Werk meiner Erlösung wird Dir gelingen, wenn Du ohne Furcht jedes der hier versammelten Thiere küssest. Er folgt dem Befehle, faßt sich ein Herz und küßt die Thiere, wie sie ihm nahen, Rehe, Hasen, Eichkätzchen ꝛc., Eulen, Spechte, Habichte, Finken ꝛc., Schlangen, Blindschleichen, Eidechsen, Ratten, Salamander, Würmer, Käfer ꝛc. ꝛc. Als er mit seiner Arbeit fertig zu sein meinte, kroch noch eine große ekelhafte Kröte, ganz von Schorf und Aussatz bedeckt, mit rothblinzenden Augen heran. Da geht ihm doch sein Muth zu Ende und, statt sie zu küssen, ruft er: Hat denn der Teufel auch dich noch hier? Klagend sank die Jungfrau in die Tiefe hinab: Jetzt hast Du mich aber auch in alle

Digitized by Google

Ewigkeit verflucht, jetzt muß ich alle Hoffnung aufgeben, je gerettet zu werden. Toeppen, Masuren. S. 132.)

(141.) Ein Tirolerbursche führte die verwünschte Braut erst heim, nachdem er sich mit ihr in Krötengestalt hatte trauen lassen; diejenige eines zweiten verwandelte sich in der Sakristei noch vor der Ceremonie. Der begünstigte Erlöser ist immer der vorher wegen angeblicher Dummheit Verachtete von drei Brüdern. Hierher gehört auch Grimm's Märchen von der „Itsche" („Jungfer grün und klein, Hutzelbein" ꝛc.) und Büsching's Märchen von der Padde. Wenn auch ohne Kröte, wiederholen sich dieselben Züge in mehreren Märchen von „Tausend und eine Nacht", z. B. in dem wunderschönen vom Prinzen Achmed und der Fee Banu. In der Tirolersage vom faulen Katl (bei Zingerle) ist das Verhältniß verändert; eine verachtete dritte Schwester erhält einen schönen Ritter zum Gemal, dessen als Kröte verwandelte Mutter sie durch ihre Trägheit erlöst hatte.

Nachdem der Glaube an das Göttliche oder Königliche in den Kröten aufgehört, blieb ihnen, in prosaisch nüchterner Weise, nur noch eine gewisse Heilkraft übrig, die man, ohne Achtung für ihr Leben, ausbeutete. An vielen Orten herrscht noch die Unsitte, in den sog. Dreißigen, d. h. von Maria-Himmelfahrt (15. August) bis zu Maria Geburt (8. September) Kröten einzufangen, zu tödten, oft durch Anbinden an Stangen, wo man sie dann verschmachten läßt, als Mittel gegen Seuchen oder Zauber. In Vorarlberg fängt, tödtet und dörrt man Kröten und heftet sie, als Mittel gegen die „Schwinig" (Schwinden, Abnehmen der Glieder) an die Stallthüren oder trägt sie eingebunden als Amulette. Auch in Tirol spießt man die „Dreißigkröten" an einen Stock und stellt sie auf das Dach zum Dörren; Pulver von einer „Frauendreißigerhöppin" soll dort gegen „Wildniß" (Rothlauf), ja gegen alle Krankheiten helfen. (Zingerle.) In Sargans geschieht jenes Spießen der Kröten ohne alle Rücksicht auf bestimmte Zeiten, und man glaubt fest, diese Thiere ziehen den in der Luft befindlichen Seuchestoff in sich ein. — In der Wallfahrtskirche zu Einsiedeln befinden sich unter den aufgehängten Votivgegenständen sehr viele Kröten aus Wachs; denn man hält dort das Thier für ein Heilmittel gegen Frauenkrankheiten.

Während Spuren von einstiger Verehrung der Spinnen und Kröten und ihrer Verwandten nur noch in der Sage fortleben, ist es dagegen eine unbestrittene Thatsache, daß bei den verschiedensten

Digitized by Google

Völkern die **Schlange** göttlich verehrt worden ist. Ihr Wesen ist viel dämonischer, als das der bisher erwähnten Thiere, wozu namentlich ihr dem Unkundigen räthselhaftes Sichfortbewegen ohne Füße Anlaß bietet, indem dasselbe in besonders auffallender Weise an das geheimnißvolle Fortschreiten der Gestirne erinnert. Einen Beweis des Zusammenhanges zwischen letzteren und den Schlangen enthält die dreifache Versetzung dieser Thiergattung an den Himmel, als Schlange (des Schlangenträgers), Wasserschlange (Hydra) und Drache.

In Aegypten waren gehörnte Schlangen dem Ammon geweiht und wurden in Theben begraben. (Herod. II, 74.) Eine besondere Art, Thermuthis, wurde allgemein verehrt und mit Kälberfett gefüttert. (Ael. Thiergeschichten X, 31.) Die Schlange war dort ein Sinnbild verschiedener Götter, die alle als Gestirngötter betrachtet werden müssen. Die Hebräer entlehnten den ägyptischen Schlangendienst und verehrten nach der Sage schon in der Wüste, vor ihrer Ankunft in Kanaan, eine eherne Schlange als Heilmittel gegen den Biß giftiger Schlangen (2 Mos. 21, 8. 9), welches Götzenbild später im Tempel zu Jerusalem unter dem Namen Nehusthan beweihräuchert wurde, bis es der König Hiskia zerstören ließ. (2 Kön. 18, 4.) Auch bei den Hellenen war die Schlange heilig und fand sowohl im öffentlichen Gottesdienst als in dem der Mysterien vielfache Anwendung. Namentlich war sie dem Asklepios als Sinnbild der Heilkraft geweiht. Die Titanen wurden mit Schlangen statt der Füße, die Gorgonen und Erinnyen mit Schlangenhaaren abgebildet. Ja noch in christlicher Zeit verehrten Secten der Gnostiker die Schlange: die Ophiten oder Naassener die Paradiesesschlange, weil sie die Menschen zur Erkenntniß des Guten und Bösen gebracht, die Peraten Christus oder den Logos als Schlange, wie sie auch heilige Schlangen in ihren Tempeln aufzogen und ihnen Opfer brachten. In Poitiers, wo ein Drache von einem Ritter überwunden sein sollte, verehrt das Volk ersteren mehr als den letztern und nennt ihn „la bonne sainte vermine“.

Die Schlange galt den Menschen ihres geheimnißvollen Wesens halber stets für klug, daher die Hebräer ihr auch die erwähnte Rolle im Paradiese zuschrieben, ohne sie noch für eine Hülle des Teufels zu halten. Darum der Rath Jesu: „Seid klug wie die Schlangen!“

Digitized by Google

Die Schlange wird daher auch mit der Weltschöpfung in Verbindung gebracht, so in Indien durch die Weltschlange, auf welcher der Schöpfer vor Beginn seines Werkes ruht, und im Norden durch den Midgardswurm, welcher sich rings um die Erde schlingt, bis sie zu Grunde geht.*) Auch die Griechen und Römer hielten die Schlange für besonders begabt. Zu Mantineia galt eine solche (nach Pausanias) als Führerin bei Gründung der Stadt. In Rom glaubte man, nach Plutarch, an Schlangen als Schutzgenien der Häuser, deren jedes zwei habe, ein Männchen und ein Weibchen. Das Nämliche wird in der Mark geglaubt (Pröhle, Deutsche Sagen, S. 86) und in Böhmen. (Grohmann, S. 221.)

In Schweden wagt Niemand leicht, eine Schlange zu tödten, weil sonst weder Korn noch Vieh gedeiht. Man nennt sie „Husbon", Haus-Schutzgeist. Fängt man den großen, weißen Lindwurm (huita orm), kocht ihn und ißt das Fleisch, so versteht man die Vögelsprache (wie der mythische Grieche Melampus und Sigfrid, der Drachentödter; in der Schweiz und in Tirol noch mehr: die Thier- und Pflanzensprache, sowie auch durch's Gestein zu blicken, was Theophrastus Paracelsus verstand; man vergleiche auch Seeburger See [131] in Grimm's Sagen und „die weiße Schlange" in Grimm's Märchen). Die Schlangen haben ihren Ormkungen (Wurmkönig), und wer den Kopf eines solchen bei sich trägt, hat Glück.

Auch in der Schweiz und ihrer Nachbarschaft glaubt das Volk an Schlangenkönige, welche goldene Kronen tragen, womit sie ihre Göttlichkeit beweisen, wie ja auch die fabelhaften Könige von den Göttern stammen; man erzählt, daß sie, wenn sie erzürnt werden, einen Menschen, wie ein Pfeil oder Speer, mitten durchbohren.

(142.) An der Eisak in Tirol erzählt man von einem weißen Wurm (Haselwurm genannt), vor dem sich Alles fürchtete, und von einer Menge „Beißwürmer", welche grimmig hausten, bis ein „fahrender Schüler" sie alle durch Zaubermittel und Beschwörungen in ein zu diesem Zweck angezündetes Feuer lockte, worin sie umkamen, bis auf den erwähnten Wurmkönig, welcher

*) Simrock deutet sie auf das die Erde nach dem Glauben der Alten umschlingende Meer; könnte sie nicht ebensogut die den Tag umgebende Nacht oder den das Jahr einschließenden Winter vorstellen?

Digitized by

auf den Zauberer losstürzte und ihn mitten durchbohrte, daß er todt und verbrannt hinfiel, was ganz ähnlich auch in der Schweiz erzählt wird. (Berner Oberland.)

(143.) Eine andere Tirolersage läßt den Zauberer pfeifen, worauf die Schlangen alle in's Feuer kriechen, bis der Wurmkönig, mit Krone auf dem Kopfe, das Pfeifen nachahmt und den Beschwörer, der sich auf diesen Pfiff für verloren hält, umschlingt und mit ihm in's Feuer rollt. Eine dritte Sage macht aus dem Schlangenkönig eine Schlangenkönigin, die ebenfalls weiß und gekrönt ist. — Ein Beschwörer im Aargau aber ließ die Schlangenkönigin durch Andere erstechen und machte sich mit der kostbaren Krone davon. Auch in Vorarlberg und Salzburg wird dasselbe erzählt, der Zauberer aber zu einem Bergmännchen gemacht.

(144.) In Steiermark giebt man dem Wurmkönig („Bergstutz" genannt) einen Katzenkopf (welcher auch an mehreren Orten der Schweiz spukt), in Oberbaiern aber mehrere Füße, und nennt ihn Tatzelwurm. Und so haben noch unzählige Orte ihre eigenthümlichen Schlangen oder „Würmer". An einigen Orten thun sie jedoch den Menschen nichts, sondern begnügen sich, den Kühen die Milch auszusaugen. Ja, manche sind so dankbar gegen Menschen, die ihnen zu fressen oder zu saufen geben, daß sie ihnen Geschenke machen. Einem Berner Hirtenmädchen brachte die von ihm gelabte Schlange zum Lohne ihr Krönchen, ebenso einer Tirolerin und einer Voigtländerin bei deren Hochzeit. Aehnlich wurde ein Feldarbeiter bei Freiburg (Schweiz) belohnt, welcher vom Eingange der Höhle einer Schlange eine von dieser gefürchtete Spinne vertrieb. Ein Tiroler aber, welcher kinderlos war, setzte sich einst in trüben Gedanken an den Pillersee und dachte, wenn mir der gute Gott doch ein Kindlein zusenden wollte, so wären wir gewiß glücklich. Auf einmal schwammen zwei Nattern aus dem See zu ihm her, wovon die eine ein weißes, die andere ein rothes Krönlein auf dem Kopfe hatte, und legten die Krönlein in seinen Schooß. Die weißgekrönte sagte: Bring' die Kronen Deinem Weibe, dann wird Alles recht werden. Er that es und kaum ein Jahr darauf brachte sie Zwillinge, und nach Jahren kratzte sich der Bauer in den Haaren vor allzu großem doppelten Kindersegen, denn Jahr um Jahr — kam ein kleines Paar. (Alpenburg, S. 388.)

(145.) Mitten im Walde liegt, nicht weit von der Stadt Sülz entfernt, ein kleines Wirthshaus, Mückenkrug genannt. Vor vielen Jahren, so erzählt man, hat sich hier vielfach eine große Schlange, mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe, gezeigt. Feiner wie alles andere irdische Gold ist dieses Gold gewesen und hat einen ganz eigenthümlichen Glanz verbreitet. Von den Leuten wurde das Thier, ob dieser seiner Krone, der Schlangenkönig genannt. Der damalige Besitzer des Mückenkruges hatte einen kleinen Sohn, und dieser hielt innige Freundschaft mit der Schlange. Er aß, trank und spielte mit ihr; kurzum, die Schlange war sehr viel bei ihm und that dem Buben nie ein Leides.

Digitized by Google

Späterhin, als aus dem Knaben ein großer erwachsener Bursche geworden war, erschlug er den Schlangenkönig — weshalb? Darüber schweigt die Sage — und schenkte die Krone seinen Eltern, die sie verkauften und reiche Leute dadurch wurden. (Niederhöffer, Mecklenb. IV. S. 42.)

Andere Schlangen der Sage, namentlich in Tirol, tragen goldene Schlüssel oder gar Schlüsselbunde im Maul, welche durch goldene Thüren der Felsen in glänzende Säle führen, die voll von Gold, Silber, Edelsteinen und Perlen sind, oder verfügen über allerlei andere Kostbarkeiten. Manche Schlangen sind auch, wie die Kröten, verwünscht, können aber erlöst werden, wenn man ihnen die Krone abnimmt, was man jedoch selbst errathen muß.

(146.) Als dies einst in einem verlassenen Schlosse durch einen armen Reisenden geschah, der dort übernachtete, verwandelte sich die Schlange in eine schöne Jungfrau, welche dreihundert Jahre verzaubert gewesen und ihn nun reich mit Geld beschenkte. Wer eine solche Krone erhält und sie zu seinem Gelde legt, dem wird letzteres niemals alle. Manchmal erscheinen auch die Schlangen selbst als goldene.

Stahl man den Schlangen die Krone, welche sie beim Baden ablegten, so starben sie, wenn sie selbe nicht mehr fanden, vor Verdruß (so nach einer andern Sage auch, wenn das Gift, das sie vor dem Baden auf einen Stein legten, von Menschen entwendet wurde!); im andern Falle aber tödteten sie den Dieb, wenn sie ihn erwischten.

(147.) In Schwaben konnte sich einst ein Solcher retten und der verfolgenden Schlange mit der Hausthüre den Kopf zerquetschen. Ganz ähnlich glückte es einer Frau in der Pfalz.

(148.) Ein Vorarlberger sah sich vor, indem er ein Häuschen mit siebenfachen Eisenwänden baute und sich mit der gestohlenen Krone darin verbarg. Als der Wurm es merkte, schoß er in der Wuth sechs Wände durch, zerschellte aber an der siebenten.

(149.) Aehnlich rettete sich zu Vouvry in Unterwallis ein solcher Dieb in ein außen mit Nägeln beschlagenes Faß. Die Schlange, welche den Diamant von ihrem Haupte vermißte, steckte mit ihrem feurigen Schweife das Dorf an und rollte sich um das Faß, was ihr natürlich das Leben kostete.

(150.) Um die Mittagszeit pflegen sich die Schlangen zu sonnen und ihre Kronen abzulegen. Das wußte auch ein Reiter, der am Wege sein weißes Taschentuch ausbreitete, und als er so listig zu der Krone des Königs gekommen war, eilig mit seinem Raube davonfloh.

Digitized by Google

Kaum aber hatte der König seinen Verlust wahrgenommen, als er seine feine durchdringende Stimme erhob und alle Schlangen seines Reiches um sich versammelte. Mit ihnen folgte er dann schleunigst dem Räuber, der zu seinem nicht geringen Schrecken die Leiber der Schlangen sich steil vom Boden erheben und in weiten Bogen fortschnellen sah.

Sein schnelles Roß trug ihn jedoch bald zu seinem Hof, und dankbar klopfte er den Hals desselben mit den Worten: „Süh, Du häst mie doch tru bieftahn!"

Da aber wird er von einer Schlange gestochen, die im Schweife des Pferdes sich unbemerkt versteckt hatte; und er ward seines Raubes nicht froh. (Niederhöffer, Mecklenburg IV., S. 13). Ganz ähnlich im Voigtland, Eisel, S. 149, nur daß hier [und auch in der Mark] der Kronenräuber davonkommt.)

(151.) Einst hüteten Bauernkinder Gänse, und da sie viel von dem Schlangenkönig gehört haben und von seiner Vorliebe für weißes glänzendes Zeug, waschen sie ihre Schürzen im See und breiten sie dann nebeneinander in der Sonne aus, damit der Schlangenkönig darauf seine Krone ablege.

Ein armes Mädchen aber, das nur eine grobe hedene Schürze trug, wollen sie in ihrer Reihe nicht dulden und zwingen sie, ihre Schürze für sich allein „butenan" zu legen.

Der Schlangenkönig aber geht über all' die feinen Schürzen hinweg und schenkt gerade diesem armen Mädchen seine Krone. (Ebendas.)

(152.) Besonders zu Hause ist ein Otternkönig in der Nähe von Grochwitz bei Weida, namentlich in der Haardt und längs der Auma. Dort, unweit der Hainholzmühle, sah einmal Einer den König „Hofhalten". Auf sein Zischen und Pispern eilten von allen Seiten Ottern hinzu, und es schien, als ob jede dem Könige etwas zutrage und als ob sie dabei wären, ihn zu krönen. Der König war von Farbe schwarz und weiß gesprenkelt und im Uebrigen nicht viel größer als die anderen.

Es fehlte nicht an Gelegenheiten, der Krone, die den Besitzern Glück verleiht, sich zu bemeistern; dem Einen aber war kein weißes Tuch zur Hand, ein Anderer wußte sich keines Wassers in der Nähe zu entsinnen und wieder Anderen fehlte es überhaupt an Muth, das Wagniß zu bestehen. Da kehrte einmal ein Schömberger aus fernen Landen zurück, wo er unter Anderm auch gelernt hatte, Ottern zu citiren. Er vermaß sich sogleich, seine Kunst einem Kameraden zu zeigen, und so kamen sie zur Hainholzmühle, wo er diesen auf einen Baum steigen hieß, während er selbst einen Kreis um sich zog und zu citiren anfing. Wirklich kamen auch viele Ottern zum Vorschein, weil er aber einen Theil des Spruches vergessen hatte und blos vor-, nicht rückwärts citiren konnte, kamen auf den gewaltigen Pfiff ihres Königs immer mehr Ottern in den Kreis hinein, bis ihrer zuletzt ein ganzer Knäuel waren, in dem der Schömberger gänzlich zerrissen und aufgefressen worden ist. Der Andere kam

Digitized by Google

mit dem Schrecken davon. Klüger griff es Einer an, der aus Königssee gebürtig war. Mit der Krone, die der König ihm auf's weiße Tuch gelegt hatte, sprang er über'n Bach und lief nach Grochwitz in's nächste Haus. Mochten sich die verfolgenden Ottern im Hofe dort und unter'm Stubenfenster auch noch so hoch aufschichten, sie hatten keine Macht mehr über ihn und er war geborgen. (Eisel, Voigtl., S. 151.)

(153.) Die Schlangenkronen verschwanden in Vorarlberg, als ein kleiner Junge, mit dem eine hungrige „Krönelnatter" aus seiner Milchschüssel aß und zu viel Milch trank, ihr mit den Worten „Du kannst auch Brocken nehmen!" mit dem Löffel die Krone abschlug. Ebenso an sehr vielen Orten der Schweiz und Schwabens, selbst in Mecklenburg; in Mähren ist das Verhältniß der Milch und der Brocken umgekehrt; in einem von Grimm's Märchen nimmt eine Unke die Stelle der Schlange ein, wird aber vom Kinde getödtet, das von da an kränklich ist.

(154.) Die Schlangen einer Gegend kommen zuweilen zusammen und bilden zischend ein Ei, welches man wegfangen muß, ehe es die Erde berührt. Der kühne Eifänger muß aber dann auf einem schnellen Rosse vor der Wuth der Schlangen entfliehen; aber das Ei war von hohem Werth und mit einem goldenen Reif umgeben, schwamm es im Wasser. Wer es besaß, war immer glücklich und siegreich im Kampfe wie im Rechtsstreite. (Gerle, Hist. Bildersaal, 2, 124.)

(155.) Zu einer bestimmten Zeit versammeln sich alle Schlangen einer Gegend und legen sich um die ansehnlichste in einen Kreis; auf das Haupt derselben zischen sie so lange, bis sich eine klebrige Substanz erzeugt, die dann zu Stein erhärtet. Dieser Schlangenstein hat die Gestalt einer Eichel und ist durchsichtig von der Farbe eines dunklen Smaragdes, unten flach und hat drei Löcher, wo er angewachsen ist. Die Schlange, die ihn trägt, ist niemals allein, sondern als Königin von vielen Schlangen begleitet, so daß ihr nicht leicht beizukommen ist. Wenn man aber eine Schlange unter einen durchlöcherten Topf in einen Ameisenhaufen stellt, so wird sie durch ihr Zischen alle Schlangen um sich her versammeln und man kann dann, auf einem nahen Eichbaum sitzend, die Königin herausschießen. (Ebendaselbst 2, 123.)

(156.) Auch die Schlangen spuken. In einer Burgruine Tirols schläft eine goldene Schlange, in eine Kugel gerollt, den ganzen Herbst und Winter hindurch. Kommt aber der Frühling, so erwacht sie und wandert in der Sonne (hier offenbar die Sonne selbst!). Sie wird für das Gespenst des Burgherrn gehalten.

Ein anderes Stadium der Schlangenverehrung, als die Krönung dieser Thiere, bezeichnet ihre Verbindung mit der menschlichen Gestalt. Schon Herodot wußte, daß die Gallier von Herakles erzählten,

Digitized by Google

er habe in ihrem Lande die Echidna getroffen, welche oben Weib, unten aber Schlange war, und mit ihr drei Söhne erzeugt, von deren einem die Gallier stammten. Dieselbe Sage pflanzt sich fort in dem bekannten Volksbuche von Melusina, deren Geschichte, mit Abänderungen, noch heute in der Landschaft Dauphiné erzählt wird.

(157) Eine übermüthige Fürstentochter im Elsaß, welche alle Freier abwies, mußte zur Strafe nach ihrem Tode abwechselnd als Schlange, Kröte und Jungfrau spuken. Auf dem Oselberge in Schwaben spukte eine Burgherrntochter mit Schlangenschweife.

(158.) In den Ruinen der Römerstadt Augusta Rauricorum bei Basel fand ein Handwerksgesell ein Schloß mit Gärten und darin eine oben wunderschön, aber unten in Schlangenform endende Jungfrau, welche ihm einen Schatz zeigte und denselben Dem versprach, der sie dreimal küsse und dadurch erlösen würde. Er wagte es jedoch nur zweimal, floh vor Schrecken, aber fand den Eingang nicht wieder. Aehnliches wird in Baiern, Tirol und Ungarn erzählt.

(159.) Bei Feldkirch verlangt die Verwünschte, welche nicht selbst schlangenartig ist, daß der Erlöser eine Schlange küsse, und klagt auf seine Weigerung, sie müsse nun noch so lange spuken, bis ein kleines Tännchen eine Tanne werde, diese zersägt und daraus eine Wiege gefertigt und ein erstgeborenes Knäblein, das darin zu liegen komme, heranwachse, Priester werde und die erste Messe lese. Im Elsaß und am Spessart dauert die Frist der etwas veränderten Sage hundert Jahre. (S. oben Nr. 132a.)

(160.) In Tirol wird eine Schlange, welche sich im Walde auf die zurückgelassene Joppe eines Holzhauers gelegt, zum Bräutigam der jüngsten Tochter desselben, weil diese allein, die zwei älteren aber nicht, den Muth gehabt hatte, dem Thiere gegen die Joppe ihre Liebe zu versprechen. Das Schloß, in welches er sie führte, war aber lauter Spuk und verschwand mit ihm Schlag zwölf Uhr. (Zingerle.) Aehnlich ging es einem Burschen mit einer verzauberten Schlangenjungfrau, und so noch Anderen in vielen Abänderungen.

Uebermenschlichen Charakter verleihen den Schlangen auch jene Sagen, welche sie als Zeugen in Rechts- und Ehrenhändeln auftreten lassen.

(161.) In Sicilien und in Rhätien ist eine Schlange Zeuge der Verführung eines armen Mädchens durch einen Prinzen und wird von Ersterm angerufen. Sie schlingt sich (in Sicilien) um des Prinzen Hals und läßt ihn nicht frei, bis er, der schon eine Königstochter freien wollte, ihre Ehre rettet, in Rhätien kommt sie bei der Hochzeit des Treulosen in die Kirche und führt ihn zur Pflicht zurück.

Digitized by Google

(162.) Bei Karl dem Großen ſuchte, als er in Zürich Recht ſprach, eine Schlange ſolches nach, indem ſie die dazu beſtimmte Glocke zog; denn eine Kröte hatte ihr Neſt eingenommen. Für die Beſeitigung des Eindringlings dankte die Schlange durch einen Edelſtein, den ſie an der Tafel in des Kaiſers Pokal legte.

(163.) In einem Märchen bei Grimm erſcheinen die Schlangen auch als heilkundig, indem eine ſolche dem mit der Gattin begrabenen Königseidam Blätter liefert, mit denen er die Geliebte wieder zum Leben ruft und ſich die Freiheit verſchafft. Auffallend ähnlich iſt dieſer Sage die griechiſche von Glaukos, Sohn des Minos und dem Seher Polyeidos (bei Apollodor Myth. III, 3, 1). Ueber ähnliche Hochhaltung der Schlangen im Orient giebt das Märchen der 1001 Nacht „Haſeb und die Schlangenkönigin" Aufſchluß.

(164.) Ein Mann war immer kränklich, und kein Arzt wußte, was ihm fehlte; er konnte nicht leben noch ſterben. Einſt war er mit ſeinem Bruder auf dem Felde, und zu Mittag legten ſie ſich hin zu ſchlafen. Der Bruder konnte aber nicht ſchlafen, ſtand auf und wanderte herum, der Kranke aber ſchlief, daß er ſchnarchte, und hielt den Mund weit offen. Da ſah der Bruder, wie eine Schlange hervorgeſchlichen kam und in den Hals des Schlafenden kroch, daß nur der Schwanz oben herausſah. Der Bruder war in tauſend Aengſten und wußte nicht, was er machen ſollte, aber wie er noch unſchlüſſig überlegte, kam die Schlange wieder aus dem Munde des Schlafenden heraus und kroch fort. Gleich darauf wachte auch der Kranke auf. „Ach!" ſagte er, „was habe ich da einen ſüßen Schlaf gethan, und es iſt mir ſo leicht und ſo wohl, wie ſeit Jahren nicht mehr!" Und von Stunde an war er geſund wie ein Fiſch im Waſſer. (Strackerjan, Oldenb. II. S. 109.)

Noch im Tode wirken die Schlangen zauberkräftig, worüber in der Schweiz die Sage Folgendes erzählt:

(165.) Ein geweſener Soldat im Solothurniſchen, der dem Branntwein und dem Kegelſpiel äußerſt zugethan war, aber häufig kein Geld hatte, verlor einſt im „Wilihof" ſeinen letzten Heller. Da nahm ihn die mitleidige Magd auf dem Wilihofe, die mehr als Fünfzählen konnte, das „Schlangenfanger-Anni", auf die Seite, gab ihm als Mittel, ſich in ſolchen Verlegenheiten zu helfen, einen Schlangenkopf, und ſagte, dieſen habe er während der Meſſe unter der „Wandlung" mit 3, 5 oder 7 Nadelſtichen in ein Läppchen zu nähen und dann die Amulet bei ſich zu tragen. Der Peter ging nächſten Sonntag in die Jeſuitenkirche, verbarg ſich oben auf dem Lettner und that das Geheißene. Nachmittags kegelte er, den Schlangenkopf bei ſich, und gewann zu Haufen. So an einem andern Orte folgenden Sonntag in der Weiſe, daß er Schläge fürchtend, ſich mit Bedeckung entfernen mußte, und ſo den ganzen Sommer. Ihm fehlte nie Geld. Einmal aber hatte er aus Verſehen die unrechten Hoſen

Digitized by Google

an. Da ging es, bis er keinen Rappen mehr hatte. Später wieder gut, dann wieder schlecht. Endlich fing ihm das Ding an zu wurmen. Erwachte er und erblickte an der Wand die Hosen mit dem Zauberkopfe, so dünkte ihn, der leibhaftige Teufel blinze heraus und ihn an, und vom Gewissen gequält, beichtete er seinen Scrupel bei den Kapuzinern. Der Pater machte ein bedenkliches Gesicht und legte ihm auf, den Schlangenkopf alsogleich zu verbrennen. Als er Sonntags allein zu Hause war, warf er den Kopf in die Gluth des Ofens, staunte aber, als er sah, daß das häßliche Ding, statt zu verbrennen, ganz blieb, endlich roth und dann weiß glühte wie Eisen. Erschrocken nahm er es heraus, versteckte es und befragte seinen Beichtvater auf's neue. Auf dessen Rath machte er im Walde an einsamer Stelle ein Feuer, in welches er den Kopf mit den kleinsten Fingern der linken Hand, das Gesicht abgewendet, hineinwarf. Jetzt war er frei. (Lehrer Bernh. Wyß in Solothurn.)

Die Schlange ist endlich ein Bild der menschlichen Seele.

(166.) König Gunthram war im Wald ermüdet auf dem Schooß eines treuen Dieners entschlafen: da sieht der Diener aus seines Herrn Munde ein Thierlein, gleich einer Schlange, laufen und auf einen Bach zugehen, den es nicht überschreiten kann. Jener legt sein Schwert über das Wasser, das Thier läuft darüber hin und jenseits in einen Berg. Nach einiger Zeit kehrte es auf demselben Wege in den Schlafenden zurück, der bald erwacht und erzählt, wie er im Traume über eine eiserne Brücke in einen mit Gold gefüllten Berg gegangen sei. (Grimm S. 1036 aus Paulus Diac. 3, 34.)

Beinahe ausschließlich die nämliche Stellung wie die Schlange nimmt in der Sage der **Drache** ein.

Die wirklichen Drachen oder Lindwürmer (Dinosauria oder Pachypoda), kolossale Reptilien, welche mehr als fünfzig Fuß lang wurden, waren die größten Landbewohner, welche die Erde jemals trug, lebten aber ausschließlich in der Secundärzeit, als noch keine der höheren Säugethiere (Placentalthiere), also auch noch keine Menschen vorhanden waren. Die Mehrzahl waren furchtbare Raubthiere (Megalosaurus von 20 bis 30, Pelorosaurus von 40 bis 60 Fuß Länge), während andere, wie das Iguanodon, von Pflanzen lebten. (Haeckel, natürliche Schöpfungsgeschichte.)

Die sagenhaften Drachen unterscheiden sich von den Schlangen hauptsächlich durch Füße und meist auch durch Flügel, doch finden sich bei ihnen auch noch allerlei andere Zuthaten. Das Volk nennt sie Lindwürmer (ein Wort, dessen Herkunft und Bedeutung unklar

Digitized by Google

ist*), in der Schweiz oft auch Stollen-, in Tirol. Hasel-, in Baiern Tatzelwürmer. Die Vorstellung des Drachen findet sich bei allen Völkern des Alterthums. In China ist derselbe noch Sinnbild der Reichsgewalt. In Aegypten war das Schlangenwesen Apap ein Feind der Götter, der vom Sonnengotte Ra besiegt wurde. Ueberall aber erinnert diese Vorstellung an unheimliche oder dem Menschen schädliche Erscheinungen, wie der Winter im Jahres-, die Nacht im Tages-, die Wolke im Gewitterverlaufe. Die Drachen haben daher, gleich dem nächtlichen Sternhimmel, viele Augen und bewachen Gold und andere Schätze, was die Sterne bedeutet. So war der Python beschaffen, welchen Apollon tödtete, weil der Sonnengott durch sein Erscheinen die Gestirne der Nacht verschwinden macht. Jeder Drachentödter ist daher ein Sonnengott, von Herakles und Perseus bis Sigfrid, und hätte er auch mit der Zeit den Namen eines Menschen, selbst eines Christen (wie St. Georg und Struthan Winkelried) erhalten. Nicht selten stirbt der Drachentödter selbst am Gifte des verendenden Thieres, wie in der nordischen Mythe vom Weltende Thor am Gifte der von ihm erlegten Midgardsschlange, so z. B. Winkelried; denn der Sonnengott siegt nur, um wieder unterzugehen.

Zahllos sind die Sagen von Drachen; beinahe jeder Ort hat den seinigen und es fehlt nirgends an Drachenlöchern, Drachenhöhlen, Drachensteinen, Drachenseen u. s. w.

(167.) Bei Schlanders in Tirol sandte St. Georg seinen Drachen, um eine dortige Stadt, welche seiner Wallfahrtskirche keine Ehre anthat, zu züchtigen. Die Städter nähten ungelöschten Kalk in eine Kalbshaut und warfen sie dem Drachen vor, der sie verschlang und dann im See badete, aber vom kochenden Kalk so gepeinigt wurde, daß er den Damm durchbrach, wodurch die „gottlose" Stadt ihren Untergang fand. Der Drache aber zersplitterte noch im Todeskampfe mit seinem Schweif sieben Eichbäume.

(168.) In der Schweiz wird Folgendes von Drachen erzählt: Bei Azmos nahe dem Oberrhein hauste ein Drache, von dem man sagte, wenn er einst

*) Simrock leitet es von lind, altnordisch Quelle, ab und erklärt es als Sumpfwurm. Allerdings leben die Drachen der Sage meist in Sümpfen oder Gewässern; ein bekannter Fluß der Schweiz heißt Linth und eine Insel des Bodensees Lindau (Wasserau?).

Digitized by Google

seinen Schweif bewege, so werde das Dorf vom Berge verschüttet. Auf der Alp von Buchs ebendaselbst spie ein Drache Feuer und Rauch und lockte das Vieh auf eine Felsplatte, von welcher es herabglitt und seine Beute wurde. Zeigte er sich, so brach der Bach los. Jetzt, heißt es, sei er todt und liege unter der Platte. Einem Drachen im Felspasse „Hirschensprung" (nämliche Gegend) warfen die Bewohner des Ortes ein glühendes Pflugeisen vor, welches er verschlang und davon er starb. An der Thur weiß man von plötzlich aus der Erde hervorbrechenden Drachen, durch welches Ereigniß Bäume und Sträucher umgewendet wurden und eine Vertiefung der Erde entstand. Im Berner Oberland sagt man von einem Drachen in den Simmenthaler-Alpen, daß er sich unter der Erde durchfresse, bis er bei Zweisimmen herauskomme. Vionnaz in der französischen Schweiz besitzt in seiner Sage einen Herakles, welcher sowohl einen Wärwolf, der das Land verheerte, als einen Lindwurm, der Vieh und Heerden auffraß, erlegte. Die rohen Bewohner der Bergdörfer Germaseno und Garzano am Comersee erzählen von riesigen Eidechsen, sieben Fuß lang, welche den Kühen die Milch aussogen, daher tetta-vacch (Kuhsauger) heißen und ihre Eier in den Sand des Ufers legten. Im Thale Engadin sind alle Alpseen und Schluchten von Drachen bewohnt, welche sich gerne an der Sonne wärmen. Ein solcher, dem man das Wasser mit Blättern und Zweigen bedeckte, um ihn zu vertreiben, schwamm den Inn hinab bis Innsbruck, wo er getödtet wurde. Der Chronist Diebold Schilling von Luzern erzählt, am 26. Mai 1499 sei ein ungeheurer „Drack und Wurm" die Reuß hinab geschwommen. Ausführlicher beschreibt ihn Petermann Etterlin, nach welchem er 16 Klafter lang und sein Kopf dem eines Kalbes ähnlich gewesen sein soll. Ein Nachhall dieser Sage ist es wahrscheinlich, daß im Juli 1566 zu Bremgarten, in demselben Flusse, eine Schlange, groß wie die Deichsel eines Heuwagens, aus dem Wasser gestiegen sei und die am Ufer weidenden Rinder verschlungen habe. Ein Bürger, der nach dem Ungethüm schlug, soll von da an mit Fieber geplagt worden sein. Einen Drachen ganz außergewöhnlichen Aussehens kennt Serrai im Waatlande. Derselbe war weiß gefiedert, ruderte mit seinen breiten und langen Flügeln auf dem Wasser eines kleinen Sees, verschlang Gänse und Enten, begrüßte aber kleine Mädchen, durch — Singen, aß aus ihrer Hand Käse und producirte sich in Schwimmkünsten.

(169.) Ein besonders benannter feuriger Drache, der Alber, versengte in einem Alpenthale zwischen Graubünden und Tirol durch sein Niedersitzen das Gras, während alles ringsumher grün blieb; erst nach sieben Jahren wuchs es wieder, aber dann dichter und grüner als das übrige. Der Alber, der von Einigen für den Teufel gehalten wird, ruht in ungeheuern Klüften, wo er von Erz lebt, das in seiner Gluth zu reinem Golde schmilzt; auch sein Lager ist Gold. Er fliegt nur Nachts aus und die Berge werden roth von seinem Glanze. Wo er im Winter lebt, weiß Niemand; denn im Herbst geht er und kommt im Frühling wieder. — Zu Seelisberg in Uri, in der Nähe des

Digitized by Google

Rütli, heißt er Elbst; er schwimmt oft auf dem (dortigen kleinen, nicht dem Vierwaldstätter-) See als Baumstamm, und wenn sich Badende darauf setzen, so zieht er sie in den Abgrund hinunter, auch als Insel, die den Landenden dasselbe thut. Im Mondschein aber liegt er als farbig schimmernde Schlange rings um das Seelein, mit goldener Krone, schlummerlos, und bringt die Alpheerden um. Nach anderen Sagen erscheint er als schwarze Sau, als goldene Kugel, als Feuerrad. Es ist wohl damit im Zusammenhange, wenn nächtliche Schiffer Drachen mit lang hinleuchtendem Schweife und feuerspeiend vom Pilatus nach dem Rigi hinüber fliegen sahen. Ein solcher ließ neben einem pflügenden Bauer einen heilkräftigen Drachenstein fallen.

(170.) In Gangloff lebte noch vor kurzem ein Mann, der dem Drachen gebieten konnte. Wie der eben mit Anderen die Chaussee geht und sie eben von der Sache sprechen — richtig, da kommt mein Drache angeflogen; er war aber wie ein feuriger Ballen mit langem funkensprühenden Schweife. Erst wollte Keiner von dem Essen etwas wissen, was der Hexenmeister dem Drachen abzunehmen versprach; als derselbe aber auf einem Chausseehaufen niederkam und allerlei Eßwaaren zurückließ, aß man doch davon und fand Alles vortrefflich; nur das Uebriggelassene gab alsbald einen abscheulichen Gestank von sich. Auch hatte der Hexenmeister empfohlen, nur Wurst oder Schinken zu sich zu nehmen, Milch, Brot und Kuchen aber unberührt zu lassen, denn so werde es Keinem etwas schaden. (Eisel, Voigtl. S. 158.)

(171.) In der Nähe von Gablonz liegt der Drachenfelsen. Hier wohnte einmal ein ungeheurer Drache, der jedes Jahr eine bestimmte Anzahl Menschen zum Opfer verlangte, die durch's Los bestimmt wurden. Als nun einmal wieder der Tag erschien, wo über die Opfer das Los entscheiden sollte, nahte sich ein schlicht aussehender Mann dem Felsen. Er hatte einen Stock, den erhob er, sobald er des Drachen ansichtig wurde, und sprach einige Beschwörungsformeln. Der Drache, als er seinen Gegner bemerkte, brüllte laut und klammerte sich an ein Felsstück an. Noch heute bemerkt man an diesem Steine die Spuren seiner Klauen, die sich in dem Felsen abdrückten. Langsam hob endlich das Ungeheuer seine Flügel, schwang sich endlich, durch die Zauberkraft des Mannes vertrieben, in die Luft und suchte das Weite. Seit dieser Zeit hatte die Gegend vor ihm Ruhe. (Grohmann, Böhmen. S. 224.)

(172.) In einer mecklenburgischen Sage wird eines Bauern Reichthum auffällig. Zwei Brüder sehen einen Drachen in sein Haus einkehren und erklären sich hierdurch das Räthsel. Sie bannen den Drachen in das Haus, das durch des Drachen Feuer mit dem Besitzer verbrennt. Der Drache aber entkommt in Gestalt einer Sau. (Niederhöffer, Mecklenburg IV. S. 148,)

Die Drachen sind bekanntlich auch Hüter verwünschter Frauen in zerstörten Schlössern.

Digitized by Google

(173.) Ein Tiroler, der eine solche erlösen wollte, mußte sich vom Drachen umschlingen lassen. Als er aber vor Schrecken schrie, jammerte es laut in den Ruinen, und es tönte, als ob zahllose Thaler in die Tiefe rollten, und Alles verschwand; er hatte von da an keine frohe Stunde mehr und starb nach einem Jahre.

(174.) Auch werden Jungfrauen selbst in Drachen verwandelt und können nur durch einen Kuß erlöst werden, den aber Niemand wagt; ein Gemsjäger fiel, als er es thun wollte, vor Entsetzen in einen Abgrund und wurde zerschmettert.

In einigen Sagen dieser Art ist indessen höchst merkwürdig die aus einer sich steigernden Reihenfolge hervorgehende mythische Verwandtschaft der Spinne, Kröte und Schlange mit dem Drachen.

(175.) Auf einer Wiese steht ein großer Nußbaum, welcher vom Wind schon zweimal mit der Wurzel ausgerissen worden ist, jedesmal aber sich selbst wieder aufgerichtet und im Boden festgestellt hat, weil, noch aus der Heidenzeit, Geld unter ihm vergraben liegt. Auch da, wo das Bergschloß gestanden, ist ein Schatz verborgen, und es zeigt sich dort eine Schlange, die einen goldenen Ring mit drei Schlüsseln um den Hals hat. Auf der Klotzwiese gehen drei weiße Jungfrauen um, die öfters wunderschön singen und am angrenzenden Bache waschen. Eines Tages riefen sie einen vorübergehenden Mann von Sulzbach zu sich und sagten ihm, er könne sie erlösen und den großen Schatz, welchen sie hüten müßten, gewinnen, wenn er sie in den Gestalten, worin sie ihm erscheinen würden, küßte, wobei er nichts zu befürchten habe. Nachdem er sich bereit erklärt, ward er von ihnen zu einem Felsen des nahen Münzbergs geführt, an welchem er jetzt zum ersten Male eine Thüre erblickte. Durch dieselbe kamen sie in ein Gewölbe, worin drei Kisten standen, auf deren jeder ein schwarzer Hund lag. Auf Geheiß der Jungfrauen sprangen die Hunde herab, und jene öffneten die Kisten, deren eine mit Kupfer, die zweite mit Silber, die dritte mit Gold gefüllt war. Nach diesem standen, statt der Jungfrauen, eine Kröte, eine Schlange und ein Drache da. Den zwei ersteren gab der Mann je einen Kuß; den Drachen aber vermochte er nicht zu küssen, sondern fiel in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, lag er außen, beim Felsen, die Jungfrauen standen traurig um ihn und sagten ihm, sie müßten jetzt wieder warten, bis aus einem Kirschkern, welchen ein Vogel am Münzberge fallen lasse, ein Baum geworden und aus diesem eine Wiege für ein neugebornes Kind gemacht sei; dieses Kind erst könne, wenn es erwachsen, sie erlösen. Hierauf verschwanden sie. Der Mann gelangte mit Mühe nach Hause und starb in drei Tagen. (Baader, neue Volksſ, S. 75.)

(176.) Hoch oben in den Felsen des Saffersberges liegt ein gewaltiger Trümmerhaufe, die Heidenburg genannt. An zwei heiligen Festen, am Grün-

Digitized by Google

donnerstag und Charfreitag, sieht man eine weiße Frau von der Burg nach dem Aabach hinuntergehen und ihr Linnenzeug dort waschen; sie hat aber keinen Kopf. Wer an ihrer Stelle eine Schlange, Spinne oder Kröte erblickt, ist im Stande, die Erlösung zu vollbringen; er muß nur ein unerschrockenes, reines Herz, eine sichere Hand und einen festen Fuß haben, sonst ist es nichts und geht es ihm sicherlich an's Leben. — Am Charfreitag stieg ein junger Staufener Bauer von seinem Hofe zum Kirchberg empor, als mitten auf dem Wege eine große Spinne ihm entgegen kroch. Weil das nun als ein böses Zeichen gilt — wer an jenem Tage, der Warnung ungeachtet, seinen Pfad verfolgt, muß sterben, — kehrt der Bauer um, allein die Spinne kommt ihm nach, wohin er sich auch wendet; nur die Heidenburg allein scheint sie zu meiden, und dorthin richtet endlich der Jüngling seine Schritte. Droben aus den Felsen schwebt ihm eine Jungfrau entgegen, reicht ihm schweigend die Hand und geleitet ihn durch verschlossene Wände zu unterirdischen Schätzen. Hier erst redet sie zu ihm: was er sieht, wird sein eigen, wenn er Muth genug fühlt, sie dreimal zu küssen. Sie verwandelt sich in eine krallende Katze, ringelt um des Burschen Leib ihre Schlangenglieder, schnaubt als Drache Feuer und Flammen, endlich, und das wäre das Letzte gewesen, glotzt sie ihm in Gestalt einer häßlichen, riesengroßen Kröte entgegen. Von Abscheu überwältigt, springt er zurück und verliert das Bewußtsein. Furchtbar geschwollen und entstellt, fanden ihn am nächsten Tage Vorübergehende am Fuße des Burgberges und trugen ihn heim; aber er stand nicht wieder auf, sondern starb noch vor Ablauf der Woche im Irrsinn. (Sagen- und Märchengestalten. S. 242.)

Aus allen diesen Zügen geht deutlich hervor, daß, so oft auch der Vergleich hinken mag, der Drache entweder die Nacht mit dem Sternhimmel bedeutet und darum das Gold der Sterne oder den als Jungfrau gedachten Mond bewacht oder als Gewitterwolke den feurigen Blitz entsendet, dessen Stelle im erstern Falle auch mitunter Kometen oder Meteore vertreten mochten. Er bedeutet aber auch die längere Nacht des Weltendes, die Götterdämmerung, wie der an dem Weltbaume nagende Nidhöggr (oben S. 88) zeigt. Wir werden ihm bei Anlaß der drachentödtenden Heroen wieder begegnen.

Eine Variation des Drachen ist in der Volkssage der Basilisk (von βασιλεύς, d. h. Schlangenkönig), welcher aus dem Ei eines siebenjährigen Hahns entsteht, gleich dem Schlangenkönig eine Goldkrone trägt (Zeichen göttlicher Verehrung), Gold in Menge besitzt und gerne badet, wobei er die Krone ablegt. Sein bloßer Anblick tödtet, noch ehe man ihn selbst sieht; hält man ihm aber einen Spiegel vor, so daß

Digitized by Google

er ſich ſelbſt ſieht, ſo muß er ſterben (wie in den an Sonne und Mond erinnernden Sagen vom Sichſelbſterblicken der Menſchen, oben S. 35).

Als Anhang zu den kriechenden Thieren, die in ihrer Mehrheit auch ſchwimmen, werfen wir noch einen Blick auf die **Fiſche**, welche im Gebiete der Sage eine zu geringfügige Rolle ſpielen, um eine eigene Abtheilung der Sagenweſen zu bilden. Doch ſind ihnen mehrere mythiſche Züge mit anderen Thieren gemein. Man hat Sagen von ſprechenden Fiſchen, wie z. B. das plattdeutſche Märchen von dem „Fiſcher un ſine Fru", von geſpenſtigen, rieſigen und prophetiſchen Fiſchen, was alles Beweiſe von einſtiger Hochhaltung dieſer Thiere auf Seite des Menſchen ſind, welcher durch ſie das ohnehin verehrte Waſſer belebt und bevölkert ſah.

(177.) In gewiſſen heiligen Zeiten, wie z. B. in der Faſten, fängt ein Fiſch im Altshauſerbach ſein unheimliches Weſen an. Er ſchwimmt den Bach herab bis an die Brücke, die zur Fabrik führt, und zwar in aufrechter Stellung wie ein Menſch und iſt gerade ſo groß. Er hat ſchon das Waſſer verlaſſen und iſt auf dem Land geſehen worden in wirklicher Menſchengeſtalt. (Birlinger, Aus Schwaben I. S. 193.)

(178.) Am Fuße des Philippsberges zwiſchen dem Lochhauſe und der Clodramühle iſt eine Elſtertiefe, die ſogenannte Philippstiefe. Im Felſen dort befindet ſich tief unten ein eiſernes Gitter, hinter dem hauſen zahlloſe Fiſche von rieſiger Größe. Die Tiefe ſelbſt aber iſt unergründlich. (Eiſel, Voigtl. S. 154.)

(179.) Unter der wüſten Rüßburg beim Dorfe Rüßdorf bildet die Elſter zwiſchen ſchroffen Felſen mehrere große Tümpfel, z. B. den Pfaffenzipfel und das Hühnerhaus. In letzterm, welches beſonders fiſchreich iſt, haust ein Rieſenfiſch, die Mutter nämlich aller Elſterfiſche. So oft noch das Ungeheuer ſich hat blicken laſſen, hat es ein Unglück gegeben, ſei's, daß ein Menſch im Waſſer ſein Leben laſſen mußte oder daß Feuerſchaden, Peſtilenz, Theuerung und Krieg in's Land gefallen ſind. (Ebendaſ. S. 155.)

In der nordiſchen Edda verwandelt ſich der den Hort hütende Zwerg Andwari in einen Hecht. Der den Schatz der Sterne bewachende glänzende Fiſch iſt ohne Zweifel der Mond und der ihn fangende Loki der Feuergott, das den Sternhimmel leerende Feuer des Tagesgeſtirns.

II. Die fliegenden Thiere.

Zu diesen bildete der den Schluß der Kriecher machende Drache, welcher zugleich Wasser-, Land- und Luftthier ist, den Uebergang. Sie zerfallen in die deutlich getrennten Gruppen der Insecten und der Vögel.

a) Die Insecten.

Ein gemeinsamer mythischer Charakter läßt sich bei den **Insecten** schwerlich nachweisen. Die sie betreffenden Züge sind vereinzelt und nicht sehr klar. Am ehesten dürften sie Bezug auf die Sterne haben, welche gleich vielen von ihnen glänzende, in der Luft schwebende Dinger sind. Namentlich konnte das Sternenheer an Mücken-, Heuschrecken- u. a. Insectenschwärme erinnern.

(180.) In der Nähe von Teplitz ist der Mückenthurm, ein beliebter Ort für die Ausflüge der Badegäste. Es war einmal ein Förster, der schoß alle Hühner und Gänse und stahl den Leuten ihre Hausthiere. Mit dem Raube eilte er immer den Berg hinauf und so rasch, daß ihn der Schnellste und Gewandteste nicht einzuholen vermochte. Da hatte er einmal auch einem armen Mütterchen ihre Kuh gestohlen. Das Mütterchen aber war im Besitz einer Wünschelruthe. Sobald sie den Raub bemerkte, schwang sie die Ruthe und rief im höchsten Zorne: Du sollst zerstochen sein, bevor du den Gipfel des Berges erreichst. Sogleich kam ein ungeheurer Mückenschwarm und zerstach den Räuber, bis er entseelt am Boden lag. An der Stelle, wo er erstochen wurde, baute man später ein Thürmchen und das heißt das Mückenthürmchen. (Grohmann, Böhmen. S. 246.)

Natürlich wird die Biene mit besonderer Achtung behandelt. Man zeigt dem Bienenschwarm die Todesfälle im Hause an; den Tod der Biene bezeichnet man, ungleich anderen Thieren, mit „sterben". Fortziehen der Bienen bedeutet einen bevorstehenden Todesfall; wer sie tödtet, verfällt dem Teufel u. s. w.

Mythischen, aber auch dunkeln Inhalts sind die an Marien- (oder Sonnen-), Mai- u. a. Käfer gerichteten Kindersprüche. So z. B. an das Marienkäferchen, das bezeichnender Weise auch Gotteskühlein, Herrgottskalb, Sonnwendkäfer u. s. w. heißt und die Kinderseelen zum Himmel bringen soll:

Digitized by Google

Sunne-Sunne-Katharine,
lat de Sunne schiene,
lat den Regen öwer gahn,
dat wi könt in Schole gahn.

Oder (auch vom Maikäfer):

Sunnekäken flieg,
Din Vader is in Krieg,
Din Moder is in Pommerland
Pommerland is affebrant,
Sunnekäken flieg.

Der Hirschkäfer oder Schröter war dem Donar heilig: er zieht daher wie das Volk meint, den Blitz an; er trägt glühende Kohlen in die Häuser und zündet sie an.

b) Die Vögel.

Das ganze Geschlecht der **Vögel** hat schon durch das Fliegen einen überirdischen Charakter und bietet hierdurch zu Vergleichungen mit den Gestirnen Anlaß. Die Vögel spielen daher auch in jeder Mythologie eine Hauptrolle, und mit Vorliebe sind sowohl die Götter und Genien der Heiden, als die Engel und Teufel der Parsen, Juden, Christen und Islamiten geflügelt.

Die Vögel bilden in der Volkssage ein Reich und berühren sich zum Theil in ihrem Wesen viel näher mit den Menschen als die bisher berücksichtigten Thiere.

(181.) Im indischen Pantschatantra wird erzählt: Der Schwan, in Indien König der Vögel, hatte eine Selbstwahl seiner Tochter veranstaltet, d. h. eine Versammlung von Freiern, aus denen sie sich einen Gatten wählen möge. Die Wahl der Tochter fiel auf den Pfau. Darüber gerieth aber dieser vor Freude so außer sich, daß er anfing zu tanzen, dies aber auf unanständige Weise that, was den König so aufbrachte, daß aus der Hochzeit nichts wurde.

Merkwürdiger Weise wird diese selbe Sage anderwärts auf Menschen angewandt. Herodot erzählt sie nämlich von dem Benehmen des Atheners Hippokleides als Erkorenen der Tochter des Kleisthenes von Sikyon.

Aus der deutschen Volksfabel ist im Staate der Vögel der schlaue Sieg des Zaunkönigs über den Storch bekannt.

Unter den Schwimmvögeln ist vor Allem der Schwan mythologisch bedeutsam, woran denn auch seine nordische Folie, die Gans und ihre kleinere watschelnde Schwester, die Ente, Antheil nimmt. Die Gans ist beliebte Hexenhülle und wird zum Wahrsagen verwendet.

(182.) Im Elsaß giebt es eine kleine Brücke, genannt das „Gänsbrückel", weil man dort eine große weiße Gans, wie eine Schneegans, sieht, welche den Leuten Nachts nachgeht und sie irre führt, daß sie im Kreise herum wandern. (Stöber.)

Der Schwan ist Sternbild, des Zeus Verkleidung bei Leda und in der deutschen Sage Lohengrin's Kahnführer. Das fabelhafte „Schwanenlied" oder der Schwanengesang ist eine deutliche Spur seiner Vergötterung und vielleicht eine Allegorie des wundersamen Abendrothes, dieser sichtbaren Musik des Sonnengottes. Die Verbindung Leda's mit dem Schwan wird im Norden zur Frau Berchta mit dem Schwan- oder Gansfuß ernüchtert, welche des Namens wegen noch in der Sage von der spinnenden (den Fuß breit tretenden) Königin Berta von Burgund (Berthe au grand pied) fortlebt, und vertriebene oder verkannte Prinzessen sind sehr oft Gänsemägde. Zahlreiche Schwäne figuriren in der nordischen Göttersage, und die Schwanenhemden der Walküren gehören auch hierher. Man vergleiche die Märchen „Die goldene Gans" bei Grimm und „Schwan kleb' an" bei Bechstein, humoristische Nachklänge einstiger Verehrung dieser amphibischen Vögel.

Unter den Sumpfvögeln verehrte Alt-Aegypten den Ibis, den Verkünder der Nil-Ueberschwemmung, der Norden aber bis heute seinen heiligsten Vogel, den Storch. Wie derselbe durch seine Ankunft im Frühling die warme Jahreszeit, den jungen Sonnengott bringt, so bringt er auch in die Häuser deren Segen, die Kinder. Sein Nest schützt nach dem Volksglauben vieler Gegenden das Haus vor Blitz und Brand. Wenn Störche auf ein Haus nicht mehr kommen oder von selbem wegziehen, erfolgt ein Brand. Wer Storchnester zerstört, dem geben die Kühe rothe Milch oder brennt das Haus ab. All' dies wird auch von den Nestern anderer beliebter freien Hausvögel gesagt, der Schwalben und der Rothkehlchen.

Digitized by Google

Wegen ihrer Verehrung gelten die Störche auch vielfach als verwandelte Menschen und ihre Versammlungen bisweilen als solche von Freimaurern oder Hexen. Dabei wird jedesmal einer todtgebissen, wozu Anlaß giebt, daß sie in der That schwächliche Individuen tödten sollen.

(183.) Ein Mann zu Strückhausen, auf dessen Heuermannswohnung ein Storchnest war, erzählte: Ich war auf der Kaje am Braker Hafen, da hörte ich den Zuruf „Guten Tag, Jan!" Der Zuruf kam von einem Schiffe her, das dort im Winterlager lag. Verwundert sah ich hinüber, denn seit dem Tode meiner Frau pflegt mich in dieser Gegend niemand bei meinem Vornamen zu rufen. Da erblickte ich einen Schwarzen, der auf dem Hinterdecke des Schiffes, langbeinig wie er war, dastand. „Er kennt mich nicht?" fuhr der Schiffsmann fort. Ich wußte nicht, wie ich zu einer Bekanntschaft kam, die mich in der That befremdete. „Nun," sprach er weiter, „so will ich es ihm sagen; ich niste im Sommer auf seinem Hause als Storch, dann setze ich mit meinen Freunden und Verwandten nach Afrika hinüber, und da bin ich wieder auf einige Monate ein Mensch. Dann pflege ich wohl eine Seereise zu machen, wie ich eben jetzt auch gethan habe, um dann mit dem Beginn des Frühlings mein Leben als Storch wieder fortzusetzen."

Ebenso bedeutend steht in der Mythe das Hühnergeschlecht da. Man nennt das Feuer „den rothen Hahn", ein Bezug auf Feuer- und Sonnendienst, bei dem wahrscheinlich Hähne geopfert wurden. Den Sonnen- und Feueranbetern Erans war der Hahn der König der Vögel. Die Griechen opferten dem Asklepios einen Hahn, wenn sie genasen; dieser Gott war eben der Sohn des Sonnengottes, den der Hahn am Morgen verkündet.

Im Norden hieß es, ehe das Weltende herannahe, krähe der röthlich glänzende Hahn Fialar, dann wecke der bei Odin befindliche Gullinkambi (Goldkamm) die Asen, und der die Hel bewohnende Sotraudr (Rußfarbige) antworte (Wölu-Spa). — Daher gilt der Hahn auch als Verkünder des Wetters und prangt auf den Thürmen, und wieder, in der französischen Revolution, als Sinnbild der Freiheit.

(184.) An der nördlichen Spitze des Hakels liegt ein großer Erdfall, der zum Theil mit Wasser ausgefüllt und am Rande mit hohem Schilfe überwachsen ist. Dieses Wasser heißt das Grundlos.

Hier stand einst ein Raubschloß, da ging es gar hoch her, und die Schädel der Erschlagenen lagen rings auf dem Boden umher. Auf der Mitte

Digitized by Google

des Hofes ſtand eine Rolandsſäule, das Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit, mit ausgebreiteten Armen. Und einſtmals um Mitternacht ſtiegen drei große Hähne herab von dem runden Dache des Burgverließes und wandelten langſam über den Hof, dem geharniſchten Roland zu. Dann hoben ſie ſich zugleich im Fluge, der größte Hahn, höher und ſtärker befiedert als ein Adler, ſetzte ſich auf den Kopf der Rolandsſäule, die anderen nahmen Platz auf ſeinen Ellenbogen. Und nun krähten ſie, alle drei zugleich dreimal, daß der Hof und der nahe Wald widerhallten. Anfangs war Alles ſtill. Dann erſcholl aus dumpfer Ferne: „Wehe! Wehe! Wehe!“ — Siebenmal krähten nun die Hähne noch lauter, und das: „Wehe! Wehe! Wehe!“ erſcholl zum zweiten Male. — Neunmal krähten die Hähne noch lauter; und nun erhob ſich der große Hahn hoch in die Lüfte und ſchrie: „Wehe! Wehe! Wehe! Heute noch verſinkt die Raubburg!“

Bald darauf, noch vor Tagesanbruch, war da, wo vorher die Raubburg ſtand, das Grundlos. Als die Sonne die Mitte des Himmels erreicht hatte, war noch das Dach der immer tiefer einſinkenden Burg zu ſehen. Es war ganz mit Menſchen bedeckt, die in ihrer Herzensangſt immer höher nach der Spitze des Daches hinanklommen, je näher ihnen das Waſſer des immer ſteigenden Sees kam. Ein Mann, welchen das Geſchick ſchon in der Nacht zum Zeugen dieſes Vorfalles gemacht hatte, unterſchied deutlich an der Kleidung etwa acht Ritter und zwölf Knappen. (Pröhle, deutſche Sagen. S. 53.)

Wenn der Hahnenſchrei erſchallt, werden die davon überraſchten Hexen oder Rieſen verſcheucht oder zu Stein. Ein auf den Bergen gehaltener ſchwarzer Hahn iſt ein Mittel gegen das (ſpäter zu erwähnende) Alpdrücken des Viehs. Ein Hahn, als Thier des Tages, legt auch das Ei, daraus der Baſilisk, ein Nachtthier, kommt. Ein ſchwarzer Hahn, weil mit ſeinem Charakter ein Widerſpruch, iſt dem Teufel geweiht, der auch eine ſchwarze Hahnenfeder trägt. In Böhmen nehmen Kobolde die Geſtalt ſchwarzer Hühner an. Goldene Hühner vertreten ebenda die Stelle von Schätzen. Die Volksſage kennt auch häufig Hühner, welche goldene Eier legen, was wie alles mythiſche Gold und Silber mit den Geſtirnen zuſammenhängt. (Vergl. Nork, Myth. der Volksſage. S. 379 ff.)

(185.) Eine wohl in den Anfang des 13. Jahrhunderts hinauf reichende Weichbilds- oder ſ. g. Marterſäule vor dem St. Nikolausthore in Breslau führt im Volksmunde ſeit undenklicher Zeit den Namen „die Hahnkrähe“, von dem an der Weſtſeite der Säulekrönung ausgehauenen Hahne mit ausgebreiteten Flügeln. In der Krönungsniſche gegen Mittag ſieht man einen Reiter in vollem Rennen, und auf zwei anderen Seiten die Kreuzigung und

Digitized by Google

eine Dreieinigkeit. Ob richtig oder nicht, deutet das Volk die Darstellung auf einen alten Ritter Henzko (Heinze) von Wiesenburg, welcher eine eben so schöne als tugendsame Gemalin hatte, die er über Alles liebte und die sein ganzes Glück ausmachte. Als daher ein Herzog Heinrich an einem Kreuzzuge theilnahm und Henzko, es heißt auf Anstiften eines herzoglichen Günstlings Leutko, welcher ein Auge auf die schöne Frau geworfen und ihn entfernen wollte, vorausreiten und eine Botschaft ausrichten sollte, traf er, wie eine Falle ahnend, mit seiner Frau die Abrede, sie solle von seinem Tode sich nur dann für überzeugt halten, wenn ihr Jemand das silberne Crucifix, das er immer an seiner Brust zu tragen pflegte, überbringen werde. Sie versprach es, und Henzko ritt fort. Aber noch nicht am Reiseziele, verfiel er von der Anstrengung in eine Krankheit, was er seiner Gattin meldete. Leutko wollte dies benützen, gab ihr Nachricht von Henzko's gewissem Tode und ließ seine Wünsche merken. Die Treue wies ihn gebührend ab. Henzko genas, richtete seinen Auftrag aus und machte sich geflügelt auf den Heimweg, als er in einem Walde von Räubern angefallen wurde, die ihn als Sklaven in eine nahe Seestadt verkauften. Ein Diener war entkommen, berichtete aber daheim, um seine Flucht zu beschönigen, sein Herr sei erschlagen worden. Abermal versuchte der Günstling des Herzogs sein Glück und abermals vergebens. Drei Jahre trug Henzko das Sklavenjoch, als er eine Nacht träumte, er sehe seine Gattin mit Leutko zum Traualtare schreiten. Entsetzt wachte er auf und rief aus: O könnte ich vor Sonnenaufgang in Breslau sein, ich wollte meiner Seele Heil d'rum geben! — Kaum gesagt, hörte er neben sich einen Hahn krähen, und der Böse rief, vor seinem Bette stehend, sein Wunsch solle erfüllt werden, falls er den Vertrag halte. Dieser wurde geschlossen, dann hieß der Böse Henzko auf den Hahn sitzen, welcher lustig die Flügel schlug, ihn in Sturmeseile davontrug und sich mit dem im Fluge Eingeschlummerten vor dem Breslauer Nikolaithore niederlassend, ihn durch Krähen erweckte, als eben die ersten Sonnenstrahlen die Thürme beschienen. Sogleich wurde der Hahn zum schön gezäumten Rappen und brachte den Ritter zu seiner Gattin, die ihn freudig begrüßte. Der Böse vermochte wegen des Crucifixes nichts wider ihn und sah sich getäuscht. Henzko aber ließ zum Danke gegen Gott die Weichbildsäule setzen. (Leipziger Illustr. Zeitg. 1858. S. 257.)

Die Taube, der zahme Vogel des Hausdaches, war den Alten Sinnbild der Liebe und daher der Aphrodite heilig. Eine vorausfliegende Taube zeigte den Colonisten aus Chalkidike den Weg nach Cumä in Italien. Tauben verkündeten dem chaldäischen König Xisuthros wie dem hebräischen Patriarchen Noah das Ende der Fluth. Im Mittelalter wiesen sie zur Gründung mehrerer Klöster (Pfävers in der Schweiz, St. Georgenberg in Tirol) den Platz an. Sie sind unverletzlich gleich den Störchen, Schwalben u. s. w.; Lach- und

Turtelrauben im Zimmer ſchützen gegen verſchiedene Krankheiten, zeigen Schätze (Grimm's Sagen 123) und halten Feinde ab. (Ebd. 124.) Weiße Tauben ſind häufig Bilder der Menſchenſeele.

(186.) Es war am Ende des 16. Jahrhunderts, als Hans Sigmund von Wellwart drei Unterthanen einkerkern ließ, darum, daß ſie den neuen Glauben nicht annahmen, vielmehr Andere wieder abwendig zu machen ſuchten. Der Eine davon ſollte ſich an einem evangeliſchen Mädchen urthätlich vergriffen haben, dem Andern bürdete man auf, einen Laib Brod geſtohlen zu haben, und der Dritte hätte einen Markſtein herausgezogen. Dieſe Umſtände, verbunden mit ihrem Widerſpruch gegen die Annahme der evangeliſchen Lehre, zog ihnen anfänglich harte Haft und Folter zu. Und als ſie ſolche ſtandhaft aushielten und keinen Schrei des Schmerzens thaten, auch nicht eingeſtanden, immer ihre Unſchuld betheuernd, da entbrannte Hans Sigmund in heftiger Zornes-Aufwallung und verurtheilte ſie zum Galgentode. Als die Henker ihr verdammliches Werk vollbracht und die drei Leiber entſeelt da hingen, da flogen drei weiße Tauben von ihnen aus, der Höhe zu und verſchwanden in den Wolken, die zuerſt ſich öffneten, darnach hinter ihnen ſich verſchloſſen. Das Volk erkannte hieraus ihre Unſchuld. Die weißen Tauben ſollen die Seelen der drei Unglücklichen geweſen ſein. Das Herz Hanſen Sigismunden erzitterte darob und zur Sühne der unſchuldigen Opfer ließ er nun drei evangeliſche Kirchen erbauen. (Birlinger, Aus Schwaben I. S. 282.)

(187.) Ein Herr hatte zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die ſich aber nicht gut miteinander vertrugen. Als der Bruder wieder ein mal beim Vater über die Schweſter klagte, rief der Vater: er wollte, ſie würde zur Taube und flöge fort. Sogleich geſchah es, und nun reute es den Vater, aber noch mehr den Sohn, der nun allein ſpielen ſollte und von anderen Kindern Spott und Schläge empfing. Er erklärte dem Vater, er wolle auswandern und die Schweſter ſuchen, ließ ſich's nicht ausreden und nahm mit ein flächſenes Hemde, in welches er der Verlorenen Namen hatte nähen laſſen. Wie er nun ſo auf dem Wege war, kam er in einen großen, großen Wald und wanderte weiter, bis es Abend wurde und er ein Häuschen traf, wo er anklopfte. Heraus kam eine alte Mutter, die er um ein Nachtlager bat, ſie aber erwiderte, ſie übernachtete ihn gerne, aber ihr Sohn, der Wind, werde ihn zerreißen, wenn er heimkomme. Der Knabe ließ nicht nach und die Frau verſteckte ihn. Nicht lange, ſo hörte man ein furchtbar Brauſen und alle Bäume neigten ſich im Walde. Da kam der Wind und ſagte, wie er in's Haus trat: Die Mutter habe einen Menſchen, ſie ſolle ihn bringen, damit er ihn zerreiße. Vergebens läugnete ſie, bis der Wind verſprach, dem Knaben nichts zu thun. Sie brachte ihn und der Wind hieß ihn eſſen und getroſt ſein und fragte ihn nachher um ſein Anliegen. Dann verſprach er, morgen nach der Taube auszuſehen, ſah ſie aber nicht und der Knabe reiste ab, kam Abends

Digitized by Google

zu einem zweiten Häuschen, und da warnte die Frau drinn vor ihrem Sohne, dem Raben. Alles geschah gleich, und im dritten Häuschen wohnte die schöne „Frau Sonne", die ihn freundlich aufnahm und am Morgen die Taube ausspähte. In einem großen Wasser auf einer Insel in einem Schlosse sei sie. Sie hieß ihn eine schwarze Henne kaufen, kochen, essen, die Gebeine aber aufbewahren, da zum Schloß eine gläserne Brücke führe, über die er nur mittelst dieser Knöchelchen zu gehen im Stande sein werde. Er that dem also, fand die Brücke, die so hell blinkte, daß er es kaum aushielt, und legte Beinchen um Beinchen bis er fast zu oberst war, wo er aber merkte, daß er eines verloren hatte und noch ein Schritt fehlte. Da schnitt er sich den kleinen Finger ab und kam an das schöne Schloß, in welches er trat und in einem Zimmer eine Mahlzeit gerüstet traf. Er setzte sich und aß, ging dann weiter und sah im zweiten Zimmer in 14 Betten 14 Mädchen schlafend, und eine davon war seine Schwester, die er an den dastehenden Pantoffeln kannte. Er legte ihr das flächsene Hemde auf's Kissen und ging in's dritte Zimmer, welches ganz himmelblau und glänzend war, und kam da in den Garten. Indessen erwachten die Mädchen und als die Schwester das Hemde mit dem Namen sah, merkte sie, ihr Bruder sei hier, klagte aber, daß er nicht „eine Mandel (15 Stück) Besen zu Asche gekehrt", was sie erlöst hätte; jetzt sei sie verwünscht in die finstere Welt. Damit ging sie hinab in den Garten, wo er war, und ohne ihn grüßen zu dürfen, in die finstere Welt. Der Bruder nahm das zurückgelassene Hemde und ging ihr traurig nach. Da kam er zu einer Mühle an einem weiten Meere, über dem drüben die finstere Welt lag. Der Müller belehrte ihn, ein Rabe komme täglich aus der finstern Welt zur Mühle und hole drei Tonnen Mehl; in eine möge er sich setzen. Aber wenn der Vogel eine zu leicht, wie zu schwer finde, lasse er sie in's Meer fallen. Der Knabe that Alles, aber der Rabe, als er fast drüben war, ließ die Tonne, worin er war, fallen, weil er sie zu leicht fand. Die Wellen trieben die Tonne an's Land, er schlug mit dem Hammer, den er bei sich trug, ein Loch, trat heraus, hörte vor dem Schlosse zufällig von den 15 Besen, sah, wie er kehrte, sie zu Asche brennen, trug die Asche nach Vorschrift in's Meer, worauf sich hinter ihm ein furchtbarer Knall hören ließ und er im Schlosse die 14 Mädchen wieder schlafend fand, das Hemde abermals auf ihr Kissen legte und sie dadurch erlöste. Jetzt wohnen sie reich und glücklich im Schlosse. (Schlesisches Märchen in Wolf's Zeitschr. f. d. Myth. I. 310—315.)

In zahlreichen Märchen spielen die Tauben auch eine bedeutende Rolle als Gegenbilder der schwarzen Raben.

Der letztgenannte Vogel ist eines der älteren Sternbilder und seit uralten Zeiten ein Wahrsager, wozu seine Klugheit, sein langes Leben und seine unheimliche Stimme Anlaß boten. Er war der Vogel

Digitized by Google

Apollons, wie Odins; auf des Letztern Schultern saßen zwei Raben, Huginn und Muninn, d. h. Gedanke und Erinnerung (die beiden den Sonnengott umgebenden Nächte, sinnig als Zeiten des Nachdenkens und Träumens aufgefaßt), und flüsterten ihm in's Ohr, was sie, da er sie täglich aussandte, die Welt zu erforschen, ausgekundschaftet hatten.

(188a.) Nach einer Sage in Werdenberg sind die Raben verwandelte Menschen, die wegen ihres Uebermuthes auf diese Weise gestraft worden seien. Wegen seiner Schwärze wird der Vogel auch vielfach für eine Hülle des Teufels gehalten und wie die Taube das Licht und das Leben, so vertritt der Rabe die Finsterniß und den Tod; er ist ein Leichenvogel.

(188b.) Der König Artus, erzählt Cervantes im Don Quijote, lebt noch, in die Gestalt eines Raben verzaubert, weshalb kein Engländer diesen Vogel zu tödten wage. Die Appenzeller sagen: „Rappa (Raben) sönd öber's Hus döra gflogen ond hend Schrä gloh (Schreie gelassen, d. h. ausgestoßen), es ged an Ohglöck (Unglück)" und „wenn an Rapp Schrä lod (Schreie läßt, schreit), so geds (giebts) an Chog (Aas, Leichnam)".

(189a) Zur Zeit, da die Pest im Voigtlande wüthete, kam von Norden her ein weißer Rabe in's Land und rief: „Freßt nur recht Rapuntica, sinten kimmt kä Mensch derwä!" (Eisel, S. 147.)

(189b.) Im Vatnsdalr, im Nordlande Islands, stand ein Hof, dessen Leute, Bauer wie Dienstboten, roh lebten und namentlich sich einen Spaß daraus machten, Sonn- und Feiertage durch grobe Arbeiten zu entheiligen. Nur ein junges Mädchen im Hause machte sich von so was los so viel es konnte und war mild gegen Menschen und Thiere. Es fütterte einen Raben täglich, der beim Hofe nistete, und der wurde so zahm, daß er ihm immer zuflog und aus der Hand fraß. Eines Tages, als die Hofleute abermals, trotz eines Kirchenfestes, arbeiteten, wollte der Vogel das ihm dargebotene Futter nicht nehmen, sondern flog, immer wiederkehrend, ein paar Schritte vom Mädchen weg, und wenn es sich ihm näherte, wieder etliche Schritte, bis sich eine Masse vom Berge ablöste und den Hof mit allen Bewohnern verschüttete. Manche fügen bei, man habe einen weißgekleideten Engel erblickt, welcher durch Schlagen an den Berg den Sturz veranlaßte. (Maurer, Isländ. Volkssagen.)

(190.) In einem dänischen Volksliede fahren König und Königin „über das salzige Meer", die Letztere zu ihrem Unheile. Draußen stand das Schiff auf einmal still, ohne daß man einen Grund dazu entdeckte. Ein „wilder Nachtrabe" flog her und wollte es in den Grund senken. Da versprach die Königin dem Nachtraben Silber und Gold. Er erwiderte, nicht Silber und Gold verlange er, sondern Besseres, nämlich was sie „unter ihrem Leibgurte" trage. Da

Digitized by Google

warf die Königin ihren Schlüſſelbund über Bord und der wilde Rabe flog von dannen. Als ſie heim kamen, wandelte die Königin am Strande und fühlte, wie unterm Leibgurte ihr Kind ſich rühre. Und als fünf Monde herum waren, genas ſie eines ſchönen Sohnes, den ſie German taufen ließ. Trotz eines Wehgefühles hielten ſie den Knaben für geborgen. Der Knabe wuchs, übte ſich im Reiten und Fechten, und ſo oft ihn die Mutter anſah, betrübte ſich ihr Herz. Er fragte ſie einſt um die Urſache, und ſie entdeckte ihm die Sache, daß er dem Raben verpfändet ſei. Der Sohn tröſtete die Mutter: „Was mir mein Schickſal beſcheeren will, davor kann mich Niemand bewahren".

Eines Donnerstags Morgens im Herbſte flog der häßliche Rabe zur Königin herein in die Frauenſtube und forderte Haltung ihres Gelöbniſſes. In der Angſt ſchwur die Mutter eidlich, weder von Sohn noch Tochter zu wiſſen. Der Rabe flog drohend von dannen und ſchrie, German werde ihm nicht entgehen. Als dieſer 15 Jahre alt war, ſandte er nach England um des Königs Tochter. Die wurde ihm zugeſagt und er kleidete ſich köſtlich in Scharlach und bat ſeine Mutter um ihr Federgewand, um hinzureiſen. Sie gab ihm's mit den Ahnungsworten, ſie werde ihn wohl nimmer ſehen. Fort flog er über's Meer. Dort ſaß auf einer Klippe der wilde Nachtrabe, der dem Daherfliegenden ſchrecklich zurief, er gehöre ihm. German bat ihn, zu ſeiner Braut fliegen zu dürfen, und er werde, ſo wie er dieſe geſprochen, ſich ihm an demſelben Orte ſtellen. Der Rabe ſtimmte bei, erklärte jedoch, ihn vorerſt zeichnen zu wollen, damit er ihn wieder erkenne, hackte ihm dann ſein rechtes Auge aus und trank ihm ſein helles Herzblut aus.

German langte bei ſeiner Jungfrau Adeluz bleich und blutig an. Die Jungfrauen verſtummten ſogleich in ihrem Koſen, und Adeluz, Nadel und Scheere von ſich werfend, ſchlug ihre Hände zuſammen und fragte ihn, woher ſein Anblick komme und ſein Kleid blutig ſei. German ſagte ihr Lebewohl und eröffnete ihr, was ihm bevorſtehe. Da zog Adeluz einen goldenen Kamm heraus und kämmte ihm, viel weinend, die Haare, ſeine Mutter, als die Quelle ſeines Unglückes, verwünſchend, indem ſie beide Arme um ihn ſchlang. German entſchuldigte ſeine Mutter, da ſeinem Geſchicke Niemand entrinne. Hiermit hüllte er ſich wieder in ſein Federgewand und flog fort. Adeluz folgte ihm eben ſo ſchnell in einem Federgewande. Als er in Wolkenhöhe hinflog auf und ab, flog ſie beſtändig immer nahe hinter ihm her. Kehrt um, ſtolze Jungfrau Adeluz, nach Hauſe, ihr ließet eure Saalthüre offen und euere Schlüſſel zur Erde. Laß meine Saalthüre offen ſtehen und meine Schlüſſel liegen zur Erde, wohin ihr zu euerm Geſchick wollt' gehen, dahin ich euch folgen werde.

German flog auf und ab, die Wolken hingen dichte; es brach herein die Dämmerung, ſie verlor ihn aus dem Geſichte. Alle Vögel, die nun Adeluz im Fluge traf, die ſchnitt ſie mit ihrer Scheere in Stücke, um den wilden Raben zu treffen. Aber wie ſie zum Strande herab ſich ließ, traf ſie German nicht mehr, nur ſeine rechte Hand traf ſie. Da ſchwang ſie erzürnt ſich wieder

Digitized by Google

auf, dem Raben den Tod zu bringen; sie flog gen Westen, gen Osten, sie flog, alle Vögel wieder in Stücke zerschneidend. So traf sie den Raben und begann einen Kampf mit ihm, bis sie auch ihn in Stücke schnitt, aber vor Ermüdung ebenfalls starb. (Heine, sämmtl. Werke. 1861, VII. Bd. S. 60.)

An die Stelle des Raben tritt oft seine nahe Verwandte, die Krähe.

(191a.) Reri, der Sohn Sigis, des Sohnes Othins, und seine Gattin waren kinderlos, was sie sehr betrübte. Sie baten zu den Göttern um Nachkommenschaft und Othin hörte sie. Er nahm seine Traute, des Riesen Hrimni Tochter, und gab ihr einen Apfel, den sie dem Könige bringen sollte. Sie nahm den Apfel, zog die Gestalt einer Krähe an und flog dahin, wo Reri auf einem Hügel saß. Sie ließ den Apfel in dessen Schoß fallen, er verstand, was das zu bedeuten hatte, ging heim, aß vom Apfel und begab sich zur Königin, die bald Mutter wurde des besungenen Walse oder Wolse, des Stammvaters der Wolsungen und Sigfrids. (Wolsungasaga 3. 4. Kap.)

(191b.) In dem Flurtheile die Hechel, bei Lothra, fliegt eine schwarze Krähe herum und hackt den Vorübergehenden auf den Kopf. Das ist der Geist eines alten reichen Mannes, der als Geizhals arg verschrieen gewesen war. (Eisel, S. 146)

Die Elster (Agerst) gilt in der östlichen Schweiz als verwandelte Hexe.

(192a.) Ein Jäger wurde eines Morgens von einer Elster, die auf einem Baume saß, wegen fortwährender Fehlschüsse ausgespottet, so daß er zornig die Flinte anlegte und sie mit Schrot in's Bein traf, worauf die Verwundete einer nahen Hütte zuflog. Als er nach der Jagd in derselben einkehrte, fand er den Hausflur voll Blut und die Hauswirthin mit verbundenen Füßen am Ofen sitzen. — In der Landschaft Toggenburg sagt man: wenn man eine Elster schieße, so zerspringe die Flinte. Der Elster Schreien bedeutet Zank, und wenn in der Schweiz eine solche dem Fischer nachfliegt, so fängt er wenig.

(192b) In Hochgräflich Wurzach'schen Diensten war ein Jäger, der oft von der Lindenwirthin ver- oder behext worden sein soll. Das kam so. Er habe gar oft, wenn er einen Hirsch habe schießen wollen, auf dem Anstand auf Scheinhirsche geschossen. Er hat Hirsche gesehen, nach dem Schusse war nichts sichtbar.

Dieses verdroß nun den Jäger und er dachte darüber nach, der Lindenwirthin auch einen Possen zu spielen. Der Jäger wußte, daß Elstern eine Art verhexter Vogel sind. Nun fängt er eine Elster und läßt sie heimlich in die Wirthsstube, und geht auf den Anstand.

Digitized by Google

Nicht lange auf dem Anstand weilend, fliegt die Elster mit einem Bündel Schlüssel daher und läßt diese vor dem erstaunten Waidmann fallen. „Wart Lindenwirthin, ich will dich auch fangen!“ sagt der Jäger zu sich selbst. Sogleich wird der Stand verlassen, und in die Linde der Weg angetreten. In der Wirthsstube angekommen, verlangt der Jäger sogleich Wein. Die Wirthin will in Keller, findet keine Schlüssel. Der Jäger fordert ungestüm Käs. Die Wirthin kann ohne Schlüssel nicht in Keller. Der Jäger verlangt noch Vieles. Die Wirthin kann beim besten Willen nicht helfen.

Endlich erbarmt sich der Jäger der Wirthin, giebt ihr die Schlüssel und erzählt ihr den Hergang, macht aber die Bedingung, daß sie ihn nicht mehr mit Scheinhirschen beheren solle. Die Wirthin versprach das Hexen einzustellen, und von jener Stunde an gab es keine Scheinhirsche. Der Jäger und die Wirthin waren von selber Zeit gute Nachbarsleute. (Birlinger, Aus Schwaben I. S. 119.)

Der Specht, im alten Italien der Lieblingsvogel des Mars, hackt zum Nisten ein Loch in einen Baumstamm. Hat er Junge, so kann man in das Loch einen Zapfen treiben, worauf der Vogel gleich mit der sogenannten Springwurzel erscheint und durch Berührung des Zapfens mit derselben sein Nest wieder frei macht, die Wurzel aber fallen läßt, welche Dem, der sie findet, alle Thüren und Schlösser öffnet.

Der Kukuk ist gleich dem Raben ein Wahrsager, daher die Redensart „das weiß der Kukuk“; im Alterthum überraschte Zeus in seiner Gestalt die Hera, weil er als Bote des Frühlings zum Sonnendienste gehört. Bekannt ist das Zählen des Geldes in der Tasche und der Lebensjahre oder auch derjenigen bis zur Hochzeit, oder gar der zu erwartenden Kinder, nach seinem Rufe. Letzteres zeigt ihn als Frühlingsboten in Anwendung auf das ganze Leben. Weil er aber seine Eier betrügerisch in anderer Vögel Nester legt, hat sein Name auch einen übeln Ruf, so daß bei den Römern der untreue Gatte Cuculus hieß (bei Plautus). Umgekehrt hat im Englischen (cuckold) und Französischen (cocu) der von der Gattin Betrogene diesen Spottnamen. In Deutschland wurde „Gauch“ (Kukuk) ein Schimpfwort, und daher gilt des Vogels Name auch als Synonym des Bösen, z. B. „des Kukuks werden“, „geh' zum Kukuk“ (statt „Teufel“).

Der König der Vögel, der Adler, ist Sternbild und als des Zeus Begleiter Bild der Sonne, aber auch Träger der Blitz- und Donnerkeile. In Persien war er das Bild des Ormuzd, wie der

Digitized by Google

Drache das des Ahriman. Daher wurde er auch Symbol der Kaiser- und Königswürde. Im Norden trug Odins Gegner, der Riese Thiassi, Adlerflügel, und in Asgard saß ein Adler auf dem Welt-Eschenbaume, dem „Vieles bekannt war" (Edda) und ein Drache nagte an der Wurzel.

Das Gegenbild des edelsten Tagraubvogels bildet die unheimliche Eule, die als Nachtthier natürlich auch ein Hexen- und Zauberthier ist. Im Hellas war sie wegen ihrer Wachsamkeit ein Sinnbild der Weisheit und der Athene heilig, und wegen ihrer Verborgenheit Verwandlung der vom wollüstigen Vater verfolgten Nyktimene. In der Schweiz bedeutet der Eule Ruf in der Nähe eines Hauses den baldigen Tod eines Bewohners, an einigen Orten aber auch ein fruchtbares Jahr.

(193.) In Iberg (Kanton Schwiz) heißt eine Höhe Hirschfluh, und eine Guggerenfluh, weil dort ein mythischer Vogel, der Guggehuh, sich aufhält und seit mehreren Jahrhunderten immer derselbe ist. Man wollte ihn schießen, aber es mißlang stets. Er läßt sich nur Nachts sehen und „gruchset" (ächzt) dann wie ein kranker Mensch zwischen jenen Flühen. (Lütolf und Mittheilung durch P. Gall Morell.) Die Guggerenfluh sei ohnehin ein Ort, wohin seit Uraltem alle Geister gebannt werden.

Bekannter als fabelhafter Vogel ist der Greif (Löwe mit Adlerkopf und Adlerflügeln), einst gleich dem Adler ein Bild der Sonne. In Asien vermuthete das Alterthum ein Gold hütendes Volk der Greife.

(194.) In alter Zeit hausten räuberische Männer auf der berüchtigten Burg Greifenstein in Tirol. Sie hatten einen Vogel Greif mit Flügeln, die ausgebreitet einen ganzen Acker überschatteten, und Krallen schärfer als Stahl und Eisen. Er zerknickte mit dem Schnabel Eisenstangen wie Strohhalme, war abgerichtet, Raub zu holen, und kam ein Fuhrmann mit Roß und Wagen daher, so schoß der Vogel nieder, packte Roß und Wagen mit seinen Fängen, flog damit auf und stellte die Beute im Burghofe nieder. (Zingerle.)

Ein solcher Greif raubt in der Sage vom Kaiser Octavianus den Löwen sammt dem von diesem entführten Knaben. Eine Sage vom „Vogel Greif" enthalten Grimm's Märchen in einem fehlerhaften Schweizerdialect, welcher in der ersten Auflage dieses Buches (S. 49 ff.) in seiner Aechtheit wieder hergestellt ist. *)

*) Mußte in dieser Auflage des Raumes wegen wegbleiben.

Digitized by Google

(195.) Eine Sage, welche der Erzähler ſich erinnert, in ſeinen Knabenjahren geleſen zu haben, läßt das Grafengeſchlecht der Schaffgotſch aus einer Schäferfamilie in uralter Zeit herſtammen. Nach dieſer Legende herrſchte in grauer Vorzeit über die großen Gebirge, die nahe an's alte Sachſenland ſtreifen und das alte Böhmerland von unſerm heutigen Schleſien ſcheiden, ein junger reicher Herzog mit ſeiner ſchönen und liebenswürdigen Gemalin, denen die Vorſehung eben das erſte Pfand treuer Gattenliebe, ein liebliches Söhnlein, beſcheert hatte. Eines Tages hatte die Kinderwärterin das Kind, welches kaum das erſte Jahreskleid angethan, für einen Augenblick unbewacht gelaſſen, als ſie bald darauf troſtlos ohne Kind zum herzoglichen Schloß zurückkehren mußte. Das ganze Schloß gerieth darüber in Bewegung, alle Dienſtleute des Herzogs forſchten und ſpäheten nach dem Räuber und dem Verbleib des Kindes in allen Winkeln und Ecken des Schloſſes, in Garten und Feld, Flur und Wald. Nirgends war eine Spur von dem Lieblinge zu finden. Allen Ausgeſendeten voran, eilte der wackere Schäfer des Herzogs. Bald entdeckten ſeine ſcharfen Augen den Räuber. Ein ungeheurer Raubvogel war es, der langſam dahin ſchwebte und etwas in ſeinen Fängen trug. Mit ſeinem tüchtigen Schäferſtock bewaffnet, eilte der Schäfer dem Unthier raſtlos nach, ihm die theuere Beute abzujagen. Endlich ließ ſich das Ungethüm auf einer Felſenhöhe nieder, dem heutigen Greiffenſtein (Greif am Stein). Schon war der wackere Schäfer ganz in ſeiner Nähe, als der furchtbare Vogel ſich wieder erhob und mit ſeiner Beute fortſchwebte. Unermüdlich eilte der Schäfer nach. Der Greif ſuchte ſeinem Verfolger zu entkommen; aber der Schäfer blieb ihm hart an der Ferſe. Endlich glaubte der Greif mit ſeiner Beute ſich ſicher; da, wo vor alten Zeiten die Burg von Kemnitz geſtanden, überliſtete der Schäfer aber doch den furchtbaren Raubvogel, ſo daß dieſer ſeine Beute im Stiche ließ. Und welche Freude für den wackeren Schäfer: das Kind lebte noch. In faſt ebenſo ſchnellem Lauf, wie bei der Verfolgung, brachte er dasſelbe zurück zur unbeſchreiblichen Freude des Herzogspaares und des ganzen Schloſſes. Aus Dankbarkeit machte der Herzog den Schäfer zu einem „Freien" und als er alt wurde, erhielt er für ſeine Familie zu ewigem Beſitzthum die Burg Kemnitz. (Lehrer Scholz in Warmbrunn.)

Der Phönix (das Wort bedeutet feuerroth, purpurroth) galt bei den Alten als adlerartiger roth und goldener Vogel, der im Oſten am Ocean wohne und die Sonne von ihrem Auf- bis zum Untergehen begleite. Aus der Aſche des ſich ſelbſt Verbrennenden entſtand jedesmal ſein Sohn, was Alles andeutet, daß der Vogel, wie der Adler bei den Griechen, die Sonne ſelbſt iſt. Zur Feier deſſen zündeten die Phöniker im Sommerſolſtitium ein Feuer an. Die Zeit bis zum Wiedererſcheinen, die Phönixperiode, betrug 1461 Jahre, das

große Sonnenjahr. Die Volkssage kennt den Vogel Fenis noch mehrfach.

(196.) In Tirol wird erzählt: Es war einst ein blinder König, den kein Arzt heilen konnte. Zuletzt gab ihm ein Wahrsager den Bescheid, er werde nicht eher wieder sehend werden, als bis man ihm den Vogel Phönix bringe und dieser vor ihm singe. Der König hatte drei Söhne. Der älteste machte sich auf den Weg und kam in eine große Stadt, wo aus den Fenstern eines Prachtpalastes ihm ein Fräulein winkte und lustige Weisen herabschollen. Er ging hinauf, ließ sich aufhalten und vergaß Vater und Vogel. Jetzt ging der zweite Königssohn und ihm begegnete dasselbe. Nun war die Reihe am dritten, den wollte aber der Vater nicht von sich lassen, weil er ihn am liebsten hatte. Endlich ritt auch er. Er aber ließ sich vom Fräulein nicht locken und kehrte in einem einfachen Wirthshaus ein. Nachts pochte es an seiner Thüre, die aber verriegelt war und das dritte Mal ging sie auf und die Gestalt eines langen bleichen Mannes erschien und erzählte, der Wirth habe ihn, weil er seine Zeche nicht bezahlen konnte, erschlagen und im Keller verscharrt. Wenn der Prinz die Schuld bezahle und ihn christlich begraben lasse, sei er erlöst und werde ihm einmal helfen. Wie der Hahn krähte, befragte der Prinz den Wirth, welcher erschrak, bezahlte ihn und ließ den Todten begraben. Dann ritt er weiter nach dem Phönix und kam in einen großen dunklen Wald, wo ein Wolf auf ihn zulief. Schnell stach der Prinz sein Roß todt, damit der Wolf ihn selbst schone. Der aber tadelte ihn darüber, weil sie das Thier zum Weitern gut hätten brauchen können, lud ihn ein, auf seinen Rücken zu sitzen und rannte mit ihm über Stock und Stein davon. Bald gelangten sie zum prächtigen Zauberschlosse in schöner Landschaft, und der Wolf sagte, hier werde der Prinz ein ganzes Zimmer voll schöner Vögel in schönen Käfigen finden; er solle aber ja keinen davon nehmen, sondern ganz hinten in einem Winkel den schlechtesten Käfig, weil darin der Phönix sei. Neben ihm stehe ein goldener Mann, den er ja nicht berühren solle, weil sonst Alles verloren sei. Der Königssohn, über den armseligen Anblick des Vogels unzufrieden, wollte den goldenen Mann dazu nehmen, wie er ihn aber berührte, schrieen alle Vögel: „Dieb, Dieb, Dieb!" und eine Schaar Diener führte ihn vor den Schloßherrn, welcher ihm Freilassung anbot, wenn er ihm das Roß verschaffe, das so schnell laufe wie der Wind. Der Wolf schalt den Prinzen wegen seines Ungehorsams, nahm ihn aber wieder auf den Rücken und trug ihn zum Schlosse mit dem Pferde, wo er ihn abermals mahnte, ja das schlechteste und magerste zu wählen; der Prinz that erst dem gemäß, kehrte aber an der Thüre wieder um, und wie er eines der schönen ergriff, entstand ein Höllenlärm, packten ihn hundert Hunde und fort ging's zum Schloßherrn. Dieser verlangte von ihm die schönste Frau, die auf Erden sei. Der Wolf spottete über den Prinzen, als er ohne das Roß zurückkam, nahm ihn jedoch abermals auf den

Digitized by Google

Rücken und brachte ihn nach drei Tagen vor ein wunderschönes Schloß, wo er zwei Frauen schlafend finden werde; die eine schwarz wie die Nacht, die andere weiß und schön wie der Tag. „Die Schwarze mußt du nehmen, sonst helfe dir wer kann, ich kann nimmer.“ Der Prinz traf Alles genau, stand zwar unschlüssig, als er die zwei Frauen sah, dachte aber des blinden Vaters und nahm die Schwarze bei der Hand. Als sie aber vor das Schloßthor kamen, wurde sie schön wie der helle Tag und noch schöner als die andere gewesen war, und dankte ihm, daß er sie erlöst. Diesmal lobte ihn der treue Wolf, nahm sie dann Beide auf den Rücken und trug sie zum Schlosse mit dem windschnellen Pferde, wo der Prinz dem Schloßherrn die schönste Frau verkündete, welcher ihm den windschnellen Schimmel vorführen ließ. Der Prinz schwang sich mit der Jungfrau auf das Roß, welches plötzlich schön und groß wurde und sie im Flug zum Phönixschlosse trug. Hier verlangte der Königssohn für das Roß den Phönix, fuhr aber, als man diesen brachte, mit dem Vogel und der Jungfrau auf und davon, bis sie in den Wald gelangten, wo der Wolf dem Prinzen begegnet war. Hier blieb dieser zurück und eröffnete, er sei der Geist des Todten, den er erlöst habe. Er gab ihm den letzten Rath, wenn er in die Stadt komme, ja kein „Galgenfleisch“ zu kaufen. Hiermit verschwand er. Als der Prinz am Stadtthore anlangte, sah er ein großes Volk und hörte, es werden zwei Lumpen hingerichtet, die all das Ihre verpraßt hatten. Als der Wagen mit den zwei Missethätern heranfuhr, gruselte es dem Prinzen vom Kopfe bis zu den Zehen, denn er erkannte seine zwei liederlichen Brüder. Sein Erstes war, sie loszukaufen, zu kleiden und dann sie auf das windschnelle Roß zu nehmen. Wie sie auf dem Heimwege aber wahrnahmen, daß der Jüngste Alles vollendet und sie leer heimkehrten, beriethen sie sich auf dem Rosse flüsternd, schnitten ihn in den Hals und verbargen ihn unter Waldlaub. So kamen sie heim, brachten dem Vater den Vogel, der sich sehr freute, aber traurig wurde, weil der Jüngste nicht mitgekommen. Auch sang der Phönix nicht und der König blieb blind. — Indessen hatte der treue Wolf den Verwundeten unter'm Laube hervorgescharrt, seine Wunde beleckt und ihn geheilt, ihn dann seines wiederholten Ungehorsams wegen wieder getadelt und ihn heimgesendet, wo, als er in den Saal trat, der Vogel sogleich sang und der Vater sein Augenlicht wieder erhielt. Als die zwei schlimmen Brüder den Gesang vernahmen, stürzten sie herein, erblaßten aber, als sie den Todtgeglaubten erblickten, und wurden vom Könige hingerichtet. Dann war die Hochzeit. (Zingerle, 1859. S. 446.)

III. Die Jagdsäugethiere.

Das kleinste Jagdsäugethier, das **Eichhörnchen**, durch seine Schnelligkeit und Zierlichkeit ausgezeichnet, nimmt bereits in der nordischen Mythologie eine Stellung ein. Schon im Allgemeinen war es, wohl

Digitized by Google

um seiner rothen Farbe willen, dem Thor heilig, aber auch in individueller Gestalt erscheint es. An dem in Mitte des Götterſitzes Asgard stehenden Eschenbaum Ygdrasill (oben S. 88), läuft es, Ratatöskr genannt, auf und ab und sucht zwischen dem oben sitzenden Adler und dem unter der Wurzel liegenden Drachen Streit zu stiften. Bei Bichelsee im Thurgau lief auf der über den dortigen See gespannten Kette ein Eichhörnchen und brachte in Kriegszeiten Nachrichten von einer Burg zur andern hinüber. — Im Kanton Bern galt ein über den Weg laufendes Eichhörnchen den Begegnenden als glückverheißend.

Der **Hase** galt bei dem Volke von jeher als ein nicht ganz geheures Thier, das mit offenen Augen schlafe und häufiger Junge bringe als andere Thiere. Wegen dieser Fruchtbarkeit legt er im Kinderglauben die Ostereier. In den Märchen afrikanischer und polynesischer Wilder tritt er als Bote des Mondes auf.

„Der Hase braut" oder „backt", sagt das deutsche Sprichwort, wenn Morgens Gewölk an den Waldbergen hangen bleibt. Im Bernischen deutete ein quer über den Weg laufender Hase gut Gelingen an. Andernorts hingegen glaubte man, ein begegnender Hase nehme einem Heere (wegen seiner Feigheit) den Sieg, und wem er auf Marktwegen begegne, dem verderbe er den Handel. Man müsse sich schnell umwenden, um ohne Schaden davon zu kommen. Komme der Hase links her, so dürfe man nicht nachblicken und müsse rechterhand fort, sonst bekomme man ein geschwollenes Gesicht. Doch eroberten die Langobarden Rom, als sie unter König Ariulf einen aufgescheuchten Hasen verfolgten.

Ein gespenstiger Hase erscheint, wenn in der Nähe sich Jemand erhängen wird.

(197.) Ein Hirt, der muthwillig einer Kuh ein Auge ausgeworfen, mußte in Tirol so lange als Hase im Walde spuken, bis ein Jäger neunmal auf ihn geschossen.

Weil der Hase alle vier Wochen Junge werfen soll, galt er als das Thier des Mondes, in welchem Manche das Hasenbild erblicken wollten. Deshalb war er auch ein Lieblingsthier jener griechischen Göttin, die aus dem Schoße des Meeres aufsteigend, ursprünglich die Mondgöttin war, aber wegen ihrer Schönheit später als die der Liebe

Digitized by Google

verehrt wurde, Aphrodite, und sein Fleisch brauchte man als Zauber, Liebe zu erwecken. Bei unseren deutschen Voreltern hieß diese Göttin „Frau Holda, Hulda, Huldra", die als Mond sich bei ihrer nächtlichen Wanderung von Hasen Lichter voraustragen ließ. Unter einem andern Namen, Frau Herka oder Harke, sind dieser Göttin Heerde lauter Hasen (die Sterne). In Sargans nennt man den Hasen der die Kinder verschlinge, wenn sie nach dem Abendläuten noch auf der Straße sind, den Froshasen, d. h. den Hasen der Nachtfrau.

Die Hasen sind auch, gleich gewissen Vögeln (oben S. 137) Hüllen von Hexen, daher sie oft dreibeinig, d. h. mit der Hexenzahl erscheinen.

(198.) Weit oben auf einer Alp bei Rüti im Rheinthale hielt sich nach der Sage ein dreibeiniger Hase in einer Vertiefung auf; wer in dieselbe gerieth, kam nicht mehr heraus, bis man ihn rief. Das Vieh war Nachts nicht in jene Gegend zu bringen.

(199a.) Ein Lord in Irland traf auf der Jagd einen Hasen, folgte seiner Blutspur und fand in der benachbarten Hütte eine alte Frau, d. h. eine Hexe, mit blutigem Schenkel. — Das Gleiche begegnete einem Jäger im Aargau.

(199b.) Eine Hexe zu Tschengels in Tirol lief, als man sie gefangen vor Gericht führen wollte, als Hase davon.

(200.) Einst gab es in Nieder-Finow mancherlei, was jetzt nicht mehr vorkommt. Eine Frau hatte z. B. einen dreibeinigen Hasen im Keller sitzen, der butterte ihr immer Nachts. Der Nachtwächter hat es oft gesehen, wenn er zum Kellerfenster hineingeguckt. Der Hase hat sich aber nicht stören lassen, sondern nur gerufen: „et kuckt, et kuckt!" Der Frau ging auch nie das Geld aus. Sie hatte aber immer einen dicken Fuß. Als der dünner wurde, da war es auch mit ihr zu Ende; sie starb. Da hat ihr Knecht aber gesehen, wie der Geist als ein feuriger Streifen zum Schornstein hinausgeflogen und zu ihrer Tochter in das Haus gezogen ist. Das war der Drak oder Kobold, wie man ihn auch nannte. — Manchmal hat sich übrigens auch der dreibeinige Hase in der Dorfstraße gezeigt. Einst kamen Mädchen aus der Spinnstube, es war so recht heller Mondschein. Da kam der dreibeinige Hase auf sie zu gehuppelt, daß sie Alle Hals über Kopf in's Haus stürzten. Einer hat er aber noch die Zwickel in den Strümpfen zerrissen. Wie aber Einer mit einer Laterne gekommen ist, ist er wieder so weggehuppelt, wie er gekommen war. (Pröhle, Deutsche Sagen. S. 81.)

(201a.) Die Kühe des Windmüllers bei Kleinaga wollten zu Zeiten keine Milch geben und der Mann wußte recht wohl auch, woran es lag, denn

Digitized by Google

er hatte in seinem Stalle mehrmals einen dreibeinigen Hasen angetroffen; nur konnte er ihn lange Zeit nicht treffen, so oft er auch nach ihm geschossen hatte. Endlich lud er denn ein Zweigroschenstück in's Gewehr — da fiel der Hase und wer war's? Eine alte Frau im Dorfe, die in's Bein getroffen war. (Eisel, Voigtl. S. 140.)

(201b) Einer wollte gegen Abend über die Mönchsleite nach Hause gehen nach Kaimberg. Wie er den Mönchssteig fast hinauf ist, was hinkt vor ihm her? Ein dreibeiniger Hase. Halt, denkt er, den Braten kannst Du auch mitnehmen, und springt im Uebermuthe herzu, das Thier vollends zu erschlagen — da aber wird der Hase plötzlich riesengroß und nach dreitägigem schweren Krankenlager war der Mann eine Leiche. (Eisel, Voigtl. S. 142.)

(202a.) Zu Bremgarten erzählt man von der Hasenfrau, welche zu Zeiten, als Hase verwandelt, wunderbar schnell von einem Orte zum andern gelangte und so die Leute in Erstaunen setzte. Eine Heerde Kaninchen pflegte der Hasenfrau ihre Stube zu fegen, ihre Schuhe zu putzen, Kräuter zu suchen und zu kochen Sie habe oft Knaben geholt und sie in Kaninchen verwandelt. (Mündlich.)

(202b.) Als man im aargauischen Frauenkloster Fahr dem besuchenden Abte von Einsiedeln, unter dessen Inspection das Kloster stand, von einem Hasen erzählte, der allen Jägern in den Schuß laufe, und doch nie könne getroffen werden, lud der geistliche Herr die Flinte mit Gesegnetem, zielte auf den neckenden Hasen und traf ihn tödtlich. Im gleichen Nu sank im ersten Hause beim Kloster ein Weib todt zusammen, die man dort die „Hasenfrau" hieß. (Mündlich.)

(203.) Die Bewohner des Dorfes Bösinghausen im Göttingen'schen erzählen von einem Zaunhasen, der sich in einem Zaun nicht weit vom Kumann'schen Hofe aufhalte. So oft einer aus dem Hause sterben soll, oder auch wenn ihm ein Unheil bevorsteht, läßt sich der Zaunhase auf dem Hofe sehen. Das ist noch jedesmal eingetroffen. Seine Farbe ist die eines andern Hasen, aber er ist so groß wie ein großer Hund. Ein Mann aus Waake, der einmal bei Nacht über die Wiese ging, hat erzählt, daß er den gespenstischen Zaunhasen auf der Wiese gesehen habe; er sei so groß gewesen wie ein Esel. (Harrys, Volksj. Niedersachsens I. S 34.)

(204.) Drei Stunden von Jungbunzlau in einem Jägerhause, das mitten im Walde lag, wohnte einst ein frommer Jägersmann; der ging eines Tages wie gewöhnlich auf die Jagd. Da sah er vor sich einen weißen Hasen und wollte ihn schießen. Der Hase aber blieb ruhig sitzen, der Jäger schoß, aber die Kugel prallte machtlos von dem Felle des Hasen ab. Da fing der Hase zu reden an und sprach lachend: Noch zweimal wirst Du auf mich schießen, doch niemals wirst Du mich treffen, allein es soll Dein Schade dennoch nicht sein. Haue mir mein linkes Ohr ab und stich mir mein rechtes Auge aus und brich mir einen Vorder- und einen Hinterlauf, aber so Dir Dein Leben lieb ist, hüte Dich und sprich kein Wort dabei und laß auch keinen Blutstropfen

Digitized by Google

auf Dich fallen. Der Jäger that, wie ihm der Hase geheißen. Kaum war er fertig, so fing der Hase an, auf seinen zwei übrigen Füßen um ihn herum zu tanzen, der Jäger aber sah nichts weiter und fiel in Schlaf. Im Traum aber sagte der Hase: Geh' um Mitternacht in den Wald und grabe unter der großen Eiche dort und Du wirst ein reicher Mann sein. Der Jäger erwachte, ging um Mitternacht in den Wald, grub unter der Eiche, traf richtig auf einen Schatz und war auch schon mit dem Ausgraben fast fertig, als er sich den Schweiß abtrocknete und rief: Sakerlot, das macht warm! Augenblicklich war er sammt dem Schatze in die Erde versunken. (Grohmann, Böhmen. S. 240.)

(205.) Bei Duschnik ist ein Wald, die Homole genannt. In diesem Walde sollen vor vielen Jahren die Thiere haben reden können, nur verstand es nicht Jeder, sondern nur Der, welcher am Aschermittwoch geboren war. Nun gab es damals im Dorfe wirklich einen Jäger, der am Aschermittwoch geboren war und der sein ganzes Leben im Walde zubrachte. Niemals aber gelang es ihm, die Thiere zu behorchen, bis er einst, als er im Walde übernachtete, hörte, wie zwei Kaninchen sich beklagten, daß sie so viel von dem Fuchse dulden müßten; und als sich der Jäger anbot, ihnen zu helfen, versprachen sie ihm einen Edelstein, so groß als die Wunde, die er dem Fuchse beibrächte. Sie riethen ihm aber, nichts mit dem Fuchse anzufangen, denn der stünde mit dem Teufel im Bunde. Dessenungeachtet ließ sich der Jäger zum Fuchsbau führen und schoß auf den Fuchs; allein die Kugel prallte von dem Fuchse zurück und der Fuchs, der indessen seine wahre Teufelsgestalt angenommen hatte, zerriß den Jäger. Seit dieser Zeit soll die Seele des Jägers verdammt sein, in Gestalt eines schwarzen Kaninchens im Walde zu leben, bis zu der Zeit, wo ein anderer am Aschermittwoch Geborener den Fuchs tödten und ihn so erlösen wird. (Grohmann, Böhmen. S. 230.)

Eine Hasenpfote war das den Hexen, wie man ehedem glaubte, vom Teufel in die Haut eingedrückte Malzeichen.

Salben mit Hasenfette machte, daß man sich in einen Hasen verwandeln konnte, und der Ketzerrichter Boguet rühmte sich, er habe 600 Jurassier erdrosseln und verbrennen lassen, weil sie im Kerker kein Hasenfett zum Verwandeln bei Handen gehabt.

Man vergleiche in Bechstein's Märchenbuch den „Hasenhüter".

Ganz ähnlich den Sagen vom Hasen sind diejenigen vom **Fuchse.** Namentlich ist der Fuchs ebenfalls dem Thor heilig und erscheint als Hülle von Hexen.

Das griechische Alterthum kennt folgende Mythe:

Digitized by Google

(206.) Ein wilder Fuchs verheerte in alter Zeit das Kadmeïsche Land. Der König Kreon bat Amphitryon, der Alkmene Gemal, um Hilfe. Das Thier war so schnellfüßig, daß Niemand im Stande war, es einzuholen, und die Thebäer mußten ihm alle Monate einen Knaben vorwerfen. Amphitryon verschaffte sich nun des Kephalos in Athen Hund, der Alles einholte, was er verfolgte. Zeus aber machte der Jagd dadurch ein Ende, daß er beide Thiere in Stein verwandelte. (Apollod. II. 4, 6, 7.)

(207.) Dem Fuchs ist nicht zu trauen. Unter seiner Gestalt geht ein Geist. Jäger Wendel sah einst einen schönen großen, langgeschweiften und dickbepelzten Fuchs auf einem Steinhaufen sitzen. Sachte schlich er hinan und brannte ihm die ganze Ladung auf den Pelz. Der Fuchs lief langsam davon. Zum zweiten und dritten Male ging's ihm in's Gesicht. Er war aber nicht todt, fiel nicht, grinste den Jäger furchtbar an und eilte dann dem Walde zu. Von dieser Stunde aber konnte Wendel dieses Gewehr nicht mehr brauchen. Das ging natürlich nicht mit rechten Dingen her. (Hertfeld.) Auch im schwäbischen Oberlande herrscht derselbe Glaube. Unter der Burg am Bussen hatte ein Fuchs seinen Bau und Junge darin. Der Jäger von Offingen hörte von diesem sonderbaren Fuchs, der die Leute nicht scheue, ja oft erschrecke. „Dem will ich eins 'naufpfeffern!" sagte er, und ging gegen Abend auf den Anstand. Der Fuchs kam und stellte sich keck vor den Jäger hin. Dieser zielte, und als er eben abdrücken wollte, machte der Fuchs einen Satz, stand einen Schritt nur vor dem Jäger und guckte ihn mit feurigen Augen an, die wie ein Pflugrad waren. Erschreckt schlotterte der Jäger heim und war in sieben Tagen verstorben. (Birlinger, Aus Schwaben I. S. 325.)

(208.) Nach der Sage zu Froburg im Jura läuft ein dreibeiniger Fuchs bellend hinter dem reitenden Türst (wilden Jäger) her. Er ist kugelfest und kein Jäger kann ihn treffen. (Rochholz.)

(209.) Ein Mann aus Vill (Vild) bei Sargans kam spät Abends von Mels über Feld gegen Sargans. Unweit des steinernen Kreuzes fing er einen zahm scheinenden Fuchs und schob ihn in den leeren Sack, den er auf der Schulter trug. Als er zum „Stadtgraben" (der Marke des Stadtgebietes) kam, rief eine Weiberstimme von der waldigen, bereits dunklen Basathienwand: „Schwester, worum chunst nit?" — Wie erstaunte der Mann, als eine ähnliche Stimme aus seinem Sacke antwortete: „I cha nit, i bi in d's Beter Geelen Sack!" — Entsetzt ließ er die Unholdin fahren, die mit gesenktem Schweife den Bergen zurannte. (Peter war der Vater von Andreas Geel, den viele in des Sammlers Jugend Lebende noch gekannt hatten.)

(210.) Ein Mann, der im Walde Holz fällen wollte, sah an einer Buche eine junge Füchsin angebunden, und wollte sie schon erschlagen, als ihn das Thier so flehend anblickte, daß er mitleidig den Strick entzwei hieb und das niedliche Geschöpf laufen ließ. Nach einigen Jahren, als er aus Italien, wo er mit

Digitized by Google

Vieh zu Markte gewesen, heimkehrend in einem Wirthshause übernachtete, sah ihn die hübsche Wirthin aufmerksam an, tischte ihm Abends und zum Frühstücke fürstlich auf und gab sich, als er furchtsam nach der Zeche fragte, als jene Füchsin zu erkennen, die er befreit und erlöst hatte. (Erzählte des Sammlers Mutter.)

In einer Anzahl anderer Sagen aus den verschiedensten Gegenden Europas spielt der Fuchs eine Rolle, deren Uebereinstimmen auch ein Beleg ist für die frühere Bedeutsamkeit dieses mythischen Thieres. Ueberall hilft er durch lügenhafte Vorgaben, sein Begünstigter sei ein vornehmer Mann und alles auf dem Wege Begegnende: Heerde, Pferde u. A., gehöre ihm, diesem zu Reichthum und Ehre. (Laura Gonzenbach's sicilian. Märchen, Nr. 65, Reinhold Köhler's Anmerkungen dazu II. Th. S. 242 aus Finn- und Rußland.) In anderen Märchen ist es eine Katze (der „gestiefelte Kater"). In mehreren stellt sich am Ende das wohlthätige Thier, um den Begünstigten zu prüfen, todt und findet ihn undankbar.

Der **Wolf** hat weitverbreitete mythische Bedeutung. Den ägyptischen Osiris begleiteten auf seinem Zuge durch die Welt zwei Söhne. Anubis im Fell eines Hundes und Makedon in dem eines Wolfes (Diod. I, 18), Bilder der Sommer- und der Wintersonne. Ja, Osiris selbst kam in Wolfsgestalt aus der Unterwelt seiner Isis und dem Sohne Horos gegen seinen Mörder Typhon zu Hilfe. (Diod. I, 88.) In Griechenland war der Wolf Bild der Nacht und des Winters, daher der Sonnengott Apollon Lykogenes, der vom Wolf Erzeugte, und die Mondgöttin Artemis Lykaina, die Wölfin hieß. Der Sonnengott Dionysos überwindet einen König Lykurgos, ein König des bergigen Arkadien heißt Lykaon, und die nordischen Hyperboreer waren bald selbst Wölfe, bald hatten sie die Gabe, sich in Wölfe zu verwandeln (Lykanthropie). — Und wirklich erzählt die in der wilden reckenhaften Zeit des Nordens spielende Wolsunga-Saga, wie sich Sigmund und sein Sohn Sinfiötli in Wölfe verwandelten und in dieser Gestalt Menschen zerrissen. Im Gebiete des Aberglaubens ist die Sage von den Werwölfen, d. h. Menschen, die sich zu gewisser Zeit in Wölfe verwandeln oder vielmehr mit ihrer wahren Gestalt in Wolfsfelle gebannt sind, noch weit verbreitet. (Wuttke,

Digitized by Google

Volksaberglaube S. 259; Perty, myst. Erschein. I, S. 391 ff.; Grimm's Sagen 213—215.) In Abyssinien treten Hyänen an die Stelle der Wölfe. Davon weiter unten mehr.

In Rom, dessen Gründer Wolfssäuglinge waren, ging am 15. Februar das Wolfsfest, die Luperkalien, dem Frühlingsanfang voran. Im Norden hatte der Himmels- oder Sonnengott Odin zwei Wölfe, Geri und Freki (die beiden den Tag begrenzenden Nächte, gleich den beiden Raben oben S. 135), zu seinen Seiten, denen er seine Speise überließ, indem er nur Wein trank. Ebenda war der Wolf Fenrir Verfolger der Sonne und des Mondes unter verschiedenen Namen (Sköll, Hati, Managarmr), bis er beim Weltende als Fenrir beide verschlingen sollte, — und erhielt sich in der Volkssage durch den Wolf, welcher Rothkäppchen (oben S. 7) nebst der Großmutter verschlang, aber durch den Jäger, d. h. die Sonne, erlegt wurde, wodurch der Mond wieder seine Befreiung erhielt. In all' diesem sind vielleicht auch Sonnen- und Mondesfinsternisse verbildlicht. Im Norden hieß der erste Wintermonat, vom 23. November bis 22. December, der Wolfsmonat (da die Sonne verschlungen wurde). In Tirol nannte man noch in christlicher Zeit die Verlesung des Evangeliums in der Christnacht den Wolfssegen.

(211.) Als in den Waldungen der Sirnitz noch Wölfe hausten, pflegte ein Schafhirt, welcher dort seine Heerde weidete, täglich beim Austreiben unterm freien Himmel niederzuknieen und den Wolfssegen zu beten. In Folge dessen ließen die Wölfe nicht allein die Schafe unangefochten, sondern sie mischten sich sogar unter sie und thaten mit ihnen ganz freundlich. Wenn der Hirt sie fort haben wollte, so durfte er nur mit seiner Peitsche knallen: sie liefen dann ungesäumt weg und kamen an demselben Tage nicht wieder. Für ihr gutes Verhalten mußte ihnen jedoch aus der Heerde ein Opfer überlassen werden. Dazu bestimmte der Schäfer eine junge Ziege, die er mit einer Schafglocke behängte und seiner Heerde zugesellte. Als sie hübsch groß und fett geworden, sah eines Tages ein Wolf, der neben ihr saß, bald sie mit gierigen, bald den Hirten mit bittenden Augen an. „So nimm sie denn!" dachte dieser bei sich, und im Augenblick faßte der Wolf die Ziege, erwürgte sie und nachdem er dreimal mit ihr im Kreise herumgesprungen, warf er sie auf seinen Rücken und jagte dem Wald zu. Alle anderen Wölfe rannten ihm nach, und als sie tief im Gehölz waren, theilten sie getreulich unter sich ihr Opfer. (Baader, neue Volksj. S. 20.)

Digitized by Google

In der Tiroler Sage stehlen Hexen in Wolfsgestalt Schafe und erhalten mittels Durchwatens eines Baches wieder Menschengestalt. Dieselbe Gestalt nehmen in Salzburg Wildschützen an, ein verfolgter Solcher verwandelt sich in einen Baumstrunk.

(212.) Ein Hexenmeister im Kanton Bern, Niklaus Lyb, der einst, als zwei Gemeinden ihren Grenzstreit durch ein Wettkugelschieben entscheiden wollten, die Kraft der einen Partei, die schon im Siegen begriffen war, zu Gunsten der andern lähmte, machte sich einst zum Wolfe, und als man ihn in das Wolfsgarn lockte, flog er als Krähe fort.

(213.) In der Zeitschrift „Ueber Land und Meer" (I. Jahrgang 1859, S. 172) erscheint der Volksglaube an den sogenannten Wolfsführer. Es gebe alte Holzhauer oder Waldhüter, welche das Geheimniß besitzen, auf einen Pfiff in den Wald hinein ganze Rudel Wölfe zu locken (weniger nie als 30), daß diese ihnen folgen, wohin sie wollen. Es geschieht Nachts und Viele wollen dem unheimlichen Zuge begegnet sein. Wie könnte dies was Anderes sein, als daß der dem Wolf verwandte Schakal, d. h. der sein Bild tragende Anubis, in Aegypten auf den Mumiendecken als der Führer der abgeschiedenen Seelen auftritt? (Vergl. Nork, Myth. der Volkssage. S. 369 ff.)

Als nordisches (und alpines) Raubthier wird neben dem Wolfe stets der **Bär** genannt. Zweimal an den Himmel, und zwar in die Umgebung des Nordpols versetzt, als Verwandlung der Kallisto (Tochter des Wolfsmannes, Lykaon) und ihres Sohnes Arkas, war er ein Bild des Winters, der Vernichtung, des Todes. Der nordische Thor heißt auch Björn, weil sowohl der Donner als der Bär im Winter schläft; die nordischen Sagenhelden Dietrich und Artus und des Erstern Begleiter Wildebär erscheinen als Bären, und die heilige Ursula („kleine Bärin") ist die Anführerin eines Heeres von Jungfrauen (d. h. der Gestirne). So haben auch die Alpenheiligen Lucius in Graubünden, Gallus in St. Gallen und Romedius in Tirol Bären zu Dienern. In der Schweiz erscheint der Bär, wie viele andere Thiere, als neckendes Nachtgespenst und als Verwandlung von Zwergen, in Tirol als das einen geisterhaften See bewohnende Ungethüm.

In Grimm's allerliebstem Märchen „Schneeweißchen und Rosenroth" und in vielen anderen, auch schwedischen und norwegischen, erscheint der Bär als Hülle eines glänzenden Königsohnes, d. h. aus dem Dunkel der Nacht geht die leuchtende Sonne hervor. (Vergl. Nork, M. d. V. S. 378.)

Digitized by Google

(214.) Im Schlaner Schloſſe hauſte früher ein Geiſt in Bärengeſtalt. Wenn Wanderer im Schloſſe übernachteten, hörten ſie um Mitternacht ein Geraſſel und ein Bärengebrüll, die Thüre öffnete ſich und herein trat ein ungeheurer Bär mit langen Zotteln. Lange ſtand der Bär und bewunderte ſeine Gäſte. Dann fing er an zu nieſen. Sagten nun die Wanderer: Zum Wohlſein! ſo wurden ſie augenblicklich von dem Bären zerriſſen. Einmal aber ſagten zwei Handwerksburſchen: Helf Gott! und die kamen glücklich aus dem Schloſſe. (Grohmann, Böhmen. S. 238.)

Das edelſte Jagdthier, der **Hirſch**, war ſchon im Alterthum ein Bild der Sonne, daher Artemis, die Mondgöttin, den ſie unbefugt belauſchenden Aktäon (Sonnegott) in einen Hirſch verwandelte, der von ſeinen Hunden (den Sternen) zerriſſen wurde. Dem entſprechend vertrat die Hirſchkuh den Mond, daher Begleiterin (alſo früher, wie alle Begleiter der Götter, Vorgängerin) der Artemis, Ernährerin des Telephos, Sohnes des Herakles (Sonnengott) und der Auge (Glanz, Strahl), und im Norden des Drachtentödters (d. h. Sonnengottes) Sigfrid. Dianens Hirſchkuh, deren Geweih golden war, mußte daher auch von Herakles eingefangen werden, und die Jägerin Argo („die Schnelle") wurde in eine Hirſchkuh verwandelt. Auch der Himmel der Edda (Grimnismal 26 ff.) hat einen Hirſch, welcher ob Odins Saal das Laub des Himmelsbaumes frißt und aus deſſen Horn alle Flüſſe entſpringen. In der Sage verlocken Hirſche die Helden und Jäger, ſo daß ſie ſich verlieren, oder man muß ſie zur Strafe in Ewigkeit jagen, ohne ſie erreichen zu können. Es iſt die Sonne, welche untergehend zur Verfolgung lockt und doch nie erreicht werden kann. In die chriſtliche Mythologie übertragen, ſind Hirſch und Hirſchkuh die Begleiter, Führer oder Ernährer unzähliger Heiligen, und ihre Geweihe (die Sonnenſtrahlen und daher göttlicher Natur) umfaſſen oft das Crucifix oder die Hoſtie. Ein zwölfzackiges Geweih deutet dabei natürlich auf die zwölf Monate des Sonnenjahres. Zuletzt aber hat der Hirſch nur noch dämoniſchen Charakter.

(215.) In einer waldigen Gegend hatten die Jäger ſchon dreimal einen Hirſch angeſchoſſen, ohne ihn erlegen zu können. Das vierte Mal traf man ihn, als er in einem Quell badete und fand an ſeinem Leibe die drei früheren Schußwunden durch dies Baden geheilt. Es iſt der „Hirſchbrunnen", das heilkräftige Pragſerbad in Tirol.

Digitized by Google

(216.) Zu Martell in Tirol ging ein leidenschaftlicher Jäger Sonntags früh, um den Gottesdienst unbekümmert, auf die Jagd und birschte, bis es im Dorfe zur „Wandlung" läutete. Da sah er plötzlich einen weißen Hirsch, den er nun durch Feld und Wald hitzig verfolgte, bis das Thier an einer Wand hinaufsprang und dem Schützen, der eben losdrücken wollte, entschwand. Dieser jedoch fand sich nun zwischen so unzugänglichen Felsschluchten, daß er keinen Rückweg mehr entdecken konnte und den Hungertod sterben mußte.

(217.) Eine baierische Gräfin von Falkenstein schoß an der Mangfall nach einem Hirsche; aber die Kugel prallte vom Thiere auf sie zurück und tödtete sie sogleich.

(218.) Im Züricher Großmünster ist der Hirsch gemalt, welcher Nachts mit leuchtendem Geweihe vor der Burg Baldern erscheint und die Königstöchter Bertha und Hildegard aus dem Schlosse durch die Wälder in's Thal führt, wo sie mit ihrem Vater das Münster bauen.

(219.) Im Münster von Schaffhausen liegt Adelheid von Randenberg. Sie führte vom Gebirge herab jede Nacht ein Hirsch mit leuchtendem Geweihe drei Stunden weit nach Schaffhausen. Dann führte er sie vor Tagesanbruch wieder heim. Die Hemmenthaler Bauern zeigen noch den Weg und Steg, wo sie ging. (Schalch, Schaffh. Gesch.)

(220.) Ein frommer Einsiedler des Bruderthals pflegte alle Morgen nach dem Kloster Schuttern oder, wenn Mönche von da sich in Heiligenzell aufhielten, nach diesem zur Kirche zu gehen. Abends trat er den Rückweg an, auf dem sich, wenn es dunkel war, am Anfang des Waldes ein Hirsch zu ihm gesellte, welcher ein Licht zwischen den Hörnern hatte und ihm bis zu seiner Klause leuchtete. Einmal war der Weg vom Regen so schlüpferig, daß der Waldbruder aus einem Weinberg einen Rebpfahl nahm, um sich im Gehen darauf zu stützen. Als er in den Wald kam, war kein Hirsch da, und er mußte im Finstern nach Hause tappen. Auch an den zwei folgenden Tagen ließ der Hirsch sich nicht sehen. Da erinnerte der Einsiedler sich des Rebpfahles, that ihn dahin, woher er ihn genommen, und hierauf fand der Hirsch sich wieder ein und leuchtete ihn wie zuvor. (Baader, neue Volksſ. S. 46.)

(221.) Wo jetzt der Hirschlerteich ist (ein bedeutender Teich bei der Grube Karoline auf dem Burgstätter Zuge bei Clausthal), da ist in früheren Zeiten ein Thal gewesen. Aber ein Hirsch hat da einmal seinen Wechsel gehabt, lange Zeit. Nun ist einmal die Quelle ganz versiegt. Da bleibt der Hirsch nicht weg, sondern er scharrt mit dem Fuße in der Quelle. Da schießt auf einmal die Quelle wieder so stark hervor, daß es wohl drei Räder Wasser gewesen sind. Und seit der Zeit ist da ein Teich entstanden, der hat von dem Hirsch seinen Namen erhalten und bis jetzt noch versiegt die Quelle nimmer. (Harrys, Volksſ. Niedersachſ. II. S. 15.)

Digitized by Google

222.) Im Walde bei Pitschin sieht man heute noch die Trümmer eines Jägerhauses; in diesem Jägerhause lebte einmal ein junger Förster, der hatte von seinem Vater gehört, daß in dem Walde ein wunderbarer Hirsch sei. Dieser Hirsch sei eine verzauberte Jungfrau, die in dieser Gestalt so lange herumirren müsse, bis ein Jäger alle Zacken ihres Geweihes herunterschieße, ohne ein einziges Mal zu fehlen. Der junge Förster beschloß daher, die Jungfrau zu erlösen. Dies konnte jedoch nur am Freitag, und zwar in der Mitternachtsstunde geschehen. Dem kühnen Burschen schlug wohl das Herz, denn er wußte, daß jeder Fehlschuß der Jungfrau ewige Verzauberung, ihm selbst aber ewige Verdammung zuziehe. Indeß schoß er muthig los, als der Hirsch erschien. Zwölf Zacken hatte das Geweih und elf davon hatte er schon abgeschossen. Als er sich aber zum letzten Schusse anschickte, erscholl neben ihm ein gespenstiges Lachen, und wie er sich umsieht, erblickt er neben sich ein kleines eisgraues Männlein mit einem weißen Stäbchen in der Hand. Vor Schrecken drückte er ab und der Schuß ging in die Luft. Augenblicklich erschienen alle zwölf Zacken am Geweihe des Hirsches wieder, der laut heulend in den Wald entflieht; der kühne Jäger aber wird von dem eisgrauen Männlein in die Erde gezogen, während der Wald erdröhnte und das Jägerhaus zusammenstürzte. (Grohmann, Böhmen. S. 274.)

IV. Die Haussäugthiere.

a) Der Hund.

An Fuchs und Wolf schließt sich zunächst ihr Verwandter und an die Jagdthiere überhaupt ihr Verfolger, der **Hund** an. Gleich dem Bären und dem (für unsern Norden wenig bedeutsamen) Löwen erscheint auch er zweimal, als großer und kleiner Hund, am Himmel. Die Parsen achteten ihn als den König der Thiere. Gleich dem Wolf ist der wachsame Hund ein Nachtthier und bellt den Mond an, dessen Dreigestalt, wie in der dreileibigen Hekate, so in dem unterirdischen „Höllenhunde" Cerberos versinnbildlicht ist, den auch der skandinavische Norden als Garmr kennt, wie die jüngere Edda einen „Höllenhund" nennt, der aber wahrscheinlich (Simrock d. M. S. 122) nur eine Gestalt des Wolfes Fenrir ist. Einen ungenannten Hund bei Hel führt in der älteren Edda Wegtamsquidha auf. In Aegypten wurde der Hund allgemein, besonders aber in Kynopolis verehrt und mumisirt. Die römischen Hausgötter (Lares) hatten Hundsköpfe. Des Odysseus Hund Argos („der Schnelle") stirbt, sobald sein Herr heimkehrt (d. h. der Mond erlischt, sobald der Sonnegott erscheint).

Digitized by Google

Der Hund hat daher etwas Dämonisches. Wie er nach dem Volksglauben Geister sieht, welche der Mensch nicht bemerkt, so erscheint er, selbst noch heute, häufig als Nachtgespenst und als Hüter unterirdischer Schätze und verzauberter Jungfrauen. Die Edda giebt den Nornen Hunde als Begleiter. Der Hund ist somit auch ein Bild des Todes, daher die Bezeichnung des Schiebkarrens der Bergleute, auf dem sie in die Unterwelt fahren, als „Hund" und die Redensart „auf den Hund kommen".

Unzählige Orte, namentlich der Schweiz und Tirols, haben ihre Sagen von Nachts einsamen Wanderern begegnenden schwarzen Hunden mit feurigen Augen, oft nur mit einem einzigen solchen (das natürlich der Mond ist), wie das der Kyklopen. Das Thier ist immer sehr groß, meist von der Größe eines Kalbes, versperrt den Leuten den Weg, ist manchmal an eine klirrende Kette gebunden, legt sich vor die Thüren der Häuser und Sennhütten, geht, als Gespenst eines Markenverrückers, an der gefälschten Grenze auf und ab, oder als dasjenige eines Verräthers im Kriege, an den durch seine Hilfe genommenen Schanzen (bei Bregenz am Bodensee). Wer ihm begegnet, verliert oft den Weg und muß die Nacht hindurch herumirren, — oder er bannt begegnende Fuhrwerke, die nur durch den Ruf: in des Teufels Namen vorwärts, wieder weiterzubringen sind. Selbst wenn auf seiner Laufbahn, welche oft bestimmt vorgezeichnet ist und vorzugsweise Kreuzwege trifft, ein Haus gebaut wird, dringt er durch dasselbe. Man hört seine Tritte aus dem Keller herauf, hört die Thüren öffnen und zuschlagen und Gegenstände umwerfen. Manchmal begleiten die Gespensterhunde auch die Wanderer oder lassen sich gar von ihnen tragen, oder wer ihnen nicht ausweicht, wird in den Bach geworfen. Oft ist ihr Erscheinen durch fürchterliche Knalle begleitet.

(223.) In früherer Zeit waren die Bauern von Vilters und Wangs im Sarganserlande über eine Weide im Valeistobel im Streite. Die Sache kam vor Gericht, wo ein schlauer Wangser (ein Zug, der überall sich ganz gleich wiederholt) Erde von seinem eigenen Boden in die Schuhe und seinen Haarkamm (dort „Richter" genannt) und den Schöpflöffel in den Hut genommen und dann meineidig geschworen habe: So wahr stehe ich auf eigenem Boden, als mein Richter und Schöpfer über mir ist. Wangs erhielt dadurch die sogenannte „Kalberweid", die in Vilters noch „der gestohlene Boden" heißt.

Digitized by Google

Dafür jedoch geistert der Meineidige, indem er als „Valeishund", nur ein Auge mitten auf der Stirne, Mitternachts bis Mels (der Landgerichtsplatz) wandern muß.

(224.) Im St. Gallischen Bezirke Gaster soll vom „langen Trog" unweit Schennis, auf der Gasterstraße bis zur ehemaligen „Leze" (Landwehrmauer) unterhalb Maseltrangen in gewissen Nächten der „Bootenhund", ein großer, langer Hund mit Augen wie Fensterscheiben und Geisfüßen gelaufen sein. Ja nach Einigen ging sein Wandern vom Glarner Sernftthale aus bis an jene Leze. Das Thier habe die Gabe der Sprache gehabt, mit der Eigenheit, den Athem dessen, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ, an sich zu ziehen, so daß derselbe, je länger der Discurs dauerte, um so mehr abnahm. Kilt- oder, wie man hier sagt, „Licht"- oder „Stubetengänger" redete der Hund selten an.

(225.) Ein gespenstiger Hund zu Freiburg, groß und schwarz, mit feuersprühenden Augen und feuriger Zunge, der „Gassentätscher" genannt, begegnete besonders Betrunkenen, stellte sich ihnen in den Weg, wurde immer größer, bis er war wie eine Scheune, sprang ihnen wohl auch auf die Schulter und ließ sich tragen, bis sie zu einem Kreuze kamen, wo er verschwand.

(226.) Wie in norddeutschen Sagen es sich wiederholt, daß Hunde des Nachtjägers durch offene Hausthüren eindringen und ein ganzes Jahr lang ruhig unterm Herde liegen (Simrock), erschien einst bei Glatz spät Abends ein schwarzer Pudel in der Gesindestube eine Zeitlang, legte sich ruhig auf die Bank am warmen Ofen und schlief die ganze Nacht. Alle im Hause gewöhnten sich an ihn und belästigten ihn nicht, bis einst ein betrunkener Knecht ihn von der Bank herabstieß und schlug. Da fletschte das Thier die Zähne gegen ihn und schnappte so unheimlich nach ihm, daß er erschrocken in den Stall hinter die Pferde flüchtete. Der Hund lief hinter ihm her und rief: Wärschte ne zwischen Stöl (der Pferdestand) on Aisa, wöll ich der wuas andersch bwaisa. Die Hufeisen, ein bekanntes Mittel gegen Hexerei, hinderten ihn, weiter zu kommen. (Drescher.)

(227.) Im Wasserstock draußen, zwischen Granheim und Gundelfingen, spukt es schon seit alten Zeiten her. Es steht dort ein Feldkreuz und an diesem vorbei zu sein, ist Jeder recht herzlich froh. Als einst zwei Geschwister von einer Hochzeitschenk in Gundelfingen nach Hause gingen und zum Kreuze kamen, da saß ein schwarzer Pudelhund unter dem Kreuze. Er stierte mit seinen feurigen Augen die Heimkehrenden fürchterlich an, that ihnen jedoch nichts. Sein Rachen war auch ganz feurig. Der Bruder, der etwas im Kopfe hatte, wollte mit Steinen nach ihm werfen, dies wäre bös abgelaufen. Zuweilen läßt er sich nicht sehen, dagegen müssen ihn dann die Leute tragen, bis auf Luken herein, wo man die Kirche sieht. Dann weicht er. Aber unter seiner Last schwitzen die Leute, daß sie es kaum aushalten können. (Birlinger, Aus Schwaben. S. 237.)

Digitized by Google

(228.) An dem Stege, der „im engen Thale" zwischen Reichenbach und Oberndorf über's Wasser führt, zeigt sich zum Oeftern ein Spitzel, vor dem man sich gewaltig scheut. Was für eine Bewandtniß es mit demselben hat, weiß Niemand; man nennt es nur „das Engethalshündel". Viele haben es kläffen gehört und Andere hat's zum Born und zurückgeleitet. Nicht alle Stunden aber sind gleich und so haben's denn Viele auch nicht zu sehen bekommen. Zu Leide that es eigentlich noch Niemandem etwas. (Eisel, Voigtl. S. 136.)

(229.) Unweit von Ptenin, einem Dorfe, das eine Stunde von Merklin liegt, fließt ein Bächlein, über welches ein schmaler Steg führt. Bei diesem Stege soll vor alter Zeit ein kalbgroßer schwarzer Hund gelegen sein, der eine centnerschwere Kette von Eisen nach sich schleppte. Wenn Jemand über den Steg wollte, so mußte er den Hund streicheln und zu ihm sagen: Azor, laß mich über den Steg gehen! That ihm das Jemand nicht, so ließ ihn der Hund bis in die Mitte des Steges gehen, folgte ihm dann und stieß ihn in's Wasser. Jetzt ist der Hund verschwunden und Niemand weiß wohin. (Grohmann, Böhmen. S. 234.)

Ebenso oft wie der Hund nächtlicher Weile wandernd spukt, hütet er auch Schätze.

(230.) In Graubünden erzählt man, ein Reicher, der nichts auf Erden liebte als sein Gold, habe dies vor dem Sterben mit der letzten Kraft vergraben und müsse dafür es als schwarzer Hund hüten, bis Jemand den Schatz heben wird. (Flugi.)

(231.) In Bern, als noch die sogenannte Silberstrecke unweit der alten Münze an der Aare existirte, kannte man einen unterirdischen langen Gang, vor dessen Oeffnung links ein Hollunderbaum stand. In diesem Gange, das wurde vor Jahren fest geglaubt, hat mancher arme Bürger in seiner Noth Hilfe gefunden. Man durfte einmal zu heiliger Zeit hingehen und kam bis zu einer eisernen, von innen verschlossenen Thüre. Wer hilfebedürftig war, rief zweimal:

Schultheiß N. hör meinen Ruf!
Bald wird enden sich dein Fluch.
Gott sei deiner Seelen gnädig!
Er mache dich von Sünden ledig!

Dann vernahm er schwere Tritte, die Thüre ging auf und der gerufene Schultheiß erschien, in kohlschwarzen Sammt gekleidet, eine goldene Kette am Halse, neben ihm ein großer schwarzer Hund. Er deutete traurig auf seinen durch Veruntreuung entstandenen Schatz und der Rufende durfte zugreifen. War einst die Kiste leer, so sollte der Büßende erlöst sein; im Jahre 1802 sei sie schon halb leer gewesen. (Dem Sammler im August 1867 erzählt von einer 71jährigen Bernerin, die das als siebenjähriges Mädchen vielfach gehört.)

Digitized by Google

(232.) Wenn das silberne, hellklingende Glöckchen zu Rapoltsweiler im Elsaß angezogen wurde, fingen sämmtliche Hunde auf den drei Schlössern an zu bellen und zu heulen. Später, als die Schlösser längst in Trümmern lagen, hörte man, so wie das Glöckchen tönte, die Hunde unter der Erde noch bellen und heulen. (Stöber, die Sagen des Elsasses.) Es ist das Bellen des nordischen Unterwelthundes Garmr, wie das des Nachthundes, wenn die Sonne aufgeht.

(233.) Endlich erscheint der Hund auch als Teufel. Des Sammlers Mutter erzählte: Ein Geistlicher habe ein Hündchen so gerne gehabt, daß ein Amtsbruder bei einem Besuche, dies bemerkend, ihn alles Ernstes tadelte, sein Herz an so was zu hängen, und ihm den Rath gab, sich je eher je lieber davon los zu machen. Der Geistliche ging in sich und warf auf einem Spaziergange den Liebling vom Steg herab in den Bach. Als er ihn jedoch untersinken sah, konnte er sich nicht enthalten, auszurufen: „Ach, wie dauerst du mich!" Der Hund antwortete sogleich, indem er (der Teufel) ihn sonderbar anblickte: „Du mich auch!" und versank. (Vergl. Nork, Myth. der Volkssage, S. 360 ff., dann Zingerle, Lütolf, Stöber.)

b) Die Katze.

Noch charakteristischeres Nachtthier als der Hund ist die **Katze,** deren Augen im Dunkeln sehen und leuchten, wie diese Thiere überhaupt in der Nacht ihr Wesen treiben, sich versammeln und durch ihre unmelodische Musik die Ruhe der Menschen stören. In Aegypten war die Katze das Bild der Mondgöttin Bubastis (Pascht), wurde allgemein verehrt, mumisirt und ihr Tod auf's tiefste betrauert. So wurde auch Artemis in eine Katze verwandelt, und den Wagen der nordischen Freia zogen zwei Katzen. Unter dem deutschen Volk ist die Katze eine Wetterverkünderin, und ihr Lecken bedeutet Besuch (am Vorderleibe einen Mann, am Hinterleibe eine Weibsperson). Eine über den Weg laufende schwarze Katze bedeutet Glück und darf nicht beleidigt werden. Vereinzelt (Werdenberg) kommt auch der Glaube vor, daß die Alrunen, welche Geld erzeugen, Katzen seien. — In Ober-Krain darf man die Katzen nur „rückwärts" schlagen, thut man es vorwärts, so thürmen sie sich zu ungeheurer Größe auf und vertreten dem Schlagenden den Weg. Unter den Trugbildern, welche Utgardloki dem Thor vorführt (Edda Gylfginning 46) erscheint u. a. auch der Midgardswurm in Gestalt einer riesigen Katze. Die Lappländer betrachten die schwarze Katze als Hausgeist (Verwandlung eines

Digitized by Google

verſtorbenen Ahnen) und Orakel, ohne deſſen Rath ſie nichts unternehmen. In Oberpfälzer Volksſagen (Schönwerth) werden die Katzen „Wana", „Teufelswana" genannt, was wahrſcheinlich mit den Halbgöttern des Nordens, den Wanen, zuſammenhängt. Die Katzen ſind daher vorzugsweiſe auch Verwandlungen von Hexen, und wenn ſie verwundet werden, ſo ſieht man bei Tage den erlittenen Schaden an den als Hexen geltenden Weibern, worüber es eine Maſſe von Sagen giebt. Ebenſo ſind die Katzen auch Sinnbilder von Lug und Trug (daher die Bezeichnung „Katzenſilber"). Ganz ähnlich den Hunden, erſcheinen ſie als Geſpenſter und Schatzhüter und verwandeln ſich überdies in Menſchen.

(234.) Eines Abends ging ein Mann aus Pöltzſchen nach Hauſe. Da hörte er eine greuliche Katzenmuſik, und der Schall kam von der Erhöhung her, auf der einſt das alte Kloſter Querfurt geſtanden hat. Er denkt, du willſt doch ſehen, was da drüben los iſt, und wie er durch eine Spalte hineinſieht, ſind's eine große Menge Katzen, die tanzen da miteinander, daß es nur ſo knallt. Mehrere ſitzen dabei und fiedeln, und richtig, da ſitzt auch ſein eigener Kater mit d'runter und geigt mit ſtraffweg! Früh, wie der Kater zur Stube hereinkommt, ſpricht Jener zu ihm: „Sieh doch, wie hübſch Du geigen kannſt!" Der Kater aber — ſieht ihn an, macht einen Satz mitten durch's Glasfenſter hindurch und weg war er geweſen auf Nimmerwiederſehen. (Eiſel. Voigtl. S. 145.)

(235a.) Eine Frau aus Weida ging am langen Wehr vorüber nach Cronswitz. Da tanzten vor ihr ein paar Katzen und wie ſie ihnen ſo zuſieht, ſagt die Eine: „Wenn Du nach Cronswitz kommſt, da ſag' zu Pfarrers Rie, Ra, Ranze, ſie ſoll komme zu Tanze!" Die Frau weiß nicht, wer mit der Rie, Ra, Ranze gemeint iſt und erzählt es alſo den Pfarrleuten. Kaum aber hatte ſie es aus dem Munde, ſprang auch ſchon von der Ofenbank des Pfarrers Katze auf und davon und hat ſich niemals wieder im Pfarrhauſe ſehen laſſen. (Ebendaſ.)

(235b.) Einmal ging ein Mahlgaſt aus Dubna in die Mühle nach Kreſeyn, und wie er unter den Berg Rohatec kam, hörte er hinter ſich das Knurren von Katzen. Er ſah ſich um und erblickte eine große Schaar von Katzen, unter ihnen einen Kater aus Dubna, der Mrnour hieß. Dieſer rief dem Manne nach: „He, wohin gehſt Du!" Der dachte nicht anders, als daß ihm ein Menſch zugerufen habe, und antwortete: „In die Mühle von Kreſeyn!" Doch ſah er keinen Menſchen. Der Kater aber ſprach weiter: „Sage dort dem Wau, er ſoll morgen zum Begräbniſſe kommen." Der Mann erzählte in der Mühle dem Altgeſellen, was er geſehen und gehört hatte. Der Wau, ſagte dieſer, liegt auf dem Ofengeſimſe, ſagt es ihm. Der Mahlgaſt ſah

Digitized by Google

auf den Ofen, und dort lag ein alter Kater. Da sprach er: „Herr Wau, Du sollst morgen zum Begräbnisse kommen, der Mrnour aus Dubna läßt es Dir sagen.“ Augenblicklich sprang der Kater vom Gesimse herunter, zerschlug ein Fenster und ward seit der Zeit nicht mehr gesehen. (Grohmann, Böhmen. S. 227.)

(236.) In Uri ging ein junger Bursche zu zwei Mädchen zur „Stubeten“ (Besuch). Als er dies auch, wider Abmahnen, an einem Freitage (Tag der Freia, der die Katzen geweiht waren) that, belauschte er sie, wie sie mit einer Salbe aus einem Tiegel ein Brettchen bestrichen und mit dem Rufe „zum Kamin hinaus und nirgends an“ verschwanden. Er machte es nach, rief aber „überall an“, worauf er an allen Ecken anstieß, aber endlich in einen Palast gelangte, wo man tanzte und unter Andern seine eigene Katze (die darum immer Tags schlief) aufspielte.

(237.) Ein Müller hatte eine Hexe zum Weibe, konnte sie aber dessen nie überführen. Eines Abends als er noch mit dem „Mühlehau“ beschäftigt war, kam ein großes Rudel Katzen auf den Mühlstein gesprungen und hinderte ihn unabtreibbar bei der Arbeit. Er lauerte der zunächst Springenden auf und hieb ihr endlich mit dem Breithammer eine Pfote ab. Am Morgen sah er sein Weib mit verbundenem Stummel im Bette. (Rochholz.) Auch bei Zingerle (Tirol. Märchen) und in Böhmen (Grohmann S. 325) verliert die Müllers- oder sonstige Meistersfrau als Katze ihre Hand und noch anderorts häufig.

(238.) Eine Hausfrau in Schwiz wollte vor 12 Uhr nie vom Spinnen weg zu Bette und klagte ihrem Manne, sie werde von einer schwarzen Katze gedrückt, als ob ein Berg auf ihr liege und könne somit früher nicht schlafen. Der Mann hieß sie hinter den Ofen sitzen, nahm ihre große Schnellkappe, hing eine scharfe Hechel über die Schultern und spann nun selbst drauf los. Mit dem Schlage Zwölf hing ihm plötzlich die Nachbarin schreiend und blutend auf dem Rücken in der Hechel. Sie flehte, ihr nichts weiter zu thun, und sei später nie mehr erschienen. (Rochholz.)

(239.) Wer von Posterstein Nachts nach Nöbdenitz zu gehen hat, den begleitet bis zum Mönchssteige sehr gewöhnlich eine schwarze Katze. Auf dem Mönchssteige verschwindet sie. Auch trifft man sie an, wenn man den Steig überschreiten will. Sie glotzt dann die Leute an mit ihren feurigen Augen und kommt man von rechts den Bach her, so sitzt sie links; kommt man aber links, so sitzt sie rechts. (Eisel, Voigtl. S. 143.)

(240.) Meine Eltern wohnten an der Ecke des Pfaffensteiges, in der Warkentinerstraße. Wenn ich nun manchmal ausgeschickt wurde und mußte dann Abends nach der Schulstraße durch den Pfaffensteig gehen, so habe ich regelmäßig dort, wo es am dunkelsten war, zwei schwarze Katzen sitzen gesehen. Diese waren aber viel größer als gewöhnliche Katzen, und ihre Augen, die größer als 'n Gulden waren, glänzten so feurig wie Kohlen. Die Gänsehaut

Digitized by Google

ist mir stets übergelaufen, wenn ich diese Bestien gesehen habe. (Niederhöffer, Mecklenb. IV. S. 127.)

(241.) Um das Jahr 1831 grub ein Mann aus der Gegend von Mšeno, Anton Wocek, nach Schätzen und kam auf einen Topf, der mit einem Deckel bedeckt war. Er umgrub ihn, damit er ihn herausnehmen könne. Plötzlich hörte er hinter sich eine Stimme: „Herr Vater! Herr Vater!" Wocek meinte, sein Schwiegersohn habe ihn gerufen, den er etwa 300 Schritte entfernt zurückgelassen hatte. Daher rief er ärgerlich: „Hol' euch der Teufel". Dabei wandte er sich um. Aber statt des Schwiegersohnes stand ein schwarzer Kater vor ihm, der gab ihm einen Schlag, daß der Mann bewußtlos zu Boden sank. Es entstand ein großes Gewitter. Die Bäume brausten und die Erde erdröhnte. Als Wocek wieder aus seiner Betäubung erwachte, sah er an dem Orte, wo früher der Topf gewesen, eine tiefe Höhle in der Erde und daneben ein Messer. Er rief seinem Schwiegersohn, füllte die Höhle mit Steinen aus und ging nach Hause, das Messer aber steckte er zu sich zum Andenken. Mit diesem soll einmal ein Nachkomme des Wocek den Schatz wieder ausgraben können. (Grohmann, Böhmen. S. 229.)

(242a.) Ein Graf hatte sich in ein schönes Weib verliebt. Sie nahm ihn endlich unter der Bedingung zum Manne, daß er am Mittwoch nie nach ihr frage. Er hielt sein Wort nicht, belauschte sie einmal Mittwochs Nachts und sah sie auf dem Boden mit Katzen spielen, welche sie „Frau Wana" titulirten. Als sie am Morgen darauf dem Manne gar schön that, stieß er sie mit den Worten weg: Packe dich weg, du Wanalusch! Sogleich wurde sie zur Katze und verfluchte ihn, daß er zum Kater wurde.

(242b.) Ein Fräulein erwachte Nachts über großem Katzenlärm auf dem Boden. Plötzlich stand ein schöner Mann vor ihr und begehrte sie zum Weibe. Sie war es zufrieden. Als sie aber später vernahm, er gehöre zum Katzengeschlechte und ihn geprüft, indem sie ihn vorbeten hieß, wo er nichts zusammen brachte, rief sie: Geh zu, du Teufelswana! Sogleich wurde er zum Kater und sie zur Katze. (Schönwerth III. S. 187, 188.)

(243.) In einer wilden Waldgegend hatte ein Bauer einen alten, sehr bösen, großen Kater. Da mußte einmal der Knecht auf's Land. Als er in einer einsamen Gegend übernachtend auf der Streu lag, weckte ihn düsteres Katzengeschrei. Er schaut auf und sieht zwölf schwarze Katzen „Ringe Reihe" tanzen. Plötzlich tritt eine davon auf den Hinterbeinen auf ihn zu und sagt: „Wenn du heim kommst, grüße den Kodl und melde ihm, der Wana sei gestorben!" Darauf tanzten sie bis Mitternacht fort. Als der Knecht nach Hause kam, sagte er zu dem auf der Ofenbank schlafenden Kater blos: „Kodl, steh auf, der Wana ist gestorben!" — und der Kater fuhr heulend zum Fenster hinaus und war für immer verschwunden. (Schönwerth.)

Digitized by Google

c) Das Schwein.

Das Geschlecht des Ebers gehört zwar, unter der Benennung „Wildschwein", zu den Jagdthieren, muß aber, weil es auch Hausthier ist, des Zusammenhanges wegen mit den kleineren Wiederkäuern des Hauses zusammen behandelt werden. Es erscheint in den Mythologien aller Völker als ein dem Menschen feindseliges und unreines Thier. In Aegypten war es ein Geschöpf des Typhon; es wusch sich, wer ein Schwein blos mit dem Kleide berührt hatte, und daher waren auch die Schweinehirten die verachtetste Kaste und vom Verkehre mit allen übrigen ausgeschlossen. (Herod. II. 47.) Doch wurde es der Sonne und dem Monde geopfert und dabei auch gegessen. Letzteres hingegen verpönen streng die semitischen Völker, Hebräer und Araber, bis auf den heutigen Tag. In Griechenland tödtet ein Eber den Adonis, verwundet einer den Odysseus, verwüstet einer die Fluren des Oineus und veranlaßt die kalydonische Jagd, bei welcher Meleager umkommt. Verderbliche und riesige Eber befinden sich unter den bedeutendsten Kampfzielen des Herakles und Theseus. Die Asen des Nordens verzehren täglich den Eber Saehrimnir, der über Nacht wieder zusammenwächst. Ein goldener Eber Gullinbursti (der goldborstige) wird von Freir und von Freia geritten und erleuchtet die Nacht tag-hell (das Nordlicht?). Ein Eber tödtet den wilden Jäger (Odin) unter dem Namen Hackelbärend. Das Schwein ist mithin namentlich der Sonne, also dem Tage feindlich, und daher ein Nachtthier, wozu auch seine nach unten gerichteten und oft von den Ohren verdeckten Augen passen. In der That erscheint es auch in der Volkssage durchweg als Nachtgespenst und als Hexenthier. Es ist, wo es „umgeht" oder „spukt", roth und mürrisch, grunzt und lärmt, wird größer, bis es haushoch ist, verwandelt sich auch in einen Mann, mit Vorliebe ist es die Hülle einer „Pfaffenkellnerin". Es hat graue oder feurige Augen oder ist selbst feurig oder flammend. Wüthend rennt es Nachts durch Städte und Dörfer oder über Alpen oder fliegt gar durch die Luft. Wenn man es hört, so werden die wirklichen Schweine wild, schießen auf und schnauben oder rennen davon. In Grindelwald heißt das Ungethüm die Rochelmore, d. h. Lärm- oder Grunz-Sau.

Digitized by Google

(244.) Zu Oberuzwil in Toggenburg hatte ein Mann ein Mutterschwein, deſſen Junge ſtets, ſo oft ſie einige Monate alt waren, draufgingen. Er berieth, obſchon Proteſtant, die Kapuziner zu Wil, welche ihm den Rath gaben, ſobald die Ferkel wieder krank würden, ein lebendes Schwein unter der Dachtraufe zu begraben. Er wollte es thun; aber das Thier ſchrie fürchterlich, und ſofort erſchien ein Weib, welches ihn inſtändig um Erbarmen bat. Als er aber nicht nachgab, entfernte ſich die Hexe und ſtarb ſogleich.

(245.) Nach einem Volksglauben in Dänemark wurde unter Kirchen, die man neu baute, zuweilen ein lebendiges Schwein begraben. Sein Nachts erſcheinendes Geſpenſt hieß das Grabſchwein. (H. C. Anderſen's Märchen.)

(246.) Unweit Laas in Tirol ſteht auf einem Hügel, von halbverfallenen Mauern umgeben, das St. Siſinius-Kirchlein, einſt angeblich hier ein prächtig Schloß, das mit Mann und Maus verſunken iſt. Ein junger Menſch, der im Laaſer Mooſe Schweine hütete, ſah öfters eine große Sau mit drei Jungen vom Gemäuer herabkommen, mit ſeiner Heerde weiden und Abends zurückkehren. Eines Abends folgte er ihr neugierig und ſah ſie unter einer großen Steinplatte verſchwinden. Auf ſeines Beichtvaters Rath faßte er Muth, ſchloff ihr nach und kam nach einem langen dunkeln Gang abwärts zu einer Thüre, durch deren Spalten er mehrere altmodiſch gekleidete Herren um einen Tiſch herum ſah. Er zog ſich ſchleunig zurück, ſah aber von da an die Sau und die Platte nie wieder. Ein betendes Weib ſah inner der Mauern einen ſeltſam ſchimmernden Kohlenhaufen, nahm einige Stücke mit und hatte daheim Gold. Oft ſieht man im Mondſchein einen ſchwarzen Mann mit Degen und Hute den Hügel auf- und abſpazieren. (Zingerle, 1859. S. 216, 217.)

d) Die Ziege.

Dieſes milchreiche Thier war bei den Griechen die Amme des Zeus, deſſen Gattin auf alten Bildern als Juno sospita eine Ziegenhaut trägt. In der dortigen Mythologie war die Chimära ein Ungeheuer mit drei Köpfen, zuſammengeſetzt aus Löwe, Ziege und Drache, und der Ziegenkopf ſpie Feuer. Eine Tochter des Typhon und der Schlangen-Jungfrau Echidna, verwüſtete ſie Lykien in Kleinaſien, bis der Sonnenheld Bellerophon auf dem Pegaſos ſie erlegte. In Asgard, bei den nordiſchen Göttern, weidet die Ziege Heidhrun das Laub des Baumes Läradhr, wovon aus ihrem Euter der den Einheriar (gefallenen Helden) nöthige Meth fließt. Daher frißt die Ziege im Rübezahl-Märchen goldenes Laub, wovon ſie einen goldenen Bart bekommt.

Digitized by Google

Der Ziegenbock war im Alterthum der Feind des fruchtbringenden Sonnengottes Dionysos, dem er die Weintrauben abfrißt, ja dessen Tod er herbeiführt. Daher erhielt der Monat, welcher im Süden aller Fruchtbarkeit und Sonnenwärme ein Ende macht, das Zeichen des Steinbockes. Es ist aber auch die Zeit des Wiederwachsens der Tage, der wiedererwachenden Zeugungskraft der Natur, daher der Bock als aufsteigender abgebildet wurde. Ja er wurde in dieser symbolischen Bedeutung zum Gotte. In Aegypten hieß er Mendes gleich der Stadt, wo er verehrt wurde, und wo man ihm Schafe schlachtete und opferte, und gehörte zu den acht höchsten Göttern als Gott der Erde. In Griechenland hieß er Pan, dessen obere Hälfte jedoch mit Ausnahme der von Ziegen entlehnten Hörner und Ohren menschlich gebildet wurde, wie auch die seiner Begleiter, der Pane, die in Italien Faune hießen. Eine Abart derselben, die Satyrn, hatten vom Ziegengeschlechte blos kurze Hörner, Ohren und Schweif; sonst sahen sie wie Menschen aus.

Im Norden zogen Böcke den Wagen des Thor, wenn er auszog, mit seinem Hammer die Winterriesen zu bekämpfen.

Im Christenthum erhielt der Teufel die Gestalt der Pane; es wurden daher demselben stets, wenn er überlistet werden sollte, Ziegen statt der Menschen preisgegeben (wie früher dem Ziegengotte geopfert).

In Norwegen ist jetzt noch ein Schimpfwort: Julebock, was sich auf das heidnische Julfest zur Zeit der Wintersonnenwende (im Sternbilde des Steinbocks) bezieht.

Sowohl Böcke als Ziegen, vorzugsweise schwarze, sind nun ebenfalls gleich vielen schon genannten Thieren Nachtgespenster. In Unterwalden erzählt man vom Reizibiel-Bock, der an der Stirn ein tellergroßes feuriges Auge habe (den Mond!).

(247.) Ein solcher Bock in Tirol geht erst freundlich mit den Leuten; dann aber, wenn sie sich nichts versehen, fährt er ihnen zwischen die Beine und trägt sie in Sturmeseile über Stock und Stein, bis er sie weit von der Heimat abwirft.

(248.) Im Kanton Schwiz, namentlich bei Einsiedeln und weiter herum, ist das Halten von Ziegenböcken in Pferdeställen seit alter Zeit als heilsam, noch immer üblich. In drei luzernischen Sagen sind Schätze dadurch gehoben worden, daß einer auf einem kohlschwarzen Ziegenbocke, zur Abwechslung auch

Digitized by Google

auf einem schneeweißen, über die Stelle ritt; in der einen heißt es „auf einem dreibeinigen", in der andern „rückwärts". Wenn die Pferde des Morgens schwitzen, so hat ein Teufel sie Nachts zum Höllenritte gebraucht. Dann hat man blos einen schwarzen Ziegenbock in den Stall zu thun. Der Satan zieht einen solchen dem besten Pferde vor.

(249.) Im Rotthale an der Jungfrau sind die „Thalherren", die früher dort lebten und Frevel übten, namentlich gegen Hirtinnen, zum Theil durch einen ungeheuren Bock vertilgt, zum Theil in Felsen- und Eisschründe gebannt und das Thal zerstört und mit Eis angefüllt. (Vernaleken.)

(250.) Da wo jetzt das Dorf Kozidyrek steht, stand vor Zeiten ein Felsen, von dem das Dorf seinen Namen erhielt. In diesem Felsen befand sich nämlich eine Höhle, wo sich alljährlich vor Weihnachten eine schwarze Ziege sehen ließ. Sie hatte feurige Augen, eine vorgestreckte Zunge, aus der die Funken sprühten, und der Schweif war ein Feuerstreifen. Ein Jeder, der die Ziege erblickte, dem widerfuhr über kurz oder lang ein Unglück. Daher beschloß ein tapferer Jüngling aus der Umgegend, das Volk von diesem Gespenste zu befreien. Er bewaffnete sich mit einem Haselnußstocke, auf dem drei Kreuze eingeschnitten waren und den er nebstbei weihen ließ. Als er in die Höhle trat, kam ihm zu seinem Erstaunen die Ziege ganz freundlich entgegen und sprach: Am Fuße dieses Felsens ist ein kleines, altes, von Moos überzogenes Kreuzchen; reinige es und pflanze es vor den Eingang dieser Höhle, dann werde ich erlöst sein. Der Jüngling suchte das Kreuzchen, reinigte es und steckte es vor die Höhle; da entstand ein großer Lärm in der Höhle, ein schwarzer Schmetterling flog heraus und als der Jüngling in die Höhle trat, war die Ziege verschwunden, ihre Hörner aber lagen noch da und waren von purem Golde. (Grohmann, Böhmen. S. 241.)

(251.) Zu Mykleby in Schweden ging Swen eines Sonntagsmorgens auf die Jagd und gewahrte bald einen großen Bock mit einem Ring um den Hals. In demselben Augenblicke rief eine Stimme aus dem Berge (das war ein Troll, ein Steinzwerg): „Sieh, der Mann schießt unseren Ringbock." „Nein, rief ein Anderer, das läßt er wohl bleiben, es ist Sonntag." Als der Schwede das hörte, schoß er den Bock. Jetzt entstand heftiges Lärmen und Schreien im Berge, und Einer rief: „Den will ich schon bezahlen!" Ihm antwortete ein Anderer: „Das wirst du wohl bleiben lassen, der weiße Bock (d. h. Gott, lawisch Bel-Bog) steht ihm bei!" Darauf erscholl ein mächtiges Geräusch und eine Menge von Trollen erfüllte den Wald ringsum. Swen warf sich zur Erde, kroch unter einen Wurzelhaufen und that ein Gelübde. Als er unbeschädigt heimgekommen, erfüllte er dieses; der Bocksring, aus einem unbekannten Metalle, bildete bis in's letzte Jahrhundert den Griff an der Myklebyer Kirchthüre, das Horn verwahrte man in der Torpkirche, das Fell in der zu Langeland.

Digitized by Google

(252.) In den Gewölben des ehemaligen Schlosses Aigremont im hohen Ormond-Thale liegen ungeheure Schätze in großen Käsekesseln. Der Herr von Pontverre, in voller Rüstung, sitzt mit hohlen Augen, die aus dem Helmgitter hervorblitzen, auf einem Lehnstuhle und zählt ohne Unterlaß die glänzenden Goldstücke, und ein schwarzer Bock, lang gehörnt, steht am Eingange Wache, bereit, jeden Tollkühnen zu durchbohren, der sich in die wohlverwahrte Felsenkammer einzudrängen versuchen sollte. Jeden Quatemberabend hört man um Mitternacht ein fürchterliches Kettengerassel, Toben, Heulen und Stöhnen, wie wenn alle Berggeister und Drachen dort versammelt wären. Der erschrockene Wanderer erblickt auf den Zinnen schwarzgekleidete Frauengestalten, weißverschleiert, die im Kreise herumschweben und Geistertöne der Wehmuth hören lassen. (Kuenlin.)

(253.) Auf den zwei Pitalerhöfen am Katharinaberg in Schnals hüteten zwei Ziegenhirten, Beide beinahe gleich alt. Während des Weidens spielten sie, was ihnen einfiel. Dabei kamen sie einst in Unfrieden und stritten und fluchten gräßlich. Endlich rief der Aeltere, der einen sehr starken Bock hatte, auf dem er oft zu reiten pflegte: „Wäre mein Bock da, ich ritte auf und davon" Kaum gesagt, rannte der Bock herbei, der Hirt saß auf und wurde vom wilden Thiere zu einer Platte getragen, die über einen Abgrund hinaushing. In der Todesangst schrie der Hirt: „Ach, Teufel, nicht da hinab!" „Wohl, da hinab!" meckerte der Bock, welcher der Teufel selber war, und eilte mit dem Opfer hinunter. Die dem Steine eingedrückten Bocksfüße zeigt man noch. (Zingerle, 1859 S. 281.)

(254.) Zwischen Gansingen und Büren im Aargaue geht ein Fußweg längs dem dortigen Bache hin. Diesen wandelte oft ein zottelhaariger, großer schwarzer Ziegenbock, der die Thalbewohner unter vielen Gestalten, bald auch als Pferd, Esel, als Eber mit Feueraugen, als Schwein, welches einen kleinen Wagen mit sich führte, schreckte. Auch als riesiger Mann erschien er. Man kannte den Weg, den er machte, die Plätze, wo er sich gern aufhielt, bei eintretendem Ungewitter, die fünf Häuser der „Vorhölle" zwischen Ober- und Nieder-Büren u. a., wo er sein Unwesen zur Belästigung der Bewohner trieb. Sommers weidete er dort auf einigen Matten, wo Niemand Gras oder Heu zu sammeln wagte, weil er als Bock oder als Riese sie vertrieb, wie er Wanderer in den Bach warf oder sonst in Furcht jagte. Er stahl Säcke Hafermehl von den Wagen und Winters in den Scheunen Futter, Heu und Stroh. (Birrcher, das Frickthal.)

(255.) An der Straße zwischen Herzogenbuchsee und Langenthal, bei „Trubers Brunnen", hütete ein Geißhirt. Zu seinem Schrecken bemerkte er einst, daß er eine der Geißen verloren habe. Nach vielem Suchen fand er sie im nahen Walde, wie sie den Boden aufscharrte. Er nahm sie mit sich, aber sowie er sie frei ließ, war sie wieder in den Wald entwischt, wo sie auf's

Digitized by Google

neue scharrte. Als dies mehrere Male geschehen, fiel es ihm doch auf, er dachte an einen Schatz, fing an, aufzugraben, und kam auf eine schöne, große Glocke. Schnell eilte er in's Dorf, holte Leute und sie hoben die Glocke aus ihrer Gruft. Jetzt hängt sie im Kirchthurme zu Herzogenbuchsee. (Zuberbühlers Sammlung.)

e) Das Schaf.

Der Widder, das männliche Schaf, bezieht mit dem wiederkehrenden Frühling die erste Weide und ist daher das Himmelszeichen, in welches die Sonne mit der Frühlingsnachtgleiche eintritt. In Aegypten war dieses Thier dem Amon, dem dortigen Jupiter, dem „Fürsten der Götter und Schöpfer der Welt", welcher auch widderköpfig abgebildet wurde, heilig, und ward ihm geopfert. — Ein Widder hebt Abrahams Sohnesopfer auf, weil der Frühling, dessen Zeichen er ist, dem Menschen willkommen erscheint. — Durch dasselbe Thier wird auch der hellenische Phrixos gerettet, welchen sein Vater Athamas auf Anstiften der Stiefmutter Ino opfern wollte, und die wahre Mutter Nephele ließ ihre Kinder Phrixos und Helle auf diesem Thiere fliehen, dessen goldenes Fell (wieder ein Sonnenbild) zum Zuge der Argonauten Anlaß bot. Der Widder war von Poseidon und Theophane unter der Gestalt eines Widders und eines Schafes erzeugt worden. Es giebt aber auch Widder als Nachtgespenster.

(256.) Zu Martell in Tirol spukt Nachts der graue „Hurla-Widder", welcher die Begegnenden mit den Hörnern bedroht, ihnen Steine nachwirft und halb menschliche, halb Schaflaute erschallen läßt.

(257.) In der Gegend von Namiescht oder Namiest, in Mähren, ging ein Fleischer auf den Viehkauf und traf auf dem Markte ein Schaf, das ihm so gefiel, daß er es kaufte und heim brachte. Alles bewunderte das Thier, so daß er es nicht schlachtete, sondern der Herrschaft schenkte. Als des Gutsherrn drei Töchter über die Wiese kamen, folgte ihnen das Thier, ohne sich vom Hüter zurückhalten zu lassen. Da machten die drei Mädchen aus, sich zu trennen, um zu sehen, welcher das Schaf folge. Es folgte der jüngsten und verließ sie nun nicht mehr. Da sah es ein alter Jäger, erkannte einen Zauber dahinter und rieth ihr, dem Thiere mit dem Schlage Zwölf, Mitternachts, mit dem Oele, womit man die Glocken weihe, ein Kreuz auf die Stirne zu machen. Sie that es, da steht plötzlich ein Jüngling vor ihr, welcher klagte, daß sie seine Qual verlängere, indem er nach zwei Jahren erlöst gewesen wäre, jetzt aber wieder zur Hexe zurück müsse, welche ihn verwünscht. Damit verschwand er. Das Mädchen aber, sehnsuchtsvoll, verließ das Vaterhaus, den

Digitized by Google

Jüngling aufzusuchen, und erlitt viel Mühe und Mißgeschick, bis ihr ein Einsiedler rieth, an's Meer zu gehen, an dessen anderm Ufer die Zaubermutter auf einem hohen Berge wohne und er bei ihr. Sie kam an's Ufer, wo eine Kuh sie hinüber trug. Hier traf sie aber nichts als einen unersteigbaren Berg und Steine, weinte und hörte, nur mittelst geweihten Sachen aus dem heiligen Lande könne sie ihn ersteigen. Sie wanderte hin, stieg auf, ohne die bösen Geister im Wege zu achten, fand im Berge ein Schwert, wartete die zwölfte Stunde ab und enthauptete die um diese Zeit erscheinende Zaubermutter, worauf sich die Steine sogleich in Häuser, die Pflanzen in Menschen verwandelten und der Jüngling in der schönen Gegend in prächtigem Wagen heranfuhr und sie abholte. (Vernaleken, Myth. und Bräuche. 1859. S. 150 — 152.)

f) Das Rind.

Im Zodiakos folgt dem Widder der Stier als Bild der gekräftigten und nun Wachsthum befördernden Sonne. Dieses Thier war vermöge seiner starken Zeugungskraft bei allen morgenländischen Völkern Bild der Sonne und dem Sonnengotte heilig, in Persien als eines der erstgeschaffenen Wesen dem Ormazd, während in Indien das ganze Rindergeschlecht hohe Verehrung genießt und der echte Gläubige sich mit dem Urin und den Excrementen des Stiers und der Kuh reinigt (was auch in Eran geschah) und nur mit einem Kuhschwanz in der Hand stirbt. In den vedischen Hymnen wurde oft der Mond, dann aber, weil er sonst meist männlich war, auch die Morgenröthe, die Gewitterwolke, ja das ganze Himmelsgewölbe, kurz Alles, was Feuchtigkeit und damit Fruchtbarkeit spendete, als „die wohlthätige Kuh der Fülle" dargestellt, die Sonne aber, welche diese Himmelskuh fruchtbar und milchreich macht, als Stier. Der Kuh des Himmels entsprangen, nach derselben Quelle, die Winde (Maruts), die deshalb „Kinder der Kuh" hießen; ihrer waren 21, d. h. dreimal sieben, das Product zweier heiliger Zahlen, und sie wurden selbst wieder passend als brüllende Stiere gedacht. Indra, der Gott des Himmels, hieß daher „der Stier der Stiere", und die Donnerkeile waren seine Hörner, mit denen er das Schlangenungeheuer der Finsterniß bekämpfte. Auch in den Märchen und Sagen der turanischen wie auch der slavischen Völker spielen Stier und Kuh eine wichtige, auf kosmische Vorgänge zurückzuführende Rolle, über welche De Gubernatis in seinen „Thieren in der indogerm. Mythologie" Ausführlicheres bringt. Der

Digitized by Google

ruſſiſche Sonnenheld Iwan Tzarewitſch iſt der Sohn einer Kuh und hat Stiers Stärke. (Afanaſſieff's Märchen.) Namentlich aber in Aegypten wurden Rinder allgemein verehrt, in Hermonthis aufgezogen und in Atarbechis im Delta begraben. Die Kuh wurde in Aphroditopolis und im hermopolitiſchen Nomos verehrt und in Theben mumiſirt; ihre Hörner waren Schmuck der Iſis. Vor Allem aber genoß Verehrung der Stier als Apis, von einem Mondſtrahl erzeugt, in Memphis und als Mnevis in Heliopolis. Von den Aegyptern ging die Rindverehrung auch auf die Hebräer über. Sie verehrten ein Thier dieſer Gattung (ob den Apis, iſt ungewiß) als „goldenes Kalb" in der Wüſte, und als ſich Israel von Juda trennte, errichtete Jerobeam zu Bethel und Dan zwei ſolche Bilder, um ſich vom Tempel zu Jeruſalem zu emancipiren. So oft auch fremder Götzendienſt wieder abgeſchafft wurde, die beiden Stierbilder blieben immer ſtehen, bis König Joſia das eine, ihm erreichbare wegſchaffen ließ.

Auch bei den Griechen war der Stier heilig, namentlich dem fruchtbringenden Sonnengott Dionyſos und ſein Opfer eine beſonders heilige Handlung. Es war Arbeit des Herakles und Theſeus, einen allgemein gefürchteten Stier einzufangen. Der aus Perſien eingeführte Sonnengott Mitras tödtet den Opferſtier in einer Grotte, und Theſeus in einer ſolchen (dem Labyrinth auf Kreta) den ſtierköpfigen Minotauros. Zeus ſelbſt verwandelt ſich in einen Stier, um Europa zu entführen (weil er eben ſelbſt früher als Stier verehrt wurde), und ſeine Hera hieß die „Kuhäugige", wie ſeine Geliebte Io in eine Kuh verwandelt wird. Auch in einem norwegiſchen Märchen (Kari Träſtak) wird eine Königstochter von einem Stier entführt, doch um ſie zu retten.

Man kann ferner, wenn man weiß, was der Stier bedeutet, die Liebe der Paſiphaë zu ihm (dem Sonnengotte) nicht mehr ſo anſtößig finden. Die griechiſche Mythologie iſt reich an ähnlichen Beiſpielen, welche dieſen Cult, der dem der menſchenähnlichen Götter voranging, bezeugen.

Im germaniſchen Norden finden wir die Kuh Audhumbla, die neben dem Rieſen Ymir das älteſte Weſen war. Aus ihrem Euter rannen vier Milchſtröme, von denen ſich Ymir ernährte (ſ. oben S. 19—20).

Digitized by Google

Ein Ochsenkopf war Thors Angel-Lockspeise für den Midgardswurm, da nur die Sonne, welcher dies Thier heilig, den Drachen der Nacht aus seiner Ruhe bringt. Wie die deutschen Sprichwörter und Sagen, so haben auch die slavischen und keltischen zahllose Bezüge auf einstige Verehrung des Stieres und der Kuh; die Deutung aller Züge bis in's Einzelne kann aber zu weit getrieben werden, und es ist Vieles in diesem Sagenkreise der Freiheit menschlicher Phantasie zuzuschreiben.

In einem siebenbürgischen Märchen wird ein alter Mann im grauen Mantel (Odin) Pathe eines Kindes und schenkt ihm einen am gleichen Tage geborenen Stier, den er auf der Himmelswiese weiden läßt, so daß er zu ungeheurer Größe heranwächst und dem Pathenkinde zu großen Ehren verhilft. — Wenn Simrock (D. M. 209 f.) in Verlegenheit darüber ist, warum in Aachen ein Meteorstein das Badekalb genannt wird und nur den Zusammenhang zwischen Sonne und Bad, nicht aber den zwischen Sonne und Kalb versteht, so löst sich das leicht. Der Stier war stets der Sonne, die Kuh dem Monde heilig, ihr Kind, das Kalb, also beiden, wie man ja den Namen „Sonnenkalb" und einen Schimpfnamen „Mondkalb" hat. Daher wurde ein vom „Himmel" gefallener Stein nach dem Sonne und Mond heiligen Thiere und nach den der Sonne gewidmeten Bädern des Ortes benannt. Simrock (D. M. S. 479) giebt auch Beispiele von Verehrung der Kühe, welche nichts Auffallendes haben, wenn man sich an den Gedanken gewöhnt, daß der Thierdienst in älteren Zeiten überall herrschte.

Noch jetzt spricht der Stiercult aus Volkssagen.

(258.) Vor mehr als 130 Jahren erzählte der verdiente Züricher Naturforscher Scheuchzer aus dem Munde des Volkes der Urkantone: In den Surenenalpen, damals Uri und Engelberg gemeinsam gehörend, verliebte sich ein Aelpler so unsinnig in ein Schaf (nach Anderen ein Ziegenbock oder ein Kalb), daß er das Thier endlich frevelhaft nach christlichem Gebrauche taufte. Was geschah? Gott verwandelte das Lieblingsthier in ein grausames Unthier (die Sage nennt es „der Greis"), welches Tag und Nacht dem Vieh beider Antheilhaber so zusetzte, daß die Weiden eine öde Wildniß wurden und Engelberg seinen obern Theil um geringen Preis an Uri abtrat. Ein sogenannter „fahrender Schüler" habe darauf den Urnern einen guten Rath ertheilt. Sie ernährten ein silberweißes Stierkalb sieben oder neun Jahre lang mit Milch, das erste Jahr von einer Kuh, das andere von zweien, das dritte von

Digitized by Google

dreien und so fort. Nach verflossener Zeit ließen sie den Stier durch eine reine Jungfrau auf die Surenenalp führen. Die Sennen zeigen auf „Waldnacht" den „Stierengaden", wo der Stier genährt worden, dann die Spuren seiner Klauen, die er, während er mit dem „Greis" rang, in den harten Stein drückte, und endlich den „Stierenbach", die Quelle der Engelberger Aa, wo der erhitzte Stier nach dem erkämpften Siege begierig trank, worauf er aus Erschöpfung todt hinsank. Nach Einigen jedoch lebt und schadet das Unthier heute noch.

(259.) In Sargans erzählte dem Sammler der Nachbarssohn, Jakob Pfiffner von Mels, von einem Lindwurme, den er sich jedoch (wegen des Wortes lind, d. h. weich) wie einen großen dicken Regenwurm vorstellte, und von einem ganz ähnlichen Kampfe desselben mit dem Stier, der jedoch von des Wurmes Gift getödtet worden.

(260.) Auf der Grabseralp Naus war einst ein furchtbarer Lindwurm, lang und dick wie ein Baumstamm, der Leib blutroth. Weder Menschen noch Thiere waren sicher vor ihm und die Alpe wurde öde und leer. Niemand wußte Rath, bis ein Fremder (ein sogenannter „fahrender Schüler") in's Dorf kam und ihnen den Rath gab, ein makellos weißes Stierkalb sieben Jahre lang zu säugen und es dann zum Kampfe zu führen. Als der Stier groß war, wollte Niemand das unbändige Thier, dessen Hörner man mit Stahlhaken gewaffnet hatte, auf die Alpe führen. Da bestimmte man dazu ein schönes Mädchen, welches den Tod verschuldet hatte (nach Anderen eine reine Jungfrau) und verhieß ihr das Leben, wenn sie entkomme. Sie ging es ein und machte sich auf den Weg. Als der Stier, den Feind witternd, zu brüllen begann, stieg das Mädchen auf eine Tanne, und sah von da, wie der Wurm herbrach und der Kampf anhob. Der Stier wühlte furchtbar in des Wurmes Eingeweide, welcher mit Schweif und Krallen den Gegner faßte, daß dessen Haar in die Luft flog, aber bald verblutete. Das Blut rann den Berg ab einem Bächlein gleich; der Sieger aber, vom Drachenblute vergiftet, sprang rasend an einen Felsen, bis er todt hinstürzte. Jetzt waren Alp und Jungfrau frei und die Bewohner froh. (Nikl. Senn u. Lehrer Joh. Betsch von Grabs.)

All dies ist nichts Anderes als der Kampf der Sonne (welcher der Stier überall heilig) mit der Nacht (welche der Drache mit seinen vielen Augen bedeutet).

Bezeichnet der Stier die Sonne, so entspricht natürlich die Kuh dem Monde, dessen Viertelsgestalt ja gleich ihr zwei Hörner hat.

Wie Sonne und Mond Wegweiser der Menschen, so sind es daher in der Sage auch Stier und Kuh.

Digitized by Google

(261.) Wohl jedem Fremden muß es auffallen, wenn er die romantischen Triften und Alpengelände von Reichenbach durchwandelt, die Kirche in einer so merklichen Tiefe, statt auf einer der zahlreich herumliegenden Anhöhen zu finden. Eine Sage, die jedem dort wohnenden Landmann wohl bekannt ist, möchte das Räthsel lösen: Nachdem Reichenbach von Aeschi getrennt wurde und nun eine eigene Gemeinde bilden sollte, mußte auch eine Kirche erbaut werden, mit deren Plan man auf's eifrigste sich beschäftigte. Es wurde beschlossen, dieselbe auf einer nahen Anhöhe, der Schärüte genannt, zu bauen. Bald war Alles in Thätigkeit und lustig wimmelte es oben von emsigen Arbeitern. Aber als schon der Grund gelegt war und einige Mauern den Umriß der Kirche zeigten, erstaunte man, als in einer Nacht die Angefangene Arbeit ganz zerstört und dem Boden eben dalag. Niemand wußte sich dieses erst zu erklären, allein man kam bald auf den Gedanken, daß da ein böser Geist spuke. Indessen ließ man sich darüber nicht abschrecken und der mühsame Kirchbau wurde von neuem angefangen. Wie erstaunte man noch mehr, als auch diesmal das angefangene Werk an einem Morgen zerstört gefunden wurde, und noch mehr, da man zur Sicherheit drei Mann als Wacht ausgestellt hatte, die aber weder etwas gesehen noch gehört haben wollten. Auf gleiche Weise soll es noch einmal geschehen sein. Man sah nun ein, daß nicht der rechte Ort gewählt worden sei, und um diesen zu erfahren, habe man zwei Stiere aneinander gebunden und diese dann in einer Nacht frei gehen lassen. Wo nun die Stiere am Morgen gefunden wurden, da sollte die Kirche gebaut werden. Zum Erstaunen Aller sollen sie mitten in einem Erlengebüsch neben dem vorbeirauschenden Reichenbach liegend gefunden worden sein, wo dann die Kirche wirklich gebaut wurde und noch heute dasteht.

(262.) Ochsen weisen auch an anderen Orten Plätze zu Kirchenbauten. (Lütolf. S. 331.) Aehnlich im Alterthum: Eine Kuh ging dem Kadmos voran zum Platze, wo er die Stadt Theben bauen sollte; eine „buntscheckigte" dem Könige Ilos, als er in Vorderasien das berühmte Ilion oder Troia zu gründen ausging. — In entsprechender Weise legte man nach der Tirolersage die Leiche der heiligen Magd Notburga auf einen Ochsenwagen, ließ sie ziehen, sah die Thiere über den tiefen Fluß gehen, ohne daß sie naß wurden, dann ausruhen und endlich am Kirchlein des heiligen Ruprecht stillehalten, wo unsichtbare Hände den heiligen Leib abluden. — So zogen zwei junge, noch unabgerichtete Stiere den Wagen mit der Leiche des Bruders Ulrich von Mussau durch den Bach und bis dahin, wo heute die Kapelle steht. — Ein Stier stieß in Tirol beim Bergwerke Falkenstein, an der Grube „zum Stier", mit den Hörnern einen Rasen auf, welcher schönes Glaserz entblößte. An einer andern Stelle deckten Kühe einen Erzgang auf (wie Schweine vergrabene Glocken verriethen).

Es giebt ebenfalls Sagen von gespenstischen ungeheuerlichen Kühen, die sämmtlich hierher gehören, weil sie die Bedeutung der Kuh als Nachtgestirn (Mond) nachweisen:

Digitized by Google

(263.) Im bernischen Dorfe Melchnau befand sich in alter Zeit eine riesige Kuh, so riesig, daß, wenn man sie molk, die vorderen Beine im „Guger" und die hinteren im „Bottmet" gestanden haben sollen, welche zwei Ortschaften etwa eine halbe Viertelstunde von einander liegen. Bei der Mühle lag ein Weiher, den die Kuh jeden Morgen und Abend mit Milch frisch füllte (wie die Ziege im nordischen Göttersitze Ströme ausgoß). Es fiel einst Einer hinein und ertrank, und man will ihn noch zuweilen um Hilfe schreien hören. Die Milch habe dem Dorfe den Namen gegeben.

(264a.) Bei Schlitters im tirolischen Zillerthale war einst ein See. Damals hörte man Nachts öfters eine Kuh muhen. Lief man nach dem Orte, so „plärrete" es ganz anderswo, auf dem Berge, im See ꝛc. Das Volk hieß es „die Seekuh". Der See ist später ausgetrocknet worden und jetzt Moor; aber das „Plärren" hört man noch immer.

(264b.) In der Freiburgeralp am Gibloux komme, so oft es stürme, eine gehörnte Kuh dahergefahren, welche auf ihrem Wege Alles nieder und in die Schluchten des Gibloux schleudere.

(265a.) Auf dem sogenannten Eselswege, von Weida nach Köckeritz zu, scheute einem Barbier, der im Mondscheine gegen 11 Uhr Nachts dahinging, plötzlich der Hund. Da sieht er im Liebiger, einem nahen Grunde, auch die Ursache: ein Kalb nämlich ohne Kopf. Eben bog es um eine Ecke. Wie er's weiter erzählte, wußten das gar Viele schon; ja um dort nicht irregeführt zu werden, macht man lieber einen weiten Umweg. Der Hund des Barbiers ist hernach selbst bei Tage nicht wieder an jene Stelle zu bringen gewesen. (Eisel, Voigtl. S. 130.)

(265b.) Oberhalb Lichtenberg treibt eine dreibeinige Kalbe ihr Wesen; sie pfeift so stark, daß die Umwohner dadurch in Angst und Furcht versetzt werden. (Ebendas.)

(266.) Als einmal der letztverstorbene alte Förster in Köckeritz Nachts den Eselsweg nach Weida gehen will, hatte in der Nähe des Gänsebergs eine weiße Kuh sich ihm quer über den Weg gelegt. Eine Täuschung war nicht möglich, denn es war der hellste Mondschein. Wie er nun zugeht, richtet sie sich auf und ist so groß, daß gar nicht auszuweichen war. Da nimmt der verwegene Mann sein Gewehr; hat aber, wie er losgeschossen, drei Viertelstunden lang völlig blind an der Stelle gestanden! Wäre sein Hund nicht davongelaufen gewesen und nach Hause gekommen — die Seinigen würden ihn gar nicht gefunden haben. (Eisel, Voigtl. S. 132.)

(267.) Unweit Buchsweiler im Elsaß grast am Mühlbache noch spät Abends eine schwarze Kuh mit silberner Halsglocke. Die Weidbuben gehen ihr aus dem Wege, obwohl sie wissen, daß sie Niemanden was thut, sondern verirrten Wanderern, die von ihrem Geläute angezogen werden, sich nähert,

Digitized by Google

ihnen die Hände leckt und dann sie auf den rechten Weg weist. Schlägt oder wirft man sie aber, so nimmt sie den Schuldigen wüthend auf die Hörner und wirft ihn in den Bach.

(268.) Zu Mölten unweit Glatz in Schlesien, als eines Winterabends das Gesinde beisammen um den warmen Ofen saß und fleißig spann, ging plötzlich ein Fenster auf und schaute ein Ochse eine Zeitlang in die Stube herein. Da er einem im Stalle befindlichen sehr ähnlich sah, ging eine Magd hinaus, die diesen losgekommen wähnte, und wollte ihn anbinden, fand ihn jedoch ruhig an seinem Platze. Kaum war sie wieder in der Stube, als ein Windstoß das Fenster abermals aufriß und dasselbe gespenstische Wesen den Kopf wieder hereinstreckte. (Drescher.)

(269.) Im Trub liegt südwestlich vom Napf eine Alp, Schinen genannt. Auf dieser war es schon lange Zeit nicht geheuer. Eine große schwarz gefleckte Kuh weidete dort mit den anderen, ging Abends mit ihnen bis zum Stalle, dann aber selbst auf das Dach, wo sie sich niederlegte, bis die anderen wieder ausgelassen wurden, wo sie wieder mitzog. Einmal sei es den Knechten gelungen, sie auch mit in den Stall zu bringen, wo das Thier aber zwischen den anderen durch und zu der Oeffnung hinaus lief, wo das Stallwasser abrann. Diese Kuh soll sie Abends und Morgens am Melken gehindert haben. (Zuberbühler's handschriftl. Sagensammlung, Münchenbuchsee 1850 und 51.)

(270.) In des Amerikaners Washington Irving Schilderung vom Wohnsitze des großen Dichters Walter Scott, Abbotsford, heißt es: „Der anziehendste Umstand jedoch, welcher, nach Scott's Behauptung, sich an diesen See knüpfte, war, daß er von einem Kobold in Gestalt eines Wasserstieres bewohnt war, der in den tiefen Theilen lebte und dann und wann auf das trockene Land hervor kam. Diese Geschichte war seit undenklicher Zeit in der ganzen Umgegend gäng und gebe." (Washington Irving, Abbotsford.)

(271.) Vor dem Entscheidungskampfe, welchen die jütische Halbinsel erwartet, soll eine rothe Kuh über die Brücke (welche?) gehen. (Müllenhof, Schlesw.-Holst. Sagen.)

Vergl. Grimm's Sagen 142 (der Stierenbach).

g) Das Pferd.

Das edelste Thier, das **Pferd**, das den Menschen in verschiedenen Lebenslagen und Berufsarten, als Zug-, Last- und Reitthier die wichtigsten Dienste leistet, verdiente vor allen anderen Thieren an den Himmel versetzt zu werden. Es wurde dies auch, und zwar nicht nur in seiner wirklichen Gestalt, als „kleines Pferd", sondern auch, zum Beweise seiner Göttlichkeit und Sternähnlichkeit, als geflügeltes

Digitized by Google

Pferd, Pegasos; ja noch mehr, bei den Griechen ist auch die Sonne ein von Pferden gezogener Wagen. Bei denselben ist aber das Pferd auch das Thier des Poseidon, des Meergottes. Diese Verbindung zwischen Pferd und Meer wäre räthselhaft, wenn nicht mannigfache Verwandtschaft zwischen Himmel und Meer aus der ganzen Mythologie herausblickte. Was am Himmel war, das wurde sehr oft auch in das denselben abspiegelnde Meer versetzt, und umgekehrt, wie die Sternbilder des Walfisches, des Delphins, der Fische, des südlichen Fisches, des Schwans, der Wasserschlange und der Argo zeigen. Einen weitern Zug der Hochhaltung des Pferdes verräth auch seine Verbindung mit dem Menschen zu einem Wesen, dem Kentauren, welcher ebenfalls unter die Sterne versetzt wurde.

Noch bedeutender aber spricht dafür die Sage von den sprechenden Rossen des Achilleus, und nicht weniger von dem hölzernen Pferde zu Troja, offenbar die Erinnerung an ein Götterbild solcher Gestalt.

Im Norden hat Sleipnir, das edle Roß Odins, acht Füße. Andere Rosse der Asen haben alle den Beinamen Faxi (mähnig), so z. B. das Roß des Tages, Skinfaxi (das glanzmähnige) und das Roß der Nacht, Hrimfaxi (das thaumähnige). Die Glanzmähne aber, durch welche sich der Tag von der Nacht unterscheidet, ist die Sonne, und auch im Norden war das Pferd der Sonne geweiht, wo nicht gar ein Bild der Sonne selbst.

Wie die indischen Arier, wo ebenfalls Rosse Indras Sonnenwagen ziehen, und wie die eranischen, deren Rosse der Sonne entgegenwiehernd, Schicksalsmächte waren (bei Dareios), so veranstalteten auch die germanischen der Gottheit zu Ehren Pferdeopfer und steckten die Köpfe der geschlachteten Pferde auf die Dächer ihrer Häuser, wie in Grimm's Märchen von der verbannten Königstochter das Haupt des getödteten Pferdes Falada an das Thor geheftet wird und seiner Besiegerin wahrsagt. Odins Roß Sleipnir hatte Runen auf den Zähnen, das Roß Arwakr auf dem Ohre; dem Gotte Freyr waren weissagende Rosse geweiht.

Die alten Deutschen unterhielten nach Tacitus (Germ. 10) in ihren heiligen Hainen Pferde, die keinen irdischen Reiter duldeten und aus deren Wiehern und übrigem Benehmen man vor jedem Kriege

Digitized by Google

oder Zuge die Zukunft zu erfahren glaubte. — Im Kanton Bern sah man es als Glückszeichen an, wenn Einem auf der Reise bald ein Schimmel begegnete, erwartete aber einen baldigen Todesfall, wenn das eine Leiche ziehende Pferd rückwärts sah oder vor einem Hause stille hielt.

Die Pferdeköpfe auf den Häusern bestehen in Norddeutschland noch heutzutage, wirklich oder in Holz geschnitzt, wenn auch nur noch zu abergläubigen Zwecken.

Das Pferde-Opfer erhielt sich sogar noch unter der Herrschaft des Christenthums. Als Kaiser Karl IV. beerdigt wurde (1378), opferte man 26 Pferde und auf dem letzten derselben will ein wohl gewappneter Ritter unter „goldenem" Traghimmel und (wie, erfahren wir nicht) „opferte sich mit dem Roß". Bei der Leichenfeier Maximilians II. (1577), fünf Monate nach seinem Tode, wurden an seinem Grabe zu Prag die Pferde zwar nicht mehr getödtet, aber „als Oblate der Domkirche behalten". (Nork, Sitten und Gebräuche der Deutschen.) Nach der Sage ist Bayard, das riesige Pferd der vier Heimonskinder, trotzdem es Karl der Große ertränken ließ, nicht todt, sondern lebt im Ardennenwald, wo man es jährlich am Johannestage wiehern hört. (Grimm, deutsche Mythologie.)

Von den geweihten Rossen der alten Deutschen sagt Grimm: „Ihre Mähnen wurden sorgsam genährt, gepflegt und geschmückt; vermuthlich wand oder flocht man Gold, Silber und Bänder in die Locken." Die Namen der Pferde wurden sogar von Fürsten und Helden angenommen (Hengist und Horsa).

Auch die Verknüpfung der Pferde mit dem Meere oder wenigstens mit dem Wasser erscheint im Norden wieder.

(272) Es soll zuweilen am Meeresstrande ein schönes apfelgraues Pferd erscheinen, das man daran erkenne, daß es die Hufe verkehrt trage. In Schweden heißt es nennir oder nikar (Neck). Besteige es Jemand, so stürze es mit ihm in die Fluth. Doch könne man es auch fangen und auf gewisse Zeit zur Arbeit abrichten. Zu Morland warf einem ein Mann einen künstlichen Zaum über, daß es nicht entwischen konnte, und pflügte nun alle seine Aecker mit ihm. Als zufällig einmal der Zaum aufging, sprang der Neck wie rasend in die See zurück und zog die Egge mit hinunter.

(273.) Wie in Mähren sich böse Wassermänner aufhalten, welche den Pferden auf der Hutweide nachstellen, erscheint der Wassermann selbst (wie der

Digitized by Google

Meergott Poseidon gethan) als Pferd. In einer Nacht zwischen 11 und 12 Uhr ging ein Pferdehirt am Flusse auf und ab und sah plötzlich einen schönen Fuchs, vom Hufe bis an's Knie weiß. Er fing ihn auf, entdeckte aber sogleich mit Schrecken — ein hölzernes Maul, warf dem Thiere eine geweihte Halfter um und ritt es nun bis Früh 3 Uhr. Als er es frei ließ, verwandelte es sich plötzlich in einen Menschen und rief in einem sonderbaren Nasentone: „Das hat dir der Teufel in die Nase gesteckt!" und sprang in's Wasser. Andere brauchten solche Pferde schon zum Ackern und gaben ihnen Steine statt Hafers.

Aber nicht nur Sonne- und Tagesthier ist das Pferd, sondern auch, namentlich als schwarzes, ein solches der Nacht und des Mondes. Der Nacht- und Feuergott Loki verwandelt sich in eine Stute und gebiert Sleipnir, das Roß des Sonnen- und Himmelsgottes. Die ursprüngliche Mondgöttin Brunehild hatte nach der Sage an ihrem Wohnsitze zu Segard eine Heerde von Rossen, aus welcher die Helden der Mythe, Dietrich, Heine u. A. ihre streitbaren Hengste erhielten. Diese Nachtrosse scheinen sich denn in unzähligen Exemplaren, als gespenstige Teufels- und Hexen-Thiere, gleich den oben erwähnten Schweinen, Ziegen u. s. w., über das ganze sagendichtende Gebiet des deutschen Volkes vertheilt zu haben, und wachsen oft, was nur auf überirdische Wesen paßt, zu riesenhafter Größe empor. Der Luzerner Cysat schreibt im sechszehnten Jahrhundert von „teuflischen Rossen", welche Nachts am Pilatus haufenweise in vollem Laufe dahin galopiren, wo niemals ein Pferd hin gelangen konnte, so daß das Gebirge davon erzitterte.

(274.) In Dänemark herrscht ein Volksaberglaube, es müsse unter jeder Kirche, die man baut, ein lebendes Pferd eingegraben werden. Dessen Gespenst ist das Todtenpferd, das jede Nacht auf drei Beinen nach dem Hause hinkt, in welchem Jemand sterben soll. (H. C. Andersens „Sämmtliche Märchen".)

(275.) Nach Sonnenuntergang geht auf der Gemeindewiese zu Kamaik ein feuriges Pferd um, das auf den Feldern vielen Schaden anrichtet. Nähert sich ihm Jemand, so wirft es Blitze nach allen Seiten und tödtet den Menschen. Schon mehreren Menschen soll dies Unglück begegnet sein, so einem Knechte, der zufällig vorüberfuhr. Daher droht man noch heute den Kindern mit dem feurigen Pferde. So erzählte mir ein Mitschüler aus dem Orte. (Grohmann, Böhmen. S. 239.)

(276.) Anno 1624 wollte Andreas Illnig's Vater am Willenauerberge mit seinem Pferde arbeiten, da kam ein fremdes, weißes Pferd mit allem

Digitized by Google

Geschirr zugelaufen und spannte sich selbst an, und nachdem es eine Weile hurtig umgangen, ahnet dem Ackersmann nichts Gutes, er will ausspannen und Mittag machen. Damit reist das wilde Pferd mit Hacken und dem andern Pferd auf den Tümpel zu. Der Ackersmann hänget sich an sein Pferd, schreiet und giebt gute und böse Worte, bis das Gespenst sich verloren und er mit seinem Pferde in großer Bestürzung gelassen worden. (Gebhard, Oest. Sag. S. 229.)

(277.) Bei Arnau nahe am Klingenberge wohnte einst eine arme Witwe, die war blind. Da erschien ihr einmal im Traum ein weißes Pferd, ganz fleckenlos, mit feurigen Augen. Das sagte ihr, sie solle des andern Tages um die zwölfte Stunde zu der Birke gehen, die am Klingenberge steht, und dort einige Fuß unterhalb des Wurzelstockes derselben graben. Sie werde auf ein Wässerlein kommen, mit dem solle sie die Augen bestreichen, davon werde sie sehend werden. Die Frau erwachte über den Traum, aber sie befolgte ihn nicht. Erst als ihr in den folgenden Nächten das Pferd zum zweiten und dritten Male erschien, ging sie an den bezeichneten Ort und fing an, zu graben. Das Wässerlein sprang hervor und als sich die Alte ihre blinden Augen damit benetzte, erhielt sie das Gesicht wieder. (Grohmann, Böhmen. S. 246.)

(278.) Es war einmal ein junger Mensch in Penzlin, der hatte eine Braut in einem benachbarten Dorfe. Wenn er hinging, sie zu besuchen, machte er sich gewöhnlich einen Richtsteig durch die Pferdekoppel.

Als er nun einst des Abends hier durchkam und wieder seinen alten Weg vor sich hatte, sah er nicht weit von sich ein schwarzes Pferd. Da dachte er: Reiten ist besser als Gehen, und springt schneller zur Stelle. Was schadet es, du leihst dir das Pferd und auf dem Rückwege giebst du's hier wieder ab. Damit griff er zu, hatte das Pferd gefaßt und saß bald oben darauf, und fort ging's wie toll und besessen, denn der Bräutigam hatte Eile zu seiner Brautfahrt, und auch der Schwarze schien sich nicht aufhalten zu wollen.

Als aber das Pferd anfing, seinen Mund aufzuthun und sagte: „Der Mond, der scheint so hell, die Todten reiten so schnell; mein Liebchen, graut dir auch?" da sah der erschrockene Reiter unter sich und ward gewahr, wie sie nicht mehr auf ebner Erde, sondern hoch durch die Lüfte dahinsausten.

Nun dachte er: Besser hart gefallen, als so geritten, und sprang eilig von seinem Roß, kam auch glücklich unten an. Aber ein Pferd hat er sich nicht wieder zur Nachtzeit stillschweigend geliehen. (Niederhöffer, Mecklenb. IV. S. 205.)

(279.) Ein Mann aus Witerswil im Kanton Solothurn kaufte von einem Fremden ein Roß, das ihm sehr gefiel und ungewöhnliche Kraft und Schnelligkeit bewies. Später bethörte ihn der Geiz, es zu verkaufen. Er wollte es nach Basel führen, gelangte aber kaum an das Benkener Moor, als ihn das rasend ausreißende Thier in den Sumpf warf, worauf der Mann, der es ihm früher verkauft, auf dasselbe sprang und mit ihm verschwand.

Digitized by Google

(280.) Ein Solothurner Bauernbursche, der mit Anderen Sonntags in St. Wolfgang beim „Kilten" gewesen war, traf im Heimgehen nach Balsthal in stockfinsterer Nacht auf einer Wiese unter dort weidenden Pferden auch das, wie er am frohen Wiehern zu erkennen glaubte, des Dorfwirthes, lockte und bestieg es, um schneller heimzukommen als seine Kameraden. Erst ging's in sanftem Trabe, aber bald mit leiserm und immer leiserm Hufschlage, bis es sich erhob und Roß und Reiter über den Bäumen hinschwebten. Entsetzt sah er unten das „ewige Licht" aus den Fenstern eines Kirchleins blicken und endlich hundert Klafter hoch sich am Schlosse Falkenstein vorbeigleiten, in dessen Stube er den Schreiber des Landvogtes beim Lichte sitzen sah. Des Burschen Blut und Athem stockten, er war keines Lautes mächtig, bis seiner Kehle der Angstruf: Jesus Maria! entfuhr. Plötzlich verschwand der Gaul unter ihm und er fiel unweit Oensingen nieder. (Lehrer Bernh. Wyß in Solothurn.)

(281.) Zwischen Charmey im Greierzerlande und le Pont-du-Vani (Felsbrücke) liegen mehrere Moos- oder Sumpfmatten, genannt les Bourliandé, wo man jedes Spätjahr viele Pferde weidet. Vor etwa 100 Jahren gesellte sich jeden Abend ein Thier zu diesen, welches ihnen ähnlich sah und das man im Thale „das wilde Pferd" Zavudschavu hieß. Ging Jemand Nachts dort vorüber, so war das dem Anscheine nach zahme Thier stets bereit, sich reiten zu lassen; allein kaum saß man darauf, so sprang es wie wüthend in den daneben fließenden Jaun und schwamm blitzschnell mit dem Reiter stromaufwärts, bis es ihn halb erstarrt an's Ufer warf. (Kuenlin.)

(282.) In Mels im Sarganserlande kannte man und kennt noch das „Nachtfüllen", das von Plons hinauf bis zum Schützenhause wandert, aber nicht aufsitzen läßt, sondern Wandernden aufsitzt und sie müde reitet. Hingegen das im Ried gegen den Rhein hinaus ließ reiten, fuhr aber mit Einigen, die dies versucht, wie der Blitz in die Nacht hinaus, wo sie sich, als es „lüterlete" (morgendämmerte), über'm Rhein im Lichtensteinischen auf einer Scheiterbeige fanden und beinahe als Nachtschwärmer eingesteckt worden wären. Noch andere Melser, die von der „Stubeti" heimkehrten, fanden sich plötzlich unter lauter Nachtrossen, wurden aber bald tüchtig abgeworfen, worauf die muthwilligen Thiere auf und davon stoben.

(283.) Hinter Wasen in der Bernischen Pfarrei Sumiswald befindet sich auf einem Hügel das Bauernwesen Bärhegten. Einst war darauf ein Ritterschloß, dessen Eigenthümer die Umgegend lieblos mißhandelte. Als nun ein Paar, im Thale hoch geachtet, sich ehelich verbinden wollte, ging der Vater der Braut zum Junker, um jenes in alten Sagen berüchtigt gewordene Herrenrecht loszukaufen, welches der Zucht einer unschuldigen Braut wie der Menschennatur gleich bitter Hohn sprach. Aber das Mädchen war von so gepriesener Schönheit, daß der Feudalherr den Alten trocken abwies. Kummervoll begab

Digitized by Google

er ſich aus der Burg und begegnete unweit davon ein Männchen, welches ihn fragte, was ihn drücke. „Du kannſt mir doch nicht helfen!“ entgegnete der Vater unwillig. Aber der Kleine ließ nicht nach mit Anhalten, bis er Alles erzählte. Nun hieß ihn das Männchen gleich nach dem Schloſſe zurückkehren und den Herrn um den höchſten Loskaufspreis fragen. Dieſer, um ihn für immer los zu werden, erklärte: nur wenn Du mir eines Morgens die größte Buche aus dem Hornbachgraben herbringſt und mit ihren Aeſten hier im Hofe aufſtellſt. Niedergeſchlagener als das erſte Mal verließ der Vater den gefürchteten Ort und berichtete dem ſeiner harrenden Männchen troſtlos den Hergang. Dies aber hieß ihn lachend gutes Muthes ſein und ſprach: Höre, dieſen Abend noch wollen wir die größte Buche des Thales ausſuchen, die fällſt Du morgen früh, und für Zug will ich ſchon ſorgen.

Richtig, als der Landmann am folgenden Morgen die Buche mühevoll aus dem Boden hatte, erſchien der Kleine mit drei mageren Gäulen, ſpannte an und fuhr ſtraks den Hügel hinan und der Burg zu. Als ſie dort ſchnaubend anlangten, entſetzte ſich der Junker, kam aber ſchnell und bewundernd zum Zuge herunter, und fragte den Kleinen, wo er die Wunderthiere herhabe. „Herr, entgegnete er ſpöttiſch, de i de Stange iſch din Urgroßvater, de i de Bäuma din Großvater, de vorus din Vater, und wenns nit wär gangen, ſo hätti dich no derzuo i'gſpannt.“ Bei dieſen Worten geſchah ein Knall und die Burg ſammt dem Junker und dem räthſelhaften Zuge war in's Innere des Hügels verſunken. (Zuberbühlers handſchr. Sagenſammlung von Münchenbuchſee.)

(284.) Zu Buchsweiler im Elſaß erzählt man: Einſt wurde ein Mann durch ungewöhnliches Lärmen aus dem Stalle geweckt. Er eilte hin und ſah zwiſchen ſeinen zwei Pferden, die unruhig umherfuhren, ein drittes kohlſchwarzes, mit ſtruppiger Mähne, welches er nicht wegbrachte, ſo ſchlug es aus. Am Morgen war es verſchwunden. Etwas Zeit darauf fiel das Gleiche vor. Als er bemerkte, daß es keine Hufeiſen habe, rief er den Nachbar Schmied und ließ es beſchlagen. Am Morgen vernahm man lautes Geſchrei aus einem Nachbarhauſe, die Nachbarin lag zu Bette und war an Händen und Füßen beſchlagen. (Stöber d. S. d. E.) Verwandlungen von Hexen in ſchwarze Pferde kommen auch anderwärts vielfach vor.

(285.) In der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts hatte Graf Ludwig zu Rieneck im Speſſart auf Wildenſtein einen ſchlimmen Nachbar im Thurme im Krauſenbacher Thale. Um den Grafen, der ſeine Unthaten häufig beſtrafte, und ihn ſelbſt einmal ein Jahr lang gefangen gehalten, zu verderben, ſchloß er einen Bund mit dem Teufel, baute im „Höllenthale“ den „Höllenthurm“, wovon er ſelbſt beim Volke „Höllenhans“ genannt wurde, und machte dem Grafen, der oft auf ſeinem Luſtſchloſſe Wohlberg wohnte, einen beſonders ſchönen Grauſchimmel, den er angeblich aus dem Morgenland mitgebracht,

Digitized by Google

zum Geschenke. Das Haar des Thieres war wie Eisen anzufühlen, weshalb es „das eiserne Pferd" hieß, und brachte Jedem, der es bestieg, den Tod.

Der Rienecker erfuhr das bald, als ihm seine drei Söhne, die das Pferd ritten, einer nach dem andern elend umkamen, worauf das Ungethüm, wie im Hohne wiehernd, durch den Hochwald, dessen Bäume vor ihm brachen wie Rohrstengel, über den Höllengrund hinüber, zu seinem frühern Herrn zurückbrauste.

Der in Gram gealterte Graf stiftete im Jahre 1233 das Schloß Wohlberg zum Kloster „Himmelthal" für Nonnen und schloß mit seiner Gattin darin sein Leben.

In der Adventzeit hört man im obern Elsavathale manchmal Mitternachts hastige, kurz abgestoßene dumpfe Töne, wie das Pochen eines Eisenhammers; es ist das eiserne Pferd, das im Brausen der Adventstürme schnaubend und pustend das Thal hinunter stürmt, am Schloße vorbei, dessen junge Herren es einst in den Tod getragen und bis an die Marke des Klosters, wo es, seinen Lauf endend, im Nebel verschwindet. (Herrlein, Die Sagen des Spessart, S. 232.)

Mehrere Sagen und Märchen deuten aber ganz klar und ohne Umschweife und Verhüllungen auf die mythologisch-astronomische Bedeutung des edlen Thieres hin, um das es sich handelt. In den russischen Märchen erscheinen Pferde, deren Augen Flammen sprühen und deren Nüstern Dampf schnauben, und ein Rappe, der unter der Erde verschwindet, worauf die Nacht hereinbricht. Ein weißer Reiter auf einem Schimmel erscheint mit dem Tage, ein rother auf einem Fuchs mit der Sonne.

Noch schöner aber bekräftigt diese Thatsache folgendes Märchen „das Pferd Tatos" (so heißt das mythische Pferd der Magyaren).

(286.) Es war einmal, erzählt man in Ungarn, ein alter grauer König, der drei Söhne und drei Töchter hatte. Der älteste Sohn war schön wie der reife Herbst, der zweite glühend wie der Sommer, der dritte aber blühend wie der Lenz; womöglich noch schöner waren die Töchter: die älteste mit einem Stern an der Stirne, die zweite dem Monde, die dritte der Sonne. Der Ruf von der Weisheit des Vaters und der Schönheit der Kinder war über sieben Reiche und sieben Meere kund. Tag und Nacht abwechselnd pflegten die Kinder des gebrechlichen Greises, was jedoch nicht hinderte, daß er oft mitten in der Freude in Thränen ausbrach. Fragten sie ihn um die Ursache, so seufzte er blos, sie werden das noch früh genug inne werden.

Nachdem dies so jahrelang gedauert und die Kinder immer größer, der König aber immer grauer wurde, bemerkten jene eines Morgens beim

Digitized by Google

Erwachen, daß der König noch bitterer weinte als sonst, und die Stadt mit schwarzem Tuch ausgeschlagen war. Jetzt eröffnete ihnen der Greis: Ein zwölfköpfiger Drache wüthe seit Langem im Lande; man habe ihm jeden dritten Tag eine Jungfrau geben müßen; seit sechs Tagen habe er keine mehr bekommen, weil sie alle vertilgt seien, und nun habe er alle Gewässer ausgetrunken und das Land verdurste. Jetzt komme die Reihe an seine Töchter. Das ganze Land war ein Klagen und Weinen. Die erste, dann die zweite Tochter wurde ausgeliefert und am neunten Tage auch die Jüngste. Zum Unglücke kam, daß nun keine Sterne, kein Mond Nachts und Tags keine Sonne mehr leuchteten. — Nun ermannten sich die Königssöhne, gegen den Wurm auszuziehen, und der Vater weinte nun noch mehr, da bereits die besten Helden des Reiches sich an ihm versucht hatten und umgekommen waren. Der Jüngste hatte aber ein Tatospferd, das er selbst fütterte und mit dessen Füllen er spielte. So heißt in der Ungarnsage ein aus einem Ei ausgebrütetes Zauberpferd, erst mager und häßlich, sobald es aber von dem um dieselbe Zeit zur Welt gekommenen Taltos (Weiser, Zauberer) erkannt und von ihm gewaschen und gestriegelt ist, bald weiß, bald goldfarbig, goldmähnig, oft neunfüßig, dreiköpfig, mit Menschenstimme redend, über Wasser und Wolken fahrend mit dem Zauberspruche: „Nebel vor mir, Wolken hinter mir, mich soll Niemand erblicken!" worauf es unsichtbar wird und hingelangt, wo es wünscht. Es speit Feuer aus Nase und Mund und saugt Feuer auf, sich abzukühlen, klug und der Zukunft kundig. In der Noth des Tages hatte der Königssohn des Tatos vergessen und dieser wieherte ihm beim Eintritt in den Stall entgegen, wo er so lange geblieben und warum es draußen am Tage nachtfinster sei? Da sah der Prinz im Stalle mehr als Tag, ja echte Feuerhelle, und klagte nun, was vorgefallen. Der Tatos tadelte, daß der alte König nicht bedacht, daß sein Tatos die Sonne an der Stirne trage und das Füllen den Mond. Der Prinz meldete das dem Könige schnell, welcher den Tatos satteln ließ. Der Sohn bestieg ihn und nahm das Füllen für die Nacht mit und ritt so durch das ganze Reich. Gleich hatte man wieder Sonnenschein, wie er in die Mitte des Landes kam, Mittag und an das Ende, Abend; hier setzte er sich auf das Füllen und ritt zurück und brachte Mondschein. Aber kalt war es und nichts wollte auf dem Felde reifen. Jetzt waren die Söhne nicht mehr zurückzuhalten. Der Aelteste ging hinaus gegen den Wurm, kehrte aber nicht mehr zurück; dann der Zweite, trotz des Vaters Wehren.

Jetzt blieb noch der Jüngste allein; der Vater wollte nichts mehr hören, aber der hatte es bereits mit dem Tatos verabredet und zog geheim und Nachts aus, indem er das Füllen leuchten ließ, bis die Menschen schliefen. Hierauf beschied er es zu sich und bestieg den Tatos, welcher ihm rieth, den Drachen ja nicht zu fürchten, sondern ihm „wolfsaugig" in die Augen zu schauen. Als der Drache sie von Weitem erblickte, spie er Feuer und

Digitized by Google

Flammen; aber der Tatos lief so schnell, daß das gespieene Feuer immer neben das Ziel und in's Meer fiel, so daß das Unthier verblüfft dastand, als es den Prinzen ganz heil vor sich sah. Nun versuchte es, diesen zu packen, aber der Tatos erhob sich jedesmal in die Luft, wo es sie nicht erreichen konnte, während der Prinz im Fluge ihm einen Kopf nach dem andern und so alle zwölf abhieb. Jetzt dachte er an Befreiung seiner Geschwister und wollte sich gleich in das Drachenloch hinablassen; aber der Tatos warnte ihn vor des Drachen noch gewaltigerm und listigerm Weibe, der Hexe Eisennase. Sobald er ihn wiehern höre, solle er schnell wieder herauf, damit es nicht zu spät werde. Der Prinz nahm Abschied von dem treuen Thiere, küßte das Füllen und war mit einem Sprunge mit dem Füllen im Drachenloche. Hier sah er sich klug um und streckte sich bald mit dem Thierchen, um auszuruhen. Plötzlich hörte er den Tatos wiehern, denn die Hexe kam durch die Luft geflogen, setzte sich auf den Tatos, und einmal Zaum und Halfter in der Hand und den Zauber ausgesprochen: „Hip, hop, dort soll ich sein, wo ich will!" war sie in der Luft, und der Prinz herausspringend, sah weder Tatos noch Füllen mehr.

Jetzt war Alles dahin und der Greis saß mit dem Volke trauernd in der schauderhaften kalten Nacht. Der Jüngling aber beschloß, den Tatos und das Füllen aufzusuchen, und ginge es an's Ende der Erde. Da er in dem Dunkel die Drachenhöhle nimmer fand, ging er über Berg und Thal in die weite Welt, bis seine Schuhe in Fetzen waren. Endlich langte er in einem Walde an, der aus Kupfer war, und da war in der Mitte eine Hütte und in der Hütte eine uralte Frau. Die grüßte er schön und fragte nach dem „sonnigen" Tatos und der Hexe Eisennase. Nein, erwiderte sie, obschon sie über 1000 Jahre hier wohne, habe sie von den zweien nie gehört; vielleicht aber ihre Mutter, die noch 1000 Meilen weiter im „silbernen Haine" hause und 100 Jahre älter sei. Er ging unermüdet bis dahin; aber auch diese wies ihn an die 3000jährige Großmutter im „goldenen Haine". Auch hier langte er an, richtete von Tochter und Enkelin Grüße aus und legte sein Gesuch vor. Lange besann sie sich und sagte ihm dann, wer er sei, und reichte ihm einen Ring, den er mitnehmen solle. Sehe er, daß der Stein darin licht werde, so sei das ein Zeichen, daß er der Hexenwohnung nahe sei; leuchte er ganz, so stehe er vor ihrem Palaste, wo er aber Acht zu geben habe. Erblicke sie ihn, so sei er dahin; dann solle er den Ring schnell umdrehen, was ihn unsichtbar machen werde.

Alles geschah so und er stand vor einem herrlichen Palaste und sah aus dessen Fenstern Sonne, Mond und Sterne glänzen; sogleich erkannte er seine gefangenen Geschwister. Schnell machte er sich unsichtbar, schlich unter die Fenster und hörte wie die Hexe drinnen herum waltete und unter fürchterlichen Schlägen die drei armen Schwestern von Fenster zu Fenster jagte, ruhelos von einer Seite zur andern. Er vernahm ihr todtmüdes Aechzen und war kaum mehr vor Wuth zurückzuhalten. Aber ihm fiel ein, sein kluger Tatos müsse

da sein; er suchte an allen Thüren, bis er es aus einem Schlüsselloche hervorstrahlen sah. Der Tatos fühlte des Prinzen Nähe und wieherte. Das vernahm die Eisennase, roch, daß was Fremdes da sei, schlug die Königstöchter um so heftiger, damit sie heller leuchten, und schaute vergebens zu allen Fenstern heraus. Der Tatos rieth ihm aber, bis Mitternacht zu warten, wo die Hexe beim Tageswechsel einen Augenblick einnicke, und was weiter zu thun sei. Er that es, zeigte sich den Schwestern, damit sie den Schlüssel aus dem Gürtel der Hexe hinabwerfen, mit welchem sie selbst hinabsprangen. Augenblicklich war der Tatos befreit und erhob sich mit dem Prinzen und den Schwestern in die Luft. Der vor den Augen der Hexe aufblitzende Lichtstrahl weckte diese. Sie merkte gleich, was vorgefallen sei, sattelte das Füllen und eilte den Flüchtlingen nach. Bald holte sie sie ein und der Tatos rief hinter sich: „Mein liebes Füllen, habe ich dich denn geboren, damit du die Hexe Eisennase trägst? Wirf sie ab!" Gesagt, gethan. Die Hexe fiel schwer wund zur Erde. Sie aber kehrten zurück, befreiten die Brüder und eilten zum trauernden Vater. Als sie nahten, kam mit ihnen der Tag, der Sommer und die Wärme, und als der Greis vor Freude starb, theilten sie das Reich und heirateten sich. (Arnold Ipolyi in Wolf's Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 262—288.)

h) Der Esel.

Dem um seiner unverschuldeten Häßlichkeit willen verkannten und verstoßenen Stiefbruder des Pferdes, dem **Esel**, that das Alterthum, wohl wissend, daß das gute, nützliche Thier nicht dumm, sondern blos hartnäckig ist, entweder die Ehre an, ihn zu hassen und zu verfolgen, oder es verehrte den Meister Langohr sogar göttlich. Dieses sonderbare Auseinandergehen der Ansichten rührt daher, daß der Esel dem Nomaden von äußerster Wichtigkeit war, der ihn daher verehrte, von dem Ackerbauer aber, der ihn nicht brauchte und den Stier über Alles hoch hielt, angefeindet wurde. Daher sank der Esel stufenweise mit dem Ueberhandnehmen des Ackerbaues und dem Zurücktreten des Nomadenthums, von seiner frühern Verehrung zu einem verachteten Thiere herab, und nicht ohne Recht glaubt wohl De Gubernatis (die Thiere S. 281 ff., wo interessante Esel-Sagen aus Indien und anderen Ländern erzählt sind), dieses Thier habe früher auch äußerlich höher gestanden und sei durch Vernachlässigung seiner Zucht heruntergekommen. In der That sieht der Esel des Morgenlandes noch immer weit stattlicher aus als der europäische. Das ackerbauende Aegypten hielt daher den Esel für ebenso unrein wie das Schwein

Digitized by Google

und weihte ihn dem schädlichen Princip seiner Mythologie, dem „rothen" Typhon, dem personificirten Wüstensand, dem Feinde seines Nils und seiner Sonne, des Osiris. Aus Haß gegen die nomadischen Hebräer, die einst in Aegypten eingefallen und wieder daraus vertrieben waren, dichteten daher die Aegypter die Sage: Typhon sei auf einem Esel aus der Schlacht mit den Göttern geflohen und habe den Hierosolymos und den Judäos erzeugt (Plut., Isis et Osiris 31), und ferner: Moses sei der Spur einer Heerde wilder Esel gefolgt und habe reiche Quellen entdeckt. (Tac. hist. V. 3.) Diodor sagt: Antiochos von Syrien habe, nachdem er Jerusalem erobert, im Allerheiligsten des Tempels das steinerne Bild eines auf einem Esel reitenden Mannes mit langem Barte gefunden, welches er für dasjenige des Moses gehalten. (34, fragm.) Diese Sagen könnten als bloßer Ausfluß des ägyptischen Judenhasses gelten, wenn nicht die heiligen Schriften Israels selbst ganz auffallende Spuren der Hochachtung des Esels verriethen. Die dem Moses zugeschriebene Gesetzgebung achtet, was höchst merkwürdig ist, die Lösung der Erstgeburt (d. h. die Befreiung des Erstgebornen vom Opfer) des Esels, als eine ebenso wichtige Angelegenheit wie die Lösung der Erstgeburt des Menschen; beide sind immer neben einander genannt. (2. Mose 13, 12; 34, 19.) Ebenso merkwürdig ist, daß nach der jüdischen Ueberlieferung der Messias auf einem Esel reitend erscheinen werde. Nach dem rabbinischen Buche Jalkut Chadasch bedeutet der Stier den ersten Messias aus dem Volke Israel, den Sohn Josefs, der für die Sünden der Hebräer den Tod erleiden mußte, der Esel aber den eigentlichen, wahren Messias, den Sohn Davids und Gründer des jüdischen Zukunftreiches (daher die Abbildung von Ochse und Esel an der Krippe, in welcher Jesus geboren). Hierher gehört auch das Sprechen der Eselin Bileams und die Gewalt, welche dem Eselskinnbacken Simsons (d. h. wahrscheinlich einem den Esel darstellenden Panier seiner Truppen) zugeschrieben wird, wie in der frühern Zeit der Richter dem Ochsenstecken Samgars (d. h. wohl einem Panier mit dem geheiligten Stierbilde). Sogar in das Christenthum hinüber spielte der Esels-Cult, in Anknüpfung an Jesu Reiten auf einem Esel, in den berüchtigten Eselsfesten des Mittelalters.

Digitized by Google

Auch in Griechenland erscheint der Esel, und zwar im Cult des Dionysos, als Reitthier des Seilenos, als Wegweiser des Dionysos nach Dodona zum Orakel, ebenso im Cult der Göttermutter Kybele (deren Sohn Midas daher Eselsohren trug), in dem der Vesta zu Rom, wo er in Processionen erschien u. s. w.

Im deutschen Norden erscheint der dort nicht häufige Esel, der gleich dem Pferde Opferthier war, auch in der Sage als wegweisendes Thier. (Simrock, D. M. S. 336.) Man sehe auch bei Grimm: Tischchen, Esel und Prügel (wo auch eine gespenstige Ziege erscheint), welches ganz ähnlich in Sicilien erzählt wird. (Laura Gonzenbach, sicil. Märchen Nr. 52.) Wir fügen noch zwei kleinere bei.

(287.) Als die Herzogin Uta von Schauenburg, Gemalin Welfs II. von Spoleto, das Kloster Allerheiligen stiften wollte und über den Ort verlegen war, wo sie es erbauen sollte, ließ sie einen Esel, mit Geld beladen, ausziehen. Wo dieser, müde und durstig, den Boden stampfte, erquoll der Eselsbrunnen, und wo er vom Felsen den Geldsack in die Tiefe warf, baute die Herzogin im Jahre 1196 das Kloster. (Ed. Brauer, „Sagen und Geschichten der Stadt Baden".)

(288.) Ein aus seinem Lande vertriebener schöner Prinz irrte in der Fremde herum und schlief in Wäldern und Höhlen. Einst sah er in einer solchen, als er erwachte, einen garstigen Zwerg neben sich liegen und dessen Esel draußen stehen. Der Zwerg bot dem Prinzen sein Thier zum Reiten an und so gingen sie zusammen und kehrten in seiner Hütte ein. Eine Räuberschaar brach herein und wollte Beide tödten, als der Esel in allerlei Stimmen so seltsam und laut schrie, daß die Räuber entsetzt flohen und ihr Geld zurückließen. Der Zwerg lud dieses dem Esel auf und sie kamen in eine Stadt, wo große Trauer herrschte, weil die schöne Königstochter erblindet war. Wer ihr das Augenlicht wieder gab, solle sie zur Frau erhalten. Da ließ der Zwerg den Prinzen köstlich kleiden und hieß ihn mit Koth vom Esel an den Hof gehen und die Blinde heilen. Es geschah, er wurde der Prinzessin Gemal, fand aber den Zwerg, als er nach ihm umschaute, nirgends mehr. (Schönwerth.)

V. Die Ansammlungen von Thieren.

a) Die wilde Jagd.

Wir haben gesehen, daß die meisten der Thiere, welche wir bisher in der Sage auftreten sahen, als Gespenster der Nacht erscheinen, und dies hätte keinen Sinn, wenn es nicht deshalb der Fall wäre,

Digitized by Google

weil sie eben unter die Gestirne versetzt sind, welche Nachts am Himmel dahin ziehen. Der Anblick des Sterneheeres ist aber ein so überwältigender, daß die Sage sich nicht auf ein Wandeln, Irren und Spuken einzelner Thiere beschränken konnte, sondern dieselben auch insgesammt zu ihrem Gegenstande nahm. Dies konnte indessen erst geschehen, als der Mensch mit den Thieren wirklich in größerer Menge zu thun bekam. Die erste Beschäftigung dieser Art und die nothwendige Bedingung dieses weitern Verkehrs mit den Thieren ist aber die Jagd. Ohne diese konnte der Mensch weder das Fleisch der Thiere genießen, noch dieselben, die ja ursprünglich alle wild waren, zähmen und zu seinem Nutzen verwenden. Der Jägerberuf ist daher der erste in der Culturgeschichte, er ist die nothwendige Voraussetzung des Hirtenlebens sowohl als des Ackerbaues, welche beide Berufe zahme Thiere nothwendig haben. Die Völker der ältesten Culturstufe, als Jägervölker, versetzten daher auch ihren sie ganz erfüllenden Beruf an den Himmel, daher das Vorherrschen der Jagdthiere, des Löwen, Bären, Wolfes, Fuchses, (wilden) Stiers und Ebers und des zuerst gezähmten und zur Verfolgung des übrigen abgerichteten Hundes, sowie des den Jäger tragenden Pferdes unter den Sternbildern. Dazu kam der Jäger selbst. Schon im grauesten Alterthum prangte der riesige Jagdheld Orion als glänzendstes Sternbild, von den beiden Hunden umgeben, am Himmel, und es ist bezeichnend, daß es gerade der Winter, die Jagdzeit ist, während welcher in Europa Orion die Nacht hindurch leuchtet. (Grimm, Deutsche Myth., Ende von Kap. 24.)

Der Winter ist aber zugleich die Zeit der Stürme, und weil diese unsichtbar sind, so verschmolz in der Phantasie des Volkes, und zwar vorzugsweise des deutschen, das sichtbare aber geräuschlose Heer der Jagdthiere am Himmel mit dem unsichtbaren, aber geräuschvollen Wesen der Stürme zu einer Sage, nämlich zur Sage von dem sichtbaren und lärmenden, durch die Lüfte dahin brausenden Heere der Nacht, — es entstand die altdeutsche Sage von der wilden Jagd oder dem wüthenden Heer (auch Wodans Heer; von der Verknüpfung dieses Namens mit dem „wilden Jäger“ und von dessen Metamorphosen überhaupt später! Von ähnlichen Erscheinungen in der Einbildungskraft anderer Völker müssen wir hier absehen). Blitz,

Digitized by Google

Donner und Wolken mögen auch das ihrige zur schrecklichen Ausmalung der wilden Jagd beigetragen haben; aber ohne Zuziehung der Sternbilder läßt sich die individuelle Gestaltung der einzelnen Theilnehmer an diesem gespenstigen Treiben nicht erklären. (Wuttke, Volksaberglaube, S. 17, 18; Nork, Myth. der Volkssagen S. 23 ff.) Komisch ist Justinus Kerner's Vermengung dieser Mythe mit seinem Geisterwesen. Simrock (Deutsche Myth. S. 187) glaubt das „wüthende Heer" und die „wilde Jagd" als Bilder von Krieg und Jagd auseinander halten zu müssen; ersteres komme mehr in Süd-, letztere in Norddeutschland vor, jenes zu unbestimmten, diese zu bestimmten Zeiten. Er ist hierbei entschieden im Irrthum. Keine das „wüthende Heer" nennende Sage, von welcher wir bisher gehört, verbindet mit demselben die Vorstellung eines Kriegsheeres, sondern dasselbe, heiße es wüthendes, Wode's, Guenis-, Guotis-, Wüetis-, Multis-Heer, oder wie immer, besteht überall vorzugsweise aus Thieren, ist oft genug deutlich als Jagd bezeichnet und heißt nichts Anderes als „Wodans Heer", d. h. eben die wilde Jagd (in Schonen nennt man ein in Winternächten von Seevögeln verursachtes Geräusch „Odens Jagd"). Beide Ausdrücke kommen in Süd- und Norddeutschland, beide mit Bezug auf bestimmte und unbestimmte Zeiten vor, wie folgende Beispiele klar zeigen:

(289.) Auf der Nordseite des Berner Dorfes Ichertswil hat einst ein Zwingherrenschloß gestanden, dessen Besitzer die Landleute drückte, bis sie ihn vertrieben und das Haus zu einem Schutthaufen machten. Nach und nach wuchs Gesträuche darauf und endlich ein Buchenwald. Das Volk der Umgegend scheute letztern, weil er der Aufenthalt war von zwölf kleinen Jagdhunden, die Nachts Feld und Wald, Berg und Thal durchtobten und bellten, und oft bis nahe zu den Wohnungen kamen. (Zuberbühler's handschr. Sagensammlung.)

(290.) In Werdenberg kennt man, wie überall, örtliche Gespenster. Ein solches ist das Wüetiheh, Wüetihöh oder sarganisch Grääggi (der Schreier, von „grääggen", schreien, krähen), ein Thierchen von der Größe eines Kürbis, welches aber bald fliegt, bald blos hüpft, läuft, kollert und in allerlei Stimmen verwunderlich und unheimlich schreit. Es ist in Berg und Thal. Einer aus der Burger-Au sammelte in der Rhein-Au Mist und wollte eben einen Haufen Pferdekoth aufnehmen, als derselbe davon lief und jämmerlich heulte. Es war ein „Wüetiheh". Zwischen Altendorf und Rävis hört man

auf den Wiesen, wo es heißt „auf Sax", oft ein unheimlich kläglich Schreien in der Luft, und nennt dieses ebenfalls „das Wüetihöh". — Noch mehr entstellt findet man den Namen in Ebnat als „Wuothäne". (Lehrer Joh. Inhelder in Kappel, handschriftl. Beschreibung der Gemeinde Ebnat. Nikl. Senn.)

(291.) Im Wäggithale gilt „das Muotiseel" als ein wilder Sturmgeist, der auf einem Drachen den plötzlich losbrechenden Waldwassern vom Gebirge herab voran reitet. Hören die Thalleute dies Tosen aus der Höhe, so erwarten sie Schutt oder Wasserausbrüche. (Rochholz II. S. 13.) — Im Uznachischen sagt man unruhigen Kindern: „Du thueſt wie=n=es Muotiseel" (erzählte der greise Pfarrer Schubiger in Gallenkappel). Im Luzernischen (Großdietwil) „Mueteseil". (Lütolf S. 454). In Glarus heißen die nächtlichen Hexentänze Muotisen und ein Gespenst Muotisee. — Am Oberrieterberge in Freienbach heißt die wilde Jagd „das Muoltahee" (auch Multahee). Du thuſt wie's Multahee, sagt man auch hier zu einem Wildfange. Von der nach Rehag hinabziehenden Anhöhe „Nord" oder dem Norder Knörra (Felsen) zieht das Muoltahee mit grauvollem Lärmen Nachts aus. Wer in seinen Bereich geräth, füllt sich plötzlich hinten an den Zug gefesselt, muß mitziehen und oft jahrelang mitmachen, nämlich bis er der Vorderste an der Reihe wird, wo er dann erlöst ist und wieder heim kann. (Erzählte des Sammlers gewesener Schüler, Regierungsrath und Oberstlieutenant Zäch von Freienbach.) — In Balgach kommt das „Wuotihee" vom Berge das Dorfbächlein herunter und thut, als wenn viele Kinder schrieen. (Nikl. Senn.)

Bei Büchel am Rhein, unweit Rüti, gewahrt man zuweilen ein thierartiges Wesen, welches, zur Nachtzeit ein furchtbar widriges Geschrei ausstoßend, neben dem Wandernden auffliegt. Es heißt „das Wüetihö". (Nikl. Senn.)

(292.) In J. K. Toblers von Wolfhalden „Die Wege des Herrn" 1861, S. 43 erzählt ein launiger Hausirer: „Fern (letztes Jahr) am heiligen Weihnachtsabend, als ich um Mitternacht beim Bächlein am Lindenberg ankam, wurde ich plötzlich von einem entsetzlichen Höllengeschrei, das vorüberfahrende Gespenster und höllische Koboldsgestalten ausstießen, dermaßen erschreckt, daß ich vor Schrecken bis am hellen Morgen stehen bleiben mußte. Man hat mir schon viel von diesem Wuthheer erzählt, aber ich habe es nicht geglaubt. Jetzt glaube ich es."

(293.) In der Eifel nennt man die „wilde Jagd" das „Wudesheer". Vor dem Ausbruche der französischen Revolution vernahmen die Einwohner von Hinter=Emler, als sie Abends zwischen Tag und Nacht aus der Kirche kamen, von Dockweiler her ein Getümmel in der Luft immer näher und deutlicher, Wagengepolter, Lachen von Männern, Musik, Tanz, Jauchzen von Weibern, Katzenschreien, Hundebellen, Rossewiehern, kurz ein

Digitized by Google

unbeschreibliches Durcheinander der verschiedensten Stimmen und Töne. Die Leute suchten so schnell als möglich ihre Häuser zu erreichen; nur ein Mann, der seine Zuflucht in eine alte Scheune genommen hatte, lugte mit dem Kopfe aus einer Oeffnung hervor und rief dem anscheinend weiblichen Wesen, welches lärmend den Nachtrab bildete: „Lappzol hannen noh!" Die Antwort war: „Krank sieben Jahr!" Von da an hatte er sieben Jahre lang eine sehr unangenehme Krankheit. Andere bemerkten beim Wudesheere, wie ein furchtbarer Sturm die Bäume zu entgipfeln schien und eine Menge Katzen schrieen, oder erzählten vom Gekrache, als wenn viele hundert Männer Holz fällten, von Wagenrasseln, Peitschenknallen und Stimmen. (Wolf's Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 315.)

(294.) Ein Hirtenbube hütete einst um die Erntezeit auf dem Aarauer Homberge und wurde nach Mitternacht durch schönes Singen und Spielen aus seinem Schlaf in einem der zahlreichen Heuhäuschen aufgeweckt. Er dachte erst an ziehende Schnitter; es kam immer näher herauf, aus Westen nach Norden hin, eine Musik, an der kein Instrument zu fehlen schien. Sogar aus den Lüften herab tönte leiser, sonderbarer Gesang. Als der Thurmwächter in Aarau zwei Uhr blies, verlor es sich. Das heißt man im Aarauer- und im nächsten Theile des Frickthaler-Jura 's Guetigs Gheer und den Anführer Guenishirt. Es ging auf dem linken Aare-Ufer stets in der Richtung von West nach Ost und verkündete ein gesegnetes Jahr. Wenn es von der Schafmatt durch das hintere Thal von Küttigen gegen Lenzburg hinüberzog, hörte man das Klingen und Tönen wie von tausend Instrumenten. In Küttigen nennt man es noch „das Glücksheer" und sagt von schlechter Musik scherzhaft: „Es goht wie's Guetisheer" oder „Das ist Guetigsgheer". So um Lütwil: „Das Guetis- oder Guenischheer". Nicht blos in den Hundstagen, auch in der Fastnacht zog es einher und es heißt: „So viel Sterne in der alten Fastnacht am Himmel stehen, so viel Schnitter stehen in der Ernte". Gunisheer sagt man auch um Birmensdorf an der Reuß und „Guetis-Ee" heißt im Freienamte das wilde Heer, dessen Rauschen durch die Lüfte Manche dem Flügelschlage mächtiger Raubvögel zuschreiben möchten. (Rochholz I. S. 91.)

(295.) Der Name Wodan im „Wüetiheh, Muotisee", der bei den Alamannen noch heute lebt, ist im echt Rhätischen unbekannt (außer daß im Grafenschlosse Sargans und dort herum „der Mann mit dem breiten Hute" wandert, es ist der auch in Wildhaus oben Spukende „mit dem Lamphute", bei dessen Anblicke man einen geschwollenen Kopf davon trägt). Im Sarganserlande vertritt seine Stelle in Mels u. a. „das Bachgeschrei", vor Allem aber „das Grääggi", d. h. der Schreier, welcher Nachts bald als Baumstamm, als Hund, als Schwein, als Kalb im Wege liegt, oder von einem Baume herab Einem anschreit, bald als Laubsack sich herauwälzt, mit den verschiedensten Stimmen schreit und mit einem Lärm, wie an anderen Orten die wilde Jagd, über Weinberge und Wälder hinbraust, daß man glauben möchte, kein Reben-

Digitized by Google

stickel und kein Baum bleibe unzerbrochen, obschon am Morgen keine Spur von Allem wahrzunehmen ist.

Von einer meist aus Fronfastenkindern bestehenden Familie (die schottischen „Sehenden") wußte man, daß sie in freundschaftlichem Verkehre mit dem Grääggi stand, welches den Söhnen Nachts, während sie schliefen, die Rosse hütete, und wenn diese einen Kreis abgeweidet, den Pfahl („Stumpen") weiter schlug. Es ließ alle möglichen Stimmen hören. (Sargans.)

(296.) Im Pusterthale Tirols nennt man das wilde Heer oft „wild's G'riht" (wildes Geritte), wobei Teufel, Jäger und allerlei Spuk unter Höllenmusik durch die Lüfte fahren, d. h. Geschrei von Jägern, Hunden, Katzen, Füchsen. Am vierten Tage nach Michaelis pflegt man das Alpwiesenheu des Iselberges dort einzuführen und beginnt schon früh 2 Uhr. Da stürmte einst „das wilde G'riht" mit so viel Teufeln über die Fuhrleute weg, daß die Peitschen und Stecken und alles höher Aufragende von oben herab glühend wurden. (Alpenburg. S. 420.)

Reich ist in der baierischen Oberpfalz die Sage vom „wilden Gejag", Nachtgjoid, Nachtgload, Nachtgschrei. Oft ist es der Wirbelwind (der „Säudreck"), der den Spuk verkündet. Entsteht ein solcher, so heißt's: der Säudreck jagt, oder bei Stadt Eschenbach: der Homann jagt. Ihm folgen Hexen, geisterhafte Thiere, Verdammte und arme Seelen, weshalb sie in der Gegend um Büchersreut die wilde Jagd „das Armensünderjagen" nennen. Bisweilen jagt der Hoimann allein mit seinem Hund im Walde.

(297a.) Ein Bursche ging von Sandsee nach Reisach. Als er mit Anbruch der Nacht gegen Kemnaten auf's freie Feld in den s. g. Arbergraben kam, hörte er hinter sich wie Katzengeschrei. Das wuchs allgemach an und zuletzt tönten Hundegebell und alle möglichen Thierstimmen drein, so daß den Burschen die Angst schüttelte. Plötzlich wehte vom Boweiher ein scharfer Windstoß her, der ihn nach vorne zu Boden warf, nun ging's über ihn weg mit Gejohl und Geschrei, mit Hundeheulen und Peitschenknallen. Es war „das Gejag" und der Windstoß sein Retter gewesen; denn sonst wäre der Bursche zerrissen worden oder hätte mitjagen müssen. Er kam verstört und schweißtriefend daheim an und mußte den Bader holen lassen. Nur wer auf den Gesicht am Boden liegt, über den geht „das Nachtgjoid" schadlos weg.

Ein Knecht am Bärenstein, unweit Waldthurn, hörte einmal, da er schon im Dachstübel war und eben zu Bette gehen wollte, die Jagd vorbeisausen; beherzt, wie er war, schaute er zur Dachlucke hinaus und rief dem Gejage spottend nach: Hui, hui, mein Theil auch mit! Am dritten Tage lag er „am Schragen". (Globus 1863. S. 44.)

Digitized by Google

(297b.) Zu Moosburg in Ober-Baiern erzählt man: Ein Mann stand am Kreuzwege, als „das wilde Gjaig" vorüberzog. Plötzlich fuhr ihm ein Messer in die Achsel, welches Niemand herauszuziehen vermochte. Da stellte er sich, auf erhaltenen Rath, abermals an denselben Weg, als das Heer wieder kam. Hier hörte er Einen sprechen: Gestern hab' ich mein Messer in diesen Holzblock gesteckt, nun nehm' ich es wieder mit. Wirklich war der Mann befreit. (Panzer.)

Ein anderes Beispiel bei Panzer und ebenso bei Vernaleken, weiß von einem in den Rücken getriebenen Beil und ein solches bei Vonbun (Vorarlberg) von einem in das Knie gestoßenen Messer mit demselben Ausgange, und so allerwärts in den verschiedensten Abänderungen.

(298.) Der Freiburger Peter Roth kam einst um die Mitternachtsstunde von einem „Abend" nach Hause und hörte auf der Brünisrieder Almende Jagdgeschrei und Hundegebell des „Nachtjägers". Bald näherte sich dessen Zug, allerlei „kleine Thiere", Hasen, Kaninchen, Murmelthiere u. dgl., und Jagdhunde, die sich um ihn her sammelten. Er fand besonderes Wohlgefallen an einem kleinen gefleckten Hündchen, nahm es liebkosend zu sich und steckte es in die Rocktasche, um es daheim aufzuziehen. Dort aber fand er an dem ihm zum Lager bereiteten Orte nichts als — Pferdekoth, und kein Thierchen mehr. (Kuenlin.)

(299.) Die wilde Jagd zieht um Merklin in den Wintermonaten, besonders im December. Da hören die Leute Abends nach zehn Uhr Hundegebell, lautes „Halloh" und die Töne der Jagdhörner. Niemand traut sich dann in den Wald, weil der wilde Jäger Jeden, dem er begegnet, erschießt. Am Waldrande ist eine alte Hütte, dort wohnte der Heger des Forstes. Als nun einmal wieder die wilde Jagd vorüberzog, öffnete der Heger das Fenster und rief: Halloh, Halloh! Nach einer Weile, als die wilde Jagd schon verbraust war und der Heger das Fenster wieder geschlossen hatte, kam ein Mann zum Fenster, der hielt einen Hasen in der Hand und rief den Heger hinaus, indem er sagte, er bringe ihm einen Hasen, weil er mit habe jagen helfen. Als aber der Heger sich weigerte und das Fenster nicht öffnete, zerriß der Fremde den Hasen und sagte: „Du hast wohl gethan, daß Du nicht herausgekommen bist; was mit dem Hasen geschehen ist, wäre mit Dir auch geschehen." Er warf ihm den Hasen vor die Thür und verschwand. (Grohmann, Böhmen. S. 81.)

(300.) Auf dem Wege von Ratenic nach Kamenk begegnen die Leute in der Nacht gegen 11 Uhr eine große Schaar von schwarzen Katzen und Hunden, die einen solchen Lärm machen, daß einem die Haare zu Berge stehen. Im Advent des Jahres 1828 ritt der Richter von Hola, Polatschek, in der Nacht nach Hause. Er kam bis zu dem Berg Hagnic. Dort war ein Birkenwald und in demselben ein wunderbarer Brunnen. Wenn der Brunnen voll war, so deutete das auf ein theueres Jahr, hatte er aber Wasser, so durfte

Digitized by Google

man ein fruchtbares Jahr erhoffen. An dieser Stelle nun begann das Pferd zu schnaufen. Der Richter stieg ab und erblickte einen großen schwarzen Fleischerhund. Auf einmal nahte ein großes Getöse, wie von einem Wasserfall, und in demselben Augenblicke sah er sich von Tausenden von Katzen und Hunden umgeben, so daß er halten mußte und das Pferd sich bäumte. Es dauerte wohl eine Stunde, ehe der Zug vorüber war. Dasselbe begegnete auch zur selben Zeit (Advent) und am selben Ort dem Josef Wischin und dem Heger Franz Matern, die von Okoř nach Hause gingen, nur mit dem Unterschiede, daß Wischin sah und hörte, Matern aber blos das Getöse vernahm und im Tuchomeritzer Walde Licht erblickte. (Ebendas. S. 230.)

Oft verschwimmt auch, wie wir bereits oben gesehen, die wilde Jagd in der Sage zu ganz nebelhaften Vorstellungen von einem „Ungeheuer" oder zersplittert sich zu localen Ungethümen, die bald in bestimmterer Form an die schon erwähnten gespenstigen Hunde, Katzen, Ziegen, Pferde u. s. w. erinnern, bald ihre Gestalt mannigfach wechseln, immer aber in dem Lärm, den sie verursachen, ihren Ursprung aus den Stürmen, in Verbindung mit der Thiergestalt der Gestirne, verrathen.

(301.) Wo um das Jahr 1269 die Leute der zwei Adeligen, des von Wädenswil und des von Wildenburg im Winzweiler-(Winzeler) Holz und am rothen Bächli blutig stritten und Freund und Feinde in großer Zahl im grundlosen Egel-Seeli versanken, zu dessen Andenken ein Kapellchen hingebaut wurde, „ghört man bei Nachts und heiligen Zeiten vil Ungeheurs alda wandlen und begegnet Geister in Menschengestalt und Kuogestalt und Roß und Veh und andere Formb, das es den Menschen die Straß von Menzingen nach Brätigen verhaltet". (Zuger Chronik.)

(302.) Was an anderen Orten Wüetiheh, Muotisee oder Grääggi heißt, nennt der Toggenburger das Thurthier. Es wälzt sich in Gestalt eines weißen dreieckigen Laubsackes daher, fährt Wanderern in die Beine und grunzt sie an wie ein Schwein. (Lehrer Inhelder in Ebnat.) Aus Wildhaus hört man, das Tubthier (ganz wie das Grääggi) habe neunerlei verschiedene Stimmen und erscheine zuweilen als ein „chrosender" (rauschender) Laubsack; es seien neun wegen Freveln verwünschte Buben. (Lehrer Hardegger.) Wenn in Toggenburg Nachts ein gewisses Gespenst im Walde rumort, jauchzt und jubelt, folgt morgen ein furchtbar Unwetter und besorgt man Ueberschwemmungen. (Lehrer Inhelder in Ebnat.)

(303.) Südlich von Tannheim, fast in Mitte des Bogner Berges im Elsaß, hauste ein Ungeheuer, welches sich immer beim Anzuge eines Hochgewitters durch ein dumpfes, wehmüthiges Geheul auf ziemlich weite

Entfernung vernehmen ließ. Außerdem warf es neckend am Bergesfuße vorbeifahrende Fuhrwerke über den Haufen oder schob sie seitwärts aus dem Wege. (Stöber.)

(304.) In Pfävers heißt ein gespenstisch Nachtwesen „das Bachgeschrei", weil es oft, einem Wasservogel gleich, den Wasserfall dem Kloster gegenüber mit dem Wasser hinabstürzt.

(305.) In Bern (und Langenthal) läuft alle Monate einmal Nachts von der Schal, d. h. Metzge aus, ein abscheulich verstümmeltes Kalb, das Schalthier, rings um die Stadt, so auch mitten durch dieselbe, wobei es auf eine schauderhafte Art, mit keinerlei Thierstimme vergleichbar, brüllt. Es sei beim Leben ein Metzger gewesen, der den erkauften Kälbern herzlos muthwillig beide Augen ausstach, damit sie nicht vom Wege ablaufen und beim Schlachten ihnen bei lebendigem Leibe die Haut über den Kopf abzog, die er an abergläubige Leute verkaufen konnte. (Rochholz, Naturmythen und allgemein bekannte Stadtsage.) — Beim Schlachthause in Basel spukt das „Spalenthier", das „so furchtbar als immer ein Rübenzagel herrschet". (Spreng, Basels Ursprung.) In Kolmar spukt das Nachtkalb, in Ingweiler das Stadtkalb, in Wangen der Dorfhammel, in Wolfartsweiler drei Kälber. (Rochholz.)

(306.) Beim Käfigthurme in Bern hörte man früher zuweilen in finsteren Nächten eine schwere Masse vom Dache auf das Pflaster herunterfallen. Sah man nach, so gewahrte man, wie sich dieselbe als ungeheuerliches Kalb aufrichtete, wiederholt zwischen dem Thurm und dem Seilerbrunnen hin und her rannte und Wasser schöpfte und dabei ein Mark und Bein durchdringendes Geheul ausstieß. Das ist das Käfithier, ein ehemaliger Gefangenwart, der die Verhafteten auf jede Weise mißhandelte und ihrem Durst nur schmutziges Wasser reichte. (Pabst, über Gespenster in Sage und Dichtung. Bern. 1867. S. 58.)

b) Der lockende Spielmann.

Mit der Sage von der wilden Jagd stehen ohne Zweifel jene Sagen im Zusammenhange oder sind eine Abänderung davon, in welchen dem Thierzuge nicht ein Jäger folgt, sondern ein **Spielmann** oder **Pfeifer** vorangeht, dessen Musik die Thiere nach sich zieht. Diese Musik ist eine ruhigere und sanftere Stellvertretung des scheußlichen Lärms, welchen die Jagd Wodans verursacht. Im Alterthum haben wir Vorboten zu dieser Mythe in Orpheus, der durch seinen Gesang und sein Spiel Steine und Bäume in Bewegung setzte und (als Sonnengott) seine todte Gattin (den Mond) aus der Unterwelt

Digitized by Google

holen wollte, die aber (natürlich) bei seinem Anblicke wieder in das Reich der Schatten zurückkehrte, — und in Amphion, dessen Leierklänge die Steine zur Mauer Thebens aufeinander thürmten.

(307.) Der Sänger Horant in der Gudrun fesselt nicht nur alle Menschen, Gesunde wie Kranke, sondern

„din Tier in dem Walde ir Weide liezen steen,
die Würme die da sollten in dem Grase geen,
die Fische die da sollten in dem Wage vliezen,
die liezent ir Geverte." (Gudr. 388. Str.)

Des Hiarrandahliod gedenkt auch die Saga Herrauds ok Bosa (Fornald. Sög. 3, 223) neben dem entzückenden Gygjar slagr (Riesin-Harfenschlag). (Grimm.)

(308.) Im Dorfe Drancy-les-Nouis in der Nähe von Paris fand sich im Jahre 1240 eine solche Menge Ratten und Mäuse ein, daß weder Feld noch Vieh noch Menschen sicher vor ihnen waren, und kein Mittel half. Da verschrieb man einen berühmten Magier, den Kapuziner Angionini, mit dem man um bestimmten Lohn übereinkam. Sogleich nahm er aus seinem Mantelsack einen kleinen Dämon und ein Büchlein, machte damit allerlei und im Nu versammelten sich zahllose Ratten und Mäuse. Er führte sie an den Fluß, warf sein Kleid ab und sprang hinein, was ihm das ganze Rudel nachmachte, und ertrank. Als man ihm aber das Versprechen nicht hielt, holte er ein kleines Horn hervor und blies. Alsobald versammelten sich alle Kühe, Schweine, Hämmel, Pferde, Ziegen, Gänse, Enten, folgten dem Magier, und der führte sie aus dem Lande, Niemand weiß wohin. (Hagen's Jahrb. IV. S. 56, 57.)

(309.) Zu Hameln in Niedersachsen an der Weser war einst ein solcher Ueberfluß an Mäusen, daß sie alle Baum- und Feldfrüchte zernagten. Kein Mittel wider sie verfing, bis ein Mann von wunderbarem Aeußern erschien und sich anheischig machte, die Stadt um bestimmten Lohn von dem Gethiere zu befreien. Dann blies er auf einer Pfeife und die Thiere rannten aus allen Winkeln und Löchern herbei und folgten ihm in den Fluß, wo sie ertranken. Als man ihm jedoch den Lohn weigerte, erschien er folgenden Tages in Jägertracht, schrecklich blickend, einen fremdartigen rothen Hut tragend, pfiff wieder, und diesmal folgten dem Zaubertone alle Knaben der Stadt, vom vierten bis zwölften Jahre, außer die Stadt und in eine Berghöhle, worin sie für immer verschwanden. (Wilh. v. Humboldt hörte ein diesem ganz ähnliches Märchen unter den Basken erzählen. Ueber die Kawisprache I. B. 1836. S. CCLVIII.)

(310.) In Irland, und zwar zu Belfast, erzählt man: Ein zauberischer Pfeifer, nur halb und scheel blickend, habe einst seinen Dudelsack auf neue

Digitized by Google

Weise ertönen lassen. Das junge Volk habe angefangen, sich im Tanze zu drehen und ihm zu folgen, bis er sie in einen nahen Berg, der sich plötzlich aufthat, einschloß, wo Gläubige noch immer die Zaubertöne des Tanzes vernehmen. (Hagen's Jahrbuch. IV S. 55, 56.)

(311.) In der Göschener Alp gab es viele Kröten und Schlangen, die in die Häuser drangen oder Leuten über Milch- und Eßwaaren gingen. Ja diese selber waren des Lebens bald nicht mehr sicher. Da kam ein „fahriger Schüler" des Weges und versprach den Bewohnern der Alp, das Ungeziefer zu vertreiben, wenn jeder Haushälter ihm eine Geis gebe. Die Gemeinde sagte das freudig zu. Da nahm der Fahrige ein Pfeiflein aus der Tasche, that dreimal einen Pfiff und alle Kröten und Schlangen kamen hervor und folgten ihm über eine Stunde weit bis zur St. Niklausen-Kapelle, bis über die Marken der Göschner Alp. Hier verbot er ihnen, diese je wieder zu überschreiten, und von da an ist die Alp frei. (Lütolf. S. 243.)

Die Sage vom **Rattenfänger** ist eine tief bedeutsame. Die Ratte, oder vielmehr ihre Verwandte, die Maus ist ein Thier des Todes und der Verwesung, hütet Gold, das vielfach mit ihrem Koth in Verbindung gebracht wird (S. I Sam. 6, 1 ff.), erscheint auch in vielen Volkssagen als Bild der menschlichen Seele und schlüpft als solches Schlafenden durch den Mund ein und aus, wodurch Träume von fern liegenden Orten erklärt werden. Die Hexen werden mit besonderm Nachdrucke des Mäusemachens beschuldigt, und es wurde früher geglaubt, daß die Mäuse im Gewitter geboren würden. (Grohmann, Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse, Prag 1862, S. 7 und Simrock, D. M. S. 444.) In Mäuse verwandeln sich auch die Zwerge und Elben, und halten zur Julzeit in dieser Gestalt ihren Umzug, wo man dann die Mäuse nicht bei ihrem Namen, sondern „Bodenläufer" nennen soll. In christlicher Zeit tritt der Teufel oft an die Stelle der Elben. Ueberhandnehmen der Mäuse bedeutet Krieg, weil solcher die „Seelen" vermehrt. Weil die Mäuse Seelen sind, bestrafen sie auch den grausamen Bischof Hatto, der seine Unterthanen verbrennen ließ, indem sie aus dem Feuer hervorlaufen und ihn auffressen (im Mäusethurm bei Bingen). Daher treten denn auch die Kinder (die man u. A. Mäuschen nennt) als Seelen an die Stelle der Mäuse und werden vom Rattenfänger, dem Hermes Psychopompos der deutschen Sage, in die Unterwelt geführt; damit hängen denn auch die Sagen von Verwandlungen

Digitized by Google

der Menschen in Thiere zusammen. Sie alle beruhen auf dem eingewurzelten dualistischen Glauben an die Seele als ein vom Körper unabhängiges, in demselben ein- und aus ihm heraus wanderndes Wesen. Eine Abschwächung dieser Art Sagen ist, wie Maurer (nach Simrock D. M. S. 447) mit Recht vermuthet, die nordische Berserkerwuth, wo an der Stelle der Verwandlung in wilde Thiere noch dies wilde Gebahren übrig geblieben ist.*)

(312.) In einem Dorfe bei Eger lebte ein Schäfer, der alte Martin, der bei den Landleuten rings umher in großer Achtung stand und stets um Rath gefragt wurde.

Es war um jene Zeit, als Napoleons Glücksstern noch in stetem Steigen begriffen war und der Kaiser wieder einmal Deutschland mit Krieg bedrohte. Man wußte aber nicht, wohin sich der große Eroberer diesmal wenden werde.

Zu Weihnachten nun, als alle Hausgenossen das Haus verlassen hatten, um in die Mette zu gehen, blieb der alte Martin allein zu Hause, nahm eine Schüssel mit Sand und bestreute damit unter Beschwörungsformeln den Boden des Zimmers. Hierauf machte er in den Sand Punkte und sagte bei dem einen Punkte: das ist Straßburg; bei dem andern: das ist Dresden, und so ging es fort, bis er die bedeutendsten Städte Deutschlands verzeichnet hatte. Hierauf setzte er sich auf den Backofen und wartete bis Mitternacht. Da kam plötzlich zur Thür eine große Schaar weißer Mäuse herein, welche in geordneten Reihen auf dem Sande umherliefen und nach einer Weile wieder zur Thür hinausschlüpften. Der alte Martin stieg nun von dem Backofen herab, sah nach, welche Städte die Mäuse berührt hatten, und räumte dann den Sand wieder hinweg. Als seine Hausgenossen aus der Mette kamen, sagte er ihnen, welche Städte der Krieg im folgenden Frühjahre berühren würde, und wie er es ihnen gesagt hatte, so traf es auch ein. (Grohmann, Böhmen. S. 231.)

(313.) In der Nähe von Jungbunzlau zeigt man noch jetzt längst verfallene Schachte, von denen man folgende Sage erzählt: Einst soll hier ein Graf gelebt haben, der sein Lebelang nichts that, als nach Schätzen graben. Da es ihm nicht gelingen wollte, welche zu finden, so beschloß er, sich dem Teufel zu verschreiben. Er zog daher um Mitternacht einen Kreis um sich, räucherte mit verschiedenen Kräutern und beschwor den Teufel. Statt des Teufels aber sprang aus dem Feuer ein Mäuslein hervor, das dem Grafen befahl, ihm zu folgen. Sie kamen in ein unterirdisches Gewölbe, wo Alles von aufgehäuften Schätzen erglänzte. Hier sagte das Mäuslein: Wenn Ihr mir bei Eurem Tod Eure

*) Hierher gehört die Sage von den Werwölfen und Vampyren (davon unten) und von den Hexenverwandlungen (an verschiedenen Stellen dieses Buches).

Digitized by Google

Seele gebt, so könnt Ihr Euch von diesen Schätzen nehmen, so viel Ihr wollt. Der Graf willigte ein und bei seinem Tode soll man ein Mäuslein vor der Thür rasvern gehört haben. (Ebendas. S. 232.)

(314.) Drei Handwerksburschen hatten sich im Walde verirrt. Vom Durste gequält, suchten sie nach einer Quelle. Als sie lange keine finden konnten, legte sich der eine nieder und schlief ein. Die anderen aber suchten weiter, fanden unfern Wasser und tranken. Als sie zurückkehrten, legten sie sich zu ihrem Kameraden in's Gras. Da sahen sie, daß aus dessen offenem Munde eine weiße Maus schlüpfte, die lief zum Brunnen und nachdem sie dort getrunken hatte, kehrte sie in den Mund des Schlafenden zurück. Da weckten sie den Schläfer und sprachen: Du bist so faul, daß deine Seele selbst nach Wasser gehen muß, wir mögen mit dir nichts zu thun haben. (Grohmann, Apollo Smintheus S. 22.) Vergl. oben Nr. 166.

c) Die Viehheerde und das Alprücken.

Nachdem der Mensch diejenigen Thiere, deren Nutzen ihm einleuchtet, eingefangen und gezähmt und an ein regelmäßiges Leben gewöhnt hat, wird er aus dem Jäger ein Hirte und sein Eigenthum an Vieh zu seiner Heerde. Seine Gewohnheiten und Anschauungen werden geregelter und gesitteter, und damit halten auch seine Götter und seine Sagen Schritt. Seine Vorstellungen von den verehrten Gestirnen gestalten sich, seinem neuen Berufe gemäß, um; statt einer Jagd sieht er darin nun eine Heerde. Statt des düsteren Winterjägers steht an ihrer Spitze der heitere Sommerhirt. Und wirklich sehen wir als auffallendstes Sommersternbild für Europa den statt des versinkenden Orion heraufsteigenden Rinderhirten, Bootes; denn die Zeit des Viehnutzens ist der Sommer; im Winter verschwindet die Heerde im Stalle. Die Vorstellungen von mythischen Viehheerden sind daher so alt wie das Hirtenleben, und daß dieselben nicht irdische, sondern himmlische sind, zeigt uns der Umstand, daß sie Sonnengöttern und Mondgöttinnen gehören. Homer erzählt uns von der auf Trinakia weidenden Heerde des Helios (Odyss. XI, 106 ff. und 260 ff.; XII, 127 ff.) und Apollodor von der goldwolligen Schafheerde des Hesperos und Atlas in Hesperien. Bekannt ist der Rinderdiebstahl des Götterboten Hermes an der Heerde, welche Phoibos Apollon dem Admetos hütete, und die Entführung der Heerde des Geryon durch den Sonnengott Herakles, welche ihm Kakos wieder zu stehlen ver-

Digitized by Google

ſucht. Daß dieſe Heerde von Iberien nach Hellas kommt, ohne daß die beiden zwiſchenliegenden Meere ſie ſtören, zeigt eben, daß eine Heerde gemeint iſt, welche einen waſſerloſen Ocean, den Himmel, durchwandert. Dieſelbe Heerde iſt es auch, durch deren Stall der Sonnengott Herakles den Strom ſeiner Strahlen leitet, um ihn zu ſäubern. Dahin gehört auch die ſchon erwähnte Roßheerde der Mondgöttin Brunhild.

Und dieſe Heerdenſagen ziehen ſich denn auch durch den Glauben unſerer nordiſchen Völkerſchaften hin:

(315.) Im Berner Oberland wird erzählt: Die Walliſer haben einſt die Lenker-Alpen überfallen und eine Menge geraubten Viehes fortgeführt, die berniſchen Weiber und Greiſe ſeien ihnen nachgeeilt, haben die Räuber zechend getroffen, die Alten darauf ſtille den Thieren die Glocken von den Hälſen gelöſt und damit fortgeläutet, während die Weiber die Heerde rückwärts über die Grenze trieben. (Kaſthofer.)

(316.) Nach einer Sage in der Oberpfalz weiden jene böſen Geiſter, die noch erlösbar ſind, in Geſtalt ſchwarzer Wildſchweine, Stiere und Pudel auf einer Wieſe und der Höllenbube hütet ſie — aber nur an Feiertagen, wo ſie vor den alten Teufeln Ruhe haben. (Schönwerth.)

(317.) Im Birkwalde bei Leobſchütz in Schleſien treibt ein Nachthirte von rieſiger Größe ſein Weſen. Seine Heerde beſteht aus dreibeinigen Schafen. (Vernaleken.)

Die Heerdenſagen beſchränken ſich aber nicht auf Heerden gezähmter Thiere, die Phantaſie des Volkes ſchweift weiter und ſieht in den wild über die Alpenhöhen dahinjagenden Truppen der zierlichen und verführeriſchen Gemſen Heerden im Beſitze übermenſchlicher Weſen, welchen letzteren wir ſpäter mehr begegnen werden.

(318.) In den Urkantonen oder im Glarner Lande lebte ein leidenſchaftlicher Gemſenjäger. Einſt, als er gerade losdrücken wollte, trat aus der Felſenſpalte ein furchtbarer alter Bergzwerg und redete ihn zornig an: die Gemſen ſeien der Zwerge Heerde und er habe den Tod verdient. Als der Jäger beweglich um Gnade wegen ſeiner Unwiſſenheit bat, ſchonte der Alte ſeiner und verhieß ihm, wenn er nicht mehr jage, jeden ſiebenten Morgen eine getödtete Gemſe an die Hütte zu hängen. Dies geſchah. Im Lauterbrunnerthale gab der Zwerg dem Waidmanne ein ſogenanntes Gemskäslein, das, ſo viel man davon ſchnitt, nie abnahm. Als er jedoch, oder ein unvorſichtiger Gaſt, es ganz aufaß, oder nach der Glarner Sage, das Jagdgelüſte nicht zu bezähmen vermochte und wieder in's Gebirge zog, ſtürzte ihn

Digitized by Google

der wieder erscheinende Fürst der Berge in den Abgrund. (Wyß, Id. u. Volksſ. a. d. Schw., vergl. Lütolf. S. 484.) Das Nämliche wird im Paznaun-Thale (Tirol) erzählt. (Zingerle. S. 66.)

(319.) Ein Jäger, der den ganzen Tag gejagt, kam Abends ſpät in eine leere Sennhütte, wo er zu übernachten beſchloß, nachdem er eine geſchoſſene fette Gemſe auf dem Dache abgelegt hatte. Als er bei einem angemachten Feuer ſich wärmte und die Abendkoſt rüſtete, hörte er plötzlich vor dem Hauſe jammern und ſagen: „Da liegt unſere ſchöne Kuh, ſie iſt todt, ja todt.“ Gleich darauf kam ein wunderſchönes Weib, eine Fanga, in die Hütte, ſchalt, er habe ihre Kuh getödtet, und drohte, ihn zu Stücken zu zerreißen, er aber, ſie zu erſchießen. Da fürchtete ſie ſich und lud ihn ein, in ihren Stall zu kommen. Der Schütze folgte ihr in eine unterirdiſche Höhle, wo ringsum Krippen ſtanden, an jeder eine Gemſe, nur eine war leer. Dieſe, ſagte die Fanga, ſeien ihre Kühe, und die fehlende von ihm erſchoſſen. Dann bedrohte ſie ihn, falls er wieder eine tödte. Seither ſchoß er keine Gemskuh mehr. (Tiroler Sage in Wolf's Zeitſch. f. d. Myth. I. Bd. S. 463. Zingerle.)

Dieſelbe Sage lebt auch im Norden, der keine Gemſen kennt; wir erinnern an Walter Scott's „ſchwarzen Zwerg“.

Höchſt merkwürdig iſt folgende, von Grimm (Sagen 300) aus Oberwallis gebrachte Erzählung, welche an Deutlichkeit ihres Bezuges auf die Heerde am Nachthimmel nichts zu wünſchen übrig läßt.

(320.) Oben auf den hohen und unerſteiglichen Felſen und Schneerücken des Mattenbergs (Matterhorns) ſoll ein gewiſſer Bezirk liegen, worin die ſchönſten Gemſen und Steinböcke, außerdem aber noch andere wunderbare und ſeltſame Thiere wie im Paradies zuſammen hauſen und weiden. Nur alle zwanzig Jahre kann es einem Menſchen gelingen, in dieſen Ort zu kommen, und wieder unter zwanzig Gemſenjägern nur einem einzigen. Sie dürfen aber kein Thier mit herunterbringen. Die Jäger wiſſen Manches von der Herrlichkeit dieſes Ortes zu erzählen, auch daß daſelbſt in den Bäumen die Namen vieler Menſchen eingeſchnitten ſtanden, die nach und nach dort geweſen wären. Einer ſoll auch einmal eine prächtige Steinbockhaut mit heruntergebracht haben. — (Die Leute dürfen nicht hinauf, weil ſie nicht können, und die Namen Bevorzugter ſind im Himmel angeſchrieben. Die Steinbockhaut erinnert an das gleichbedeutende goldene Vließ.) In einer Tiroler Sage bei Zingerle (S. 414) wird das Vieh „die Wände hinauf“ getrieben, wo keine Geis ſtehen kann.

Die Erinnerung an die wilde Jagd iſt indeſſen auch bei dem Heerdenbeſitzer nicht geſchwunden und wird daher mit der Heerdenſage oft verſchmolzen. Namentlich iſt dies der Fall, wo, wie auf den

Digitized by Google

Alpen, die Stürme besonders stark toben und die ohnehin kurze Zeit, während welcher den Heerden der Aufenthalt auf den saftig grünen Bergwiesen vergönnt ist, durch die Unbilden des Wetters vielfach gestört und beschnitten wird. Dieses unsichere und gefahrvolle Leben findet seine den Sagen von der wilden Jagd auffallend ähnliche Verbildlichung in der Mythe vom **Alprücken,** d. h. von der nächtlichen geheimnißvollen Entrückung der Viehheerden von ihren Weideplätzen durch unbekannte, überirdische Mächte, was indessen ursprünglich nichts Anderes bedeutet als das nächtliche Hinziehen der aus Thieren gebildeten Sternbilder an der hohen Alp des Himmels.

(321.) In der Alp Laasa ob Valens (St. Gallen) hörten die Sennen früher Abends oft von oben zwischen Vasana und den Laufböden herab den lauten Kühe-Zuruf „Hoi, hoi!" und wie wenn ein ganzes Sennthum durch die Luft getrieben würde. (Erzählte dem Sammler 1866 M. Anna Zupp aus Vasön aus dem Munde ihres Sohnes, der in Laasa Zusenn war.)

(322.) Auf der Seveleralp Altsäß ist eine dem Vieh gefährliche Stelle, die darum heißt „im Fall". Sie muß umzäunt werden. Dorthin führte einst ein böswilliger Senn häufig das Vieh, um Unglück zu stiften. Dafür fand er nach dem Tode keine Ruhe, sondern erscheint noch jetzt auf der Alp, treibt Nachts das Vieh umher, pfeift, jauchzt, jodelt und ruft: „Hoi, hoi" ꝛc. wie ein Aelpler, so daß Alles in Unruhe geräth. Darum heißt er der „Fallmann". Erscheint er, so giebt es Regen oder sonst „schlimm Wetter" (Nikl. Senn.)

(323.) In Alpen des Sarganserlandes, z. B. im Kohlschlag, kennt man dieselbe Sage, daß, meist Abends beim Melken, das Vieh vor dem „Stafel", von etwas Unheimlichem ergriffen, wie nach etwas Geheimnißvollem umschauend, die Hälse gedreht, sammt dem Melkenden, weiter gerückt wird und sich an einer andern Stelle befindet. (Erzählte des Sammlers Mutter und viele Andere.)

(324.) Auch auf der Seveleralp Farnboden sahen die Sennen, wenn das Vieh auf dem „Stofel" war und Alle am Melken, oft urplötzlich unter den ruhigen Thieren eine Bewegung entstehen. Ehe man daran denken konnte, waren alle Kühe über den Stofel hinaus, ohne daß man den geisterhaften Treiber gewahr werden konnte. Das heißen sie „das Stofelrucken" (Rücken) und den Treibenden „den Stofelrucker". So was geschah nur, wenn gerade kein Wort gesprochen wurde; redeten die Melkenden, so fand nichts statt. Jedesmal fiel „wüstes" Wetter ein daraufhin. (Nikl. Senn.) Aehnlich wird dies in Wildhaus erzählt. (Lehrer Hardegger.)

Digitized by Google

(325.) In der Alp Sevinen in Lauterbrunnen geschah es oft, daß alle Kühe plötzlich mäuschenstill standen, wie von einem Zauber gebannt, den Kopf zur Erde hängten und alle Glocken stille wurden. Es war als wenn die Thiere einen Anschlag im Schilde führten und plötzlich „rückten" sie und kamen weg, Niemand wußte wohin. Merkten das die Sennen nachher frühe genug, so riefen sie blos: „Standit in Gottes Nama still!" Dann war der Zauber gelöst und sie fingen wieder an zu grasen. Waren die Thiere aber, von unsichtbaren Mächten getrieben, bereits in Bewegung, so konnten die Knechte nur mit Rufen und Pfeifen ihnen nachrennten und alle Kühe, über welche sie den Melkstuhl zu schleudern vermochten, blieben stehen; die anderen „rückten". Auch hier blieb den Sennen nichts übrig, als fortzusennen, bis nach drei Tagen die Thiere unter fröhlichem Glockenspiel und Muhen wieder heimkehrten. Einer der Bauern, die auf Sevinen Sömmerungsrecht besaßen, hieß einst die Knechte, wenn das „Rücken" beginne, nur gehen lassen, „sie werden nicht zum Teufel fahren". Die Sennen befolgten das und riefen: „In Gottes Namen standit still, nur Hansen Peters chennen gan". Wirklich blieb sämmtliches Sennthum stehen, nur Peters zwölf Stücke verschwanden. Am Frühling, als die Hirten auf Sevinen anlangten, fand man die Abhandengekommenen unter der Obhut eines Zwerges wartend und weidend. Zum Zeichen, wie trefflich sie besorgt waren, trug jede Kuh am Horn eine schöne Fluhblume, am andern eine schwere Kornähre und zwischen beiden in einem Säcklein als Zins fünf Neuthaler. (Wälti.)

(326.) Die Zwerge am Pilatus waren, nach dem alten Cysat, nicht blos als gutmüthig und hilfreich bekannt, sondern, wie sie zuweilen drohten und straften, auch dämonische, schadenfrohe Wesen. Unterließen es die Sennen, Abends den Alpsegen und das Ave Maria auszurufen, so erschien unfehlbar ein langbärtiger Zwerg mit einer Salz- oder Lecktasche über die Achsel und einer Ruthe in der Hand und trieb das Vieh fort in die Lüfte, wie Leute es im Momente des Erhebens gesehen haben wollen. Erst am dritten Tage kamen die Thiere wieder zurück, mager, elend und „vergeltet" (von der Milch gekommen) zum Schaden der Aelpler. (Cysat Collectan. C. Fol. 220. Lütolf S. 50.)

(327.) In Ulten glaubte man, es gebe am Kirchberge Plätze, an denen es Nachts kein Vieh leide. Das dort ruhende raffe sich plötzlich auf, werde wild und springe wüthend und schellend über Stock und Stein, ja über abschüssige Stellen hinunter, ohne daß ein Stück todt falle. Der Lärm möge noch so groß sein, die Hirten merken nichts davon; und wenn sie zufällig aufwachen, dem davongesprengten nachlaufen und ihm rufen, stehe es stille und Alles sei wieder in Ordnung. (Zingerle 1859. S. 171.)

(328.) Auf der Thaller Alm, erzählt man in Passeier, war ein boshaftes Nörgl, welches mit Hirten und Vieh viel Streiche vornahm. Einmal trieb

Digitized by Google

es das Vieh in die Wände hinauf, wo keine Geis stehen kann. Wie der Hirte dies sah, eilte er zu den Kapuzinern nach Meran um Rath und Hilfe. Ein alter Pater hieß ihn hingehen, das erste Rind anrühren und ohne umzuschauen, bergab gehen, bis es „durch die Luck" in den Garten herein sei. Der Hirte stieg die Felswand hinauf, rührte das erste Stück an und ging ohne umzuschauen voraus, bis er wähnte, das Vieh sei auf ebenem Boden. Als er aber rückwärts schaute, versank ein Stück um's andere in die Erde. (Zingerle. S. 414.)

(329.) Auf dem Oldenberge, zwischen Bern und Wallis, hausten einst, heißt es im Wallis, wilde Bergleute, welche den Hirten beim Hüten u. a. halfen und dafür Nidel, geronnene Milch oder Ziger erhielten, was man ihnen auf die Hüttendächer hinstellte. Kein Thier kam in Gefahr, so lange das dauerte. Als aber muthwillige Hirten in eines der Gefässe Koth warfen, blieben die Wilden aus und seither kam das Vieh nicht mehr ordentlich heim, geschah lauter Ungefäll und wurde zuweilen in einem Zuge den westlichen Abhang im Oldenthale bis in die schwindelnde Höhe ob dem Bödemli hinuntergezogen, wo sie bis zum dritten Tage blieben, aber Niemand zu ihnen konnte, bis sie erschrecklich mager, „beinahe erguſtet" heimkamen, faul Fleisch zwischen den Klauen. In der Verlegenheit riethen ihnen Kapuziner, neben natürlichen Mitteln und Milde gegen Arme, einen schwarzen Hahn auf dem Berge zu halten. Das half. (Vernaleken. S. 203)

Auf einigen Sarganser Alpen herrscht noch die alte Sitte, daß, wenn das Vieh auf dem „Oberſäß" ist, der Senn nach beendigter Tagesarbeit und dem gemeinsamen Abendgebete, den Hut und den Hirtenstock in der Hand, vor die Hütte auf eine Anhöhe hinaus geht und den alten „Alpruf" in die Nacht hinaus thut, so laut, daß man es auf den benachbarten Alpen hört. Dafür bezieht er im Herbst den „Ruofchees" (Rufkäse). Unterließe man's, so würde, glaubt man, Unglück erfolgen. Eine Variation lautet dort, wie sie zum Theil Joh. Ant. Ratsch in Mels aus eines Sennen Mund aufgezeichnet hat, folgendermaßen:

„Ave Maria!
Bhüet Gott und unſer lieba Herr Jesus Christ
Lib, Hab und Guot und Alles was do ummen ist!
Bhüets Gott und der lieb heilig sant Jöri (Georg),
Der hie woll ufwachi und höri.
Bhüets Gott und üsera lieb heilig sant Marti,
Der do woll ufwachi und warti!

Digitized by Google

Bhüets Gott und der lieb heilig sant Gall
Mit sina lieba Gottesheiligen all!
Bhüets Gott und der lieb heilig St. Peter!
Sant Peter, nümm di Schlüssel woll in di rechti Hand,
Bschlüß woll uf dem Bära si Gang,
Dem Wolf sie Zah, dem Lux si Chräuel,
Dem Rapp si Schnabel, dem Wurm si Schweif,
Dem Stei der Sprung!
Bhüetis Gott vor solcher böser Stund!
Daß solche Thierli mügend weder chratzen noch bißen,
So wenig als di falschen Juden unsern lieben Herr Gott bschißen (betrügen).
Bhüets Gott Alles do in üserm Ring
Und di lieb Muoter Gottes mit irem Chind.
Bhüets Gott alls in Berg und Thal
Allhier und überal!
Bhüets Gott
Und es walti Gott
Und das thüe der lieb Gott!"

(Das „Ave Maria!" und die Rufe an die Heiligen werden dreimal gesprochen, die Verse sind uralt, denn „Hand und Gang, Sprung und Stund, Ring und Kind" 2c. reimen wohl im Bernischen, aber in der Ostschweiz Jahrhunderte lang nicht mehr.)

Auf mehreren Alpen am Pilatus zwischen Luzern und Unterwalden lautet der oft durch einen Milchtrichter gesprochene Abendruf:

Ho-ho-ho-oe-hoh!
Ho-oe-ho-ho!
Ho Lobe, ho Loben Amen!
Nehmid alli Tritt in Gottes Namen,
In unserer lieben Frauen Namen!
Lobi Jesus, Jesus, Jesus Christ!
Ave Maria, Ave Maria, Ave Maria!
Ach lieber Herr Jesus Christ,
Behüt Gott aller Lib, Seel, Ehr und Guot,
Was in die Alp gehören thuot!
Es walt' Gott und unsere herzliebe Frau,
Es walt' Gott und der heilig sant Wendel au!
Es walt' Gott und der heilig sant Antoni!
Es walt' Gott und der heilig sant Loy!
Ho Lobe, Lobe, Lobe!
Ho-ho-hoe-ho!

Digitized by Google

(Vergl. Cappeler Pilatus mons II. p. 11. Ein weitläufiger, dem Jesuiten Tillier († 1745) zugeschriebener Alpruf bei Lütolf S. 248 klingt wie eine Ueberarbeitung dieses echt alten. — („Lobe" ist der schweizerische Kindername für Kuh.)

(330a.) Ein Senne, sagen die Flumser, war zu faul, den üblichen Alpruf zu thun. Da sah man Abends etwas gegen die Hütte kommen und hörte es endlich klopfen. Als der Senn öffnete, hieß es ihn drohend den Ruf thun. „Sonst werde er nie mehr rufen." Er that es; hätte er ein Wort darin gefehlt, so wäre er umgebracht worden. (Rud. Stucki, Kantonsschüler.)

(330b.) Auf einer andern Alp, Melserseits, traf der Alpruf, wofür man einen eigenen Käse, den „Rufkäse" bezog, einst einen jungen Hirten, und da ihm den Tag hindurch, wie schon oft, ein Schimmel beim Weiden vielen Aerger gemacht, rief er unbesonnen: „Bhüet Gott alls as (als) der alt Schimmel nit!" Am Morgen sahen die Sennen mit Entsetzen das arme Thier geschunden, kohlschwarz auf dem Hüttendache liegen. (Erzählen Viele und hörte der Sammler schon als Kind.) Fast wörtlich gleich auf einer Alp bei Eschholzmatt. (Entlebuch, Lütolf.)

d) Das Nachtvolk.

Noch weit deutlicher aber spricht der Zusammenhang des Heerdenlebens mit der wilden Jagd aus den Sagen, in welchen nicht das wirkliche Vieh sich fortbewegt, sondern geisterhafte Hirten oder Heerden („das Nachtvolk") über die Alpen sowohl, als durch Thal und Ebene ziehen und wirthschaften, gerade wie das wüthende Heer.

(331.) Josef Offner vom Kloster hinter Plaffeien, Kantons Freiburg, als er in Mitte des letzten Jahrhunderts Gustihirt (Rinderhüter) in der Sommerweide Bircherra oder Muschera war, hörte einst um Mitternacht herum einen „Zügel" (Zug) Vieh mit „Trihelen" (Glocken aus geschlagenem Stahl und Eisen) von oben her gegen den Stafel ziehen. Ueber das Ungewohnte, da hier nie ein Weg zum Durchfahren gewesen, verließ er sein Lager und trat im Hirtenhemde zur Thüre hinaus bis unter die Dachrinne und schaute. Da zogen sechzig Kühe und drei Männer, alle rabenschwarz mit dem üblichen Lärmen vorbei, welchen er noch bis zur Spital-Ganterisch-Sense (Singine) zu hören glaubte. Aber am Morgen war der Schenkel, der außerhalb der Dachrinne (im Geisterbereiche) gestanden hatte, schwarz und sehr schmerzhaft angeschwollen, während am andern sich nicht das mindeste zeigte. (Kuenlin.)

(332.) Ein Freiherr von Weißenburg im Simmenthale hatte in seinem Testamente 100 weiße Kühe und eine Almende für 1400 Kühe den Armen vermacht. Die Reichen im Thale brachten es jedoch dahin, daß der größte

Digitized by Google

Theil vom Erbe ihnen, den Armen aber sehr wenig zufiel. Seit der Zeit geht jedoch der Freiherr als Geist bei Nacht und oft auch bei Tag auf jener Almende herum und giebt dem Vieh aus seiner Leckтasche Salz. Leckt das Vieh der Reichen, so magert es ab und stirbt, das von Armen jedoch wird fett und ihm bleibt jede Sucht fern. (Alpenrosen 1815.)

(333.) Im Sarganser Oberlande herrschte, wie fast überall bei uns, der Volksglaube, nach dem Abzuge aus den Alpen nehmen Geister von den verlassenen Hütten Besitz und treiben ihr Sennenwesen. Auf einer Weißtanner Alp ging Einer noch Abends spät in eine solche hinauf, um etwas Vergessenes zu holen. Kaum hatte er sich auf der Tril oben schlafen gelegt und sein Abendgebet verrichtet, als er die Thüre öffnen, kommen und unten reden hörte. Dann sah er, hervorschauend, deutlich Feuer anmachen, das „Kessi" einhängen, Milch „überthun", kochen, käsen und hörte Lachen und Schwatzen. Als Alles fertig war, rief es hinauf zur Tril: Christen Chüng, chumm mitis ge Schotten essa! — Er aber zog sein Gesicht zurück, schwitzte vor Angst, bis er in Schlaf fiel, fand aber am Morgen keine Spur mehr von den nächtlichen Sennen. (Des Sammlers Mutter aus dem Munde der Katharina Aggeler von Weißtannen, welche den Küng noch wohl gekannt hatte.)

(334.) Einen Andern auf der Ragazer Alp Bardiel luden die Nachtsennen ebenfalls zur Schotte ein, indem sie ihn wählen hießen zwischen rother, weißer und grüner. Als er letztere nannte, erwiderte einer: das kommt dir gut, denn sonst wärest du „verrupft worda wie ds Gstüpp (Stuppe, Abwerch) in der Sunna". Dann ließen sie ihn sich eine Gabe ausbitten, und er bat, ihn so singen zu lehren wie er Einen aus ihnen vor dem Käsen singen gehört. Es geschah und das war der erste Kuhreigen. (Erzählte Küfer Rosenkranz aus Ragaz.)

(335.) Im Berner Emmenthale kennt man unter'm Namen „Nachtvolk" jenen mit einem Rauschen wie Adlerflug Nachts durch die Luft fahrenden Zug düstergrauer Schatten, die im Herbste, wenn die Aelpler in's Thal gezogen sind, die verlassenen Sennhütten beziehen und dort ein lautes lustiges Sennenleben führen.

Nach der Abfahrt von der Alp Rämisgummen, als man schon mehrere Stunden weit war, bemerkte der Senn, daß ihm eine Kuh fehle. Da man derselben wenige Tage vorher das Kalb weggenommen, nahm er an, sie sei vom Zuge zurück, um oben ihr Junges zu suchen, und sandte einen Knecht zurück, das Thier zu holen. Richtig fand er es, mußte aber, da es schon spät Abends war, in der Alp übernachten, trieb die Kuh in den Stall und begab sich in das gewöhnliche Hirtenbett, die „Gastern" (castrum).

Bald hörte er aber das Nachtvolk mit wildem Lärm in die Hütte brausen und sah alle Anordnungen zu einem Mahle treffen, seine Kuh herführen, schlachten und kochen, während Halloh die Hütte füllte. Der Knecht,

Digitized by Google

obwohl er vor Angst die Bettdecke über das ganze Gesicht zog, mußte dem Tumulte zuhören und war nur froh in dem Gedanken, daß die Nachtgäste von ihm nichts wissen. Als aber das Volk nun am Essen und im Besten dran war, rief Einer: Man muß dem da oben im „Karrbette" (das des Karrers in einem Pferdestalle, was auf fremdes Herkommen der Geister deutet) auch was geben. Der erschrockene Knecht kroch noch tiefer in sein Bett und wäre fast lieber unter Wilden gewesen. Als aber Jemand die Leiter hinan stieg und ihm ganz friedlich ein duftendes Stück Fleisch bot, bekam er Muth und dachte: Muß die Kuh mit Stumpf und Stiel aufgegessen sein, so will ich doch auch mithelfen. Er nahm und das Stück war so trefflich zubereitet, wie er sein Leben lang nichts gegessen hatte.

Als der Morgen nahte, erstillte es und der Spuk verschwand. Der Knecht dachte bang an des Meisters Vorwürfe, wenn er die Kuh nicht heimbringe, wurde aber freudig überrascht, als er sie im Stalle deutlich muhen hörte. Da stand sie denn auch und ihr fehlte nichts, als daß sie hinten lahm ging, da ihr an einem Schenkel jenes Stück Fleisch fehlte, welches er verzehrt. (1850 von Lehrer Wälti mitgetheilt.)

(336.) Genau wie es Odysseus erfährt, als den erhaltenen Warnungen zum Trotze, seine Schiffsleute die Heerde des Sonnengottes angreifen und davon schlachten, wo aber das Geschlachtete an den Spießen zu ihrem Schrecken zu zappeln, zu blöken anfängt und fortlebt, so kommt dasselbe in unserm Norden vor.

Thor fuhr einst mit seinen Böcken aus, mit ihm Loki. Abends kamen sie zu einem Manne und fanden Nachtlager. Hier nahm Thor seine Böcke, schlachtete sie, ließ sie abziehen und in den Kessel stecken. Als gekocht war, hieß Thor den Mann und seine Kinder, Thialfi und Röska, mitessen, legte die Felle am Herde beiseits und befahl, die Knochen sorgfältig darauf zu werfen. Das geschah, nur hatte Thialfi ein Schenkelbein zerschlagen, um das Mark zu essen. Am Morgen stand Thor auf, ergriff seinen Hammer, hob ihn in die Luft und bezauberte damit die Felle. Die Böcke erhoben sich, aber der Eine war am Hinterfuße lahm. Da runzelte Thor die Stirne und faßte den Hammerstiel so, daß die Knöchel seiner Finger weiß wurden. Der Mann und seine Leute thaten alles Mögliche und boten Ersatz. Als Thor ihre Furcht sah, verschwand sein Zorn. Er nahm als Sühne Thialfi und Röska zu Dienern und reiste ab. (Edda, Gylfaginning 44.)

(337a.) In Tirol weiß man von einem Jäger zu erzählen, er habe Nachts in einer Alphütte Feuer brennen und darin große mächtige Männer sitzen, aus einem Rinde Fleisch und Fett herausschneiden und kochen sehen, worauf sie das Gerippe wieder laufen ließen. Er schaute jedoch nicht weiter, als aus dem Innern zwei Augen, groß wie Glasscheiben, ihn anglotzten, und floh entsetzt, als ein Riese ihn mit lauter Drohung verfolgte.

Digitized by Google

(337b.) In der gleichen Gegend mußte einst ein Geiger, auf dem Berge von der Nacht überfallen, in einer leeren Alphütte übernachten. Eben war er im Einschlafen, als es plötzlich laut daher fuhr, Männer und Weiber in die Hütte traten und eine Kuh vor sich hertrieben. Jetzt sah er ausfeuern, unter allerlei Sprüchen dem Thiere lebend die Haut aufschlitzen, Stücke Fleisches herausschneiden und dann sieden und braten. Der Geiger wurde auch zum Schmause geladen und ließ sich den duftenden Braten trefflich schmecken, wobei er aber gemahnt wurde, ja kein Beinlein zu verrücken. Als Alles satt war, nähten sie der Kuh, nach Einsetzen der Knochen, die Haut wieder zu und fuhren lärmend wieder fort, wie sie gekommen waren. Als der Mann früh Morgens heim kam, klagte sein Nachbar über das Befinden seiner Kuh, und es fand sich, daß sie das sogenannte Schwinden habe, d. h., daß ihr Fleisch sichtbar abnahm. Der Geiger erkannte das Thier als dasjenige, von welchem er essen geholfen hatte.

(338a.) St. Garmon (Germanus, Bischof von Aurerre, Bekämpfer der Pelagianer in Britannien), Sohn des Rhedyw (Ridicus, Rusticus) eines armorischen Fürsten, wollte den König Belinus bekehren, der ihn aber nicht in die Stadt ließ. Hierauf ließ Germanus ein Kalb schlachten, befahl aber seinen Gefährten, daß sie ja keinen der Knochen zerbrechen. Am folgenden Morgen, wie es Tag war, fand man das Kalb ganz und gesund. Auf dieses Wunder verbrannte himmlisches Feuer die Königsburg. (Nennius. Mone in der Creuzer'schen Symbolik. VI. Thl., S. 458, 459.)

(338b.) Bollandus erzählt in den Heiligenlegenden am 1. Jan. (I. p. 45 f.) die Leben zweier Heiligen, Beide beim irischen Volke sehr beliebt, Namens Mochua, der eine beigenannt Cuanus, der andere Cronanus, Beide Aebte und ursprünglich vielleicht eine Person. Als der heilige Kienan in Hibernia die erste steinerne Kirche bauen will, aber durch Regenwetter gehindert wird, sendet er an Mochua Cuanus, und dieser kommt, fängt auf dem Weg auf dem Berge Mairg zwölf Hirsche, die er mit Holz beladen mitbringt und dann schlachten heißt, jedoch die Knochen sorgsam aufbewahren. Nachdem Alles und die Armen satt worden, läßt er am andern Morgen die Knochen sammeln, belebt sie, reist heim und läßt sie auf dem Mairg wieder frei, wo sie, sagt die Legende, „wie Viele melden, noch zu verschiedenen Zeiten gesehen worden sind". Als einst auf einer Reise dem Pferde, das Mochua's Wagen zog, ein Fuß gebrochen war, hatte er einen Hirsch vom nahen Berge gerufen, den er anspannte und sich weiter ziehen ließ bis heim. (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. I. 205 f.)

(339a.) In der Haupthütte einer Melseralp war beim Heimfahren ein Melkstuhl vergessen worden. Einer, das Schwierige kennend, eine verlassene Alphütte, den Berggeistern anheimgefallen, zu betreten, aber muthig, wettete eine Zeitgeis (die im zweiten Jahre noch nicht gekitzet), er werde ihn holen.

Digitized by Google

Er nahm mit sich ein Feuerzeug, einen Hund mit Sporen, ein Messer mit eingegrabenen Kreuzzeichen und Agathabrot. Als er den Melkstuhl berührte, rief eine sonderbare Stimme: „Hettist du nit Fürli heiß, und Hundili beiß, und Messerli spiz, i wett der helfen d' Zitgais gwünnen". — (Erzählte des Sammlers Großmutter.)

(339b.) Auf der Seveleralp „Altsäß" kam den Sennen ein Melkstuhl, so oft man ihn im Untersäß (Unterweide) einstellte, Niemand wußte wie, jedesmal wieder auf's Obersäß. Da hieß einst der Senn den Buben den Stuhl vom Obersäß herabholen und versprach ihm seine schöne Glockengeis, wenn's ihm gelinge. Der Bube lief, schlich, wie er oben ankam, zur Hütte, schaute durch eine Spalte hinein und sah auf dem Stuhle einen riesigen Mann am Kessel sitzen und feuern. Furchtlos, wie der Bube war, rannte er in die Hütte, riß den Melkstuhl unter dem Großen weg, welcher rücklings niederstürzte, und lief mit seiner Beute dem Untersäße zu.

Statt ihm aber Wort zu halten, lachte ihn der Senn aus. Da kam in der Nacht der Riesige auf's Hüttendach und rief mit schrecklicher Stimme durch die Schindeln herunter:

Dem Buoben gehört die Glockengeis,
Wären aber nit gewesen,
Die Hitz und der Witz
Und die Beiß, die Glockengeis,
Wär' din geblieben.

(340.) Auf einer Alp des Emmenthales mußte der Senn bei jeder Abfahrt eine Kuh zurücklassen, wenn es gut gehen sollte. Im Lenze fand man von ihr nur noch das stehende Gerippe. Ein frischer Knecht, der sich hierüber höchlichst verwunderte, bat den Meister, die Kuh herabholen zu dürfen, sie reute ihn. Der Senn mahnte ihn erst davon ab, als der Knecht jedoch darauf bestand und nur um Erlaubniß bat, den großen Hund mitzunehmen, zuckte er bedenklich die Achseln und ließ ihn endlich gehen.

Abends bei der Sennhütte angekommen, machte der beherzte Bursche ein Feuer, um etwas zu kochen, und behielt den Hund stets bei sich. Auf einmal verlöschte das Feuer und begann im Kamin ein mächtiger Lärm. Vergebens versuchte er das Feuer anzufachen und begab sich endlich, allerlei gewärtig, zur Schlafstelle, wo er sich auf's Stroh legte. Bald hörte er deutlich Jemanden käsen und konnte jedes kleine Tempo des bekannten Geschäftes unterscheiden. Unerschrocken ging er zum Herde und fragte, wer da sei. Keine Antwort erfolgte, und auch vom Käsen war weder Geräthe noch irgend was zu sehen. Der Knecht begab sich wieder auf sein Lager, den weitern Verfolg abzuwarten. Als er wieder „abgelegen" war, vernahm er das Sennen wieder, bis der Käse unter der Presse war. Jetzt trat eine schwarze Gestalt vor ihn und fragte, ob er nichts essen möge? Gott Lob und Dank, erwiderte unser

Digitized by Google

Burſche, ich habe weder Hunger noch Durſt. Bald wurde ihm in einer Gelte Milch zum Trinken angeboten, was er mit den gleichen Worten abwies; endlich ließ er ſich bereden, etwas anzunehmen. Eine Weile nachher bot ihm der Schwarze Fleiſch an; der Knecht nahm endlich ein Stücklein in Form und Größe eines Feuerſteines, was er wieder mit der Aeußerung aß: Gott Lob und Dank, jez hani gnuog.

Da ward es ruhig. Früh Morgens zündete der Knecht eine „Fachel" (Fackel) an, ging in den Stall und fand ſeine Kuh noch lebend und unverſehrt, außer daß ihr am Hintertheile juſt das Stücklein Fleiſch fehlte, welches er verzehrt hatte. Jetzt erſt war er froh, daß er nicht mehr genommen. Er nahm ſie ohneweiters an der Halfter und führte ſie weg, ohne das entſetzliche Gepolter zu achten, welches in der Sennhütte herumfuhr, wo alle Furien der Hölle los ſchienen. Furchtlos, aber ſtets mit der brennenden Fackel und dem Hunde, welcher ſich wie wüthend geberdete, verließ er den Stall und ging durch die Weide. Als er zum Thürlein gelangte, welches aus der Alp führte, „verführte" es erſt recht ein Geraſſel, Gepolter, Heulen, Surren, Schnurren und Schneuzen, daß ihm faſt Hören und Sehen verging. Alle Kobolde der finſteren Mächte ſchienen ihr Weſen zu treiben und auch die geſtrige ſchwarze Geſtalt erſchien und rief ihm mit grimmigen Geberden zu: „Wenn du nit Biſſigs und Brönnigs bider hättiſch, thäti di i tuſig Stückelni zerrißen".

Noch eine Weile von dem hölliſchen Spektakel verfolgt, ging der Knecht ruhig ſeinen Weg, bis das Wüthen aufhörte, und langte wohlbehalten beim Meiſter an. Seitdem war die Alp aus der Gewalt der böſen Mächte befreit. (J. Dennler, Seminariſt in Münchenbuchſee, in Zuberbühler's Sammlung.)

(341.) Ein Hirte auf dem Moléſon erzählte im Jahre 1832: Ich beſtieg eines Tages im Spätherbſte den Berg, um Gemſen aufzulauern. Die Nacht rückte heran, ohne daß ich was geſchoſſen hatte, und ich mußte in einem Stafel auf der Seite von Villars-sous-Mont übernachten, welchen ich ſeit mehreren Wochen unbewohnt wußte. Deſto eher war ich erſtaunt, als ich näher trat, drinnen die bekannten Laute der Kuhglocken und Menſchenſtimmen zu vernehmen. Ich öffnete die Stafelthüre und erblickte mit Verwunderung in der Küche Weſen um das Feuer, wie ich ſie nie geſehen: der eine lahm, der andere halbblind, der dritte vorn und hinten bucklich, der vierte ausſäzig. Ihre Geſichtsfarbe war dunkelgelb und runzlich wie altes Schreibleder, und jedem fehlte der Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand. Ihre mir völlig unverſtändliche Sprache glich dem Lärmen von Elſtern. Sie ſahen mich ſchief an, gaben mir aber ein Zeichen, mich auf einen Klotz neben dem Herde zu ſetzen. Ich that es, hielt jedoch meinen geladenen Stutzen zwiſchen den Füßen. Ohne meiner weiter zu achten, ſetzten ſie ihre Sennenarbeit fort, kochten erſt Käſe, dann Rahſcheid, wovon ſchon mehrere Laibe im Boden ſich auf einem Brete befanden. Der Buckliche reichte mir harten, dünnen

Digitized by Google

Zwieback und ein Stück Rindfleisch, das ich aber, so hungerig ich war, so zäh und unschmackhaft fand, daß ich halblaut sagte: da ist das Salz vergessen. Bei diesen Worten knirschten die Männer und schleuderten Blicke auf mich, als wollten sie mich mit Haut und Haaren verzehren. Ich machte in Angst das Kreuzzeichen und sah plötzlich Alles verschwunden und mich in tiefem Dunkel allein. Am Morgen erwachte ich matt vor Hunger auf gelöschten Kohlen, der Käse war ein Stein, der Nahscheid getrockneter Mörtel, der Zwieback ein Stück Schindel. Daheim angekommen, vernahm ich, die Nacht sei unserer schönen Spiegelkuh ein Stück Fleisch aus dem Leibe geschnitten worden, ohne daß Fremde im Stalle geschlafen hätten. (Kuenlin.)

(342.) In einem Berichte aus Graz in der Steiermark wird die Sage von der wilden Jagd, der „wilden Fahre" aus dem Lesachthal erzählt. Sie lasse sich in gar vielen Nächten vernehmen; namentlich aber höre man „in den Zwölften" um Mitternacht am Berge oben jauchzen (was man beileibe nicht nachmachen darf) und bald darauf erhebe sich ein furchtbarer, immer näher kommender Lärm, Hundegebell, Kettengerassel und Pferdegetrabe am deutlichsten. Wie sie an einem Berge herabgefahren ist, fährt sie am andern hinauf und es wird still. Wer sie hört, muß ganz ruhig sein, kein Kind darf weinen; sonst kommt die Fahre und nimmt es mit fort. Wen sie am Wege überrascht, der muß sich auf den Bauch legen und sie über sich hinwegfahren lassen; trägt er dennoch was davon, so soll er über Jahr und Tag sich an die nämliche Stelle legen.

Ein Hirt aus dem Dorfe St. Laurenzen vernahm in einer mondhellen Nacht jenes Jauchzen und den auf das Dorf zu kommenden Lärm. Dann sah er voran drei große Männer reiten. Jeder eine Stange emporhaltend, auf welcher eine Leiche angebunden war. Auf sie folgte eine Menge wild aussehender Leute. Man lagerte sich auf dem Dorfplatze, machte ein Feuer, führte aus dem nächsten Stall einen Ochsen, schlachtete, briet und verzehrte ihn. Dann wurden die Knochen in die Haut zusammengelegt, diese mit Ruthen gepeischt und der Ochse wieder belebt und in den Stall zurückgeführt, worauf sie mit gräßlichem Lärmen weiter zogen. Nächsten Tag aber verdorrte der Ochse. (Wolfs Zeitschrift f. d. Myth. III. Bd. S. 33, 34.)

(343.) Ein Geist des Berges Ecojalat, südwestlich von Albeuve, am linken Ufer der Saane, schützte die dort weidenden Kühe, daß sie nicht den jähen Abhang hinabstürzten. Abends und Morgens trieb er sie zur Melkzeit in den Stafel, und geleitete sie nachher wieder auf höhere Weideplätze. Der einzige Lohn des treuen Hüters war frischer Rahm, in einem hölzernen Gefäße jedesmal auf das Dach der Sennhütte hingestellt, sowie die Sonne niedergegangen war, und der Obersenn hatte den Alpknechten ernst auf die Seele gebunden, dies Geschäft ja nie zu vergessen. Aber einer davon, weniger gewissenhaft, hatte die Unbesonnenheit, eines Abends das Gefäß, statt mit Sahne, mit

Digitized by Google

Unrath zu füllen. Um Mitternacht, während die Sennen sorglos schlummerten, weckte sie eine furchtbare Stimme, welche rief: Droles écorchez! Droles écorchez! (Burſche, ſchindet!) Entſetzt ſprang man auf und fand mit Schrecken elf der ſchönſten Kühe leblos und geſchunden auf dem Boden ausgeſtreckt. Davon heißt der Boden, welcher den jähen Abhang des Ecojalat durchſchneidet, romaniſch le plian-dei-s-écorchiaou (le plan des écorcheurs, Schinderboden). (Kuenlin.)

(Vergl. auch zahlreiche Sagen bei Lütolf, Zingerle und Vonbun.)

Die in den Sagen vom Nachtvolk ſpielende ſonderbare Anatomie und Phyſiologie, welche aus Haut und Knochen einen lebenden Körper zuſammenſetzt, iſt einerſeits eine Uebertragung der Sternſage von der Viehheerde auf die einzelnen Theile eines Thieres. Die Knochen bedeuten die Sterne, welche in der Haut, dem Nachthimmel, verſammelt ſind, von denen keiner verloren gehen darf, und die dann auch, obſchon nach Ablauf der Nacht ſämmtlich verſchwunden, in der folgenden alle wieder da und von neuem belebt ſind. Die nähere Ausſchmückung iſt Sache der Phantaſie, welche an die Bedeutung nicht mehr denkt. Anderſeits aber iſt dieſes Wiederaufleben todter Thiere ein neues Zeugniß für die Thierverehrung unſerer Vorfahren, welche dieſe Weſen für unſterblich hielten und daher dem erfahrungsmäßigen Sterben derſelben eine Wiederbelebung folgen ließen. Wie ſie dann in ihrem Drange nach Unſterblichkeit auf Weſen verfielen, welche überhaupt nicht ſterben, gleich den Geſtirnen, von denen ſie abgeleitet ſind, nämlich auf die ſog. Dämonen, wird unſer zweites Buch zeigen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zweites Buch.

Die Dämonenwelt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeines.

In den Gestalten der Dämonen, welche die Volkssage schuf, und welche den Uebergang von den verehrten Thieren zu den eigentlichen Göttern bilden und mehr gescheut und gefürchtet als angebetet wurden, lebten die Thiere noch fort; aber sie wichen immer mehr und zuletzt völlig von der menschlichen Form. Die Dämonen haben vom Thiere bald einzelne Körpertheile, bald nur rohe ungeschlachte Kraft, bald nur noch gewisse Züge, die dem Thiere als Bild der Gottheit angedichtet wurden. Der Dämonencult, welcher als solcher nur noch bei wilden barbarischen Völkern vorkommt, ist in seiner Geschichte dunkel und unenträthselt. Sein Dasein bei später oder jetzt civilisirten Völkern geht nur noch aus deren Mythen hervor; die Erinnerung an die Verehrung der Dämonen selbst ist geschwunden. Wir können daher auch in wissenschaftlicher Hinsicht nur insofern von den Dämonen sprechen, als sie Gegenstand der Mythe sind. Das Dämonische war in den Thieren als geheiligten Wesen mit dem Thierischen, d. h. Natürlichen gemischt; in den Dämonen, welche in der Regel keine wirklich vorkommende Gestalt besitzen, herrscht es allein; die Dämonen haben eine geheimnißvolle Herkunft, Wohnung und Macht; Alles ist unbegreiflich und räthselhaft, was sie thun und treiben, nichts entspricht bei ihnen den Verhältnissen, Sitten und Gebräuchen lebender Wesen. Sie sterben zwar, aber erst nach einem Leben von Jahrhunderten, ausgenommen soweit wirkliche Menschen Dämonenstelle vertreten. Auch haben sie nach dem Volksglauben keine Seele und doch höhere Geistes-

Digitized by Google

gaben als die Menschen, denn soweit sie nicht mehr geachtet und gefürchtet, sondern verspottet und gefoppt werden, ist der Einfluß des Christenthums und dessen Tendenz, den alten heidnischen Glauben zu discreditiren und lächerlich zu machen, nicht zu verkennen.

Die Dämonen, welche in der uns zunächst beschäftigenden mythischen Volkssage der germanischen Völkerstämme eine Rolle spielen, sind nach den Elementen, in welchen sie leben und weben, und nach ihrer angenommenen äußern Erscheinung in mehrere Klassen zu unterscheiden. Vor Allem zerfallen sie in Wasser- und in Landwesen. Eigentliche Luft- oder Feuerwesen, welche von den Erdwesen zu trennen wären, kennt die deutsche Volkssage nicht. Die Wasserwesen, vom deutschen Volke Nixen genannt, sind ursprünglich aus der Gestalt von Wasserthieren und Menschen zusammengesetzt, wurden aber im Verlaufe der Zeit ganz menschenähnlich und auch in der Größe vom Menschen nicht wesentlich verschieden gedacht. Ganz anders verhält es sich mit den Land-Dämonen. Solcher giebt es nicht nur, welche an Größe den Menschen entsprechen, sondern auch solche, welche darin unter — und solche, welche über ihnen stehen — Zwerge und Riesen. Erstere haben in der Volkssage von den Thieren nicht mehr die untere Körperhälfte wie die Nixen, sondern nur noch die Füße, die sie daher niemals zeigen und deren Entdeckung sie aus der Welt der Menschen treibt. Die Riesen dagegen haben keine dem Menschen nicht angehörende Körpertheile, sondern nur thierische Stärke und Kraft und allenfalls Behaarung. Offenbar jüngsten und bereits von ausgebildeter Mythologie oder gar vom Christenthum beeinflußten Ursprungs sind die Dämonen der Volkssage, welche gar nichts der menschlichen Gestalt und Größe Widersprechendes mehr an sich tragen, sondern sich von den Menschen nur noch durch das Dämonische selbst unterscheiden. Es sind dies die in der Sage auftretenden Geistesriesen oder Schicksalsmächte, welche des Menschen Lebensmomente bestimmen und beherrschen, so: die Macht des Lebensuntergangs, der Tod, die Macht des Bösen, der Satan, die Mächte des Zaubers, dem das Menschenleben in allen seinen Lagen unterworfen ist — Hexen, Zauberer, Hexenmeister. Von der letztgenannten Regel macht indessen der Teufel eine Ausnahme, sofern

Digitized by Google

er in seiner angeblichen körperlichen Erscheinung Eigenschaften der alten Pane, Satyrn oder Faune erhalten; aber er ist eben kein ursprüngliches Erzeugniß der deutschen Volkssage, sondern trat nur durch christlichen Einfluß an die Stelle einheimischer Dämonen. Auch der Tod weicht insoferne von jener Regel ab, als er meist in der Gestalt eines bloßen Gerippes erscheint, — während die Hexen und Zauberer gar keine eigentlichen Dämonen mehr, sondern von Dämonen beherrschte Menschen sind.

Diese Hauptklassen der Dämonen durchkreuzen und spalten sich jedoch einerseits vielfach in ihrem Charakter, während anderseits mit ihnen noch nicht alles dämonische Wesen der Volkssage erschöpft ist, so daß die angegebenen Hauptregeln noch mehreren Ausnahmen unterliegen. Da ist z. B. vorerst nicht zu verkennen, daß die Zwerge unter den Landdämonen in ihrem Thun und Treiben den Wassergeistern näher stehen als anderen Land-Dämonen, namentlich den Riesen, indem beide mit den Menschen oft in freundschaftlichen Verkehr treten, — die Riesen aber selten, und jene in der Regel ebenso harmlos erscheinen, wie die Riesen gewaltthätig. Bei näherer Betrachtung der Sagen müssen wir jedoch wieder auf eine Zwischenklasse stoßen, die mit den Zwergen Vieles gemein hat, aber nicht immer zwerghaft, sondern oft von Menschengröße erscheint, nämlich die Waldgeister, während die durch das Pflanzenreich mit diesen verwandten Feldgeister oder Korndämonen wieder in ihrem boshaften Charakter mehr den Riesen oder Schicksalsdämonen ähneln, ja sogar zu den Thiergespenstern hinabsteigen. Letzteres hinwieder gilt von weiteren Dämonen, welche in der Größe und im Verkehr mit den Menschen den Zwergen oder Waldgeistern, aber in schädlichem Wirken den Hexen gleichen, nämlich die Alpe, Maren oder Truden, und mit diesen sind wieder nahe verwandt zwei Gruppen von Dämonen, welche ebenfalls dem Menschen in schlimmer Weise mitspielen, aber theils in Dämonen verwandelte Menschen sind, wie die Vampyre, theils in Thiere verwandelte Menschen wie die Wärwölfe. Ferner kennt die Sage einzelner Gegenden besondere Dämonen, welche bald wohlthätig wirken, bald muthwillige Schäcker sind, bald an Wildheit und Bosheit, wie auch an Größe den Riesen, denen sie im Ganzen am nächsten stehen,

Digitized by Google

nichts nachgeben. Endlich kommt Freundlichkeit gegen die Menschen einer Art von Wesen zu, welche nicht in Gruppen oder Familien, wie Nixen, Waldgeister, Zwerge und Riesen, sondern vereinzelt leben, aber in ihrem mythischen Charakter als den Hexen verwandt betrachtet werden müssen; es sind das die der eigentlich deutschen Volkssage fremden und nur an den Grenzen des deutschen Stammes eine Rolle spielenden Feen oder Faien. Wir werden im Nachfolgenden diese verschiedenen Dämonen nach ihrem natürlichsten Zusammenhange gruppiren und behandeln daher:

1. Die Wassergeister, sowohl die Nixen, als andere im oder auf dem Wasser wirkende Dämonen.

2. Die mit den Pflanzen zusammenhängenden Dämonen, und zwar:

   a) Waldgeister,

   b) Feldgeister oder Korndämonen.

3. Die eigentlichen Zwerge, d. h. die arbeitenden und meist freundlichen Berggeister sammt den von ihnen stammenden Hausgeistern oder Kobolden.

4. Die Riesen sammt den wilden und zerstörenden, sowie neckischen Berggeistern.

5. Die Schicksalsdämonen, und zwar:

   a) Die schlechthin verderblichen, Tod und Teufel, Krankheitsgeister, Alpe, Vampyre und Wärwölfe und

   b) die zauberischen Wesen, Hexen und Zauberer sammt den Feen.

Eine merkwürdige Dämonogonie oder Sage vom Ursprung der Dämonen kennt das böhmische Volk in folgendem Wortlaute:

(344.) Als Gott die übermüthigen Engel aus dem Himmel verstieß, wurden aus ihnen die bösen Geister, welche den Menschen bei Tag und bei Nacht beunruhigen, ihn necken und schädigen. Die in die Hölle stürzten und in die Löcher und Abgründe, das sind die Teufel (čertové, d'ablové) und die Todmädchen (Moreny) Aus denen aber, die auf die Erde fielen, wurden die Kobolde (Šotkové), Schrätlein (Škratkové), die Zwerge (Trpaslici), Däumlinge (Palečkové), die Alpe (Můry a Můračky), die Mittags- und Abendgespenster (Poledníce, Klekanice) und die Irrlichter (Bludice). Die in die Wälder fielen, wurden zu Waldgeistern, als da sind: die Hehmänner (Hejkalové), die wilden

Digitized by Google

Männer (divi mužove), die Waldmänner (lesní mužové, Lesoňové) und die wilden Weiber und Waldfrauen (divé ženy, Lesnice). Jene endlich, die in's Waſſer fielen, wurden zu Waſſergeiſtern, zu Waſſermännern (Vodníkové č. Hastermanové), zu Meerjungfern (mořké panny) und Waſſerfrauen.

Wer ſich dieſen Geiſtern mit ſeinem Blute verſchreibt, der leidet an nichts Mangel; was er wünſcht, das bringen ſie ihm und thun ſie ihm. Aber bei ſeinem Tode iſt er dann dieſen dämoniſchen Mächten verfallen. Weil nun dieſe Geiſter nicht aufhörten, den Menſchen zu necken und zu quälen, ſo wurden gute Geiſter beſtimmt, gegen ſie zu wirken und die Menſchen zu beſchützen. Von dieſen lernten dann einzelne auserleſene Männer und Weiber das Beſchwören der böſen Geiſter; das ſind die Geiſterbeſchwörer (zaklinaci), die in verſchiedenen Fällen um Hilfe angerufen werden.

Der Cult dieſer niederen Elementargeiſter muß in Böhmen zur Zeit des untergehenden und ſich zerſetzenden Heidenthums bedeutend hervorgetreten ſein; denn gerade er wird in den chriſtlichen Denkmälern jener Zeit am deutlichſten berührt. Cosmas von Prag, der als 80jähriger Greis im Jahre 1125 ſtarb, ſagt von den alten Böhmen: Tetka, Libuſſas Schweſter, lehrte das dumme Volk die Berg- und Wald-Nymphen (Oreades, Dryades und Hamadryades) anbeten und verehren, wie noch heute viele Bauern es den Heiden gleich thun, indem dieſer die Gewäſſer oder das Feuer verehrt, jener den Bergen und Hügeln opfert, ein anderer die tauben und ſtummen Bilder, die er ſelbſt gemacht hat, anbetet, daß ſie ſein Haus und ihn ſelbſt regieren. Im Jahre 1092 verwies Břetislav nach einem großen Land- und Kirchentage alle Zauberer und Zeichendeuter aus dem Lande, ingleichen ließ er die Haine und Bäume, die das gemeine Volk an vielen Orten verehrte, aushauen und verbrennen. Auch verbot er ſtreng die abergläubiſchen Gebräuche, welche die Bauern, bisher noch halbe Heiden, am Pfingſtdienstage und Pfingſtmittwoch beobachteten, indem ſie über den Quellen opfernd Opferthiere ſchlachteten und den Dämonen darbrachten. In einer Sammlung lateiniſcher Predigten aus derſelben Zeit wird dem Volke verboten, irgend ein Geſchöpf göttlich zu verehren, noch an irgend ein Phantaſiegebilde zu glauben. Ebenſo die Verehrung von Götzenbildern oder Thieren, und die Opfer bei Bäumen und Quellen; der Cult der Verſtorbenen, der Cult der Dämonen. Der altböhmiſche Gloſſator Wacehrad nennt in ſeinem Wörterverzeichniſſe die Běsi (daemones) böſe Geiſter, Plagegeiſter, Skřeti Hausgeiſter (penates intimi et secretales), Dáš den Genius, Šetek den Hausgott, Morusi den Alp, Poludnice, Waldnymphen (Dryades) und Vlkodlaci Waldgeiſter, die Faune der Römer. (Grohmann, Böhmen. S. 108.)

Auch hier verſchwimmen manche Dämonenklaſſen unter einander und es zeigt dies auf's neue, daß das Volk in der Mythenbildung kein Syſtem befolgt, ſondern ſchrankenlos ſeine Phantaſie walten läßt. So werden z. B. in Schweden und Norwegen unter dem Namen der

Digitized by Google

Trolle zwar vorzugsweise Riesen, aber auch andere Dämonen, sowohl Nixen als Zwerge verstanden. Auch in der Schweiz giebt es, wie folgende Mittheilung zeigt, dämonische Wesen von zweifelhaftem Charakter.

(345.) Im Glarnerlande bezeichnet der Name Geisler (der auch der mit ihrem Weherufe Seuchen und Tod verbündeten Eule angehört), die wilden Männer, wie alle „Verwünschten", welche die Gletscher und Bergeinöden mit ihrem Geheul erfüllen. Sie hatten sich, wegen ihres Uebermuthes, aus dem Lintthale zurückziehen müssen, und nahmen ihren Aufenthalt auf Oberblegi, wo der kopflose Schwimmer (Nr. 75) zu ihnen gehört. Den Sennen erwiesen sie ehemals viele Dienste durch Hilfe beim Arbeiten und Hüten, und Wohlthaten, wofür man ihnen Abends ihren Topf mit Rahm als Lohn hinstellte. (Rochholz, Nat. Mythen. S. 149.)

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Die Wassergeister (Nixen).

I. Die Eigenthümlichkeiten der Nixen.

a) Der Nixen Herkunft.

Der Himmel gleicht einem unendlich großen, uferlosen, unergründlichen Ocean, in welchem nach der Vorstellung der Alten die Erde als eine Insel schwimmt. Mannigfach sind daher die Beziehungen zwischen Himmel und Meer oder Wasser überhaupt. In jedem klaren Wasser spiegelt sich ohnehin der Himmel mit seinen Gestirnen und seinen Wolken; was am Himmel, das sieht man daher auch im Wasser; tauchen ja Sonne, Mond und Sterne sichtbar aus dem Meere auf und in dasselbe unter! Aehnliche Vorstellungen, wie an die Gestirne, die den Himmel schmücken, müssen sich nothwendig auch an diese Wesen knüpfen, wie sie aus dem Wasser wiederscheinen, nur erhalten sie im letztern natürlich die Eigenthümlichkeit der Wasserwesen, nämlich die Fähigkeit zu schwimmen, zu tauchen und im Wasser zu leben. Solcher Wesen giebt es wenige außer den Fischen, und auch diese wenigen (Amphibien) sind entweder gleich den letzteren dumm und stumm oder dem Menschen widerwärtig (Schlangen u. s. w.) und beinahe ohne irgend einen Punkt der Anknüpfung dichterischer Vorstellungen. Um letztere zu bilden, mußte die menschliche Gestalt zu Hilfe genommen werden. Wir haben gesehen, daß sie bereits zu der Zeit der Ausbildung des Jäger- und Hirtenberufes als Orion und Bootes an den Himmel

Digitized by Google

versetzt war. Da nun das Wasser das meiste Interesse für Fischer und Schiffer hat, so bildeten sich wohl zur Zeit der Entstehung dieser Berufsarten Vorstellungen von Wasserwesen, die zugleich von den Fischen und von den Menschen etwas an sich hatten, und doch weder das eine noch das andere waren. Man dachte sie sich als Halbgötter, d. h. als Wesen, welche weder die Macht der Götter, was immer noch die Gestirne waren, noch die Schwäche der Menschen hatten. Diese Vorstellung kann erst nach dem Ausleben der Thierverehrung aufgekommen sein; denn die Wassermenschen, wie sie insgesammt genannt werden können, erscheinen von einer Schönheit und Feinheit der Organisation, die weit über den Thieren steht. Schon die alten Inder kennen Wesen, die halb Mensch und halb Fisch sind; klarer aber und plastischer erscheinen sie in der Phantasie der kunstsinnigen Hellenen, und zwar in mannigfaltigen Formen. Da waren vorerst die Flußgötter, deren jeder bedeutende Fluß einen hatte. Man bildete sie aus weißem Marmor (nur den Nil aus schwarzem), und zwar als alte bärtige Männer, auf eine Urne gestützt, aus welcher der Strom hervorbricht. Dann die Nymphen, von deren vielen Klassen (Baum-, Wald-, Berg- und andere Nymphen) nur die des Wassers, Najaden, Naïden, hierher gehören, unheimliche, den Menschen feindliche Wesen, denen man nachsagte, daß sie die Menschen in ihr Reich hinabzögen und daß ihr Anblick wahnsinnig mache, und von deren Alter Hesiodos sang:

> Neun Geschlechter durchlebt die geschwätzige Krähe von Männern
> Frischausdauernder Kraft, und der Hirsch drei Alter der Krähe;
> Drei Hirschleben hindurch wird der Rab' alt; aber der Phönix
> Dauert neun Rabengeschlecht, und wir zehn Alter des Phönix,
> Wir schönlockige Nymphen, des Aegiserschütterers Töchter.

Was die Najaden in den Flüssen, das waren die Nereïden, Töchter des Nereus, auf dem Meere, Nereus war Sohn des Poseidon und seine Gattin Doris Tochter des Okeanos; der Nereïden waren vierzig an der Zahl, unter ihnen Kalypso, Thetis u. s. w.; sie hatten die Gabe, sich in verschiedene Gestalten zu verwandeln, gleich Proteus, dem Meerheerdenhüter des Nereus, und verschiedenen Flußgöttern. Thetis, was sehr wichtig ist in Bezug auf ihre Nachfolgerinnen, die deutschen

Digitized by Google

Nixen, vermälte ſich mit dem Menſchen Peleus, Sohn des Aiakos, verließ ihn aber, nachdem er ſie belauſchte, wie ſie ihren Sohn Achilleus, um ihn unſterblich zu machen, in's Feuer legte, über welchen Anblick der Vater erſchrak. — Die männlichen Begleiter der Nereïden waren die Tritonen, fiſchſchweifig, auf Meermuſcheln blaſend und der Zukunft kundig, oft auf Seepferden mit Fiſchſchweifen und Schwimmfüßen reitend.

Auf einer Inſel der Thalatta aber hauſten die Seirenen, Töchter des Stromgottes Acheloos und der Muſe Melpomene, geflügelt und in verführeriſcher Muſik gewandt, die ſie aber nur mißbrauchten, die Menſchen anzulocken und zu verſchlingen, daher im Vorbeifahren mit den Argonauten Orpheus ihren Geſang durch den ſeinigen übertäubte, Odyſſeus aber ſeiner Genoſſen Ohren verſtopfte und ſich ſelbſt an den Maſt binden ließ. Eine ſolche verlockende und wild-leidenſchaftliche Seirene iſt die keltiſche Melusina, deren Unterleib nach Einigen Fiſch-, nach Anderen Drachengeſtalt hatte.

Anders die deutſchen Nixen. Ihre Männer ſind zwar ernſt und ſtreng und halten unerbittlich die Ehre ihres Volkes aufrecht, doch nicht unempfindlich gegen der menſchlichen Frauen Schönheit, die Weiber aber anmuthig und zu ſchönen Menſchenjünglingen hingezogen, doch ſtets voll ſehnſüchtigen Heimwehs nach der kühlen blauen Fluth, in die ſie die Geliebten eher hinein ziehen, als daß ſie ihnen aus derſelben auf das trockene Land folgen. Ihre Zeit, zu der ſie den Menſchen erſcheinen, iſt Mittags oder Mitternachts, bei Sonnen- oder Mondlicht, ein Beweis, daß ſie von dem ſich im Waſſer ſpiegelnden Geſtirnen ſtammen, daher auch ihr Alter, wie das angegebene der Nymphen, unberechenbar hoch iſt. Nach Auffaſſung der Volksſage ſind die Nixen die nächſten Verwandten der Zwerge oder Elben.

(346.) Einſt, ehe noch trockenes Land beſtand, waren alle Zwerge im Waſſer. Dann ſchlug der Blitz in's Waſſer, dies ziſchte empor, wodurch ein Theil der Zwerge, Männer und Weiber, hinausgeſchleudert wurde auf das Land, und weil ſie ihre Hütchen unten gelaſſen hatten, konnten ſie nicht mehr in der Fluth wohnen und ſind jetzt Land- und Bergzwerge. (Schönwerth.)

Zu dieſem hohen Alter der Nixen paßt auch ihre Kunſt des Wahrſagens. Man denke an die Warnung, welche die Waſſerfrauen

Digitized by Google

im Nibelungenliede dem Hagen auf dem Zuge nach Hunnenland zu Theil werden lassen.

Ueber die verschiedenen Namen der Nixen (althochd. Nihhus, Nichus, mittelniederl. Nikker, schwedisch Neken, dänisch Nöken u. s. w., in der deutschen Volkssprache Nikel, Wassermänner, Seefräulein, Mummelchen, Wasserzwerge, Meerminnen, Meerfaiien (Meerfeen) Holden u. s. w.) verweisen wir auf Grimm's deutsche Mythologie. Das Volk nennt die Nixen auch oft „Nonnen", wohl nach den nordischen Nornen, welche an einem Brunnen ihren Wohnsitz hatten.

b) Der Nixen Kennzeichen.

Ihre Abkunft von Sternen verrathen die Nixen, namentlich bei den keltischen Völkern, durch den Mangel der Füße. Bei den humaneren und kunstsinnigeren Deutschen kommt der häßliche Fischschweif höchst selten vor; es ersetzen ihn höchstens Schwimmfüße, bisweilen nur Schwimmhäute zwischen den Zehen, oft sogar, in höchster ästhetischer Ausbildung, blos nasse Kleider. Oft sind es dagegen die Zähne, welche, durch ihre spitze Gestalt oder grüne Farbe, an das Reich der Gewässer erinnern; bisweilen sind auch die Haare und Kleider, oft die ganze Gestalt grün. Die Abkunft der Nixen von den Sternen verrathen die Schätze, über die sie verfügen, ferner rothe Kleider, weit öfter aber rothe Mützen; an deren Stelle treten bisweilen grüne Hüte. Die Nixen erscheinen gerne auf den Märkten; je nachdem sie dort hohe oder niedrige Preise bezahlen, folgt theure oder wohlfeile Zeit. Ihre Gestalt und Gesichtsbildung wird in der Regel als schön geschildert. Auch haben sie meistens die Größe der Menschen. Doch giebt es auch Sagen, in welchen sie (z. B. in Böhmens Fischteichen, nach Vernaleken) zwerghaft erscheinen. Sehr oft sind sie stumm oder stellen sich wenigstens so, und sie zum Sprechen zu nöthigen, ist ihr Verderben. Die männlichen Nixen sucht die Sage meist ebenso häßlich und abschreckend zu malen wie die weiblichen schön und anmuthig. Die Letzteren verwandeln sich auch zu Zeiten in Robben oder Fische, sogar in Kröten, aber auch in manche andere Thiere. Näheres theilen folgende Sagen mit:

Digitized by Google

(347.) In Neuhammer schildert man den Wassermann groß und hübsch, mit wunderschönen Wasseraugen, die Haare blond und lang, nur der Mund groß, die Zähne lang; also hinten schöner als vorn. Mädchen, die er liebt, erscheint er im Hemde, welches ein gläserner Gürtel festhält, die den Rücken hinablaufende Reihe glänzender Fischschuppen zu verbergen. Der Geliebten schenkt er Perlen und edle Steine. Anfangs ist er kalt wie Wasser, bis er am Menschenleib erwärmt. Dem Menschenauge bleibt des Mädchens Zustand, die von ihm in der Hoffnung ist, verborgen. Bei der Entbindung ist er gegenwärtig, nimmt das Kind zu Handen und trägt es mit sich in's Wasser. (Schönwerth.) — In der Ostschweiz sitzt der Wassermann finster und lauernd in der Tiefe von Sod- (Galt-)brunnen und Bächen, und zieht mit seinem Haken Kinder hinunter. (Am Oberrhein der „Hoggamaa" und ganz so in Obwalden. Lütolf S. 291.)

(348a.) In der westlichen baierischen Oberpfalz heißen die Zwerge Zwargel und kennt man Wasserzwerge. Aus einem Gehölze bei Neuhaus sieht man oft schwarze Männchen hervorkommen und in die Nab springen, wo sie verschwinden. Bei Neustadt nennt man sie Wassertreter. (Globus IV. Bd. 1863. S. 171.)

(348b.) In der Oberpfalz sind die Wassermännchen wie die Erdmännchen, geisterhafte Wesen, begünstigen aber die Menschen, verkehren mit ihnen und lieben oft menschliche Jungfrauen. Sie wohnen nur im klaren Wasser, während der Wassermann, der Kobold, in Brunnen und schwarzem Wasser und Tümpfeln haust. Dort haben sie ihre Krystallpaläste mit Gemächern und Gängen. Sie leben von Fischen und Krebsen, trinken auch Wein von untergegangenen Schiffen. Ihre Kleidung sind spitze, glasartig glänzende Hütchen und weiße oder mausgraue Röckchen. Sie fertigen edle Perlen und Glasgeschirre. Mit den Unterirdischen und Bergzwergen gehen sie um und Beider Wohnungen stehen durch Gänge unter der Erde miteinander in Verbindung. Sonderbar ist dieser Wesen Abhängigkeit von den Menschen, indem sie Mangel an Speise haben und diese von letzteren zu erhalten suchen müssen. (Schönwerth II. S. 179, 180, 181.)

Auf der Naab sah man Frühlings oft kleine, junge Männlein nackt hin und wieder laufen, von Stein zu Stein hüpfen und verschwinden, wie man ihnen nahe kam. Als ein Weib von Maltschiz Butter und Milch nach Krumau auf den Markt trug, saß ein grünes Männlein, dem aus dem linken Rockschosse Wasser troff, auf dem Damm eines der Teiche und kämmte sich. Wie er das Weib bemerkte, sprang er in's Wasser, erschien jedoch sogleich wieder, nur größer und anders gekleidet, und bat, sie möge die Butter ihm verkaufen und auf dem Rückwege wieder vorbeikommen. Erschrocken ließ sie die Butter zurück und fand auf dem Rückwege das Gefäß sammt vielem Geld auf dem Damme. (Vernaleken, Mythen und Bräuche. S. 196.)

Digitized by Google

(349.) Sieht einmal ein Jäger unfern der großen Zwerghöhle bei Stublach im Elsterwasser einen gar schönen Fisch und läßt sich beifallen, nach ihm zu schießen. Da hat sich eine Stimme erhoben, die hat gejammert: Mein Kind! Du hast mir mein Kind getödtet! Und so sehr, von Grausen erfaßt, der Schütze auch gelaufen ist, ehe er noch sein Haus erreicht gehabt, ist die Nixe schon bei ihm gewesen und hat ihm den Hals umgedreht. (Eisel, Voigtl. S. 37.)

(350.) Unweit Nepomuk befindet sich ein kleiner See, der mit Erlengebüschen bewachsen und von einem Wasserfräulein bewohnt ist. Ein Bauernbursche ging in einer mondhellen Nacht am See vorüber und sah das Weibchen, wie es auf zwei Schwänen saß, mit einem sehr langen Schilfrohr in der Hand, langen herabfallenden Haaren mit weißem Kleide und einem Blumenkranz auf dem Haupte. So schwamm es nahe am Ufer. Als es den Burschen erblickte, brach es einen Erlenzweig und warf ihn an's Ufer. Der Bursche staunte über die schöne Gestalt, nahm den Zweig und eilte nach Hause, ohne irgend Jemand etwas davon zu sagen. Am andern Morgen fand er, daß der Erlenzweig von besonderer Schönheit war und wie Silber glänzte. Um seine Verlobte endlich als Braut heimzuführen, verkaufte er den Zweig. Am Hochzeitstage aber trat das weißgekleidete Weibchen mit einem zwergartigen Knappen zur Thür herein, schritt feierlich auf die Braut zu, nahm eine Perlenschnur vom Halse und hängte sie der Braut um. Dann entfernte sich das Weibchen wieder, die Perlen und die Wasserspuren ihres Kleides zurücklassend. Da nun unter dem Bauernvolke der Glaube herrscht, daß Perlen Thränen bedeuten, so wurden die Perlen sogleich dem Muttergottesbilde der Kapelle am See geopfert. (Vernaleken, Mythen und Bräuche. S. 196.)

(351.) Geht man von Eisenberg am Erzgebirge auf dem Fußwege nach Kunersdorf, so kommt man auf die Heide, die „Hoderwiese" und den alten Seeberg. Neben dem Eisenberger Walde liegt der kleine, schilfbewachsene Hoderwiesteich. Die Seebergjungfer kam oft herab, in ihm zu baden, wo Hütbuben sie oft, halb Fisch, halb Mensch, erblickten. Einst, als nur ein Junge da war, fragte sie ihn, ob er sie erlösen möchte, wofür sie ihm so viel Geld geben würde, die Hoderwiese zu kaufen. Er that, als sei er's zufrieden. Sie hieß ihn warten, bis sie ihm winken werde, aber beileibe nicht früher kommen. Dann badete sie und winkte ihm dann. Er aber schimpfte auf sie und warf Steine nach ihr. Sie kehrte weinend nach dem Seeberge zurück und in der folgenden Nacht hörte man sie bis hinab nach Barthelsdorf jammern und klagen. Einem Eisenberger Weibe erschien sie am Seeberg oben als altes Weib, einen Fetzen des Kleides nachschleppend. (Ebendas. S. 197.)

(352a.) Auf dem Turniere bei Schweinfurt nahm ein fremder Ritter unter den Damen eine wahr, deren Schönheit ihm auffiel. Er weihte sich zu ihrem Kämpen und blieb in jedem Gange Sieger. Als er sich der meergrün Gekleideten nahte, den Dank zu empfangen und sie ihn hold anlächelte,

Digitized by Google

erschrak er, wie er wahrnahm, daß sie grüne Zähne hatte, so daß er zurückbebte. Sie aber stieß einen Schrei aus, verwandelte sich in ein Seeweibchen und rutschte auf dem Schlangenleibe dem Main zu, auf dem sie eine Weile fortschwamm, bis sie niedertauchte. (Panzer I. S. 173.)

(352b.) Die aus dem Tittiloche (Titti heißt kleines Kind, Puppe, im Badischen ist der Tittisee) des „Herdflühli's" unweit Thalheim im Aargaue zu dortigen Leuten mit ihren Kunkeln und Spinnrädchen oft „zu Stubeten" kommenden „Herdweibchen" hatten, als ihre Fußtritte in gestreuter Asche kundbar wurden, „Schwimmfüße". (Rochholz, Naturmythen. S. 109.)

(353a.) Ein Wassermann kam in Moldautein in die Stadt, Einkäufe zu machen. Er begehrte Fleisch. Der Fleischer, da man den Käufer an Kleidung, Haaren und der tropfenden Rocktasche erkannt, hieß ihn ihm zeigen, welches Stück er verlange und hieb, als der Mann auf eines wies, ihm zwei Finger von der Rechten ab. Ein durchdringendes Geschrei ausstoßend, rannte der Verwundete der Moldau zu, wo er mit wunderbarer Schnelligkeit sich über's Geländer in die Tiefe stürzte. Später zeigte er sich am Jahrmarkte auf dem Standplatze der Hafner, wo er eine Menge kleiner Töpfe kaufte. Auch hier erkannt und verfolgt, rannte er nach der nahen Mühle und verschwand im Wasser für immer. (Vernaleken, Mythen und Bräuche. S. 177, 178.)

(353b.) Als in Wessely ein Fleischer dem Wassermann ein Gleiches that, wurde er später, als er über einen Steg ging, von ihm in's Wasser gezogen. So zu Dwory in W.-Galizien u. a. (Ebendas. S. 194, 195.)

(354.) Am 1. Julisonntag (welcher Monat im Heidenthum mit der Sonnenwende begann) 1547 versammelte sich nach altem Brauche zu Laibach das Volk der Umgegend auf dem Marktplatze neben der Quelle, welche von einer alten Linde beschattet war. Sie nahmen unter Musik ihr Mahl ein und begannen den Tanz. Nach etwas Zeit erschien ein wohlgestalteter und wohlgekleideter Mann, grüßte die Versammlung höflich und reichte Jedem seine Hand, die sehr weich, aber eiskalt war und bei der Berührung einen seltsamen Schauer erregte. Dann forderte er ein schönes und reichgeschmücktes junges Mädchen zum Tanze auf, ein frisches und leichtfarbiges Ding. Sie wußte sich trefflich in seine Art zu finden und auf seine belustigenden Späße halb und halb einzugehen. Nachdem sie einige Zeit leidenschaftlich getanzt, wirbelten sie vom Tanzkreise weg und immer weiter, erst von der Linde bis Sittichenhof, dann noch weiter bis zur Laibach, wo er mit ihr hinabsprang und Beide vor den Augen vieler Schifferknechte verschwanden. Es war der in der Laibach hausende Nix oder Wassermann. (Heine's sämmtliche Werke, 1861. Bd. 7. S. 42.)

(355.) Shellycoat (Muschelmann) heißt ein Wassergeist in Schottland, der manchem Felsen und Stein an der Küste seinen Namen gegeben hat. Erscheint er, so ist er mit Muscheln und anderen See-Erzeugnissen bedeckt;

Digitized by Google

das Klappern derſelben verkündigt ſeine Annäherung. Zwei Männer nahten ſich in dunkler Nacht dem Strande des Ettrik und hörten aus dem Waſſer eine wehmüthige Stimme: „Verloren, verloren!“ Sie folgten dem Tone und ſo während einer langen ſtürmiſchen Nacht fort, bis ſie am Morgen erſtaunt an der Quelle des Fluſſes ſtanden und die Stimme jetzt von jenſeits des Berges vernahmen. Nun gaben ſie getäuſcht ihr Vorhaben auf und hörten das laute Gelächter des Shellycoat.

(356.) Ein anderer, weit ſchlimmerer Geiſt iſt Kelpie, Waſſer-Kelpie, der den Untergang von Perſonen, die in ſeinem Gebiet umkommen, durch übernatürliches Geräuſch und Licht zu erkennen giebt; auch iſt er geſchäftig, ſie herabzuziehen. Zuweilen erſcheint er als Mann von furchtbarem Anblicke, bisweilen als Pferd. (Rüh's Edda S. 25, 26.)

Hier erſcheint wieder der ſchon (Nr. 272) erwähnte merkwürdige Zuſammenhang des Pferdes mit dem Waſſer. Solche Waſſerpferde kommen in Sagen öfter vor; bisweilen paaren ſie ſich mit Landpferden. Irlands und Deutſchlands Sagen kennen auch Waſſerſtiere.

c) Der Nixen Wohnung.

Die Nixen leben im Meere ſowohl, als in Flüſſen und Seen, ſelbſt in den kleinſten Alpenſeelein und Weihern und in den unbedeutendſten Bächen, ſogar in bloßen Brunnen; ja wir glauben, die Heilkraft, welche vielen der letzteren zugeſchrieben wird, beruhe großentheils auf ihrer Verbindung mit höheren, früher göttlich verehrten Weſen, die darin wohnend gedacht wurden. Im Zürcher'ſchen Dorfe Pfungen iſt ein lieblicher Quell, beim Volke beliebt und heilſamen Waſſers, bei deſſen Trinken alte Leute nicht ſelten ſagten: ſegne mir's Gott und der heilige Pirminius. Dieſer Heilige ſoll hier gelebt und die Gegend von böſem Gewürme und die Fluren von Schwämmen gereinigt haben. Wenn der Brunn aber „Aekelmümmelisbrünneli“ heißt, ſo haben wir an den Wohnſitz jener Geiſter zu denken, die männlich „Mümmen“ (Buzimummen) und weiblich als Waſſerfrauen „Mümmeli“ hießen, in Weſtfalen „Wettermöme“. Unſtreitig iſt der erſte Theil des Namens Eines mit Aegir, dem nordiſchen Meergott, und mit Nekken. Auch im Nibelungenliede nennt ein Donauweib das andere ihre „Muome“. Wo die Phantaſie des ſagendichtenden Volkes lebhafter iſt, beſitzen die Nixen auch kryſtallene

Digitized by Google

Paläſte unter dem Waſſer, die an Pracht denen auf der Erde nichts nachgeben und in denen die „Waſſerkönige“ thronen und ihre reichen Schätze hegen. In manchen Sagen hat die Wohnung des Waſſermanns ſogar einen Garten, in welchem die ſchönſten Bäume mit köſtlichen Früchten ſtehen. Ein Baum trug lauter gelbe Blätter. Es ſind deutlich die im Waſſer ſich ſpiegelnden Sterne. Im Orient glaubte man an das Daſein großer Reiche von Waſſermenſchen auf dem Meeresboden. Man vergleiche hierüber das orientaliſche Märchen vom Prinzen Beder von Perſien (dem Sohne der Meerfrau Gülnare) und der Prinzeſſin Giauhare von Samandal (ein Reich auf dem Meeresboden). In dieſen Wohnungen befinden ſich auch, in der deutſchen Sage, die in umgeſtürzten Gläſern oder Töpfen eingeſchloſſenen wimmernden Seelen der Ertrunkenen, welche davon fliegen, wenn man ihre Behältniſſe umwendet. Auch werden dahin in der Sage oft Hebammen berufen, um den Nixenfrauen Dienſte zu leiſten.

(357.) Unweit Kloten, gegen Bülach zu, liegt ein kleiner Weiher, „das goldene Thor“, mit einer Menge angeblich bodenlostiefer Löcher. Ein Knabe, der Schafe hütend, am Ufer lag, ſah einſt die Wellen unruhig werden, einen Wall Goldſand heraufdringen, dann die Fluth ſich zertheilen und eine ſchöne Jungfrau vor ſich, die ihm lächelnd einen Goldring entgegenhielt. Als er ihn haſchen wollte, zog ſie die Hand immer weiter zurück, bis der Nachlangende in's Waſſer fiel, umſchlang ihn und fuhr mit ihm zur Tiefe. Auf ſein Schreien eilte ein Bauer herbei, konnte jedoch, obwohl der Weiher klar war, nichts mehr gewahren, und wollte ſchon weg, als der Knabe wieder emporſchoß und bewußtlos von ihm aufgefaßt wurde. Als er zu ſich kam, erzählte er, er habe ſich mit der Jungfrau plötzlich in einer ſchönen Gegend befunden, wo eine Burg mit goldenem Thor ſtand. Aus dieſer ſeien andere Jungfrauen getreten, und als die, welche ihn getragen, ihre Arme geöffnet, habe ihn etwas mit Blitzſchnelle wieder emporgeſchnellt. (Reithard.)

(358.) Nicht weit von den Reſten der Burg Biſchofsſtein, am Fuße der Siſſacher-Fluh, iſt der St. Margarethenbrunn, der ſich in die Ergolz ergießt Hier ſah man im letzten Jahrhundert noch oft eine Jungfrau, fein und zart von Antlitz und weiß gekleidet im Sonnenſcheine luſtwandeln. Dann ließ ſie ſich am Brunnen nieder, löſte und kämmte ihr goldglänzendes Haar und wartete, bis die Sonne niedergehen wollte, worauf ſie ihr Haar wieder zuſammenflocht und traurig nach der Burg zurückſchritt, woher ſie gekommen. Ein Mädchen habe ſie dadurch erlöſt, daß es ihr die aufgelöſten Haare zurecht gebunden. (J. G. Lenggenhager, Schlöſſer und Burgen in Baſelland.)

Digitized by Google

(359.) Drei junge Männer ritten in uralter Zeit im Oosthale durch den Wald, als aus einem Brunn drei Nixen auftauchten und sie baten, ihnen zu folgen. Es ging auf eine Anhöhe, wo ein lieblicher Grund sie zu Tanz und Scherz einlud. Auf einmal barst der Grund unter ihren Füßen und sie sanken mit den Tänzerinnen in einen See, wo der Wasserkönig auf einem Throne saß, um ihn sein krystallglänzender Saal. Schon wollte er die Sterblichen strafen, als sie ihn erweichten und sogar für die drei Töchter Gnade erlangten. Dann schenkte er ihnen drei Kiesel, woran Zauberkräfte hingen, und ein Strudel riß sie an's Tageslicht. Der jüngste warf den unscheinbaren Stein in den See, worauf ein Gewitter losbrach und ein Schlangenheer hervorschoß, hinter den Flüchtigen die Luft durchsausend, bis sie in der Ebene anlangten. Der zweite Kiesel, einem der Jünglinge entfallend und an einen Stein prallend, schlug dort die Quelle von Baden an's Tageslicht. Den dritten behielten sie gemeinsam auf. (Sage in Baden-Baden.)

(360.) Einst lebte in Moldautein eine Taglöhnerin, welche in der drückendsten Armuth sich befand, da sie nicht im Stande war, sich selbst und ihre zahlreichen Kinder zu ernähren. Eines Abends verließ die älteste Tochter, vom Hunger getrieben, die Wohnung und eilte der Moldau zu. Hier irrte sie nun an dem Ufer des Flusses weinend umher. Ihr Wehklagen weckte den Wassermann aus seinem Schlafe, denn es war gerade Freitag, an welchem der Eingang in sein unterirdisches Reich offen bleibt, und daher konnte er das Schluchzen vernehmen. Hurtig stand das Männchen auf und eilte zur Oeffnung. Da erblickte er das Mädchen, welches eben im Begriffe war, in die Tiefe sich zu stürzen und so dem Leben ein Ende zu machen. Der Wassermann erhob sich flugs in die Höhe, fing das Mädchen auf und trug es in seine Wohnung. Dort bewirthete er dasselbe mit kostbaren Speisen und Getränken. Nachdem sich die Arme erfrischt hatte, sagte der Geist zu ihr, daß sie von nun an bei ihm bleiben und er für sie und die Ihrigen Sorge tragen werde. Dafür aber mußte das Mädchen seine Dienerin sein.

Im Palaste dieses Wasserbeherrschers befindet sich ein geräumiges Zimmer, dessen Mitte ein großer Kachelofen einnimmt, mit sehr vielen Rändern versehen. An den Vorsprüngen stehen eine Menge von Töpfchen, die mit Wasser gefüllt und zugedeckt sind. In diesen irdenen Gefäßen hält der grausame Geist die Seelen der Ertrunkenen gefangen. Dieses Zimmer sollte von dem Mädchen besonders rein gehalten werden, ferner mußte es beständig in dem Ofen Feuer unterhalten; auch mußte es den Palast jeden Tag rein auskehren. Dafür erhielt das Mädchen den Auskehrmist, welcher jedoch zu lauter Gold wurde. Der Wassermann hatte dem Mädchen streng verboten, ja nicht den Deckel eines Topfes aufzuheben, und setzte mit drohender Miene hinzu: Bist du so neugierig und schaust hinein, so wirst du auf ewig unglücklich.

Lange Zeit blieb dies Gebot dem Mädchen heilig. Eines Tages, als es gerade in dem genannten Zimmer beschäftigt war, vernahm es aus einem der

Digitized by Google

Geschirre ein Jammern und Winseln. Nach langem Zögern entschloß sie sich, hob den Deckel auf, und siehe da, sie befreite die Seele ihres Bruders von der Qual und aus der Gefangenschaft. Jetzt wußte das Mädchen, was es für eine Bewandtniß mit den Gefäßen hatte, und zu welchem Zwecke sie da in so großer Menge um den Ofen gestellt waren.

Als der Wassermann die Töpfe untersuchte und fand, daß eine Seele abhanden gekommen, rief er das Mädchen gleich in die Stube. Dieses erschien, am ganzen Leibe zitternd. Voll Schrecken bekannte sie ihre Schuld und bat kniend um Vergebung. Der Geist verzieh ihr, indem er sprach: Nimm dich in Acht, du Neugierige, wenn solches nur noch einmal geschieht, so wirst du es mit deinem Leben büßen.

Viele, viele Jahre hatte das Mädchen hier im Dienste gestanden, ohne nur ein Verlangen zu haben, wieder nach Hause zurückzukehren, aber endlich hatte sie eine mächtige Sehnsucht nach der Heimat, und sann auf Mittel, um zu entfliehen. An einem Freitage, da gerade der Wassermann schlief, packte sie alle ihre Sachen zusammen, sowie auch den goldenen Kehrmist, und machte sich reisefertig. Sie beschloß aber vor ihrer Flucht die armen Seelen noch zu erlösen. Unerschrocken hob sie den Deckel eines jeden Topfes auf, und die freigewordenen Seelen flogen von dannen, indem sie sprachen: Vergelte es dir Gott! Jetzt verließ auch sie den Palast und eilte so schnell als möglich fort. Lange irrte sie in dieser untern Welt herum, ohne den Ausweg zu finden. Schon hörte sie in der Ferne das Fluchen und Schelten des erzürnten Wassermannes, der bereits erwacht war und die Fliehende verfolgte, als sie die Oeffnung vor sich sah. Hurtig sprang sie durch dieselbe und befand sich nun glücklich an jenem Ufer, auf welchem sie vor Jahren in Elend und Verzweiflung gewandelt. Die Mutter des Mädchens war schon todt. Einige Geschwister fand es noch am Leben. Alle lebten zusammen im besten Wohlsein von dem Reichthume, welchen die Schwester mitgebracht hatte. (Vernaleken, Mythen und Bräuche. S. 178.)

(361.) Das Fräulein des Ziereiner-Sees (in Tirol) hatte sich das ganze Ufer des Sees zu einem lieblichen Garten umgeschaffen, fremde Zierblumen gepflanzt, zierliche Grotten angelegt und ausgeschmückt mit Muscheln und Krystallen, und begabte nicht selten die Hirten, die auf jenen Almen ihre Heerden weiden ließen, mit Gegenständen, die ihnen nützlich waren. Die Forellen des Sees fütterte das Wasserfräulein mit Goldkörnern, und ein Metzger zu Münster schwur hoch und theuer, daß selbst die Kühe, die aus dem Ziereiner-See tränken, Goldkörner bei sich führten.

Einst schritt ein Gemsschütz aus Münster oberhalb des Sees auf dem Gemspaß, der sah die Wasserfrau in all ihrer Schönheit, wie sie die Blumen ihres Gartens goß und pflegte, und bewunderte den irisfarbigen Perlenschimmer ihres weißen Kleides. Mit einem Male sah der Schütz aus einem Felsloche hart am See einen großen, grünen, gräulichen Drachen, der seinen klafterlangen Hals hervorstreckte, endlich ganz herauskroch, die Flügel entfaltete,

Digitized by Google

den Rachen weit aufriß und auf das Fräulein losstürzen wollte. Im Nu ließ der Alpenschütz eine bekreuzte Kugel in seinen Stutzen rollen, stieß sie fest mit drei Ladestockstößen im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, legte an, zielte gut und schoß den Drachen mitten durch den Kopf, der sich jetzt todt vom Fels herab dicht zu des Seefräuleins Füßen wälzte. Freudig eilte auch der Schütze hinab, da grüßt ihn das Seefräulein voll Dank und Rührung, doch ohne Worte, führt ihn in das Innere ihres Aufenthaltes, die Seehöhle, und zeigt ihm reiche Schätze, die sie ihm bestimmte. Dann tauchte sie in die Tiefe nieder. Jener Alpenjäger hat dann nach und nach großen Reichthum aus der Seehöhle getragen. Ob er auch glücklich geworden, davon wußte der Hirte auf der nahen Pangart-Alpe, der diese Sage erzählte, nichts zu berichten. (Alpenburg. S. 98.)

362.) Einem Forbacher Holzhauer, welcher beim Herrenwieser See beschäftigt war, brachte ein Weiblein aus demselben Monate lang das Mittagsessen; er sollte aber, wie sie ihm gleich anfangs gesagt, es Niemand offenbaren. Seiner Frau fiel endlich auf, daß er das Essen, welches sie ihm mitgab, meistens zurückbrachte, und sie fragte ihn so lange und dringend um die Ursache, bis er ihr dieselbe entdeckte. Als er am andern Tage wieder beim See arbeitete, kam das Weiblein mit zwei Gebund Stroh und sagte, daß sie ihm, weil er die Sache ausgeplaudert, kein Essen mehr bringe, ihm jedoch zum Abschiede noch die zwei Bunde Stroh schenke, die er sorgfältig bewahren solle. Hierauf ging sie nach dem See zurück. Trotz ihrer Ermahnung, warf der Mann auf dem Heimwege das Stroh weg; ein Hälmchen aber blieb ihm am Aermel hängen, das er zu Hause in Gold verwandelt fand. Eilig begab er sich nun auf den Platz, wo er das Stroh hingeworfen, allein da war nichts mehr zu finden.

Einst holte ein Seeweiblein die Forbacher Hebamme, um einer Frau im See bei deren Niederkunft beizustehen. Als sie an ihn kamen, schlug das Weiblein mit einer Ruthe hinein, worauf das Wasser sich theilte und sie trockenen Fußes, eine Treppe hinab, in schöne Gemächer gelangten. In einem derselben lag die Frau, und mit Hilfe der Wehmutter wurde sie glücklich entbunden. Zum Lohn erhielt die Hebamme ein Bündel Haberstroh, welches sie noch im See, verächtlich wegwarf. An ihrem Schuh blieb aber ein Halm hängen, und als sie aus dem Wasser war, fand sie ihn in eitel Gold verwandelt. Nun bereute sie zu spät, das Bündel weggeworfen zu haben.

An hohen Festen pflegten Seejungfrauen nach Forbach in die Kirche, und an Fastnacht und Kirchweihe in das Löwenwirthshaus zum Tanze zu kommen. Sie waren zart und schön, wie aus Milch und Blut, hatten die Tracht der Schwarzwälderinnen und Röslein auf den Strohhüten. Um zehn Uhr des Abends mußten sie stets zu Hause sein, und darum gingen sie immer früh vom Tanzboden weg. Einmal aber verspätete sich eine von ihnen, welche eine Liebschaft mit einem Forbacher Burschen hatte, und als er sie zum See begleitete, bat sie ihn, am Ufer zu warten, wenn sie in's Wasser gestiegen sei. Werde dieses dann milchweiß, so habe sie kein Leid erfahren; werde es aber

Digitized by Google

blutig, so sei sie wegen ihrer Verspätung umgebracht worden und er solle eiligst entfliehen, sonst koste es auch ihm das Leben. Nicht lange hatte der Bursch gewartet, so sah er im See Blut emporsteigen und ergriff schleunig die Flucht. Nachher sind keine Seejungfrauen mehr nach Forbach gekommen. (Baader's neue Volksſ. S. 67.)

(363a.) Oft ist die Kindfrau zu Nixen beschieden worden, gewöhnlich des Nachts, und ein kleines graues Männchen war der Bote. Damit die Kindfrau über den Weg nichts zu sagen wisse, verband man ihr mitunter die Augen, beim Wasser angekommen aber, wich dieses immer von selbst zurück und ruhig konnten sie über den Spiegel gehen, ohne einzusinken. Viele haben sich dabei ihres Lebens verziehen, unten aber hatten sie Alles gefunden, wie bei anderen Leuten; nur warnte die Entbundene meistens die Wehfrau, nichts anzunehmen oder doch nicht mehr, als ihr zukomme, weil sonst Gefahr sei für ihr Leben. Schließlich werden sie immer redlich und nach Gebühr bezahlt und nach Hause gebracht, wobei ihnen Schweigen empfohlen wird.

Von der Liebschwitzer Pempelmutter, die auch einmal nach dem Nixenſteine bei Wolfsgefährt geholt worden war, erzählt man, sie sei drei volle Tage ausgewesen; was sie gesehen und erlebt hat, ist sie nie zu vermögen gewesen, zu erzählen, aber sehr reich ist sie beschenkt worden. (Eisel, Voigtl. S. 34.)

(363b.) Im Gräfenteiche bei Tranrode fand die dahin berufene Wehfrau gar prächtige Gemächer. Sie rettete da der Nixe das Leben und diese sagte ihr, sie wolle dafür lieber ihr eigenes Kind opfern, als sie sterben lassen. Wenn der Nix komme, um ihr als Lohn zwei Tücher zu bieten, ein weißes und ein prächtiges von rother Farbe, so sollte sie das weiße wählen und werde dann glücklich davonkommen. So geschah es auch, der Teich aber sah hernach blutigroth vom Blute des Kindes. (Ebendaſ.)

(364.) Eine der Rüßdorfer Nixen, aus der Elstertiefe des sog. Hühnerhäusels daselbst, hatte sich beim Tanze in Tschirma verspätet und suchte eine Begleitung. Es ging deshalb eine andere Tänzerin mit ihr und als sie den Fuß in die Elster setzten, theilte sich das Wasser und Beide gingen Treppen hinab zu einer Thür und zu mehreren gar glänzend und herrlich ausgestatteten Zimmern. Hier nun ist die Begleiterin gut ausgehalten und ihr schließlich eine Menge dürres Laub mitgegeben worden zum Dank für den erzeigten Liebesdienst. Dieses hatte sie nun freilich weggeworfen gehabt, als sie zu Hause an wenigem Zurückgebliebenen zu spät bemerkte, daß es eitel Gold gewesen. — Der Schäfer aus Unterröppisch verlor beim Heimführen einer Elsternixe seinen Hut, fand ihn aber Morgens wieder, und zwar an einem Busche hängend und mit gelbem Laube gefüllt. Abends will er ihn seinen Kameraden vorzeigen — da war aber kein Laub mehr d'rinnen, sondern der Hut war bis oben herauf gefüllt mit Gold. (Eisel, Voigtl. S. 39.)

Digitized by Google

II. Die Neigungen der Nixen.

a) Singen, Spielen und Tanzen der Nixen.

Die größte Leidenschaft haben die Nixen für Gesang, Flötenspiel und Tanz. — Der Norden hat von dem „Stromkarl“ (Flußmensch) die tief bedeutsame Sage: er hat elf Weisen, von denen man aber nur zehn singen darf, weil die elfte dem Nachtgeiste und seinem Heere gehört und bei ihrem Tönen Tische und Bänke, Kannen und Becher, Greise und Großmütter, selbst die Kinder in der Wiege tanzen würden. (Das Heer des Nachtgeistes ist natürlich das der Sterne, die am Himmel ihren geheimnißvollen Tanz abhalten.) Man denke an die verführerische Weise der Lorelei, der Sirene vom Rhein:

„Das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan“

und an das unwiderstehliche Locken der Wasserfrau bei Goethe's Fischer:

„Halb zog's ihn hin, halb sank er hin,
und ward nicht mehr gesehn!“

Die Musik der Nixen ist daher stets wunderbar ergreifend und rührend und führt, wenn man sich von ihr verlocken läßt, unrettbar zum Tode in der kühlen Fluth; denn etwas Dämonisches hat der Blick in die bodenlose Tiefe, die den Himmel so schwindelnd abbildet, etwas unbeschreiblich Anmuthendes und in süße Träume Wiegendes das Gemurmel der Wellen und etwas stürmisch tief in das Gemüth Eindringendes das Branden der Wogen. Daher wird auch oft die ganze Melodie der Nixen in ihrer melancholischen Gemüthsart zu vielsagendem Klagen, das eine verhängnißvolle Bedeutung hat. Denn es ist ein Jammer für die Nixen, keine Menschen zu sein, was das ungebildete Volk so ausdrückt, daß sie „keine Seelen“ hätten; sie haben sie auch, als mythische Wesen, allerdings nicht.

(365.) Zwischen Eschau und dem Kloster Himmelsthal im Spessart liegt der Weibersbrunnen. In ihm wohnten Nunnen oder Wasserweibchen. Sie gingen früher mit den Menschen um, gaben Kindern, die an ihren Brunnen kamen, schöne Blumen, kamen Winters unversehens in die Spinnstuben und sangen mit den Burschen und Mägden, bis es zwölfe schlug. Dann gingen sie eben so schnell wieder fort. Niemand durfte fragen:

Digitized by Google

woher oder wohin? sonst blieben sie längere Zeit aus. Manchmal gaben sie auch einem Sonntagskinde einen Ring; drehte es diesen, so mußte die Nunne erscheinen und nach seinem Begehr fragen. That man dies zwischen Mitternacht und Hahnenschrei, so war die Nunne verloren. Das erfuhr eine Gräfin auf der Agneshöh, die ihren Ring nach 12 Uhr rückte, weil ihr Kind krank worden war. Die Nunne kam, half dem Kinde mit einem Tranke, erklärte aber traurig, jetzt müsse sie sterben, und als sie aus dem Schlosse war, hörte man großes Wehklagen und Wimmern in der Luft und sah des andern Tages auf dem ganzen Wege vom Schlosse zum Brunnen lauter Blutstropfen, einen am andern.

Ein Kinderreim lautete dort:

Heio popeio, die Nunne (Nünnercher)
die bringe dem Kindche Blume (Blümercher).

Als ein Kind, dem sie Blumen brachten und mit dem sie oft spielten, heiratete, brachte die Nunne eine große schöne Maaßkanne aus Silber mit der Mahnung, sie ja nicht mehr als zweimal des Tages aus dem Brunnen zu füllen. Sie enthielt lautern Wein. Als aber ein einkehrender lustiger Musikant sie wider ihren Willen noch einmal füllte, wurde der Wein roth wie Blut, und als der letzte Tropfen aus war, vernahm man einen lauten Donnerschlag und lautes Jammern, wurde ihnen unwohl und kamen alle binnen kurzem gewaltsamen Todes um. (Herrlein, die Sagen des Spessart.)

(366.) Zwei Knaben, Söhne eines Priesters, lauschten einst vom umbüschten Ufer den seltsam holden Melodien des Neck, der in den Binsen sitzend seine Harfe schlug; endlich riefen sie ihm zu: „Was singst Du so fröhliche Lieder, einfältiger Neck? Du wirst doch nicht selig.“ Da weinte der Flußgeist und sank mit schmerzvoller Klage in die Tiefe hinab. Als nun die Kinder nach Hause kamen und das Erlebniß berichteten, schalt der Vater ihre Lieblosigkeit und gebot ihnen, sogleich nach dem Wasser zurückzukehren und den armen Nix zu trösten. Der war unterdessen wieder emporgestiegen, hielt die Harfe im Arm und bethaute sie mit seinen Thränen: „Weine nicht mehr,“ sprachen die Knaben zu ihm, „unser Vater hat gesagt, daß auch Dein Erlöser lebt!“ Da lächelte der Wassergeist den Beiden freundlich zu, nahm seine Harfe wieder auf und spielte die ganze Nacht hindurch süße, liebliche Lieder. (Sagen- und Märchengestalten. S. 291.)

(367.) Die Sage erzählt, daß am Plauer See in Mecklenburg sich einst die Zinnen und Thürme von der Feste eines weithin gebietenden Fürsten erhoben, wodurch der Berg, d. i. die festungsartige Umwallung, mit dem Namen Schloßberg benannt wurde. Der Fürst gebot über viele Reisige, an deren Spitze er die fernsten Gauen gebietend und erobernd durchzog. Sein Name war von Fremden so gefürchtet, wie er den Seinen ein Gegenstand des Ruhmes war und sie zu willigem Gehorsam unter die Befehle des gewaltigen Herrn

Digitized by Google

nöthigte. Glänzende Festgelage und Turniere, zu welchen sich ausgezeichnete Ritter von Nah und Fern einfanden, wurden auf der Burg und den benachbarten Feldern abgehalten. Der Fürstenhof war der Sammelplatz vielgepriesener Kämpfer, die hier aus den Händen schöner Damen den Preis ritterlicher Thaten empfingen. — Aber ein mächtiger Zauberer, den des Fürsten Glanz und Ruhm verdroß, verbannte ihn mit all' seiner Herrlichkeit von der Oberfläche der Erde. Das Schloß sank mit seinen Thürmen und Zinnen und Bewohnern hinab in den Burgsee, und alle Pracht ward in den Wellen begraben. Viele Jahre hindurch entstieg am Johannistage Mittags um die zwölfte Stunde eine holde Jungfrau mit einer goldenen Krone auf dem Haupte dem See. Ihr Antlitz war so jugendlich schön, und durch den auf demselben ruhenden Schmerz und Kummer wurden die schönen Züge nur noch ausdrucksvoller und anziehender. Sie setzte sich dann mit ihrem Spinnrade auf den Schloßberg und spann den feinen Flachs von dem Rocken. Mit heller Stimme hub sie ihren Gesang an, und der klagenden Weisen wehmüthige Töne hallten weithin über Berg und Thal. Sie besang aber die frühere Herrlichkeit ihres Vaters, die der See verschlungen. War die Mittagsstunde zu Ende, dann stieg sie vom Schloßberg wieder herab in die Fluthen des Burgsees. (Niederhöffer, Mecklenburg I. S. 149.)

(368.) Bei Hundersingen liegt der Weiler Beuron. Nicht weit davon ist das Hochufer der Donau, welches dort sehr viele „Gumper" hat. Aus einem solchen, erzählten die alten Leute von Beuron, seien Wasserfräulein heraufgekommen und hätten zu gewissen Zeiten getanzt, seien aber zur bestimmten Stunde wieder die Donau hinabgezogen und im Wasser verschwunden. Einmal betrog man sie und richtete die Uhr zurück. Ihre Zeit war übersehen. Unter Weinen und Schluchzen zogen sie fort, verschwanden in dem Wasser und Blut war oben auf der Fläche sichtbar. Von dieser Zeit an kam nie ein Wasserfräulein mehr nach Beuron. (Birlinger, Aus Schwaben I. S. 389.)

(369a.) Im „wilden See", etwa drei Stunden von Wildbad, an der badischen Grenze, gab es früher Seefräulein, die oft nach Wildbad kamen und spannen. Andere schildern sie als sehr menschenscheu, und sobald Jemand genaht, seien sie in den See gesprungen und überhaupt nur bis zur „Stierhütte", 3—4 Häuser eine und eine halbe Stunde vom See gekommen. Sonst habe man sie nur auf der Wasserfläche sehen und singen hören können. (Meier, S. 72.)

Im zweiten „wilden See", aus dem die Schönmünzach entspringt, sei ein Nonnenkloster versunken, woher er beim Volke auch wohl Nonnensee heißt. Er gilt als unergründlich und unbefahrbar, da, sobald man in die Mitte kommt, das Fahrzeug untergeht, ja eine Welle entsteht, wenn man einen Stein hineinwirft. Mittags 12 Uhr hört man aus der Tiefe noch die Glocken läuten und will dann Gesang und Musik vernommen haben. Im rothen

Digitized by Google

Murgthale, Oberthal u. a. erzählt man, in der Nähe des Sees seien noch behauene Steine als Mauerreste, im See aber leben ein Seemännchen und Weibchen, die ehedem oft nach Oberthal und auf die Höfe des rothen Murgthales gekommen seien und gearbeitet haben. Zwei der „Nonnen" seien oft drei Stunden weit bis Schwarzenberg gekommen, zu tanzen und haben Burschе im Thale geliebt. Dies Seemännchen ist's, das ein Bauer im rothen Murgthale bekleidete und dadurch vertrieb. (Meier, S. 73.) — Zwischen Empfingen, im Hechingischen und Nordstetten, im s. g. Seewalde, liegt der kleine „bodenlose See". Auch hier sei, wegen Tanzens mit den Buben der zwei Orte und leichten Lebens ein Kloster sammt den Nonnen versunken. Steht ein Unglück bevor, so erblickt man eine bloße weibliche Gestalt bis an die Brust im Wasser und sieht sie weinen. Nach Anderen stund da ein Wirthshaus, wo man Sonntags tanzte und Uebles that. Es versank. Im See aber leben drei weiße Fräulein, die oft um den See herumwandelten und nach Empfingen, wo auf dem „Tanzplatze" die Linde stand, zu Hochzeiten und Tänzen gekommen seien. Einst habe sie Jemand gefragt, woher sie eigentlich kommen? Da haben sie es gesagt, blieben aber seitdem weg. Zur Adventszeit sieht man sie noch im Seewalde. (Meier, S. 74.)

(369b.) Häufig kommt der Wassermann vor. Zu Tirschenreut, als es noch ganz von Wasser umgeben war, hörte man oft nach Gebetläuten sein Rufen und Klagen vom jenseitigen Ufer her. Er zieht die feurigen Geister an; sein Erscheinen kündet, daß demnächst ein Mensch im Wasser verunglücken werde. Kinder schreckt man, er werde sie hineinziehen; indem er, wenn sie in's Wasser schauen, sie unverwandt anschaue und winke. Bei Velburg heißt er „da blöudi Mö". der blutige Mann. Im Nordwest der Oberpfalz kennt man auch die Seejungfer, am Böhmerwalde genannt Meerfral. Sie ist halb Weib, halb Fisch oder Schlange und lockt mit ihrem Gesang in die Fluth. Um Bleistein heißt es: wenn das Meerfräulein singt, kommt starkes Wetter.

Unter den Fischen giebt es eine Gattung dünner, schlanker, schwarzer, von kaum Fingerlänge, die sich nicht fangen lassen. Das sind „verwunschene Leute", oder „arme Seelen". Die Sonne bescheint sie nie. (Globus IV. Bd. 1863. S. 171, 172.)

b) Dienende und arbeitende Nixen.

Ein eigenthümlicher Zug der mythischen und verehrten Wesen ist ihre Erniedrigung und Demüthigung. Ewig wahr bleibt das Wort: „Wer sich erniedrigt, wird erhöht, und wer sich erhöht, wird erniedrigt werden." So waren die Thiere zugleich niedrige, dienstbare und zugleich höhere, verehrte Wesen, und diese Vereinigung scheinbarer Widersprüche

Digitized by Google

bleibt auch bei den menſchenähnlichen, aber theilweiſe oder ganz unſterblichen Weſen der Sage, den Dämonen; denn da ſie alle von den zuerſt verehrten Geſtirnen ſtammen, müſſen ſie bald auf- und bald untergehen.

Wie die ſpäter zu erwähnenden Zwerge, ſind die männlichen Nixen bisweilen Schmiede, d. h. ſchaffende Weſen, Geſtirngötter; die Korallen ſind in der nordiſchen Sage das von ihnen gefertigte Geſchmeide, — während die weiblichen Nixen mit Vorliebe als Wäſcherinnen dargeſtellt werden.

(370.) Ein Mann aus Hochlibin hütete einmal an einem Teiche ſeine Heerde. Da kam auch der Waſſermann zu ihm und erbot ſich, dem Hirten die zerriſſenen Stiefel zu flicken, wenn dieſer ihm dafür ein Stück Brod zum Lohne mitbringen wolle. Der Hirt war damit einverſtanden und gab ihm die Stiefel. Am andern Morgen waren die Stiefel geflickt und der Waſſermann erhielt ſein Stück Brod.

Ein anderer Hirte bemerkte einmal, als er Sonntags während der Meſſe die Heerde hütete, wie der Waſſermann mit einem Beile aus dem Waſſer ſtieg und von einem Baume Holz abhauen wollte. Es ging aber nicht und ſo verſchwand der Waſſermann wieder in ſeinem Teiche. (Grohmann, Böhmen. S. 153.)

(371.) Bei ſtehenden Sümpfen auf Haiden und am Rande ſchattiger Quellen an den Kreuzwegen, wie unter alten Weiden hört man zuweilen Nachts das wilde Klopfen und Schlagen (Brätſchen) der nächtlichen Wäſcherinnen. An vielen Orten glaubt man, daß ſie Regen und Sturm hervorrufen, wenn ſie mit ihren Waſchbläueln das Waſſer bis zu den Wolken emporſpritzen; andernorts glaubt man, was wie Linnen ausſehe und was ſie ſchlagen, ſeien Kindesleichen. Man hütet ſich, ihnen nahe zu kommen, weil ſie Einen gern faſſen und zerbläuen. (Ueber Land und Meer 1859. S. 173.)

Solche Wäſcherinnen ſind häufig in den Schweizerſagen. Im Heldtobel, unweit Waldkirch, Bernhardzell zu, wo ehemals ein Weg über den Bach führte, wuſch und „pflatterte" früher eine junge, ſchlanke, auf Tod und Leben, wenn Leute vorbeigingen. Man ſah ſie ganz deutlich in ihrem weißen Gewande. (J. A. Eigenmann.) Das geſchah auch an anderen Flüſſen, aber blos nach dem Abend-Betläuten, ſagt Joh. A. Ruggle aus Bernhardzell, und man heiße Solche „Wäſcherinnen". Auch bei Wildhaus in Liſighaus (Zwingli's Geburtsort) konnte man ein weißes Weibchen, welches an einem Brunnen wuſch, ſehen. (Lehrer U. Hardegger.)

(372.) Zur Zeit der Heuernte ſah man in einem Teiche im Böhmerwalde unter Erlgeſträuch jährlich eine Schaar badender Weiblein erſcheinen, welche da plätſcherten und lärmten und allerlei Fetzen und Win-

deln von Leinwand zum Trocknen auf das Gesträuch hingen; sie waren nicht größer als einjährige, zwei Fuß hohe Kinder. In einiger Entfernung durfte man ihnen zusehen, ohne daß sie sich daran kehrten; aber wollte man in ihre Nähe kommen, so erhoben sie ein Geschrei, und tumultuarisch ihre Fetzen und Windeln zusammenraffend, rauschten sie unter das Wasser und verschwanden. Ein Bauernbursch, sonst erpichter Vogelfänger, richtete einmal auch eine Falle im Gesträuche auf — und wirklich ging ihm ein solches Waschweiberl ein. Es hatte ein weißes, reinliches Kleidchen von Leinwand an, das bis an die halbe Wade reichte, und die wohlgekämmten blonden Haare fielen aufgelöst bis zu den Schultern hinab. Ohne Sträuben ließ es sich vom Burschen nach Hause tragen und sah sich frisch mit den schwarzen Aeuglein um. Kaum in die Stube gebracht, streifte das Weiberl die Hemdärmelchen zurück, schürzte das Kleidchen und begann zum Verwundern und Ergötzen der Hausbewohner geschäftig aufzuräumen, Geschirr zu waschen, auf die Wandbänke steigend die Fenster zu reinigen, sang, und kurz, war ruhelos von Morgen bis Abend, ohne sich im Geringsten was „schaffen" zu lassen. Während der Abenddämmerung kam das Wassermännlein, klammerte sich draußen an die Wand und sprach zum Fenster hinein; das Waschweiberl klammerte sich von innen an die Wand und sprach hinaus; und da thaten sie vertraulich und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimnissen auszuplaudern. — Als der Winter nahte, dachten die Hausleute daran, das Waschweiberl mit Schuhen zu versehen, aber es reichte das Füßchen nicht dar, um ein Maß nehmen zu lassen; man streute daher Mehl auf den Fußboden der Stube und nahm das Maß nach den Tritten des Weibchens. Gut, die Schuhe waren fertig und man stellte sie dem Weiberl auf die Bank, daß es sich derselben bediene nach Gefallen; aber das Waschweiberl fing an zu schluchzen und zu weinen, weil man seine Bemühungen belohnen wollte, nahm die Schuhe, streifte die Hemdärmelchen wieder vor, entschürzte das Kleidchen, stürzte laut klagend davon, und wurde nie wieder gesehen. (Vernaleken, Mythen und Bräuche.)

(373.) Mone erzählt im Anzeiger (6, 175) vom Seewenweiher bei Ripoldsau im Schwarzwalde, ein Seemännlein sei gerne zu den Leuten des Seewenhofs gekommen, habe den ganzen Tag bei ihnen gearbeitet, sein eigen Frühstück und Mittagessen aufgetischt erhalten und sei dann Abends in den See zurück gekehrt. Unterblieb bei Austheilen des Arbeitens der Spruch: „Nicht zu wenig und nicht zu viel!" so zürnte es und warf Alles untereinander. Obgleich seine Kleider alt und abgetragen waren, hielt es den Seewenbauer immerdar ab, ihm andere anzuschaffen; als dies indessen einst doch geschah und ihm eines Abends ein neuer Rock gereicht wurde, rief es: „Wenn man ausbezahlt wird, muß man gehen!" und ließ, ungeachtet aller Entschuldigungen des Bauers, sich nie mehr blicken.

(374.) Unweit Bramsche, in der Bauerschaft Epe, liegt ein kleiner See, der Darmssee; da stand vor alter Zeit ein Kloster, das aber, weil die Mönche

Digitized by Google

ungeiſtlich lebten, unterging. Unlange nachher hörten die Bauern der Umgegend allnächtlich Klopfen und Lärmen, als ſchlüge man auf einen Ambold (Amboß), und erblickten Leute was mitten im See. Als ſie darauf zu ſchifften, fanden ſie einen Schmied, der bis halbleib im Waſſer ſtand, den Hammer in der Fauſt. Damit wies er immer auf den Amboß und bedeutete die Bauern, ſie möchten ihm was zu ſchmieden bringen. Von nun an brachten ihm die Leute aus der Bauerſchaft Eiſen zum Schmieden, und Niemand hatte ſo gute Pflugeiſen wie die Eper. Einſt wollte ein Käther aus Epe Schilf („Ret, Ried") aus dem See holen und fand ein kleines Kind am Ufer, das am ganzen Leibe rauh (ruw) war. Der Schmied rief: Nimm mir mein Söhnchen nicht weg! Aber der Mann nahm das Kind und lief damit heim. Seit der Zeit war der Schmied nicht mehr zu ſehen noch zu hören. Der Mann fütterte den „Ruwen" auf und er wurde ſein beſter und fleißigſter Knecht. Als er aber 20jährig war, ſagte er zu ſeinem Bauer: Bauer, ich muß von dir; mein Vater hat mich gerufen. Das paßt mir ſchlecht, ſagte der Bauer, giebt es denn gar kein Mittel, daß du bei mir bleiben kannſt? Ich will mal ſehen, ſagte das Waſſerkind, geht mal nach Bramſche und holt mir einen neuen Degen („niggen Djangn"); aber ihr müßt dem Kaufmann dafür geben, was er fordert und ja nichts abmarkten. Der Mann ging, kaufte den Degen, handelte aber doch was ab. Daheim ſagte der Rauhe: Nun paßt auf, wenn ich in das Waſſer ſchlage und es kommt Blut, dann muß ich weg; kommt aber Milch, dann darf ich bei euch bleiben. Nun ſchlug er in's Waſſer, da kam keine Milch und auch kein Blut. Da ſprach der Rauhe ärgerlich: Ihr habt mir was weisgemacht und habt abgemarktet; deshalb kommt kein Blut und keine Milch. Gehet zurück und kaufet in Bramſche einen andern Degen. Der Bauer ging und kam wieder, brachte aber erſt das dritte Mal einen Degen, an dem er nichts abgehandelt hatte. Als der Rauhe damit in's Waſſer ſchlug, da wurde es ſo roth als Blut, der Rauhe ſtürzte ſich in den Darmsſee und nie hat ihn Jemand wieder geſehen. (Seiz aus Osnabrück in Grimm's D. Myth. I. Aufl. S. 280. Vrgl. Wolfs Zeitſchr. f. d. Myth. I. Bd. S. 103.)

(375.) Der Klabautermann, das Klautermännchen, eine kleine ſchwärzliche Männergeſtalt, beinahe durchſichtig und kaum zwei Fuß hoch, mit ſolcher Gelenkigkeit in den Gliedern, daß ſie keinen Augenblick ſtill zu ſtehen vermag, ſondern immer hin und her hüpft, ohne irgend ein Geräuſch zu machen, die Schiffer mit ſeinem Stimmchen warnend, auch vor Unrecht thun, ſie begleitend, aber das Schiff verlaſſend, wenn ſie Böſes ſinnen oder wenn dieſes untergehen ſoll, iſt in den Elbeſagen ein Reſt alter Meergottheiten. Die Klabautermännchen halten Tau- und Segelwerk in Ordnung, flicken die Segel, binden zerriſſene Stricke zuſammen, zimmern Nachts die losgeriſſenen Bretter wieder aneinander und verſtopfen Fugen. Daher Nachts das Knacken, Krachen, Kniſtern, Poltern, Schnurren auf einem Schiffe. Lärmt das Klabauterchen gar zu ſtark, oder zeigt es ſich etwa Nachts in den Maſten und Segeln, auf den

Digitized by Google

Spitzen der Raaen sitzend, so ist das ein schlimmes Zeichen. Vor dem Untergang eines Schiffes erscheint es dem Kapitän, nimmt Abschied von ihm und fliegt vor seinen Augen davon. (Kohl, fris. Sagen.)

Wolf in den Niederl. Sagen Nr. 478 kennt im Kempnerlande „das Kabautermanneken" (hier sicher von „Kobold" abgeleitet), welches in einer Mühle Dienste that. Ja, Kabouterchen ist ein allgemeiner Name der Zwerge in Wolf d. M. S. Nr. 65.

(376.) In Dänemark kennt man Schiffs-Heinzelmännchen, deren Beruf darin besteht, daß sie nächtlicher Weile — in Schattenrissen, wenn ich so sagen darf — einen Entwurf zu den Arbeiten machen, welche den nächsten Tag vorgenommen werden; die Anker lichten oder werfen, die Segel hissen oder fallen lassen, beschlagen oder einreffen — was also Sturm bedeutet —, ja sie halten sich sogar nicht für zu gut, die Arbeiten eines Schiffsjungen zu verrichten, sondern spülen das Verdeck ganz rein ab. Wohlunterrichtete behaupten, das dieser spiritus navalis seine nahe Verwandtschaft mit dem Haus- oder Landkobold auch in seinen Neckereien zeigt. Manchmal dreht er das Wimpel, löscht das Licht in dem Nachthäuschen aus, stört den Schiffshund auf, und wenn ein Reisender am Bord ist, der die See nicht vertragen kann, so will man gesehen haben, wie der Gaudieb mit herzbrechender Miene sich ebenfalls in den Kübel erbricht. Soll das Schiff untergehen, so springt er die Nacht vor der Abreise über das Bord und besteigt ein anderes Schiff oder schwimmt an's Land. Schließlich muß ich bemerken, daß es nur sehr Wenigen gegeben ist, diese lustige Person zu sehen, und deshalb ist seine Warnung nur selten von Nutzen. (Novellen von St. St. Blicher. Aus dem Dänischen übersetzt.)

Das Waschen der Nixenfrauen, das so oft in den Sagen erscheint, bezieht sich wohl auf das Reine, Fleckenlose, Glänzende der Gestirne, von denen sie abstammen, und liegt ohnehin mit Bezug auf das Wasser, in dem sie leben, nahe. Auch ist das Waschen eine dem Spinnen analoge Beschäftigung und bekundet der Nixen Verwandtschaft mit den Nornen, denen wir später begegnen werden.

Das Klabautermännchen und die Schiffsheinzelmännchen haben mit der Zeit ihre Nixennatur verloren und ganz jene der Kobolde angenommen, von denen wir später handeln werden.

c) Kampf der Nixen und Menschen.

Der Hochmuth und die Selbstüberhebung der Menschen, die so gerne allmächtig und Mittelpunkte des Welttalls wären, gab ihnen, obschon die Nixen Abkömmlinge ihrer Gestirngötter waren, doch die

Digitized by Google

Vorstellung ein, als hätten jene „keine Seelen", beneideten die Menschen um ihr „Seelenheil" und befänden sich deshalb in stetem Kriegszustande mit ihnen. Daher wimmelt das Reich der Sage von wilden Auftritten zwischen Nixen und Menschen. Jene suchen diese zu verderben, und wenn sie ihnen selbst nichts anhaben können, doch wenigstens ihre Kinder zu verlocken oder mit häßlichen „Wechselbälgen" zu vertauschen, welchen letzteren wir bei den Zwergen wieder begegnen werden. Meerweiber suchen Schiffe zu erklimmen und ihr Erscheinen verkündet nahenden Sturm. In Oldenburg lauert der „Busekerl" oder die „Mettje" im Wasser auf die Kinder, um sie hinabzuziehen. Es giebt in dieser Beziehung Sagen von Nixen, die an den Rattenfänger von Hameln erinnern. Ja die Nixen (Männer) sollen (wie Kronos) ihre eigenen Kinder fressen!

Die Nixen müssen die Ertrunkenen in die Tiefe hinab gelockt oder gezogen haben. Der Donaufürst, heißt es, fragt Jeden, der ihm begegnet, was er wünsche, und stürzt ihn dann in die Tiefe hinab, wo er alles Gewünschte finden werde. Ja er erwürgt Kinder mit Korallenketten.

(377.) Der Wassergeist Hackamann lebt in der Volksüberlieferung vom Ursprunge der Donau bis Marchthal und Ehingen herab. Doch ist sein Vorkommen beiweitem dem alemannischen Gebiete eigen. Die schwäbische Alb benützt ihn als Kinderschrecken. So ruft man in Kirchbirlingen den Kindern drohend zu: „Wart, i schrei dem Hackmann!" In einzelnen alemannischen Gegenden läßt man ihn als pädagogisches Schreckmittel auch in den Abtritten wohnen. Im Neckarthale kennt man ihn nicht. — Die Kinder stellen sich den Hackamann als wilden Wassermann vor, der mit einem Hacken jeden hineinzieht, so dem Wasser zu nahe tritt. (Birlinger, Aus Schwaben I. S. 189.)

(378.) Die Anwohner der Saale wissen es längst, daß die Saalnixe ein jedes Jahr an einem bestimmten Tage ihr Opfer haben will, und vermeiden es daher wenigstens an diesem Tage, in der Saale zu baden, ebenso wie die Fischer es unterlassen, an gedachtem Tage ihrem Gewerbe nachzugehen. Gar Viele aber giebt es, die wollen es nicht glauben und büßen ihren Vorwitz mit dem Leben.

So ist z. B. an einer hohen Felswand oberhalb Kahla ein prächtiges Fleckchen an der vorüberströmenden Saale. Dort läßt sich eine Nixe sehen mit grüngoldenem Haar und einem blitzenden Kamme, es zu strählen. Die Jünglinge, die von ihrer Schönheit angezogen, sich ihr nahen, zieht sie hinab zu sich

Digitized by Google

in die Wellen, um Hochzeit mit ihnen zu feiern, und jedes Jahr noch weiß man von einem solchen Opfer. (Eisel, Voigtl. S. 31.)

(379.) Aus dem Gräfenteiche kamen die Nixen öfter nach Pösneck, Fleisch zu kaufen. Sie hatten lange grüne Haare und bis an's Knie herauf waren ihre Kleider immer naß. Dem Fleischer graute vor ihnen, weshalb er einmal in böser Laune mit Absicht zu kurz hieb und einer solchen Nixe, die das Fleisch hielt, mit seinem Beile den Finger abschlug. Später will er einmal am Teiche vorüber, da empfand er's: Die Nixe ergriff ihn und zog ihn hinab in die Tiefe. — Auch ein Weidaer Fleischergeselle hatte einer Nixe die Hand weggehackt, denn er ärgerte sich darüber, daß sie jedesmal das Fleisch festhielt, von dem er abhacken sollte. Darauf aber hatte er über den Steg zu gehen über die Elster bei Meilitz und sieh' — es schwimmt ein Strick im Wasser, gerade wie er ihn braucht, seinen Hund anzubinden. Wie er nun darnach greift, da fassen ihn auch schon die Nixen und ziehen ihn hinab. Noch lange und oft nachher hat man sein Stöhnen und Jammern im Wasser hören können, denn sie mögen ihn wohl arg gemartert haben. (Eisel, Voigtl. S. 36.)

(380.) In der Nähe von Dobrawitz (bei Budweis) spielten einmal eine Menge Kinder aus dem Dorfe. Plötzlich gesellte sich ein Mann zu ihnen, ohne daß sie wußten, von wo er gekommen war. Er nahm eine eigenthümlich geschnitzte Flöte aus der Tasche und blies darauf einige Weisen. Die Dorfjugend wurde dabei ganz lustig, sprang und jauchzte. Pfeifend entfernte sich der Flötenspieler, und die Kinder, von den Weisen bezaubert, folgten ihm, mit Ausnahme eines einzigen, das blieb zurück und gab Acht, wohin die anderen gingen. Da sah es nun, wie sich der Mann und mit ihm die Kinder dem Teiche näherten. Nun schlug der Mann mit dem Stäbchen auf's Wasser, das öffnete sich, und in diese Oeffnung führte der Mann die ganze Kinderschaar. Das Wasser schloß sich über ihnen. Schreiend lief das zurückgebliebene Kind in's Dorf und erzählte den Eltern, was geschehen sei. Diese beschlossen, dem Wassermann aufzulauern und ihn zu fangen, da er nur im Wasser mächtig, auf dem Lande aber machtlos ist. Nach langen fruchtlosen Versuchen gelang es ihnen endlich und sie drohten, ihn durch Feuer zu tödten, wenn er die Kinder nicht lebendig wieder herausgäbe und die Gegend verließe. Der Wassermann versprach Alles und so entließ man ihn. Noch an demselben Tage kamen die Kinder zurück, wußten aber nichts zu erzählen, als daß sie gespielt und dann geschlafen hätten. Acht Tage nachher aber sah man aus den Fluthen einen Karren kommen, der von vier schwarzen Wesen, die aussahen wie Katzen, gezogen wurde. Der Karren war mit vielen wunderlich geformten Geräthen beladen, oben aber saß der Wassermann, eine Pfeife rauchend und mit der Peitsche knallend. Das Gespann bewegte sich mit ungeheurer Schnelligkeit und war in kurzer Zeit Allen aus den Augen verschwunden. Seit jener Zeit ward von einem Wassermann in jener Gegend nichts mehr gehört, noch gesehen. (Vernaleken, Myth. und Br. S. 175.)

Digitized by Google

(281.) Im Weiher zwiſchen Magdenau und Dottenwil erſchien oft ein Mann mit kurzem Röcklein, ſilbernem Hute und einem Haſelſtecken in der Hand. So ſah man ihn bei Allenſchwanden in den Weiden herum und zum Schloſſe laufen. Sie nennen ihn den „Silberhütler". Einſt packte er einen Mann (Namens Krumm) im Guggenloche, trug ihn über Henau, wo er auf dem Kirchenthurmknopfe mit ihm ausruhte, wanderte dann mit ihm in die Gegend von Goſſau und ließ ihn endlich frei. Später habe man ihn aus dem Weiher verjagt und er wurde auf dem Magdenauer Kirchthurme erblickt. (Ober-Uzwil.)

(382.) Ueber tauſend Jahre vor unſerer Zeitrechnung erſchien zuweilen in der Ebene nahe am „Erzberg" in Oberſteier, meiſt aber ſchwimmend im dunkeln Tümpel im Münnichthale, wo der Leopoldſteiner Seebach in den Erzbach mündet, ein menſchenähnlicher, aber ganz fiſchſchuppiger „Waſſermann". Einſt machten ſich einige kecke Bewohner der Umgegend daran, auszuführen, was ſie längſt im Sinne gehabt, den Mann zu fangen, indem ſie ihm zu eſſen und trinken hinſetzten und ein flimmerndes, inwendig mit Harz beſtrichenes Kleid daneben legten. Der Unhold ging in die Falle, aß und trank und zog das Gewand an, worauf ſie ihn packten und fortſchleppten. Auf dem Wege begann er fürchterlich zu heulen und bat die Männer flehend, ihn loszulaſſen, da er eheliche Untreue an ſeinem Weibe wittere und heim müſſe. Immer ungeſtümer that er, als ſie taub blieben, bis er verſprach, ihnen Alles zu gewähren, was in ſeiner Macht ſtehe. Als ſie einwilligten, ſtand er in ſeiner wahren Geſtalt da, als „Geiſt des Erzberges", und hieß ſie wählen: „einen goldenen Fuß — ein ſilbernes Herz — einen eiſernen Hut". Sie wollten letzteres und er wies auf den Erzberg, der ſie und ihre Nachkommen reich machen werde. Da führten ſie ihn zum Tümpel zurück, wo ſie ihn entkleideten und in's Waſſer ſteigen ließen. Kaum berührte er die Fluthen, ſo erſchütterte er mit ſeinen Armen Berg und Thal und rief mit Hohngelächter: „Die Thoren haben das Allerbeſte vergeſſen — das Kreuz in der Nüſſe und den Karfunkelſtein." Als ſpäter der Kompaß erfunden wurde, glaubte man, der Geiſt habe dieſen, der auch dem Bergmann ſo wichtig iſt, gemeint. (Seidl, Steiermärkiſche Sagen in Wolfs Zeitſchr. f. d. Myth. II. S. 25 f.)

(383.) Ein däniſches Volkslied erzählt Herrn Oluf's Ritt im Mondenſchein, um Gäſte zur Hochzeit zu laden. Da ſah er's im Walde vor ſich tanzen zu „vieren und fünfen" und hörte Erlkönigs Tochter rufen: „Willkommen Herr Oluf, halt an dein Roß und tanze mit mir im Elfenſchloß!" Er ritt weiter, ſich mit ſeinem Geſchäfte entſchuldigend. Jetzt verſprach ſie ihm zwei Widderhautſtiefel mit goldenen Sporen, dann ein ſeiden Hemd, ſchneeweiß und fein, von ihrer Mutter im Mondenſcheine gebleicht, dann eine goldene Schärpe, und drohte, als er fortweigerte, in immerwährendem Tanzen ihrer Gefährtinnen, Peſt und Krankheit, indem ſie ihm einen Schlag mitten auf's

Digitized by Google

Herz gab und höhnend rief: Kehr heim zur Braut, kehr heim zum Schloß! Mit einem Schmerz, wie er ihn nie gefühlt, kam er bei seiner Mutter an, die ihn um die Ursache seines Bleichseins fragte. Er erwiderte, „zu Nacht beim Elfenreih'n" gewesen zu sein. Am Morgen erschien die Braut mit der Hochzeitsschaar und fragte nach ihrem Bräutigam. Die Mutter wendete vor, er sei mit Roß und Hund in den Wald. „Die Braut hob auf das Bahrtuch roth, da lag Herr Oluf und war todt. Als wieder vom Himmel das Frühlicht floß, drei Leichen trug man hinaus vom Schloß." Der Endvers jeder Strophe lautet als dritte Zeile, „doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald".

Bekannt ist Goethe's Ballade vom Erlkönig, die, trotz der poetischen Bearbeitung, alle Züge des Volksmythus bewahrt hat.

(384.) Im Hutzenbacher See wohnte einst ein böses Seeweib, das besonders den Buben gefährlich war. Kam einer in die Nähe, so packte sie ihn auf und trug ihn zum See, wo sie ihn lebend fraß. Nun hatte eine Köhlersfrau nahe am See ein kleines Knäbchen in der Wiege, und als sie aus dem Walde, wo sie Heidelbeeren gesucht, heim kam, hörte sie von weitem das Kind entsetzlich schreien und fand in der Wiege einen Wechselbalg statt seiner, mit einem Kopfe wie ein „Sester", Augen wie ein Kalb und am ganzen Leibe mager und fahl. Er wälzte sich in seinem Kothe. Das Weib kam ein Grausen an (er krächzte wie ein Rabe), und als der Mann heim kam, bat es ihn, den Unhold mit Ruthen zu „hauen". Als das geschah (das Weib betete indeß vor dem Hause) hörte sie ihr Kind am See weinen. Sie sprang hin und holte es vom Ufer; den Balg trug der Mann an dieselbe Stelle, wo das Seeweib grimmig auf ihn zufuhr, den Kobold zerriß und fraß und verschwand. Der See fing an schrecklich zu brausen und zu toben und seither haben die Buben Ruhe vor ihr. (Mone's Anzeiger, 1834. S. 92 f.)

(385.) Wie's heißt, wohnt im Glambecker See bei Neu-Strelitz eine böse Nixe, die alle Jahr ihr Opfer fordert; denn wenn nicht mehrere — was leider gewöhnlich der Fall — so muß ihr doch jährlich wenigstens ein Mensch als Beute anheimfallen und sein Leben in ihrer Umarmung, in den Fluthen des von ihr bewohnten Sees aushauchen.

Und bis jetzt hat sich auch diese Sage nur zu sehr bewahrheitet; nach den Versicherungen der ältesten Bewohner von Neu-Strelitz ist, so lange sie denken können, noch kein Jahr hingegangen, wo nicht mindestens ein Menschenleben, entweder durch freiwilliges Ertränken, oder durch Zufall beim Waschen, Baden, Wasserfahren oder Schlittern, im Glambecker See untergegangen ist.

Fast immer soll sich die Nixe einige Zeit vor dem jedesmaligen Ertrinken eines Menschen zeigen, und zwar in frühester Morgenstunde, vor Aufgang der Sonne. Häufig wollen sie dann schon zu dieser Zeit auf dem See befindlich gewesene Personen, namentlich die Fischer, gesehen haben. Nach ihrer Beschreibung ist sie ein schönes Weib mit langen fliegenden Haaren, die plötz-

Digitized by Google

lich nackend, bis zur Hälfte ihres üppigen Körpers, aus dem Waſſer emportaucht, darauf lachend in die Hände klatſcht, ein Freudengeſchrei ausſtößt und dann wieder verſchwindet.

Der alte erfahrene Fiſcher weiß nach einer ſolchen Erſcheinung genug; er weiß, daß nun bald wieder ein Menſch im Glambecker See ſeinen Tod finden wird. Und leider ſollen ſeine Prophezeiungen immer richtig ſein und ſich nach kurzer Zeit regelmäßig erfüllen. (Niederhöffer, Mecklenburg III. S. 1.)

(386.) Bei Slate fließt ein Waſſer, und das Waſſer iſt tief.

Einſt in der Kühlung des Abends wanderte des Dorfes Prediger am Fluſſe nieder, durch die hohen Eichen. Schon waren die langen Schatten verſchwunden und die Dämmerung war eingetreten, als aus dem Bette der Elde eine dumpfe Stimme ſich vernehmen ließ: „De Stunn is doa, äwa de Knaw noch nich!“

Bedenklich wendete er ſeine Schritte zum nahen Dorfe. Er hatte bereits den Gartenzaun erreicht, als ein hübſcher Knabe daher gelaufen kam.

„Wohin, mein Sohn, wohin ſo eilig?“

„Zum Bache,“ erwiderte dreiſt der Knabe, „Schnecken will ich ſammeln und bunte Muſcheln!“

„Nicht doch!“ verſetzte der bedachtſame Geiſtliche, „hier einen Schilling, mein Kind, geh' hin und hole mir, — ja hole meine Bibel.“

Der Knabe lief hin.

Als nun der Prediger beim Kruge vorüber ging, kam jener ſchon zurück mit dem Buche und eilte ſtraks zum Waſſer.

„Nicht doch!“ ſprach der Geiſtliche, „biſt durſtig, biſt ſchnell gelaufen, ſollſt erſt trinken. — Lieber Wirth, ein Glas Bier dem Knaben!“

Er trank und fiel todt nieder.

Die Stunde war da und der Knabe auch. (Ebendaſ. S. 87.)

(387a.) Ein Matroſe wollte ein Seewiefken fangen, das nicht weit vom Schiffe auf dem Waſſer trieb und ſehr ſchön ſang. Er fuhr mit dem kleinen Boote hin; als er aber ſo nahe war, daß er das Seewiefken in's Boot ziehen zu können glaubte, erhob ſich jenes plötzlich aus dem Waſſer, umſchlang den Matroſen mit beiden Armen und riß ihn mit ſich in die Fluth. (Strackerjan I. S. 420.)

(387b.) Vor der nordöſtlichen Spitze von Jeverland liegt in der Jade eine Sandbank, welche bei Ebbezeit trocken läuft. Sie heißt das Minſer Olloog, weil dort das alte Kirchdorf (jeverſch Loog) Minſen geſtanden hat. Einſt hatten die Bewohner des Dorfes ein Seeweibchen gefangen, das ſchleppten ſie in's Land herein und plagten es ſehr und wollten von ihm Mittel gegen allerlei Gebrechen wiſſen. Aber das Seeweibchen hatte nur einen unverſtändlichen Reim zur Antwort und wußte endlich den Händen ihrer Peiniger zu entwiſchen. Schnell eilte es dem Waſſer zu, und wie es die See erreicht hatte,

Digitized by Google

wandte es sich um und spritzte mit den Händen Salzwasser über den Deich; dann tauchte es unter und verschwand. Am andern Tage erhob sich ein schwerer Sturm, die Fluth thürmte sich auf, durchbrach den Deich und riß das Dorf mit seinen Gärten und Ländereien in die Tiefe hinab. Nur die kahle Sandbank, halb Wasser, halb Land, zeigt noch die Stelle des versunkenen Dorfes an. (Nach Kolbe in Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, I. S. 23.)

(388.) Im Jahre 1619 entsendete der König von Dänemark zwei Edelleute mit einem Schiff gen Norwegen, nämlich Christian Holke und Wolf Rosensparr. Das Meer war an manchen Stellen völlig durchsichtig und eben, so daß sie den Grund zu beobachten vermochten. Plötzlich sahen sie einen Mann in der Tiefe wandeln, der unter jedem Arm ein Bund Stroh trug. Sie setzten sogleich ein Boot mit sechs Matrosen aus und warfen eine Angel nach ihm, an der ein ganzer Schinken steckte. Kaum berührte der Meermann das verführerische Geschenk, als sie ihn mit Harpunen festhakten und seines Sträubens ungeachtet auf die Oberfläche des Wassers brachten. Anfangs wollte er ihnen nicht Rede stehen, zerrte an seinen Fesseln und schwieg dann lange Zeit. Endlich sprach er: „Ich bin der König des Nordmeeres. Wehe Euch, wenn Ihr mich gefangen zurückhaltet! Denn nimmer würde Euer Schiff das feste Land erreichen: Sturm und Wellen müßten Euch verderben. Laßt Ihr mich aber meiner Bande ledig, so will ich Euch glückliche Fahrt verleihen." Hierauf gaben ihn die Edelleute frei und befahlen, ihn in das Boot zurückzuführen; da sprang er über Bord in's Meer hinab und verschwand. (Sagen- und Märchengestalten S. 283)

(389.) Mehr Kobold, als Nixe, war das Wasserfräulein zu Biesenrode an der Wipper. Sie kam in einem seltsam geflickten Rock auf die Wiese am Ufer, wo sie fröhlich tanzte und dazu sang: „Hier ein Patzen! dort ein Patzen!" „Und da noch ein Patzen!" rief ein Hirt, der sacht herbeigeschlichen war und der Harmlosen einen Peitschenhieb versetzte. Zürnend verschwand sie und der Schäfer hütete sich von da ab, irgend einem Wasser nahe zu kommen; nur einmal, als heftiger Durst ihn plagte, begehrte er aus der Rinne zu trinken, in welche vom Bach aus Wasser für seine Thiere geleitet wurde; kaum berührten aber seine Lippen den Rand, als die Nixe mit höhnischem Gelächter sein Gesicht in das Wasser hinabdrückte, bis er erstickt war. (Ebendas S. 286.)

(390.) Auf der Maienburg lebte ein Ritter von zügellosen Sitten, der sich mit einem Schwarme roher Kumpane umgab, und mit diesen verabredete er bei einem Trinkgelage, das Seefräulein zu fangen, das in dem See im Burggarten wohnte und bisweilen diesem entstieg und an das Ufer kam.

Da man die Zeit und Stunde kannte, zu welcher das Fräulein sich sehen ließ, so wurde derselben wahrgenommen, und der Fang gelang in der That. Das Seefräulein wurde umstrickt und dem rohen Ritter überliefert. Dieser, ganz geblendet und hingerissen von ihrer überirdischen Schönheit, faßte

Digitized by Google

alsbald nach ihr und wollte sie küssen; sie wehrte sich mit aller Kraft, blieb aber machtlos; da — wie der Ritter sich ihr ganz näherte, da traf ihn ein so seltsamer Blick aus Augen wie von meergrünem Glas und aus einem todtbleichen, todtstarren, todtkalten Antlitz — daß ihm das Blut im Herzen gefror. Er taumelte zurück, stürzte zur Erde und war todt. Als die Kumpane sich um ihn vergebens bemüht hatten und sich nach ihrer schönen Gefangenen umschauten, war diese verschwunden. Da enteilten sie dem Schlosse, einer nach dem andern, und kamen niemals wieder. Das Seefräulein aber blieb, nach wie vor, pflegte seinen Garten, und pflanzte ganz auserlesene Blumen an, die wie Edelsteine und Schmetterlingsflügel in den buntesten Farben glänzten. Als aber endlich im Laufe der Zeit der schöne See gänzlich vernachlässigt und zu einem Frosch- und Krötenpfuhl wurde, hat ihn das Seefräulein verlassen, und Niemand weiß, wohin es sich gewendet. Doch geht die Sage, daß es einen Schatz zurückgelassen habe, den einst eine verlassene Waise von makelloser Sittenreinheit und völlig tadelfreiem Lebenswandel heben soll. Der Schatz ist noch nicht gehoben. (Alpenburg S. 102.)

d) Der Nixen Liebeslust und Leid.

Wie Kinder streitender Familien, so werden auch oft einzelne Glieder der feindseligen Geschlechter des Wassers und des Landes gegen einander von Liebe entbrannt. Schon im griechischen Alterthum wurde erzählt, daß die Nymphen den Hylas geraubt hätten. Die dem deutschen Volke innewohnende tiefe Empfindsamkeit haucht dann auch den ganzen Jammer eines geknickten Lebensglückes in die schlichten Worte der Sage. Nicht nur werden die Nixen selbst unglücklich durch ihre Neigung zu schönen Menschen beider Geschlechter, sondern sie ziehen auch Letztere in ihr tiefes Leid hinein, das kein Tod, außer ein gewaltsamer von der Hand des strengen Vaters lösen kann. — Die Geschichte von der Wasserfei Melusina, welche an einem Tage der Woche heimlich ihre Halbfischgestalt wieder annahm und ob der Entdeckung dieses Geheimnisses verzweifelnd entfloh, spielt auch ganz entsprechend in der deutschen Volkssage (bei Schönwerth II, 194). Merkwürdig ist der weiße Fuß der „Meerfei" des Staufenbergers, der an die silberfüßige Thetis erinnert. Dem germanischen Norden sind die Schwanjungfrauen bekannt, welche durch Entwendung ihrer Federhemden gewonnen werden, wenn sie aber solche wieder bekommen, nach weiten Ländern entfliehen. Auch 1001 Nacht kennt diesen Zug, sowie die Edda in der Geschichte Wölunds und seiner Brüder und die

Digitized by Google

ſchwediſchen und norwegiſchen Märchen. Zu den Nixen gehört auch der Schwanenritter, Lohengrin oder Helias (Helios?), wenn ſchon ſein urſprünglicher Charakter verwiſcht erſcheint. In einer Sage bei Schönwerth erhalten Menſchentöchter durch Baden eine ſchuppige Nixennatur und werden vom Scheiterhaufen, wo ſie als Hexen brennen ſollten, durch einen aus dem Waſſer emportauchenden Kopf gerettet, der ſie zu ſich nimmt. — Kinder aus den erwähnten unſeligen Bündniſſen haben beider Eltern Naturen an ſich, doch die des Vaters vorwiegend. Von der Nixenſeite erben ſie Schwimmhäute zwiſchen den Zehen oder die Eigenſchaft, im Waſſer nicht naß zu werden. Die Mutter kann jedoch durch das Opfer eines Kindes die Verbindung der übrigen mit dem Waſſer aufheben.

(391.) Chlodio, der Frankenkönig, Faramund's Sohn, war eines Sommers mit ſeiner Frau am Meere. Sie badete, da ſtieg ein ſtierähnliches Ungeheuer aus der Fluth und überwältigte die Königin, die nach ihrer Zeit einen ſeltſamen Knaben gebar, dem Schweinsborſten auf dem Rücken wuchſen, Merowig, Merovaeus geheißen, Stammvater der Merowinger. (Hunibald bei Mone Creuzer's Symbolik, VI. 123.)

Mag auch der Name Mero-winger Anlaß zu der Wendung der Sage gegeben haben, ſo iſt ſie viel älter und erſcheint ſchon in der helleniſchen Urzeit, wo des Danaos Tochter Amymone ausgeht, Waſſer zu ſchöpfen, auf dem Wege nach einem Hirſche ſchießt, aber einen ſchlafenden Satyr trifft, der auffährt und ihr beiwohnen will, wo jedoch Poſeidon aus dem Meere auftaucht, den Satyr verjagt, aber nun die Königstochter ſelbſt überwältigt. (Apollod. II., 1, 4.)

(392.) Wilkin, König von Wilkinaland (das der Wilzen, Welatabi an der Nordelbe), ein reicher und ſtreitbarer Held, fuhr einſt mit einem Heere über die Oſtſee. Als er wieder heim wollte in ſein Land und noch in Rußland am Strande lag, begab er ſich allein aus dem Schiffe in einen nahen Wald und traf hier ein überaus reizendes Weib; es war eines der Meerweiber, welche am Lande in Menſchengeſtalt erſcheinen, im Meere aber Ungethüme ſind. Der König, von ihrer Schöne ergriffen, ſchlang ſeine Hände um ihren Hals, küßte ſie und lag bei ihr.

Als ſich ein günſtiger Wind erhob, ſegelten die Wilkiner ab. Nachdem ſie weit in's Meer hinausgekommen waren, ſtieg ein Weib über das Hintertheil in des Königs Schiff und hielt das Steuer ſo feſt, daß das Schiff ſtille ſtand. Wilkin erkannte in ihr Die aus dem Walde und bat ſie, ihn fahren zu laſſen. Habe ſie etwas bei ihm anzubringen, ſo möge ſie zu ihm heimkommen, wo er ſie wohl empfangen werde. Da ließ ſie das Schiff los und ſchwang ſich wieder in die See; der König kehrte in ſein Reich. Als er ein halb Jahr

Digitized by Google

daheim gewesen, erschien das Weib und sagte, sie trage ein Kind von ihm. Er kannte sie wohl und nahm sie in sein Haus. Hier gebar sie einen Knaben, welcher Wado genannt wurde, worauf sie nicht länger bleiben wollte, sondern hinwegschwand und Niemand weiß, was seitdem aus ihr geworden ist. Der Knabe, als er aufwuchs, wurde ein Riese; er artete ganz nach der Mutter und war nicht wie andere Menschenkinder, sondern bösartig in seinem Umgange, so daß Niemand ihn liebte, auch sein Vater nicht. (Vonderhagen's Wilkina- und Niflunga-Saga.)

(393.) Marsk Stig's Tochter. In dem dänischen Lieder-Cyklus, welcher den Untergang des Königsmörders Marsk Stig und seines Hauses besingt, bittet ein Nix seine Mutter, ihm zu helfen, daß Marsk Stig's Tochter in sein Reich komme. Da bildet sie ihm ein Roß aus Wasser, Zaum und Sattel aus Sand, und er reitet in Rittergestalt zum Marienkirchhof, bindet sein Roß an, umschreitet dreimal die Kirche und tritt hinein. Da wendeten sich alle Heiligenbilder um vor ihm. Der Priester vom Altare staunte ob dem stattlichen Ritter, Marsk Stig's Tochter aber wünschte unterm Schleier, der Himmel möchte den Ritter ihr geben. Der Meermann schritt eine Bank und zwei vorbei, flüsterte ihr von Liebe und hieß sie ihm in sein Haus folgen. Wie er ihr die Hand reichte, gelobte sie ihm Treue. Aus der Kirche zog eine Hochzeitsschaar und der Tanz begann. Sie tanzten bis hin an den Meeresstrand, bis endlich Keiner bei ihnen mehr stand. Er hieß die Schöne, ihm das Pferd halten, bis er ihr ein Schifflein gemacht. „Und als sie kamen hinaus auf den Sund, versank die Maid auf den Meeresgrund" (und der jedesmalige Refrain nach zwei Zeilen „Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten"). (Heine's sämmtliche Werke. 1861, VII. S. 43.)

(394.) Ein armer Mann lag krank darnieder; da sandte er seine fünf Töchter aus, daß sie ihm das Wasser brächten, wo der Wassermann weile, davon würde er gesund werden. Als die erste Tochter zum Brunnen kam, sprang der Wassermann hervor und sprach: Willst du mein Weib werden, so erhältst du das Wasser. Das Mädchen aber sagte: Eh ich dich heirate, mag mein Vater krank bleiben, und ging davon. Ebenso sprach die zweite, die dritte und die vierte. Die fünfte aber erbot sich, für ihren kranken Vater das Opfer zu bringen. Hierauf gab ihr der Wassermann das Wasser, das brachte sie ihrem Vater, der augenblicklich genas.

In der Nacht jedoch kam Jemand vor die Thüre des Mädchens und klopfte an. Das Mädchen that anfangs, als ob sie nichts höre. Als es aber zum zweiten Mal klopfte, stand sie auf und öffnete die Thüre. Da sah sie den Wassermann vor sich stehen. Er bat sie, ihn abzuwaschen. Das Mädchen that so. Darauf sagte er: Gieb mir einen Kuß: und das Mädchen gehorchte. Alsogleich war der Wassermann in einen schönen Jüngling verwandelt, der sie nachher heiratete. (Grohmann, Böhmen. S. 166.)

Digitized by Google

(395.) In einem Bergkessel des Riesengebirges liegt in der Mitte ein großer Haufen Steine, darunter soll ein Jüngling begraben sein. Vor uralten Zeiten war nämlich in diesem Orte ein See. Auf diesen See fuhr einmal ein junger Mann. Wie er so über die Wellen hingleitet, sieht er eine wunderschöne Seerose, die sich jedesmal wieder entfernt, so oft er darnach fassen will. Auf einmal steht das Schiff still, und alle Mühe, es flott zu machen, ist vergebens. Da erhob sich aus dem Wasser eine wunderschöne Frau, die bat den Jüngling, ihr in ihr Schloß zu folgen. Aber diesem war die Sonne lieber. So mochte er einige Tage auf derselben Stelle inmitten des Wassers zugebracht haben, und schon fing der Hunger an, ihn zu quälen, da stürzte er sich endlich in's Wasser und lebte mit der Meerfrau im Schlosse. Allein er hatte stete Sehnsucht nach der Oberwelt und bat die Meerfrau, ihm einen Thurm zu bauen, der über den Spiegel des Sees reichte. Sie erfüllte ihm diese Bitte. Aber er war noch nicht zufrieden und verlangte ein Schloß mit Gärten und Feldern; auch das bewilligte ihm die Geliebte, obgleich der See hierdurch sehr eingeengt wurde. Eines Tages aber, als die Meerfrau sich nicht aus dem See erheben durfte, gelang es endlich dem Jüngling, ganz zu entfliehen und in seine Heimat zu gelangen, wo er sich vermälte. Als er aber einmal auf der Jagd war, stürzte er unversehens in einen Brunnen; dort lebte ein Verwandter der Meerfrau, der hatte ihn getödtet und sendete ihn der Meerfrau, die den Ungetreuen mit einem Haufen Steine bedeckte. Nachher vertrocknete der See nur der Steinhaufen inmitten des Bergkessels ist noch zu sehen. (Grohmann, Böhmen. S. 147.)

(396.) Am „großen" Mummel-, d. h. Seefräulein-See (es giebt deren drei, einen zweiten, aus dem die Schönmünzach in die Murg fließt, Wildsee genannt, und einen dritten gleichnamigen mit dem Ausflusse des Seebaches) sah ein Hirtenknabe ein schneeweißes Röslein im Wasser und suchte es zu erreichen. Da hob sich aus dem Grunde eine weiße Hand, zog das Röslein hinunter und rief ihn in's Wasser, wo sie es ihm versprach. Ihn faßte aber ein Grauen, daß er davonlief, ohne das Röslein je wieder aus dem Sinne zu bringen; er irrte in die Berge und Niemand hat wieder von ihm erfahren. (Al. Schreiber, Baden S. 227 und Handbuch für Reisende S. 175; Brauer's Sagen und Geschichten der Stadt Baden, Karlsruhe, S. 86, 173.)

(397.) Ein Jäger erblickte im See eines der Mummelchen neben seinem greisen Vater, dem Beherrscher des Mummelsees, in wunderbarer Schönheit. Er konnte sein Auge nicht mehr von diesem Anblicke wenden und nahm, als das Bild verschwand, den am Strande zurückgelassenen Hauptschleier der Schönen mit sich, von da an sehnend und träumend. Vergebens warf ein treuer Alter den Zauberschleier, den Jäger zu heilen, in den See zurück. Die Wunde blieb in seinem Herzen, bis er, immer wieder zum See irrend, einst den Schleier wieder auf den Wellen erblickte, sich ihm nähernd, hinuntergezogen

Digitized by Google

wurde und bei ihr blieb. (Friedrich Otto in Brauer's Sagen und Geschichten der Stadt Baden. S. 87. 175.)

(398.) Aus der Heilquelle zu Pyrmont kam einst die liebreizende Brunnenfee herauf, und ein Graf gab sich ihr in heißer Liebe zu eigen. Neun Tage weilte er bei der Schönen im Wasserreich und schied dann auf einen Tag zur Oberwelt, von der er sich nicht völlig loszureißen vermochte. Den Geliebten sich zu bewahren, schlang die Nixe eine kostbare Kette um seinen Hals; als diese aber einst im Kampfspiel zerhauen wurde, vergaß er der Wasserfrau und nahm auf Andringen seiner Freunde ein Eheweib aus vornehmem Geschlecht. Doch als der Priester am Altar den Segen sprach, trat plötzlich die Brunnenfee zwischen das Brautpaar, umfing den Grafen mit kalten Armen und ließ ihn todt auf den Boden niedergleiten, verschwand und kam nimmer wieder. (Sagen- und Märchengestalten. S. 284.)

(399.) Aus dem Mummelsee stiegen zweimal im Jahre allerliebste Seeweibchen, zwölf an der Zahl, und kamen in's nächste Dorf zum Tanz. Eine unter ihnen hatte sich mit ihrem Burschen verspätet, und die Anderen harrten schon angstvoll am Ufer, als das Paar endlich erschien. Da war große Freude unter den Vorausgeeilten; sie verehrten dem Jüngling ein Bund Stroh und stiegen eilfertig in den See hinab. Indem der Beschenkte nach Hause ging, neckten ihn die Gefährten ob der seltenen Gabe, und er warf sie unmuthig fort; nur ein Halm blieb an seinen Kleidern hängen, und der hatte sich am nächsten Morgen in eine schwere Goldstange verwandelt. Auch diese Seeweibchen hielten eine bestimmte Zeit ein: sie verließen immer den Tanz, ehe die Glocke im Thurm aushob, elf zu schlagen. Einmal verfehlten sie die Stunde und eilten jammernd hinweg, denn nun mußten sie sterben. Wirklich röthete sich das Wasser, sobald sie hineingestiegen waren, und man sah sie nicht wieder. (Ebendas. S. 285.)

(400.) Eine Viertelstunde von Waldangelloch entspringt eine frische Quelle, die von dem Holderbusch, der früher bei ihr stand, Holderbrunnen heißt. In deren Umgebung pflegte eine arme, alte Frau das Futter für ihre Kuh zu suchen, mit dem sie eines Abends erst um neun Uhr, als es schon lange Nacht war, nach Hause kam. Hierwegen befragt, erwiderte sie nur, sie sei bei guten Freundinnen gewesen, welche sie erst heute habe kennen lernen. Eine ähnliche Antwort gab sie auch an den folgenden Tagen, wo sie ebenfalls erst zur erwähnten Stunde heimkehrte. Endlich schlichen ihr einige Leute nach, sahen sie mit zwei fremden, schönen Mädchen bei dem Holderbusche stehen und letztere, als sie sich näherten, in dem Brunnen verschwinden. Auf dieses ward die Frau mehr mit Fragen über die Mädchen bestürmt und gebeten, dieselben in ihr Haus mitzubringen, worauf sie erwiderte: „Meine Freundinnen leben unter der Erde, und ich werde, wie sie wünschen, bald mit ihnen hinabgehen; in mein Haus kommen sie schwerlich, jedoch will ich versuchen, sie dazu zu bereden." Dieses gelang ihr: am bestimmten Abend kamen die beiden Mädchen,

Digitized by Google

ohne daß sie von der Frau abgeholt wurden, oder im Orte sich nach deren Haus erkundigten, zu ihr in die Spinnstube. Jede brachte ein brennendes Laternchen, eine Kunkel und Hanf mit; sie waren gekleidet wie die Dorfmädchen, hatten aber Gürtel und weiße Schürzen an. Während des Spinnens scherzten und lachten sie mit den anwesenden Mädchen und Burschen, erzählten, daß es bei ihnen wie auf der Erde sei, und nahmen nichts als Obst und Brod an. Schlag neun Uhr zündeten sie ihre Laternen an und gingen, trotz alles Bittens, länger da zu bleiben, mit dem Versprechen fort, am nächsten Abend wieder zu kommen. Dasselbe erfüllten sie und fanden fortan dreiundzwanzig Tage lang jeden Abend, wenn es dunkel war, sich ein. Ihr Betragen blieb stets das gleiche; nur knüpfte die eine mit einem der Burschen eine Liebschaft an. Ihm allein erlaubte sie, beim Heimgehen sie halbwegs zu begleiten; bis zum Brunnen hätte er nur dann mitgedurft, wenn er Willens gewesen wäre, sich auch hinein zu begeben. Letzteres zu thun, konnte er erst auf vieles Zureden seiner Geliebten sich entschließen. Als sie an die Quelle kamen, wollten die Mädchen, daß zuerst die eine, dann er und nachher die andere sich hinunter ließe, er aber begehrte, der Letzte zu sein. Auf dieses schnallte ihm seine Geliebte ihren Gürtel um, indem sie ihm versicherte, daß er durch ihn vor dem Naßwerden geschützt sei, dann stieg sie und nachher ihre Gefährtin in den Brunnen hinab; aber der Bursch wagte nicht, ihnen zu folgen, sondern blieb an der Quelle stehen. Auf einmal ward deren Wasser blutroth, worauf er eilig den Gürtel hineinwarf, weil er dachte, daß derselbe nicht hätte zurückbleiben sollen. Die Mädchen, welche Meerweiblein waren, sind nachher niemals wieder gesehen worden. (Baader, Neue Volss. S. 100.)

(401.) Bei Gülzow, etwa hundert Schritte von dem Flüßchen Nebel entfernt, sieht man noch deutlich die Wallüberreste der hier einst gestandenen stattlichen Burg gleichen Namens.

Der letzte Herr dieser Burg war ein guter und edler, aber sehr kampflustiger junger Ritter, zu dem eine unsern davon in der Nebel wohnende Nixe von wunderbarer Schönheit eine so heftige Liebe gefaßt hatte, daß sie ihr Element verließ, auf's Land stieg und des Ritters treues Weib wurde, der ihr ebenfalls mit gleich großer Liebe zugethan war.

Das innige Glück beider Ehegatten wurde durch die Geburt zweier lieblicher Töchter nur noch erhöht, welche zur größten Freude und Lust der Eltern herrlich gediehen und heranwuchsen und auf's Sorgfältigste von ihnen erzogen wurden.

So gut und liebevoll der Ritter nun auch daheim gegen die Seinen war, so wohl und glücklich er sich auch auf seiner Burg und im Kreise seiner ihm über Alles theuren Familie fühlte, so trieb ihn doch oft sein Thatendrang und die Kampfeslust hinaus, um für Recht und Ehre männiglich mitzustreiten und sich also Ruhm und Lorbeeren zu erringen.

Digitized by Google

Hierdurch hatte er sich aber viele Feinde erworben, die in einer Nacht mit gewaltiger Kriegerschaar gegen seine Burg rückten und sie plötzlich überfielen. Obgleich sich auch der Ritter mit seinen Mannen wie Löwen wehrten und manchen Feind zu Boden streckten, so vermochten sie doch nur kurze Zeit der ihnen wohl vierfach überlegenen Uebermacht Widerstand zu leisten. Nach kurzem, heißem Kampfe lagen des Ritters sämmtliche Reisige und Knappen, von Feindes Schwert durchbohrt, todesröchelnd am Boden, und eine hohe Feuersäule loderte bald aus der Burg prasselnd zum nächtlichen Himmel empor.

Der tapfere Ritter, bis zum Tode erschöpft und aus vielen Wunden blutend, schlug sich wüthend durch die ihn von allen Seiten umzingelnden Feinde hindurch und eilte zu dem Verstecke, der sein Liebstes, sein treues Weib und seine holden Töchter barg, und entwich mit ihnen durch ein Hinterpförtchen in's Freie.

Aber die Feinde, die dies sogleich bemerkten, verfolgten die Fliehenden, die jetzt schnell dem nahen Nebelufer zueilten. Hier umarmte der Ritter noch einmal Weib und Töchter und stürzte sich dann mit ihnen in den Fluß, um so einem gewissen Tode durch rohe Feindeshand und der den Seinen drohenden Entehrung und Schande zu entgehen.

Bald hatten des Ritters und seiner lieblichen Töchter Herzen in der Nebel Fluthen aufgehört zu schlagen. Sein Weib aber, die Nixe, konnte nicht, wie sie es innig wünschte, mit ihnen sterben; ach, sie mußte fortleben, fortleben zu ihrem tiefsten Seelenschmerze. Wehklagend nahm sie die Leichen der verblichenen Theuren, trug sie in ihre frühere Nixenwohnung und bettete sie dort unter Klageliedern und Trauersang auf feuchtem Flussesgrund, um ihnen stets nahe zu sein. (Niederhöffer, Mecklenb. IV. S. 121.)

(402a.) In einem wilden Walde sah ein jagender Edelmann eine Jungfrau im Flusse baden, schlich hinzu und nahm ihr die goldene Kette weg. Nun konnte sie nicht mehr fliehen, er heiratete sie und sie gebar ihm auf einmal sieben Kinder, alle Goldringe um die Hälse, und gleich ihrer Mutter mit dem Vermögen, Schwangestalt anzunehmen. „Dor ümme werden sülche Frowen Wünschelwybere genannt." (Altd. Bl. I, 128, Grimm.) Das ist das nordische ôskmegjar, Wunschmeiden, oder des Osk, Odins, dienende Mädchen, Walküren (Grimm S 390, 391), welche den Einherien und Göttern das Trinkhorn reichen und das Mahl besorgen.

(402b.) Der Waleser Wastin wohnte am See Brecknock. Bei mondheller Nacht sah er öfters schöngestaltete Frauen in einem Haferfelde im Reigentanze und dann im See untertauchen. Er eilte ihnen dreimal nach und vernahm dann, wie sie murmelnd zu einander sprachen: „Hätte er das gethan, dann würde er eine von uns gefangen haben!" Als er sie das vierte Mal ihren Reigen führen sah und sie eben wieder verschwinden wollten, ergriff er eine und führte sie mit sich heim. Sie vermälte sich mit ihm und gelobte

Digitized by Google

ihm treuen Gehorsam bis zu dem Tage, wo er sie mit der Peitsche schlagen würde. Nachdem sie ihm viele Kinder geboren, schlug er sie wirklich einmal mit der Peitsche, worauf sie mit den Kindern verschwand. Nur einen der Söhne holte Wastin ein, Triunnis Nagelau. Dieser wuchs zu einem rüstigen Streiter des Königs von Heulard, d. h. Nordwales, heran. In einem Kampfe, in welchen dieser mit dem Könige Brechein verwickelt wurde, büßte er sein ganzes Heer ein; der Sieger ließ die Gefangenen entmannen. Triunnis allein soll von seiner Mutter gerettet worden sein und noch mit ihr im See wohnen. (Walter Mapes.)

(403.) In der Ortenau lebte ein tapferer, edler Ritter, Petermann von Diemringer, auf Staufenberg, fromm und über alles Irdische die Frauen ehrend, bekannt in christlichen und heidnischen Landen. Als er an einem Pfingsttage mit seinem Knechte nach Nußbach in die Messe reiten wollte, traf er, auf einem Steine sitzend, eine wunderschöne Meerfei, leuchtend wie die Sonne und reich gekleidet, besonders geziert mit kostbaren Steinen. Er erklärte ihr seine Liebe, als sie ihm eröffnete, sie habe seiner gewartet, und verhieß auf ihren Wunsch, wenn sie ihn liebe, nie ein ehelich Weib zu nehmen. Sie bedeutete ihm, so wie er sein Wort breche, werde er sterben, sonst aber von ihr jeden Wunsch erlangen. Nun lebte er mit ihr in Glück und Freude, bis als er von einer weiten Fahrt, auf welcher die Frau bei jedem Wunsche zu ihm gekommen, heimgekehrt war, erst seine Brüder, dann in Frankfurt der Kaiser, so in ihn drangen und ihm vor seinem Geheimnisse bange machten, daß er heiratete. Aber mitten am Hochzeitmahle ließ sich durch die Bühne des Saales herab ein Fuß sehen, weiß wie Elfenbein, des Ritters Todeszeichen, welcher auch sogleich starb. (Aus einer Handschrift in Gilg Tschudi's Nachlasse, wahrscheinlich nach dem Gedichte des 15. Jahrhunderts „Der Ritter von Staufenberg".)

(404.) Nach einem alten Sagenliede lebte in Brabant die schöne Elsa, nach einer andern Beatrix, Tochter des Herzogs von Kleve. Als ein stolzer Großer, Friedrich von Telramont, sie wider ihren Willen freien wollte, erschien einer der Kämpen des heil. Grals, den sie im Schlosse zu Nimwegen trauernd, in einem Nachen, von einem weißen Schwane den Rhein herabgezogen kommen sah. Der Nachen war mit goldener Kette an des Vogels Halse befestigt, mitten drin saß der schöne Held, ein Goldschwert in der Hand, ein Jagdhorn an der Seite, einen kostbaren Ring am Finger. Der Held stritt mit dem stolzen Werber, er schlug ihn und reichte Elsen seine Hand zum Ehebunde, nachdem er ihr auferlegt, ihn nie nach seinem Geschlechte, nach Herkommen zu fragen, weil er am gleichen Tage, wo sie das versehe, sie für immer verlassen müßte. Er nannte sich Helias. Er war von hoher, riesiger Gestalt, schützte ihr Land und half dem Kaiser in vielen Kämpfen. Als er aus einem solchen zurückkehrte, hielt sich Elsa nicht länger und fragte Nachts nach seiner Herkunft. Er verweigerte eine Ant-

Digitized by Google

wort, bis sie zum dritten Mal in ihn drang. Sogleich erklärte er, sie verlassen zu müssen, der Schwan erschien wieder und er schied von ihr und seinen zwei Knaben, um nach dem Gral zurückzukehren. Er war des berühmten Parcival Sohn Garin oder Warin, oder Loheran Garin, Lohengrin, als welcher er von der Dichtung dem ostfränkischen Welfenzweige eingeimpft wurde. (Gerhart oder Garin, Warin von Lothringen 910.) Nach dem jüngern Titurel nahm er im Sagenlande Lyzaborin Belayen zur zweiten Gattin, von deren Verwandten er hinterlistig umgebracht wurde. Seine Kinder von Elsa oder Beatrix hielten die vom Schwanenritter zurückgelassenen Kleinodien, Schwert, Horn und Ring, in hohen Ehren und im Schlosse zu Kleve soll der Schwanenthurm, auf der Spitze ein Schwan, noch stehen.

(405.) Ein reicher Ritter hinterließ beim Sterben seine Witwe mit einem 12jährigen Knaben. Sie zog mit ihm auf eine Burg mitten in einem See, wo sie abgeschieden von der Welt lebte. Der Knabe nahm zu an Schönheit und Verstand, war aber immer in sich gekehrt und bleich und war am liebsten in seinem entlegenen Zimmer mit der schönen Aussicht auf den See. Da hinunter schaute er immer träumerisch. Als er 24 Jahre alt war, drang die Mutter in ihm, sich eine Braut zu wählen. Er schlug das aus. Eines Abends, als sie wieder recht ernstlich in ihn gedrungen, lehnte er betrübt an das offene Fenster und sah den Mond sich lieblich im Wasser spiegeln. Da gedachte er, wie eine Braut aussehen müsse, ihm zu gefallen, ging ermüdet zu Bette, vergaß aber, das Fenster zu schließen. Plötzlich gewahrte er einen lichten Schein am Fenster, konnte jedoch nichts unterscheiden und wollte schon einschlummern, als der Bettvorhang rauschte und ein weibliches Wesen mit Seidehaaren und leichten Gewändern an seiner Seite lag. Der matte Schein des Mondes gestattete so viel, daß er ein bleiches wunderschönes Frauenhaupt neben sich wahrnehmen konnte. Sie schmiegte sich an ihn und in liebendem Spiel und Kosen verging die Nacht. Sie eröffnete ihm, sie werde wieder kommen, da sie ihn oft gesehen, wenn er im Mondenlicht auf den See hinaus geblickt habe, und wäre schon früher zu ihm herein, wenn das Fenster offen geblieben wäre. Am Morgen war sie verschwunden.

So lag jede Nacht ein Frauenbild an seiner Seite und er war glücklich in solcher Minne; nur war es ihm, als sei es nicht immer dasselbe Wesen, das mit ihm das Bett theile. Um so mehr bat er, da seine Mutter immer zudringlicher Vermälung forderte, sie möge sich ihm bei Tage zeigen; er werde sie zum Altare führen, wenn sie auch noch so arm sei. Sie entgegnete beharrlich: „Mein Lieber, das kann nicht sein; ich kann mich nicht trauen lassen nach deiner Weise, laß mich dein Weib bleiben, wie ich es bisher war."

Indessen hatte die Mutter ihm eine Braut auserlesen. Sie ließ ihn kalt und als er Abends zu Bette ging, seufzte das Frauenbild. Die Mutter eilte, die Hochzeit ging vor sich, man tanzte und hielt Banket und am dritten

Digitized by Google

Tage führten die Frauen die Braut in das Gemach. Als sie eintraten, rauschten die Vorhänge an der Himmelbettstatt. Die Braut erschrak. Sie sollte das Bette zuerst besteigen, glaubte aber, es schon besetzt zu finden. Zwischen Beiden lag die Wasserfrau, von deren eisigem Hauche angeweht, die Braut an den äußersten Rand wich. So war es jeden Abend. Der Ritter glaubte, seine Gattin im Arme zu haben; diese aber härmte sich ab und starb vor Jahresfrist als Maid.

In gleicher Weise erging es noch zehn Frauen, welche die Mutter dem Sohne gesucht. Die zwölfte war klug und holte Rath bei einer Hexe. Diese gab ihr Auskunft und Anleitung, was sie zu thun habe. Am dritten Hochzeitabende wollte der Bräutigam bald aufbrechen; sie aber wollte vor der Geisterstunde nicht weg, und als er immer unruhiger wurde, als es ihn schon „anwindete", als er um die Mitternachtstunde meinte, es ziehe ihn an den Haaren zum Schlafgemache, blieb sie standhaft und hielt ihn zurück, bis Mitternacht lange vorüber war, nachdem sie das Fenster gegen den See recht fest hatte verschließen lassen. Unter das Bett waren Zauberkräuter gestreut.

Jetzt im Schlafgemach angelangt, weigerte sie sich, die Bettvorhänge vor ihrem Gatten aufzuziehen und das Bett zu besteigen. Da öffnete er. Es seufzte zweimal. Die Braut sagte ihren Zauberspruch und betete mit ihrem Gatten. Der hatte seit zwölf Jahren nie mehr an Gott gedacht. Nun vernahmen sie klagende Töne, die ihn so anzogen, daß er in die Fluthen hinausspringen wollte. Der Spruch und die Kräuter hinderten es. Dann wurde es zu wildem Gesange und Brausen des Wassers; der See stieg, daß die Wellen an's Fenster schlugen, aber es war gewonnen und der Friede kehrte für immer.

Die Burgfrau gebar einen Knaben. Der Jubel war groß. Nach dem Rathe der Hexe aber gab die Mutter das Kind nicht vor dem zwölften Tage zur Taufe, da die Zwölfzahl dem Hause Gefahr drohe. Am dreizehnten während der Taufe vernahm man aus den Ecken des Zimmers Kinderstimmen: „ich möchte es auch, ich möchte es auch". Gesehen aber wurde nichts. So gebar sie nach und nach zwölf Kinder und jedesmal ließen sich die Stimmchen hören, bis beim zwölften die Mutter sich ermannte und rief: „Nun, wenn ihr wollt, so kommet hervor!" Sogleich erschienen zwölf Kinder, schön, aber bleich, mit Seidehaaren, die Füße verbunden und wasserfarbig aussehend. Der Graf erschrak. Der Priester taufte sie, und jedes, so wie es getauft war, fiel zusammen und war todt. Das letzte sprach, ehe es starb: „Ein Mensch ist unser Vater, zwölf Wasserfrauen unsere Mütter. Wir sind aus dem Banne erlöst, unsere Mütter aber haben sich durch die Liebe unseres Vaters auf weitere 300 Jahre Schönheit und Jugend erworben." (Schönwerth II. 203—207.)

(406.) Zu Hasli im Entlebuch gebar ein verführtes Mädchen um Mitternacht. In der Verzweiflung, aus Furcht vor der Schande floh sie mit dem Kinde aus der Hütte. Da sprach der Teufel zu ihr: Wirf den Balg in's Wasser! Sie lief wirklich Nachts bis zur Biberen und warf das Kind von

Digitized by Google

einem hinaushangenden Steinblocke in den Bach. Aber im gleichen Nu ergriff die Mutter die Reue, als sie das Kind, das Gesicht unverwandt auf sie gerichtet, den Bach ab schwimmen sah. Athemlos rannte sie dem Ufer entlang, ohne es erlangen zu können, bis sie zur Emme kam, wo das Mühlenrad das Kind erfaßte, aufhob, das Gesicht immer auf die Mörderin gerichtet, umdrehte und drüben wie einen weißen Schneeflocken verschwinden ließ. Jetzt stieß die Unselige ein Jammergeheul aus, und es trieb sie zurück zum hangenden Steine, von welchem sie sich ebenfalls in's Wasser stürzte. Auch sie trieb hinab und in's Mühlenrad, auch sie drehte sich mit diesem und verschwand.

Aber allnächtlich sitzt das Biberen-Mummeli auf dem Stein, und wenn das Wetter ändern will, schwimmt es unter Heulen und Wehklagen bachab, dreht sich mit dem Mühlrade, und die Umwohner vernehmen sein Geschrei „Biberen! Biberen!" bis Mitternacht vorüber ist. (Jos. Pfyffer, der Kanton Luzern, I. Bd. St. Gallen 1858. S. 244.)

(Man vergleiche: die Wasserfrau und ihr Sohn, die Meerfrau und ihre Nachkommen, die Wasserfrau und der Jüngling, alle drei bei Schönwerth. — Grimm's Sagen 49, 51—67, 69, 304—307, 316 und Nork's Myth. d. Volkss. S. 515 ff.)

Die Nixen verließen, so wird im Voigtland erzählt, die Wohnsitze der Menschen, als man anfing, „die Klöse in den Topf und die Brote in den Ofen zu zählen", d. h. also mit dem Eintritte schlechterer und theuererer Zeiten. Merkwürdiger Weise lebten noch zu Anfang unseres Jahrhunderts achtbare alte Männer, welche behaupteten, Nixen gesehen und sogar mit solchen getanzt zu haben. Wahrscheinlich hat sich bei ihnen der festeingewurzelte Volksglaube mit Träumen oder Hallucinationen verbunden.

Zweiter Abschnitt.

Die Vegetationsgeister.

I. Die Walddämonen.

Die Walddämonen bilden gewissermaßen eine Mittelklasse zwischen Nixen und Zwergen. Die Kleinheit des Körpers ist bei ihnen weder vorherrschend, noch ein hervorragendes Merkmal, und wenn sie auch

Digitized by Google

bei ihnen vorkommt, so sind sie in allem Uebrigen gründlich verschieden von den eigentlichen, den vorzugsweise sogenannten Zwergen. Sie so wenig wie die Nixen fügen sich jemals der Civilisation, wie es die Zwerge thun; ihnen beiden ist der Humor fremd, in welchem sich die Zwerge als Kobolde auszeichnen, und es beherrscht sie theils unbändige Wildheit, theils trostlose Schwermuth.

Der Grundcharakter der Walddämonen liegt in der Beseelung des Baumes und damit auch des Waldes (oben S. 87 ff., Mannhardt, der Baumcultus, Kap. II). Das Volk hält das geheimnißvolle Rauschen im Walde, das „Waldweben", für Stimmen von Geistern, welche es mit den Bäumen, Sträuchern und anderen Waldpflanzen vermengt, als von diesen eingehüllt sich denkt.

Wie die Bäume selbst, so sind auch die Walddämonen, deren allgemeinste Benennung „wilde Leute" ist, bald riesen-, bald zwerghaft, bald von annähernder Menschengröße. Die zwerghaften Walddämonen erscheinen in der Volkssage als „Wald"-, „Holz"- oder „Moos"-Männchen und Weibchen. An der Saale weiß man von einer Buschgroßmutter mit ihren Moosfräulein. Im Voigtlande sind die Moosleute, Moos- oder Holzweibchen grün und gleichen dreijährigen Kindern. Sie verkehren freundlich mit den Menschen, helfen ihnen Heu machen, Vieh füttern und setzen sich mit zu Tische. Bei der Flachsernte läßt man drei Hände voll Flachs für die Holzweibchen liegen. Dies geschieht auch, mit Flachs sowohl als mit Getreide, in Sachsen, Böhmen, Oberfranken und Oberpfalz. Dort heißen die Holzfrauen auch Milzfrauen. In der Oberpfalz denkt man sich die „Holzfräulein" kaum drei Fuß hoch, Gesicht und Gewand grau wie Moosrinde, und nennt man „Holzfräuleingarn" Moosfäden, welche, wie die Sage meint, die Holzfräulein aus Moos spinnen und um Aeste und Zweige wie um eine Haspel winden. Solche Aeste wurden ehemals abgeschnitten und sorgfältig aufbewahrt; denn dies Garn bringt dem Hause Segen. Dort spielen die Holzfräulein auch die Rolle der Kobolde und verschwinden, wenn man ihnen Kleider schenkt, obschon sie nackt sind. In Sachsen-Koburg flechten die jungen Leute aus einem Flachsbüschel einen Zopf und singen:

Digitized by Google

Holzfräule, Holzfräule, Holzfräule,
Da flecht' i dir ein Zöpfle,
So lang als wie ein Weiden,
So klar als wie ein Seiden,
Holzfräule, Holzfräule, Holzfräule!

In Oberfranken heißt es:

Holzfrala, Holzfrala,
Flecht i dir a Zöpfla
Auf dei nackets Köpfla!

In ganz Franken und der Oberpfalz, besonders im Fichtelgebirge und dessen Umgegend, läßt man die beim Herausschöpfen an der Schüssel hängenden Tropfen nicht wegnehmen, denn sie gehören dem „Moosfräule". Man unterscheidet aber „Moosherla" und „Moosfräula". In Schlesien heißen diese oder ähnliche Wesen „Rüttelweibchen".

Die Moosleutchen waschen und baden sich am Morgen im Thau der Wiese und trocknen sich mit Moos ab. Sie leben in Ehe, gebären Kinder und wohnen in hohlen Bäumen.

Die Holz- und Waldweiblein bitten die Holzbauern um Essen, holen es wohl auch aus den Töpfen, vergelten es aber durch Ersatz, gute Räthe, Hilfe beim Arbeiten. Sie wissen Geheimnisse, welche die Menschen nie ergründen, namentlich wozu diese und jene von den letzteren gering geachteten Dinge gut sein sollen. Backt man, so bitten sie oft, für sie auch einen Laib zu backen, erstatten es vom eigenen Gebäck und zürnen, wenn man es verschmäht. Sie besitzen auch, gleich den Bergzwergen, Gold, von dem sie den Menschen für Gefälligkeiten hergeben. So z. B. zeigen sie sich mit zerbrochenen Schubkärrchen, bitten um Ausbesserung und schenken dafür die Späne, welche zu Gold werden, oder Zwirnknäuel, die nie enden.

(407.) Einer Bäuerin, die mitleidig einem schreienden Waldkinde die Brust gereicht, gab die Mutter die Rinde, worauf es gelegen. Der Splitter, den die Bäuerin abbrach und mit ihrer Holzbürde heimtrug, war Gold.

Die Holzfräulein schließen sogar Liebesverhältnisse und eheliche Verbindungen mit Menschen wie die Nixen.

Wüthend verfolgt werden die Wald- und Mooswеibchen (die Männchen werden in dieser Beziehung nicht erwähnt) von den Holzhetzern, die zum Gefolge des wilden Jägers gehören. Dieselben

Digitized by Google

ergreifen sie und zerreißen sie in der Luft in Stücke, die sie den Menschen vor's Haus hängen oder hineinwerfen, wenn Solche sich unterstehen, die wilde Jagd anzureden.

Nach der Sage in Baiern und Thüringen jagt der wilde Jäger die Holz- und Moosweibchen selbst, ja er erscheint oft selbst in Gestalt eines kleinen, graulich bemoosten Mannes, sagt man im Voigtlande. Im Riesengebirge treibt er die „Rüttelweibchen" vor sich her.

(408a.) Zu Königstein in der Oberpfalz erzählt man: Einst jagte der wilde Jäger mit seinem Heere über eine Pferchhütte, in welcher der Schäfer lag. Der rief ihm nach: „Hast gehört, du, bring mir mein Theil auch mit!" Bald brauste der Jäger wieder über die Hütte, ließ einen Schenkel eines Waldfräuleins herabfallen und rief mit fürchterlicher Stimme: „Hast gehört, du, da hast dein Theil!" Dadurch erhielt der Jäger Macht über den Schäfer, den er das andere Jahr mit sich nahm. (Panzer.)

(408b.) Ein Knecht, der das Hetzen der Holzhetzer beim Arbeiten im Winter Abends vernahm, rief: „Holzhetzer, hetzt mir auch meinen Theil!" Sogleich flog ein Stück eiskaltes Fleisch zum Fenster herein, das er aber nicht mehr fortbrachte, so oft er es auch hinauswarf, bis er nach dem Rathe eines alten Weibes beim Hinauswerfen rief „ohne Salz kann ich es nicht brauchen". Salz nämlich, als Zeichen der Menschencultur, haben die Geister nicht und fürchten es. (Schönwerth. Vergl. Grimm's Sagen 47, 48, 270.)

Die Waldweibchen sterben aber auch, so oft man ein Bäumchen schält, ausreißt oder auf dem Stamme so dreht, daß der Bast springt. Die beständige Gefahr, in welcher sie daher leben, bewirkt, daß sie auch „Klageweibchen" und „Klagemütter" genannt werden. Sie bitten die Holzhacker, beim Baumfällen drei Kreuze in den Stock zu schneiden; da können sie darauf ausruhen und der Holzhetzer kann ihnen nichts anhaben. Zum Danke geleiten sie die Leute Nachts durch den Wald und schützen sie vor Verirren.

In Tirol heißen die Wald- und Moosweiblein „Salgfräulein", auch noch deutlicher „Seelige" oder gar „Heilige", was offenbar auf ihre frühere Verehrung hinweist. Sie verließen das Land jammernd und heulend, als sie zum ersten Male schießen hörten. Wunderschön war ihr Gesang, lieblich ihr Ansehen, besonders ihre langen blonden Haare. Wölkchen, die hoch am Gebirge schweben, hält man für ihre aufgehängte Wäsche und erwartet schönes Wetter von deren Erscheinen.

Digitized by Google

Sie wohnen unter den Felsen in weiten prachtvollen Räumen, sind den Menschen hold und freundlich und helfen ihnen, ohne Lohn anzunehmen. Gemsen sind ihre Heerden. Wie die Moosweibchen vom wilden Jäger, werden sie vom „wilden Mann" verfolgt, der von weitem einer mit Moos überkleideten Fichte gleicht; auch sie wenden dieselben Mittel gegen diese Gefahr an. Zur Zeit der Flachsblüthe wandeln sie unter Anführung ihrer Königin Hulda durch die Flachsfelder, richten geknickte Stengel auf und segnen Kraut und Blüthen. Doch rauben sie auch Kinder.

(409.) Sie traten zuweilen in Ehe mit Sterblichen, wie Eine mit einem jungen Bauer in Ulten, aber unter der Bedingung, ihre Herkunft nicht zu offenbaren. Als er einem Nachbar auf dem Kirchenwege, welcher behauptete, weitum das vornehmste Weib zu haben, verrieth, die seine sei eine „Selige", fand er sie zu Hause nebst ihren 13 Kindern verschwunden. Als ein junger Bauer ein solches Fräulein, die ihm ein Heufuder laden half, aus Muthwillen an einem Fuße festband, mußte er zur Strafe lebenslang an einem Fuße hinken. (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. I. 291, 292.)

(410.) Die Sage von den Seligen kehrt sich, wie keine Sage dies thut, nicht an politische, zumal neue Landesgrenzen. Auch drüben im nachbarlichen Engadin, auf Schweizerboden, ist sie gleich heimisch. Vom obern Etschthale aus darf man nur ein Joch überwandern, so steigt man in das Unter-Engadin und in das Thal des jugendlichen blauen Inn herab, der dann beim engen und schaurigen Finstermünz-Paß in's Land Tirol hereinbricht, doch nicht wie ein Feind, sondern als ein nützlicher und wohlthätiger Freund.

Im Unter-Engadin liegt ein Oertchen, das heißt Tarasp, volksmündlich „Trasp", und nahe dabei ein Gehöft des Namens Vulpera. Dort hauste eine rechtschaffene und fleißige Bäuerin, die ihren Mann liebte und ehrte und ihre Kinder gut erzog. Da sind an manchem Winterabende aus dem Thälchen unter'm hohen Piz Pisoc zwei schöne Mädchen mit Spinnrädern auf den Vulpera-Hof gekommen, in weißen Kleidern, mit flachsblonden Haaren, und haben gar fleißig gesponnen, und absonderlich gern nahmen sie den schönen glatten Flachswickel der Bäuerin auf ihre Ueberröcke (Rocken) und spannen ihn der feinsten Seide gleich. Dabei aber redeten sie nicht; nur wenn ein Faden zufällig brach, sagte die eine: „Faden ab!" worauf die andere erwiderte: „Knüpf an!" Wenn ein paar Spuhlen voll gesponnen waren, wurden sie gehaspelt oder geweift, und dann die schönen Garnstränge an die Wand gehängt, und mit Wohlgefallen betrachtet. Wenn ihre Stunde kam, erhoben sich diese nächtlichen Spinnerinnen und traten mit ihren schön gedrechselten Rädern den Rückweg an, und allen Flachs, den sie gesponnen hatten, ließen sie der Bäuerin.

Digitized by Google

Diese gedachte nun, als das Ende der Spinnzeit heran nahete, sie müsse sich dankbar bezeigen, und rüstete daher eines Abends ein großes Essen zu, besetzte den Tisch mit Milch und Butter, Speck und Eiern, Honig und Kuhkäse und Weißbrot von Schuls oder Zernetz, auch rothen Wein aus dem Veltlin, und da sollte nun der ganze Vulpera-Hof nebst den fremden Spinnerinnen theilnehmen. Letztere aber machten traurige Mienen, gaben der Bäuerin noch ein Garnknäuel und sprachen: Für Deinen guten Willen! Lohn um Lohn! — gingen und kamen niemals wieder. Das Garnknäuel aber wurde niemals gar oder alle, wie viel immer die Bäuerin Stränge davon abhaspeln mochte. (Alpenburg. S. 32.)

(411.) Ob dem Weiler Strad (Stra) im tirolischen Gurglthale zwischen Imst und Nassereit eine Stunde hoch zeigt sich am Ungarberge oder Kopf ein kellerartiges Gewölbe, einst der Eingang zur Wohnung dreier „Heiligen" (Seligen), welche oft außen Linnen bleichten oder schneeweiße Kleider an „Sonnenstrahlen" aufhängten; bisweilen seien sie zu den Stradern herabgekommen, den Mädchen beim Flachsspinnen zu helfen, die sich aber meist vor den weißen Gewändern fürchteten und flohen. Das Gewölbe heißt „Eggerskeller", bei Einigen besser „Ergaskeller".

Einst ging der Hirte von Strad hinauf, Birkenreiser zu schneiden und Besen zu machen. Da hörte er, auf einem Steine sitzend, im Bergesinnern wundersüßes Singen dreier Mädchenstimmen. Es bethörte sein Herz so, daß er mit verhaltenem Athem lauschte, bis es zu Ende war, und dann berauscht nach Hause ging. Als er wieder kam und mit ihm die Heerde, fand er das Birkenlaub sauber weggekehrt und sah drei weiße Mädchenkleider im Winde hangen. Er erschrak und eilte fort, mußte aber unwillkürlich nach etwas Zeit abermal an den Ungarkopf, wo sich ihm unverhofft ein holdes „seliges Fräulein" zeigte. Es kam jedoch nicht auf ihn zu, vielmehr blickte sie ihn lächelnd an und ging dem Eingange zu, wie als ob er ihr folgen sollte. Er that es aber befangen nicht, lauschte nur dem lieblichen Gesange aus der Tiefe und verzehrte sich in Sehnen lange Zeit.

Ein Anderer aus Strad, Anton Tangl, der nach 1845 starb, sei einst auch in die Nähe des Gewölbes gekommen, „Stäbe" auszugraben. Als er einen recht tief gewurzelten heraus hatte, erblickte er ein tief hinabgehendes Loch und sah durch die Oeffnung einen mild erhellten Rasenplatz, durchflossen von einem milchweißen, schäumenden Bergbache. Tangl staunte, aber noch mehr als er auf dem Grün tief unter sich, klein wie Puppen, drei schneeweiße Fräulein sitzen sah, einander mit den Armen schwesterlich umfassend und ein lieblich Lied singend, dessen Weise ihn entzückte, dessen Worte er aber nicht verstehen konnte. Er lauschte, bis die Nacht einbrach. Daheim unten erzählte er's und kam mit Freunden wieder herauf, konnte aber den Platz nimmer auffinden und galt als Träumer, „Talk oder Trottel". (Alpenburg. S. 21—23.)

Digitized by Google

(412.) Zu Lüſen im Tirol hatte faſt jedes Haus ein „Seliges“, und dort war immer Segen und Ueberfluß. Einſt ging ein armes Weib an einem vorbei, das auf der Bank ſaß und bat um Brot. Da ſchenkte es ihm einen Laib, der nie abnahm, und davon lebte das Weib und nach ihm ſeine Tochter, bis dieſe einmal beim Abſchneiden redete, nämlich ſich verwundernd, daß es nie gar werde. Auf einmal war der Zauber vorbei und die Tochter mußte wieder betteln wie früher ihre Mutter. (Zingerle, Sagen und Märchen. S. 25 und 26.)

In Norddeutſchland und Dänemark werden die mehr einzeln lebenden „witen Wiwer“ (weißen Frauen) vom wilden Jäger verfolgt. Sie heißen auch Ellopige (Elfenmädchen) oder Ellefru (Elfenfrau), auch Meerweiber, was ihren Zuſammenhang mit den Nixen zeigt. Als die weißen Weiber aus Rügen vertrieben wurden, vertrocknete die Eiche bei Mönkgut, und wenn ſie wieder ausſchlägt, kommen ſie wieder. Sie tanzen bei Mondſchein ihren Reigen im Graſe; von vorn ſind ſie nach däniſcher Sage jung und ſchön, von hinten aber hohl wie ein Backtrog. Bisweilen werden ſie zuſehends rieſengroß. Auch verwandeln ſie ſich in Thiere. In Schweden iſt der Skougman (Waldmann) bekannt. Er wächſt, wenn man ihn anſieht, ſo hoch wie ein Baum, führt die Menſchen in die Irre, fährt im Wetter daher, ſucht menſchliche Frauen zu verführen und vertauſcht Kinder. Er gehört zu den Trollen und fällt meiſt mit den Rieſen zuſammen. In entſprechender Weiſe verhält ſich die Skogsfrau. Sie ſuchen Liebſchaften mit Menſchen anzuknüpfen und noch Anfangs des 18. Jahrhunderts wurden Männer wegen ſolcher zum Tode verurtheilt.

Die ruſſiſchen Waldgeiſter, Ljeſchi, werden in Menſchengeſtalt mit Bockshörnern, Bocksohren und Ziegenfüßen gedacht, die Finger mit Klauen, der Körper haarig. Oft haben ſie aber ganz menſchliche Geſtalt und häufig nur ein Auge. Dieſe ſlaviſchen Vorſtellungen ſtehen mithin den antiken näher als die germaniſchen. Von zahlreichen wilden Kämpfen unter jenen Geiſtern leitet man die Verwüſtungen in den Wäldern ab. Sie fallen auch mit dem Winde zuſammen, führen die Menſchen irre und ſpielen ihnen ſonſt manche Poſſen.

Die rieſenhaften „wilden Leute“ ſind in der Sagenwelt ſeltener als die zwerghaften und verſchmelzen viel mehr mit den eigent-

Digitized by Google

lichen Riesen als die anderen mit den Zwergen. In Böhmen tanzen sie im Wirbelwinde und entführen auch Menschen in demselben, namentlich Wöchnerinnen, welche zu früh ausgehen. „Der Waldschütz" geht zu mitternächtlicher Stunde im Walde um und führt die Leute in die Irre; wer ihn neckt, den verwandelt er in einen Baumstumpf, aus dem der Verwünschte erlöst wird, wenn man darein schneidet. Es giebt dort sowohl schreckliche und häßliche „wilde Weiber", als schöne, verführerische „Waldfrauen"; jene verwechseln auch Kinder der Menschen mit den ihren oder kitzeln solche zu Tode; diese verlocken Menschen, thun ihnen aber auch Gutes.

(413.) Die wilden Weiber bei Moldautein sind groß, Furcht einflößend, das Gesicht voll mit Borsten besetzter Warzen, der Mund breit, das rechte Auge schwarz und tiefer liegend als das linke blaue, die rothen Haare ungekämmt bis in die Mitte des Körpers herabhängend. Sie wohnen in unterirdischer Höhle, durch Oel matt erleuchtet und durch eine Fallthüre geschlossen. Sie rauben den Menschen Vieh von den Heerden, Garben vom Felde, Früchte von den Bäumen. Sonst jagen sie Wild, fangen Fische und Frösche. Sie machen giftige Schlangen zahm und unschädlich und bereiten aus Kräutern und Wurzeln eine Salbe, welche sie fliegen macht, ohne daß sie Flügel haben. Sie lieben Musik und Tanz, was sie beim wildesten Sturm in der Luft ausgelassen wild ausführen. Sie sind unverehelicht, stehlen aber den Menschen Kinder. Sie tragen lange Knotenstöcke, mit Schlangen umwunden, oft auch bloße Schlangen. In mondhellen Nächten lieben sie es, ihre düsteren Grotten mit den Ufern der Flüsse und Teiche zu vertauschen, wo sie sich der hellen Fläche und der funkelnden Sterne freuen. Am Ufer spinnen sie Flachs zu Hemden und Röcken.

In einem einsamen Schlosse, wo gerade nur die Wärterin bei zwei Kindern zu Hause war, vernahm diese eine so süße Musik, daß sie die Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, auf den Tisch legte und hinaus lief. Während dessen flogen zwei wilde Weiber in's Zimmer und raubten sie. Die Musik hatte aufgehört, draußen aber heulte ein furchtbarer Sturm, der Freudetanz der Wilden über den gelungenen Raub. Die Wärterin entfloh aus Angst und wurde Hüterin bei einem Hirten unweit des Eingangs in die Höhle der wilden Weiber.

Die Kinder wuchsen wild auf bis in's siebente Jahr, wenn die Weiber ausflogen, von deren alter blinder Mutter gehütet. Einmal gelang es ihnen, von dieser weg durch ein Erdloch an's Tageslicht zu kommen, wo ihre ehemalige Wärterin sie erkannte und sie in's Schloß führen wollte, das sie aber unbewohnt und öde fand. Die wilden Weiber stießen auf sie, zerrissen die Wärterin in Stücke und nahmen die Kinder wieder mit sich. (Vernaleken, Mythen und Bräuche.)

Digitized by Google

(414.) Bei einem Birkenwald weidete ein Mädchen ihre Ziegen und ſpann dabei den Flachs, den ihr die Mutter mitgegeben hatte. Sobald es aber Mittag war, legte ſie den Flachs beiſeite und machte ein Tänzchen und nach dem Tanze ſpann ſie wieder. Einſt als ſie wiederum in der Mittagsſtunde ſich zum Tanze anſchickte, ſtand plötzlich eine wunderſchöne Frau vor ihr; es war die Waldfrau. Sie hatte ein weißes Gewand, dünn wie ein Spinngewebe; von dem Haupte bis zum Gürtel floſſen ihr goldene Haare herab und auf dem Haupte trug ſie einen Kranz von Waldblumen. Die Frau fragte das Mädchen, ob es gern tanze. Dieſes antwortete: O ich möchte den ganzen Tag tanzen. Da erfaßte die Frau das Mädchen und tanzte ſo ſchön und leicht, daß ſich das Gras unter ihren zarten Füßen gar nicht beugte. Dazu ſangen die Vögel in den Zweigen und machten eine liebliche Muſik, auf deren Klang ihre Füße von ſelbſt ſprangen. So tanzten ſie bis Sonnenuntergang. Da verſchwand die Waldfrau. Nun erſchrak das Mädchen, daß ihre Spindel nicht voll war, und ging traurig nach Hauſe. Aber ſie dachte, ich werd's morgen einbringen und doppelt fleißig ſpinnen. Aber am andern Tage kam die ſchöne Jungfrau wieder und als das Mädchen ſagte, ſie könne heute nicht tanzen, ſie müſſe ſpinnen, beruhigte es die Frau und ſagte: Ich werde dir ſpinnen helfen. Das Mädchen ließ ſich bereden und tanzte mit ihr bis Sonnenuntergang. Dann nahm die Frau des Mädchens Spindel und ſpann in kurzer Zeit allen Flachs auf. Als ſie aber dem Mädchen die volle Spindel reichte, ſagte ſie: Weiſ auf und murre nicht! Hierauf verſchwand ſie. Das Mädchen übergab der Mutter die volle Spindel und ſagte nichts von der ſchönen Frau. Am dritten Tage kam die Waldfrau wieder und tanzte wieder mit dem Mädchen, und als das Mädchen am Abende wiederum jammerte, daß ihre Spindel nicht voll ſei, ſprach die Waldfrau: Ich will dir erſetzen, was du verſäumt haſt. Hierauf füllte ſie ihm die Taſche mit Birkenſtaub und war verſchwunden. Daheim hatte unterdeſſen die Mutter das Garn geſchweift, das die Waldfrau geſponnen hatte, aber ſo lange ſie auch ſchweifte, ſo wollte es doch kein Ende nehmen. Da rief ſie erſchrocken: Welcher böſe Geiſt hat das geſponnen! Und in demſelben Augenblicke war das Garn von der Spindel geſchwunden. Als das Mädchen heimkam, und von der Mutter hörte, was geſchehen ſei, geſtand es ihr Alles und begann von der ſchönen Frau zu erzählen. Das war eine Waldfrau! rief die Mutter entſetzt. Um Mittag und Mitternacht treiben ſie ihr Weſen. Ein Glück, daß du kein Knabe biſt, ſonſt hätte ſie dich zu Tode getanzt und zu Tode gekitzelt. Mit Mädchen haben ſie Erbarmen und beſchenken ſie oft reichlich. Hätteſt du mir das früher geſagt, ſo hätte ich nicht gemurrt, und wir hätten jetzt die Stube voll Garn. Da öffnete das Mädchen ihre Taſche und zeigte das Birkenlaub, das ihr die Waldfrau geſchenkt hatte, und ſiehe, es hatte ſich in Gold verwandelt. (Grohmann, Böhmen. S. 124.)

In Heſſen ſind Felsmaſſen die „Häuſer" der wilden Leute. Die „wilden Männer" haben ihre Luſt an Sturm und Blitz und

Digitized by Google

rütteln dann an den Baumwipfeln. Ihre großen schönen Frauen steigen in den Mondnächten in die Lüfte; ihre Kinder schützen die Menschenkinder beim Beerensuchen. Ihre Kleidung ist grün und rauh, ihr Haar lang und aufgelöst. Doch rathen und helfen sie den Menschen, wo sie können. Ihre Weiber schließen Liebesbündnisse mit Menschen. Sie blicken in die Zukunft, sagen Todesfälle voraus und kennen verborgene Eigenschaften der Pflanzen. In Tirol heißen die Weiber der „wilden Männer“ außer „wilde Weiber“ auch Fangga. Ihre Gestalt war riesengroß, schauerlich, am ganzen Leibe behaart, borstig, das Antlitz verzerrt, der Mund von einem Ohre zum andern, das schwarze Haupthaar voll Baumbart, struppig über den Rücken hinan, im Zorne sich wild sträubend, die Augen nachtschwarz, wie Kohlen, zu Zeiten glühend und blitzend, die Stimme männlich und rauh, die Kleider sind von Baumrinde und Wildkatzenpelzen. Die Fangga ist stets hungrig, besonders nach Menschen- und Kinderfleisch. Nach Anderen müssen sie ihre Kinder vor des Mannes Gefräßigkeit in Bauernhäuser verstecken und dort auferziehen lassen. Die Fanggen, meist in Gemeinschaft gruppenweise lebend, fahren in Sturm einher, erscheinen aber in manchen Sagen an den Wald gebunden, den sie bewohnen. Wurde der Wald geschlagen, so starben sie mit. Das war ein Mittel, sich ihrer zu entledigen. (Alpenburg.) Sie treten aber auch bei Menschen in Dienste. Denselben Namen, Fänken, führen diese Wesen in Graubünden, und hier werden sie bald riesig, bald zwerghaft geschildert; auch fallen die von ihnen erzählten Züge ganz mit denen von Riesen und Zwergen zusammen und die „Geisler“ (oben S. 220) gehören zu ihnen. Ihre Haare sind hellblond, fast silberweiß, etwas straff und sehr lang. Sie sind äußerst schnell im Laufen, holen die Gemsen ein und schneiden deshalb ihren Kindern die Milz aus. Die Mütter lassen diese an Gemsen trinken, denen sie Abends zum Melken pfeifen, was man Stunden weit hört.

Neben den Fänggen kennt der Tiroler Volksglaube aber noch die harmloseren Norgen, Nörgl oder Wildmännl. Sie sollen vom Himmel gestürzte Engel sein, welche an Bäumen hängen blieben und noch jetzt in hohlen Bäumen und Felsen wohnen. Sie helfen den Bauern und Hirten bei der Arbeit, hocken aber boshafter Weise Wan-

Digitized by Google

derern auf, ſo daß ſie als eine Miſchung von Waldgeiſtern, Wildleuten und Kobolden erſcheinen. Sie ſind grün gekleidet und kennzeichnen ſich hierdurch als Pflanzendämonen. Sobald ſie ſich zeigen, kann man auf eine gute Ernte rechnen.

Mit ihnen ſind nahe verwandt die in Burgund und der Schweiz genannten „grünen Männchen“, welche oft von Menſchengröße und darüber ſind und im Walde die Leute irre führen. Bekannt iſt, daß der Teufel als Grünlaub, Grünwald, Grünwedel, Grünrock, Hans vom Buſch, Springinsfeld u. ſ. w. genannt wird. Im Waatlande ſpuken die „Springer“ (im dortigen Patois Schaidos oder Schauterels genannt; der Teufel heißt dort Schautairo (Sauteur). Man denkt dabei unwillkürlich an die Aehnlichkeit in der Geſtalt zwiſchen dem Teufel und den Waldmenſchen (Faunen) des Alterthums.

Am Lech werden die grünen kleinen Waldkobolde, welche Räder ſchlagend, den Leuten zwiſchen die Füße fahren, Huymänner oder Hojemännlein genannt. In Oeſterreich iſt der Hehmann ein Hausgeiſt, der gern in Stall und Küche arbeitet, aber auch ſpottet und neckt. Verläßt er das Haus, ſo weicht deſſen Glück. In Böhmen heißt er ſo von ſeinem ſpottenden Rufe „he! he!“ Er ſpringt den Leuten auf den Rücken und läßt ſich tragen; er iſt verwünſcht und kann nur durch gewiſſe Sprüche erlöſt werden. — In Schwaben kennt man einen Waldkobold, das „Kohlerbau-Männle“, etwa vier Fuß hoch, dick und unterſetzt, ganz roth und mit einer rothen Zipfelmütze. Es läßt ſich bei Tag und Nacht ſehen und führt irre.

In der baieriſchen Oberpfalz iſt der Hoimann oder Haimann (ſchwäbiſch Hojema), der Herr und Hüter des Waldes, gewaltig groß, mit einem Scheibenhute und ſtatt des Haares und Bartes Moos und Baumflechten. Er wandelt in den Wäldern umher, ſchwebt über den Gipfeln der Bäume oder reitet auf ſeinem Schimmel. Selten verläßt er den Hain, und es iſt etwas Ungewöhnliches, wenn er, wie z. B. in Rötz am Allerſeelentage, ſein Revier überſchreitet und bis an das Weichbild des Städtchens wandelt. Sein Ruf iſt: „Hoi, Hoi!“ und der tönt wie eine Klage, daß ſein Reich zu Ende gegangen. (Der Globus, 1863, S. 44.)

Dieſe Waldweſen alle ſind verſchiedenartige Geſtaltungen deſſen,

Digitized by Google

was die deutſche Schriftſprache Elfen nennt, welcher Ausdruck unter dem Volke ſelten iſt; denn das nordiſche Alfar bezeichnet die eigentlichen Zwerge, und in den uns bekannten Sagen iſt von Elfen nie die Rede. Was die Kunſtdichtung aus ihnen gemacht hat, iſt keltiſchen Urſprungs, vorzüglich aus Schottland herkommend. Dort ſind die Elfen, gegenwärtig allgemein Fairies genannt (doch bei Douglas elfis und ſonſt elfmill und elfshot), ein kleines Geſchlecht von gemiſchter zweifelhafter, launiſcher Natur, in ihrer Rache boshaft. Auch hier bewohnen ſie das Innere grüner Hügel, beſonders ſolcher von koniſcher Geſtalt, auf denen ſie beim Mondlicht ihre Tänze halten. Auf der Oberfläche drücken ſie das Zeichen ihrer Kreiſe ein, bisweilen verwelkt und gelb, bisweilen von tiefer grüner Farbe. Es iſt gefährlich, in denſelben zu ſchlafen oder nach Sonnenuntergang dort gefunden zu werden. Vieh, das plötzlich von Krampf oder ähnlicher Krankheit ergriffen wird, ſoll den Elfſchuß haben. Die dreieckigen Feuerſteine, die man in Schottland häufig findet, womit die alten Einwohner wahrſcheinlich ihre Wurfſpieße verſahen, heißen Elfbogenköpfe (elf arrow heads), auch die großen ehernen Streitäxte werden für ihre Arbeit gehalten. Man hört ſie oft in Felſen und Höhlen arbeiten. Durchlöcherte Steine in Bergbächen gelten als ihre Schüſſeln und Becher. Es galt für nicht rathſam, an ſolchen Stellen ohne Zeichen der Achtung vorüberzugehen. Auf dem Gipfel des Minchmuir in Peebleſhire iſt die „Käſequelle", weil ehemals alle Vorübergehenden gewohnt waren, ein Stück Käſe hineinzuwerfen, da ſie den Elfen geweiht war. Ihre gewöhnliche Tracht iſt grün, obgleich ſie auf den Mooren zuweilen in Gewändern mit Bergmoos gefärbt erſcheinen. Sie reiten oft in unſichtbarem Zuge, aber das helle Klingeln ihrer Zügel verräth ihre Gegenwart. Dann borgen ſie oft Roſſe von den Menſchen, oder man findet ſolche Morgens keuchend, müde, mit ungekämmten Mähnen und Schwänzen im Stalle. Auch manchen köſtlichen Weinflaſchen in Kellern brechen ſie die Hälſe. Sie lieben die Jagd, die man Nachts mit Pferdetraben, Halloh und Hornſchall vernimmt. Wer dem Zuge aber folgt, kann in Gefahr gerathen. Sie tauſchen Kinder aus und entführen ſogar erwachſene Perſonen, die nach ſieben Jahren zu den Menſchen zurückkehren und nach weiteren ſieben abermals verſchwinden.

Digitized by Google

Jährlich am Allerheiligen-Abend halten sie ihre große Procession. (Rühs Edda S. 16—20.)

Die ganze Sippe der Elfen oder Wald-, Holz- und Moosleutchen gehört eben so sehr dem Sternreich an wie der Vegetation. Die Gestirne gehen hinter dem Walde auf und unter und verschwinden für die Volksphantasie in demselben. Ja von den Sternen hängt sogar erst das Gedeihen der Pflanzen ab! Des wilden Jägers Beute sind sie, weil der Jäger am Himmel (Orion oder auch der Mond als Jägerin) die Sterne jagt und, als Sonnengott gedacht, sie gar tödtet. Ihr Tanzen in nächtlichen Reigen ist der Tanz der Gestirne am Himmel. Und ihr Königspaar, Oberon und Titania, führt dasselbe Schauspiel der Zwietracht und Eifersucht auf, wie die höchsten Gottheiten des Alterthums, Zeus und Hera, weil sie eben die nebenbuhlerischen und sich stets ebenso sehr suchenden wie fliehenden Sonne und Mond sind. Darum verursacht ihre Zwietracht so schwere Unordnungen in der Natur, wie Titania im „Sommernachtstraum" (II. 2) klagt.

Nun noch eine Nachlese von Sagen, welche in diesen Kreis gehören:

(415.) Vor vielen, vielen Jahren stand bei Wildemann eine kleine Mooshütte, in der mehrere Moosweiblein wohnten. Diese kleideten sich über und über in Moos, das sie wie ein Fell oder eine Decke umgab; sie waren absonderlich liebreich und ungemein freundliche Wesen und hatten Gänsefüße. Die größte Theilnahme zeigten sie für Fremde und Reisende, die sich verloren hatten, oder nichts zu essen bei sich trugen; mitleidig leiteten sie dieselben auf die rechte Straße und theilten ihnen Wurzeln und Kräuter zur Nahrung und Gesundheit mit. Dann baten sie aber flehentlich den Wanderer, er möge doch ja dort drei Kreuze in einen der Bäume, die um ihre Hütte ständen, einschneiden oder einhauen, damit sie darunter Schutz vor dem wilden Jäger fänden, der sie beständig jage, aber dann von ihnen ablassen müsse, wie sie sich unter's Kreuz geflüchtet hätten. Jeder erfüllte gern ihren Wunsch, und so lebten diese guten Wesen glücklich in ihrer Behausung. Einst kam aber ein tückischer und böser Bergmann des Weges auf die Mooshütte zu und zerstörte frevelhaft nicht allein die kleine ruhige Wohnung der Moosweiblein, sondern schlug auch alle die Bäume nieder, in welche die Schutzkreuze geschnitten oder gehauen waren. Von der Zeit an hat man kein Moosweiblein wieder gesehen. Der verruchte Bösewicht aber, der dies Unheil angerichtet hatte, wurde taubstumm und lahm. (Pröhle, Deutsche Sagen. S. 37.)

(416.) Die Holzweibchen versahen den Menschen manche Arbeit und

Digitized by Google

erwiesen sich sehr dankbar. Ein Holzhauer von Breitenstein brachte dem Holzweibchen, mit dem er oft zusammenkam, einst ein „Ofenküchel" mit. Es aß einige Brosamen aus der Mitte, füllte die Lücke mit Sägemehl, gab das Küchlein dem Manne wieder zurück, und als er es daheim auseinanderbrach, fielen drei glänzende Thaler von altem Gepräge heraus. Auf der Breitensteiner „Leiten" warnten zwei Waldfräulein die Graserinnen, zu denen sie oft kamen: Saget euere Träume nicht nüchtern und backet an keinem Freitage, dann werdet ihr Glück haben. Auch sie lassen sich für die verrichtete Arbeit nie lohnen, außer durch etwas Speise: Brot lieben sie, Kartoffeln, Gemüse, nie Fleisch. Um Lohn wirft man Brosamen und Speisereste für sie in den Ofen.

(417.) Als in Windisch-Eschenbach ein Schuster, bei dem allabendlich ein Holzfräulein scheuerte und putzte und jedesmal des Morgens verschwand, zu Weihnacht ein neu Röcklein machen ließ und für dasselbe bereit legte, schlug das Weiblein die Hände über'm Kopf zusammen und jammerte: Ach, Gott, jetzt hab' ich meinen Lohn! Darauf schwand es weg und kam nie wieder.

(418.) Beim letzten Herrn von Breitenstein diente eine fleißige Dirne, für welche die Waldleutchen Nachts alle Arbeit verrichteten. Die übrigen Ehehalten verriethen das, sowie sie's merkten, dem Herrn, der legte Schlingen und fing das Waldmännlein, das er in ein Kellergewölbe sperrte. Fortan erscholl jede Nacht der klagende Ruf des Waldweibchens; der Herr achtete nicht darauf und ließ das Männlein verhungern. Als es todt war, ließ sich die jammernde Stimme des Weibchens wieder vernehmen: O du schlimmer und grausamer Herr! Ließest du mein Männlein verhungern, so geb' ich dir auch den Schlehenstein nicht (an anderen Orten richtiger: sag' ich dir nicht wozu er dient) und soll dein Haus aussterben und von deiner Burg kein Stein auf dem andern bleiben. Und so geschah es. (Globus IV. Bd., 1863, S. 45.)

(419.) Das letzte „wilde Mannli" auf der Alp Matschiels äußerte von den Sennen einst, ihnen sei unbekannt, daß nach dem Käsen noch das Allerbeste in der Schotte bleibe. Sie wollten ihm das Geheimniß ablocken und stellten ihm Schnaps hin. Das Männlein roch daran, ging aber bald mit den Worten davon weg: „I trouw der nit, du chünntist mi bilürla" — übertölpeln. (Erzählte dem Sammler die 59jährige Maria Anna Rupp von Vasön.)

Nach der Erzählung von Bastian Hobi in Valens glaubt man, dies Köstliche aus der Schotte sei der durch fortwährendes Einkochen der letztern gewonnene Honig, der den der Bienen an Süßigkeit übertreffe.

(420.) So linkisch die „Fanken" in Graubünden sich auch bei manchen Sachen benahmen, so waren sie doch nicht gerade so dumm und im Gegentheil wußten sie Vieles, was andere Leute nicht wußten. Sie sagten es aber Niemand und waren äußerst karg mit der Mittheilung ihrer Geheimnisse. Deshalb stellte man ihnen öfters Wein vor. Hatten sie dann von diesem getrunken, so

Digitized by Google

wurden ſie ſchwatzhaft und mittheilend, oder plauderten die Geheimniſſe ſo vor ſich hin, ohne ſie mittheilen zu wollen. Ja es kam ſogar vor, daß ſie ein Geheimniß ausplauderten und dann hinzufügten: „Nicht wahr, das hättet Ihr gerne von mir wiſſen mögen, aber das ſag' ich keinem Menſchen auf der ganzen Welt.“ Eben um der Geheimniſſe willen, die ſie beſaßen, gab man ſich auch alle Mühe, ſie zu fangen, um ſolche von ihnen zu erfahren. In Conters hütete ein wildes Männlein die Geiſen. In das Dorf kam es nie, ſondern nur bis zu einem Stall oberhalb des Dorfes, bis wo man ihm die Geiſen austrieb. Es nahm öfter Geſchenke an und auch Kleidung, ohne deshalb ſich zu entfernen. Die Schuhe trug es lange an den Händen, die Hoſen an den Armen. Die Knaben von Conters hätten es gerne gefangen, um allerlei von ihm zu erfahren, aber es war ihnen zu ſchnell und ſie konnten es nicht bekommen. Da füllten ſie zwei Brunnentröge, die bei jenem Stalle ſtanden, den einen mit rothem Wein, den andern mit Branntwein. Als der wilde Geisler nun Abends zum Stalle kam, war er durſtig und wollte wie gewohnt trinken. Die Knaben hatten ſich im Stall verſteckt und ſahen ihm zu. Den Wein rührte er nicht an und ſagte: „Röthi, Röthi, du biſchiß'ſt mi nit!“ Hingegen vom Branntwein, der die Farbe des Waſſers hatte, trank er, und da fiel er dann berauſcht um und ſchlief ein. Da kamen die Knaben aus ihrem Verſteck hervor, banden ihn und brachten ihn gefangen in's Dorf. Sie drangen dann ſtets in ihn, er ſolle ihnen dieſes oder jenes Geheimniß mittheilen. Da verſprach er ihnen einen guten Rath zu geben, wenn ſie ihn zuvor in Freiheit ſetzten. Sie thaten es und er rief ihnen zu: „bim hübſchen Wetter nemmet die Tſchöpen (Jacken) mit ni und bim 'leiden haid er d'Wahl“. Dann entfloh der Schalk und kam nicht wieder.

(421.) Mit beſſerm Erfolg lockte man aus einem wilden Männlein ein anderes Geheimniß heraus. In alten Zeiten, als man eben noch nicht ſo witzig war als heutzutage, bohrte man die Waſſer-Teuchel immer nur von einer Seite und ſo wurden die Teuchel natürlich ſehr kurz. Es kamen dann manchmal in den Wäldern wilde Männlein zu den Arbeitern und lachten und kicherten in ihre Fäuſtchen, wenn ſie ſahen, daß man die Teuchel nicht länger machen konnte, als es der Bohrer erlaubte. Sie verſtanden es wohl beſſer, aber ſie ſagten es nicht aus. Da ſagte einmal ein Arbeiter zu einem wilden Männlein: „Jetzt weiß ich denn, wie man längere Teuchel machen kann, einer von euch hat es meinem Vetter geſagt und der hat es mich gelehrt, heute ſollſt du mich nicht mehr auslachen.“ — „Ja, gelt, — ſagte das närriſche Männlein — du kehrſt das Holz um und bohrſt auch von der andern Seite?“ Nun war das Lachen auf der Seite des Arbeiters und ſeit dieſem Vorfall kennt man die Kunſt, die Teuchel auf zwei Seiten zu bohren.

(422.) Eine Wald-Fenka ſah einſt in einem Walde des Thales Churwalden (Graubünden) neugierig zu, wie ein Mann Latten ſpaltete. Sie

Digitized by Google

ſaß an einen Baumſtamm gelehnt. Da rief ihr der Mann, ſie möge ihm doch ein wenig helfen und die Latten auseinanderhalten. Die Fenka kam bereitwillig und half, ſtark wie ſie war, aus allen Kräften. Da ſtach den Mann die Bosheit, plötzlich die Axt herauszuziehen. Die Latten ſchnappten ſogleich zuſammen und klemmten der Fenka die Hand ein. Der große Schmerz über ihre ſchlechtbelohnte Hilfeleiſtung brachte die Fenka in Wuth; ſie riß die Hand mit Zurücklaſſung von drei Fingern los, ergriff die Axt, die der Mann im Schrecken über ihr entſetzlich Schreien und Geberden hatte fallen laſſen, und ſchlug ihn auf der Stelle todt. (420—422, Bündner-Zeitung 1850.)

(423.) Am Tippelsberge bei Riemke (bei Bochum) liegt ein Bauerhof und an deſſen Gehöfte eine tiefe Senkung, in welcher ein ſchöner kleiner Quell entſpringt, rings von dichtem Gehölz umgeben. Sie heißt witte Wiwerskule, weil in ihr witte Wiwer gewohnt haben. Eine Bäuerin des Hofes ging einſt noch vor dem Kirchgange nach dem Wochenbette aus. Aber Abends, als ſie am Feuer ſaß, traten plötzlich zwei witte Wiwer herein, ſchleppten ſie mit ſich in ihre Höhle und verboten ihr je aus der Thüre zu ſehen, weil ſie den Hals brechen würde. Das trug ſie ſieben Jahre lang. Dann, als die witte Wiwer einſt abweſend waren, konnte ſie ihre Sehnſucht nicht länger bezwingen und that die Thüre auf. Als ſie heraustrat (die witte Wiwer hatten im Tageslichte keine Gewalt mehr über ſie), läutete die bekannte Glocke in Bochum. Sie eilte nach Riemke hinab zum Hofe, wo ſie aber, da ihr Mann ſie todt geglaubt, eine zweite Frau antraf. Sie legte ſich ſtill an den Herd, aber die Kinder kannten ſie bald und drängten ſich ſchmeichelnd an ſie. Die Stiefmutter wollte das nicht dulden, der Mann aber, als er in's Haus trat, erkannte ſie auch und behielt beide Frauen. Die rechte konnte jedoch nie mehr eine andere Speiſe genießen als „möre Aeppel". (Kuhn.)

(424.) Auf dem Born an der Dünneren (Solothurn) weidete ein Hirt von Kappel ſeine Ziegen. Einſt, als ein wildes Gewitter die Thiere auseinanderſcheuchte, mangelten ihm beim Nachhauſegehen viere davon. Vergebens durchſtrich er das Gebüſch und kletterte alle Halden hinan. Keine Spur, und er fürchtete die Beſitzer, wenn er ohne ſie heimkehrte. Plötzlich ſtand ein Moosweibchen vor ihm, hüpfte wie am Schnürlein herum, ſchüttelte neckiſch ſein kurzes Röcklein und machte den flinkſten Hopſer. Aber dem Burſchen vertrieb die Angſt und auch das flache Mieder, das braune und runzlichte Geſicht jeden ſinnlichen Gedanken und er fragte blos: „Haſch mer mini Geiße niene gſeh?" Da pfiff das Weibchen „wie ein Mäuschen aus der Naſe", wiegte zierlich das Röcklein hin und her und fragte:

Eis, zwee, drei,
dini Geiße ſy nit hei?

Digitized by Google

Eben darum bin ich ja hier, ſagte der Geängſtete, weißt du mir keine Spur von ihnen? — Da pfiff's nochmal:

Eis, drei, zwee,
dini Geiße hani gſeh.

Damit verſchwand das Weibchen wie ein Wetterleuchten und über Stauden und Jungholz weg verbreitete ſich ein Brauſen, als ſchüttelte die ſchrecklichſte Windsbraut einen Haufen Kieſelſteine auseinander.

Als er darüber ſtaunte, kamen die verlorenen Ziegen „wie hergeblaſen" heran. (Lehrer Bernh. Wyß in Solothurn.)

(425.) Zu einem Bader, der auf der wilden Taube wohnte, kam eines Abends Jemand, pochte an's Fenſter und bat mit feiner Stimme um ſeine Hilfe. Als er ſah, daß es ein kleines graues Holzmännel war mit einer Gerte in der Hand, grauste ihm aber und er wollte nicht mitgehen. Da bat jenes gar flehentlich, ſagte, ſein Weibchen habe den Arm gebrochen, und gab die Verſicherung, daß ihm nichts geſchehen werde. So ging er denn mit hinaus in den Schleewald und in das Häuschen der Leute, richtete wirklich den Arm des Holzweibels wieder ein und ſchiente ihn dann. Dreimal holte man ihn noch ab zum Verband und zuletzt wurde er auch zu ſeiner Zufriedenheit bezahlt, denn er erhielt fünf alte Thaler.

Später iſt er wieder in die Schlee gegangen, aus Neugierde nur, um zu ſehen, was die Holzleute machten; aber da hat er die ganz guten Wege, die er hin- und zurückgeführt worden war, nicht wieder zu finden vermocht. (Eiſel, Voigtl. S. 25.)

II. Die Korndämonen.

Schärfer als die Elfen von den Zwergen geſchieden ſind die geſpenſtigen Korndämonen. Wenn das Korn, dieſe beſte Gabe der Gottheit nach dem ſchlichten Volksglauben, vom Winde bewegt, wogt und rauſcht, mußte das nicht die einfachen Beobachter auf den Glauben an darin waltende geiſterhafte Mächte, an eine wilde Jagd im Kleinen und Zahmen bringen, und konnte man nicht mit einem ſolchen Glauben die Kinder und kindiſchen Erwachſenen von Beſchädigungen des Getreides abhalten? In ſolche Dämonen fuhren nun ſeit der Einführung des Chriſtenthums die früher als Beſitzer und Beförderer des Getreides verehrten, aber auch wegen ihrer Macht, dasſelbe zu verderben, gefürchteten Götter. Thors Donner, wenn er mit ſeinen Böcken durch den Himmel fuhr, reinigte die Luft, nachdem ſein Hammer die Winterrieſen zerſchmettert, Freyr ritt mit dem Eber über die Saaten, wie

ſeine Schweſter Freya (Hulda) durch dieſelben fuhr; aber die mit ihr fahrenden Weiber führten Sicheln mit ſich. So wurden dieſelben Weſen, weil ſie bald wohl thaten, bald ſchadeten, bald als ſchenkend, bald als diebiſch gedacht (wie im Alterthum Hermes), ſo auch, wie wir ſehen werden, die einſt verehrten Zwerge. Wenn man daher am Morgen früh Aehren abgeſchnitten und geraubt ſah, ſo ſchrieb man es ähnlichen elbiſchen Weſen zu. Ein ſolches wird in mittelhochdeutſchen Gedichten Pilwiz, Pilwiht, Pilewis, Bulwechs (auch weiblich Bulwechſin) genannt (Grimm Deutſche Mythologie), ein Name, welcher von Grimm (gleich Bilwiſi, Bölwiſi, einem Beinamen Odins) als „das Rechte wiſſend“ gedeutet wird, womit er aber nicht genügend erklärt iſt; denn er gehört zu einer Gruppe von Weſen, welche an die Haus- und Feldgeiſter anknüpfen, daher nicht ethiſcher, ſondern phyſiſcher Herkunft ſind. Andere Benennungen ſind: wilder Mann, ſchwarzer Mann, Grummetkerl, Hafermann, König, Haferkönig, „der Alte“. Dieſe Vorſtellung iſt bis nach Polen und Norwegen verbreitet. An manchen Orten kniet man vor der letzten Garbe und ruft: der Alte! der Alte! was deutlich auf eine einſtige Verehrung dieſer Dämonen deutet. Im Volksglauben erſcheint das fragliche Weſen „als plagendes, ſchreckendes, Haar und Bart verwirrendes, Getreide zerſchneidendes Geſpenſt, meiſt in weiblicher Geſtalt, als böſe Zauberin und Hexe“. Pilmeskind iſt ein alter Schimpfname, wie „Teufelskind“, und „Bilmezſchädel“ wird ein verſtockter Sinn genannt. Der Bauer erzählt von dem ſogenannten Bilmerſchnitt oder Bilberſchnitt im Getreide:

„Der böſe Menſch, der ſeinem Nachbar ſchaden will, geht Mitternachts, ganz nackt, an den Fuß eine Sichel gebunden und Zauberformeln herſagend, mitten durch den eben reifenden Acker hin. Von dem Theil des Feldes, den er mit ſeiner Sichel durchſchnitten hat, fliegen alle Körner in ſeine Scheune, in ſeinen Kaſten.“ (Grimm.) — Im Voigtland iſt dieſer Glaube allgemein; die Bilſen- oder Bilwerſchnitter gehen an Johannis oder Walpurgis vor Sonnenaufgang in das Feld und ſchneiden mit kleinen, an die große Zehe gebundenen Sicheln die Halme ab; ſie tragen kleine dreieckige Hütchen, grüßt ſie Jemand, ſo müſſen ſie heuer ſterben. In Thüringen heißt der Verderber Binſenſchneider, und der Aberglaube kennt allerlei Mittel, ſeinen

Digitized by Google

Tod herbeizuführen; ſo z. B. ſtirbt er, wenn er ſein Bild in einem Spiegel ſieht, wie der Baſilisk, während ſein Anblick den Angeſchauten tödtet. — Andere Gegenden laſſen das Geſpenſt auf einem Bocke durch's Feld reiten.

An vielen Orten Norddeutſchlands und in Litthauen tritt an die Stelle dieſes männlichen Dämons ein weiblicher; in Osnabrück wird er die Tremſemutter genannt, in Braunſchweig Kornwiſ, in der Mark Roggenmöhme, ſonſt auch, je nach der Frucht, Weizen-, Gerſten-, Flachsmutter, Erbſenmuhme, oder allgemein Großmutter, wilde Frau ꝛc. Sie wird gleich den Schatzhüterinnen als ſchwarz oder weiß geſchildert und hat feurige Finger, lange und mit Theer gefüllte oder auch mit eiſernen Spitzen verſehene Brüſte, welche ſie den Kindern, die das Korn betreten, um die Ohren ſchlägt. In Süddeutſchland tritt an ihre Stelle das Holz- oder Waldfräulein, ſo daß offenbar die Korndämonen mit den Elfen zuſammenhängen. Ebenſo hängen mit ihr zuſammen die geſpenſtigen Thiere, die im Korne hauſen und mit denen man ebenfalls die Kinder ſchreckt, damit ſie nicht in's Korn treten. — Solche Thiere ſind beinahe alle im erſten Buche von uns als Gegenſtände der Volksſage aufgeführten, namentlich die Kröte, der Drache, Storch, Hahn, Haſe, Fuchs, Wolf, Bär, Hund, die Katze, das Schwein, die Ziege, das Schaf, Rind, Pferd und der Eſel. Die bedeutendſte Rolle ſpielt die Roggenſau, der Roggenwolf und der Roggenhund.*) — Die Roggenſau iſt offenbar ein Reſt von Freyrs Eber, der Roggenwolf von Odins Wölfen, der Bock, auf dem der geſpenſtige Schnitter reitet, von Thors Böcken.**) Es ſind Dämonen, deren Exiſtenz unmittelbar mit derjenigen des Getreides zuſammenhängt, und welche ſich beim Schneiden des Korns, am Leben bedroht, in die letzte Garbe flüchten; wer dieſe bindet, erhält nach den Schnittergebräuchen in vielen Gegenden den Namen des dort waltenden Dämons.

---

*) Vergl. über das Nähere dieſer Vorſtellung: Wilh. Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund (Danzig 1865) und die Korndämonen (Berlin 1868).

**) Sollten die Schneider nach dem Volkswitze auf Böcken reiten, weil man ſie mit jenen geſpenſtigen Schnittern verwechſelte?

Oft glaubt man, der Schnitter tödte mit dem letzten Sensen- oder Sichelhiebe den Dämon; meist aber lebt der letztere fort, so lange es noch irgendwo unausgekörntes Getreide vom betreffenden Felde giebt. Oft wird eine Puppe in Gestalt des waltenden Dämons verfertigt und dem Dreſcher auf den Rücken gebunden, der ſie zu einem Nachbar tragen muß, wo das Dreſchen noch nicht beendet iſt. Es kommt auch vor, daß der Dreſcher ſelbſt in die Garbe eingebunden und als der gefangene Dämon behandelt wird.

Die thieriſchen Korndämonen ſind dieſelben Thiere wie diejenigen, von denen als geſpenſtigen Dorfthieren gefabelt wird und von denen wir oben ſahen, daß ſie den Menſchen gerne auf den Rücken hucken, wie die erwähnte Garbe auf ſelben gebunden wird; denn beide ſtammen von den die Witterung bedingenden und daher auch über das Gedeihen der Früchte entſcheidenden, raſtlos wandernden Geſtirnen. Gleich den Sternen ſind auch die geſpenſtigen Dorfthiere abgeſchiedene Seelen, und wie jene überall in der Sage als Gold und Silber erſcheinen, ſo ſind dieſe Thiere Schatzhüter, nur wurde bei den Korndämonen der Begriff des Schatzes von den Sternen auf das goldene Korn, das ſie hüten, übergetragen, — iſt ja der Sternen-Himmel ebenfalls ein großes Feld mit vielen tauſend goldenen Aehren.

Neben den ſchreckenden Geſtalten des Kornmannes, der Kornfrau und der Kornthiere tritt aber auch eine freundliche Erſcheinung auf, das Kornkind. Die letzte Garbenbinderin gilt dafür, daß ſie es bekommen habe, oder daß ſie nächſtes Jahr eines bekommen werde. „Schweizeriſche Sagen erzählen, daß im Frühling in blühenden Kleefeldern, zwiſchen der ſproſſenden Kornfrucht ein engelſchönes, feinlockiges Kind auf ſchneeweißen Windeln liegend gefunden werde. Will man es aufheben, ſo wird es ſchwer und ſchwerer und verſchwindet“ (wie das Jeſukind bei Chriſtophores, weil es eben ein Himmelskind, eine Perſonification des Frühlings oder der verjüngten Sonne iſt). Statt ſeiner ſpricht man in Deutſchland auch vom Kornengel. Offenbar iſt es verwandt mit dem helleniſchen Plutos (Reichthum, Kornſegen), welchen auf dem dreimal gepflügten Ackerfeld die Erdgöttin Demeter mit Jaſion, einem Himmels- oder Sonnengotte*) zeugte. Damit über-

*) Vergl. des Verf. „Buch der Myſterien“ (St. Gallen 1869) S. 89.

Digitized by Google

raſchend verwandt iſt der Gebrauch einſt in England und jetzt noch beſonders in der Ukraine, daß Männer und Frauen im Mai ſich miteinander auf dem Acker wälzten, wovon man auf deſſen Fruchtbarkeit hoffte.*) (Vergl. damit auch unten Sage Nr. 430.)

Die Korndämonen als ſolche ſind in der deutſchen Volksſage ſpärlich vertreten. In den folgenden Sagen ſind es meiſt die Zwerge oder zwerghaften „wilden Leute", welche bald in günſtiger, bald in ungünſtiger Weiſe auf das Gedeihen des Kornes einwirken oder ihren Aufenthalt auf dem Getreidefelde haben, was wieder die Verwandtſchaft der Zwerge und Korndämonen beweiſt.

(426.) Wenn die Kornähren manchmal über Nacht knapp am Halm fleckenweiſe abgeſchnitten ſind, heißt man es in Tirol „Hexengetreideſchnitt". (Zingerle, 1859. S. 461.)

Es heißt ſchon in der Lex Bajuvar. 12, 8. Si quis messes alterius initiaverit maleficis artibus — quod aranskarti dicunt, und im Ludwigsliede Zauberſchaden an Frucht und Feld haranskara.

Auch im Aargau, z. B. am Steigfelde unweit Leuggern, kennt man die Sage, die Erdmännli kuppen zur Erntezeit einen Theil der Aehren oben ab, und daraus backen ſie ihr Brot. (Rochholz, Natur-Mythen.)

(427.) Auf der Weſtſeite eines Jura-Ausläufers, unweit Ganſingen im Aargau, liegt der ſogenannte Gügler-Eiſengraben, wo man früher nach Erz grub. In dieſen Gruben wohnen 1½ Ellen große „Waldmenſchen" oder „Erdmännchen", welche auf der Tuhalde und in der Umgebung oft Garben raubten. Deshalb ſtellte man Wachen aus, beſchloß aber ſpäter, jeder Bürger, ſowie die Gemeinde habe einige Garben auf dem Felde liegen zu laſſen, womit ſich die Männchen begnügten.

Ein Mann von Galten ſah ſie einſt im Iſang, ſiebzehn an der Zahl, Buchnüßchen aufleſen. Sie boten ihm davon an, was er aber unverſtändig ablehnte.

Vom „Wildloch" auf dem Kaisacker führt ein unterirdiſcher Weg, den ſie oft wandeln, um in Oberſulz Milch zu ſtehlen. Steigen gewiſſe Nebel auf dem Kaisacker auf, ſo „backen die Erdmännchen am Eiſengraben". (Birrcher, das Frickthal.)

Auch unweit Siſelen, in den Löchern der Kindshalde, wohnten Erdmännchen, welche den Bauern, die ihnen Garben ſtehen ließen, dafür Kuchen brachten, bis ſie, als eines von ihnen arg beleidigt wurde, fortzogen.

Eines kam einſt an das Fahr bei Murg und wollte übergeholt ſein.

*) Mannhardt, Baumcultus. S. 480 ff.

Als der Fährmann sich wegen eines so winzigen Wesens nicht plagen wollte, kam es in größerer Gestalt. Nun holte er es ab, aber mitten im Rheine stieß es den Kahn um und der Schiffer ertrank. (Ebendas.)

(428.) Wer in der Neujahrs-Mitternacht auf den Schloßberg zum „Geisbrunnen" geht, wird inne, ob ein fruchtbares Jahr kommen wird oder nicht. Wird das Jahr gut, so sieht er ein Männlein dabei, das in einer Hand drei Aehren, in der andern drei Trauben hat, und es nickt ihm freundlich zu; im Gegentheil macht es ein saures Gesicht und seine Hände sind leer. (A. Schnetzlers Bad. Sagenbuch, I.)

(429.) In Graubünden erzählt man sinnig, ein Bauer sei durch die Wiesen gegangen, habe sich der grünen Saat, der schneeblühenden Bäume, der freudeweinenden Reben erfreut, daß das Herz ihm warm worden und endlich unter den Aehren ein kleines hilfloses Kind liegend gesehen, das bittend seine Händchen gegen ihn streckte. Er habe es mitleidig aufheben und mit heimnehmen wollen, aber es so schwer gefunden, daß weder er noch die Nachbarn es zu lüpfen im Stande waren. Da glänzte es auf einmal wie Gold und sang: „Hast wohl vertrauet, hast wohl gebauet, gebaut auf Gott!" worauf es gen Himmel verschwand. Es war das Kornkind. (Flugi. Vergl. Rochholz 1, 273.)

(430.) Eine wilde Frau ging oft aus dem Untersberg in das eine Stunde entlegene Dorf Anif, wo sie Löcher in die Erde grub und drin schlief. Ein Bauer aus Anif sah sie und verliebte sich in ihr wunderschönes Haar, so lang, daß es ihr beinahe auf die Fußsohlen reichte. Er ging ihr nach, betrachtete sie mit Wohlgefallen und legte sich endlich ohne Scheu zu ihr. Sie lagen aber wie Kinder, ohne an Ungebührliches zu denken. In der zweiten Nacht fragte sie ihn: ob er daheim nicht eine Frau habe. Der Bauer leugnete das. Allein sein Weib machte sich allerlei Gedanken über sein Wegbleiben, schlich ihm nach, fand ihn auf dem Felde bei der wilden Frau schlafend und sagte zur wilden Frau: „O behüte Gott, deine schönen Haare! was thut ihr denn da mit einander?" Als es das gesagt, entfernte es sich. Der Bauer erschrak, die wilde Frau aber hielt ihm seine treulose Verleugnung ernst vor und hieß ihn zu seiner Frau gehen und nie mehr kommen. (Volksbüchlein vom Untersberge.)

(431.) Auf dem Sonnenberge bei Schlanders bestimmte ein „Nörgl" dem Bauer jeden Spätherbst dadurch die Zeit, das Feld zu bebauen, daß es eine Egge hineinstellte. Der Bauer folgte bereitwillig und wurde immer durch reiche Ernten belohnt. Als jedoch einst die Egge allzulang nicht erschien, wollte der Bauer, da alle Nachbarn schon grüne Saat hervorgucken hatten, nicht länger warten, da er das Nörgelchen für gestorben hielt, und baute an. Kaum war das geschehen, so erschien das Nörgel zürnend und rief: „Deine Ernte

Digitized by Google

wird gering sein, die der Nachbarn gar keine." Damit verschwand es für immer und die Drohung erwahrte sich. (Zingerle.)

(432.) Unweit des Dorfes Gurwiz in Mähren hatte ein Bauer einen Erbsenacker. Als die Erbsen zu reifen anfingen, merkte er, daß ihrer jeden Morgen weniger wurden, und lauerte Nachts dem Diebe auf. Da sah er Mittnachts aus dem benachbarten Brunnen zwei Männlein heraussteigen und geradewegs auf den Acker losgehen. Er erwischte eines, das freilich nach einigen Tagen verschwunden war. (Vernaleken, Mythen und Bräuche.)

(433.) In Jühnde bei Göttingen stahlen die „Twarge" den Bauern die Erbsen, bis Einer auf den Einfall kam, ein Seil um seinen Acker zu spannen. Als dann die Kleinen durchbrechen wollten, fielen ihnen die Nebelkappen ab, sie standen sichtbar in bloßen Köpfen da und mußten versprechen, eine Mette (Metze?) Geldes zu geben, wenn er das Seil wegnehme. Aber er solle „vor Sunnenupgange" sich einfinden. Nun gab ihm Einer den Rath, schon um 12 Uhr zu erscheinen, weil die Zwerge dann den Tagesanbruch rechnen, und vor dem wirklichen Sonnenaufgange nicht mehr dort und ihres Wortes ledig wären. Er that es, und die Kleinen waren wirklich mit ihrer Metze Geld da. (Grimm's Sagen. S. 431.)

Dritter Abschnitt.

Die Zwerge.

I. Die Berggeister.

a) Der Zwerge Herkommen und Namen.

Verschiedene Arten der Beschäftigungen mußten bei den an Phantasie reichen, aber noch nicht zu höheren Stufen der Religion aufgestiegenen Völkern auch verschiedene Klassen von Dämonen schaffen. Deuten die Nixen auf Fischer und Schiffer als ihre Dichter und Verehrer, die Wald-Dämonen auf Holzfäller und Jäger, die Korndämonen auf Ackerbauer, so bezeichnen die Zwerge, wie wir sehen werden, vorzugsweise eine Cultform in Gegenden des Bergbaues. Die Zwerge sind in weit höherm Grade arbeitende Wesen als die Wasser- und Pflanzengeister, die dies nur ausnahmsweise sind, daher der

Digitized by Google

Glaube an sie wahrscheinlich in einer Zeit entstand, wo der Gewerbebetrieb seine Schwingen entfaltete. Sie sind zugleich viel deutlichere Personificirungen der Gestirne als die Nixen, in welchen man auch die Wellen, und als die Pflanzendämonen, in welchen man auch die Pflanzen selbst erblicken kann. Der gewerbetreibende Mensch versetzte seine Gottheiten, die ja am Himmel untergingen, man wußte nicht wohin, in den dunklen Schooß der Berge, wo es zu arbeiten, wo es geborgene Schätze (s. oben S. 48 ff.) zu fördern gab. Aus kleinen Anfängen, hatte man beobachtet, entwickelt sich Großes, und die mächtigen Sterne erschienen ja ohnehin klein; daher wurden die Gottheiten der arbeitenden Menschen als klein gedacht; sie waren Zwerge.

Die älteste Spur von derartigen Wesen finden wir bei den Griechen. Diodor (V, 64) erzählt, die ersten Bewohner von Kreta, auf welcher Insel, wie er sagt, die meisten Götter geboren und alles den Menschen Nützliche erfunden worden, seien die idäischen Daktylen (Finger, also offenbar fingergroße Leutchen, Däumlinge) gewesen. Nach einer Angabe waren es hundert, nach einer andern zehn, nach der Zahl der Finger. Ephoros sagt, sie seien Zauberer gewesen, die sich mit Beschwörungen, Weihen und Mysterien beschäftigten und deren Schüler Orpheus war. Die Daktylen haben den Gebrauch des Feuers, sowie das Kupfer und das Eisen entdeckt und die Kunst erfunden, diese Metalle zu verarbeiten. Weil man sie als große Wohlthäter des Menschengeschlechtes anerkannte, wurde ihnen die Ehre der Unsterblichkeit zu theil. Einer von ihnen, Herakles (aber nicht der Sohn der Alkmene), stiftete die olympischen Spiele. Ihre Nachfolger waren die neun Kureten, nach einer Sage Söhne der Gē (Erde), nach einer andern der Daktylen selbst. Sie erfanden Vieh- und Bienenzucht, Schießkunst und Jagd und das bürgerliche Zusammenleben, sowie die Waffen. (In der Bretagne heißt corred — Zwerg.)

Ganz Aehnliches erzählt Diodor (V, 55) von den Urbewohnern der Insel Rhodos, den Telchinen, Söhnen der Thalassa (des Mittelmeeres). „Sie wurden auch Erfinder von Künsten und trafen andere für das tägliche Leben nützliche Einrichtungen. Sie waren die Ersten, welche Götterbilder verfertigten. Ferner waren sie Zauberer, welche, so oft sie wollten, Gewölke, Regen und Hagel vor-

Digitized by Google

überleiten, ebenso aber auch Schnee herbeiführen konnten. Auch vermochten sie fremde Gestalten anzunehmen.“ In der Folge verließen die Telchinen die Insel und zerstreuten sich. Herodot (III, 37) sagt von dem Bilde des Hephästos (Ptah) in Aegypten, welchem Gotte ja dieselben Künste zugeschrieben werden, wie den Daktylen und Telchinen, daß es das Bild eines Pygmäen (faust- oder halbellengroßen Menschen, d. h. Zwerges), gewesen, und daß dort selbst die Kabeiren, welche seine Kinder genannt werden, ihm gleich gebildet seien, welche Bilder alle der ruchlose Kambyses zerstörte. Ihre Verwandtschaft mit den Telchinen geht daraus hervor, daß letztere (nach Diodor) mit der Kaphira, Tochter des Okeanos, den Poseidon erzogen, der ihnen von der Rhea anvertraut war. Ptah aber war in Aegypten eine Hauptgottheit und wurde für den Schöpfer der Welt angesehen, daher das Land (nach Brugsch) „Land des Ptah“ (ah—ptah, Αἴγυπτος, bei den Griechen, auch oft Ηφαιστία) genannt wurde (Uhlemann, ägyptische Alterthumskunde II, 12). In Griechenland waren die Kabeiren gleich den Daktylen und Telchinen Stifter von Mysterien, und zwar auf der Insel Samothrake. Von denselben sagt Herodot (II, 51), daß der Gebrauch der Φαλλοί von dort her nach Athen gekommen sei, woraus zu schließen, daß die Kabeiren auch Gottheiten der Zeugungskraft waren. Die Eingeweihten dieser Mysterien wurden mit einer purpurfarbigen Binde geschmückt. Außerdem kennt die griechische Mythe die Pygmaien, die man nach Afrika verlegte, wo sie als Verwandte des von Herakles erlegten Antaios den schlafenden Sieger überfielen, von ihm aber in seine Löwenhaut gesammelt wurden.

Alle die genannten Eigenthümlichkeiten der Daktylen, Kureten, Telchinen und Kabeiren haben nun auch die Zwerge der Volkssage Nord- und Mitteleuropas. Auch sie werden als Urbewohner des Landes betrachtet und sehen die Menschen als Eindringlinge an (Wuttke, Volksaberglaube S. 41). Das Volk nennt sie uralt oder bergalt und aus Steinen geschaffen. Noch der Edda wurden die Zwerge von den Göttern, die gleich ihnen Erz schmiedeten, also wohl ursprünglich mit ihnen Eines waren, zuerst erschaffen und lebten im Körper Ymirs des „Riesen“, der die Welt bedeutet (oben S. 19 f.), gleich Maden im Fleische. Sie erhielten aber nach dem Willen der Götter

Digitized by Google

„Menſchenwitz und Menſchengeſtalt“ und wohnten in der Erde und Geſtein (Wöluſpa und jüngere Edda, Gylfaginning 14). Die Wöluſpa nennt nicht weniger als 75, die jüngere Edda (a. a. O.) aber nur 64 Zwerge mit Namen, welche zuerſt geſchaffen worden. Vier von ihnen, Auſtri, Weſtri, Nordri und Sudri, wurden an die vier Ecken der Welt geſetzt. — In Tirol und in der Schweiz gelten die Zwerge als gefallene Engel, welche nicht ganz verdorben, ſondern nur verführt worden und nun bis zum jüngſten Tage auf der Erde bleiben müſſen. Nach der Sage in Schleswig-Holſtein hat ſie Chriſtus, als eine Frau ihm nur ihre ſchönen, nicht aber die häßlichen Kinder vorſtellte und letztere im Keller verſteckte, mit den Worten verwünſcht: „wat onner es, ſkol onner bliw, wat bawen es, ſkal bawen bliw“. —

Alte Leute zu Owen in Schwaben erzählen von einer Zeit, wo Zwerge über die Menſchen herrſchten und von dieſen göttlich verehrt wurden. Dort ſchrieb man den Zwergen auch das Echo zu. Die Kormaksſaga erzählt noch deutlicher, daß der Hügel der Elbe (gleich dem Altar eines Gottes) mit dem Blute eines Stiers geröthet und aus deſſen Fleiſch den Elben ein Mahl (d. h. ein Opfer) bereitet wurde.

Gleich den antiken Zwergen ſind auch die nordiſchen zauberkundig, indem ſie namentlich die Kunſt verſtehen, ſich durch ihre Nebel- oder Tarnkappen (die Wolken) unſichtbar zu machen. Auch ſie ſind namentlich der Metalle, ihrer Fundorte und ihres Bearbeitens kundig, weil eben die Sterne wie Metall glänzen. Außerdem verſtehen ſie aber auch alle übrigen Künſte und Handwerke. An die Purpurbinden der Kabeirenjünger erinnern die leuchtendrothen Mützen, bisweilen auch Kleider der Zwerge, dieſe Adelsdiplome ihrer Sternabkunft, wie bei den Nixen, die auch „Waſſerzwerge“ heißen und mit denen ſie auch ſonſt ſo nahe verwandt ſind, wie oben Sage Nr. 346 und ebenſo die folgende zeigt.

(434.) In Mähren, unweit Roſſitz, bildet die Berritz den großen „Jungfrauenteich“, der grundlos ſein ſoll. Nahe daran ſteht ein Fels, an deſſen Spitze das „Blutloch“ ſich öffnet, und unweit liegt der „Zwergenberg“, auf deſſen Spitze der „Zwergſtein“ menſchlichen Kopf und Hände weiſt. Im Teiche lebten Waſſerjungfern, die oft den Schiffern die Kähne umwarfen oder ſie in dichte Nebel hüllten. Ihr Körper war meergrün, wie die Zähne, und

Digitized by Google

zuweilen Schlangenleib. Eine davon begab ſich in menſchlicher Geſtalt, umhüllt von dichtem Nebel, in den Zwergenberg, ſich mit den Zwergen zu erluſtigen. Jedesmal begleiteten Zwerge ſie bis an den Teich zurück. Die Schweſtern, hinter deren Rücken ſie das that, beſchloſſen Strafe, und von einem Zwerge benachrichtigt, wann der Beſuch ſtattfinde, lauerten ſie ihr hinter einem Felsſtücke am Teiche auf, ſtürzten, als ſie zurückkam, hervor und zogen die zwei Zwerge und ſie in die Tiefe. Am Morgen ſahen die Schiffer an der Felſenöffnung drei blutrothe große Blaſen, die Seelen der Drei, welche immer nach zwanzig Jahren wieder erſcheinen. Der Zwerg, der ſie verrathen, ſteht in Stein verwandelt. (Vernaleken, Mythen und Bräuche.)

Die Zwerge führen verſchiedene Namen; denn es giebt ihrer mehrere Gattungen, welche jedoch keineswegs ſtreng von einander geſondert und unterſchieden ſind. Am allgemeinſten (Simrock, D. M. S. 406) nennt man ſie Wichte, oder, da dieſer Name auch Menſchen und Rieſen bezeichnet, Wichtelchen, Wichtelmännchen, oft auch Graumännchen. Weniger allgemein iſt der Name „Elbe“ oder „Alfe“ (urſprünglich, nach Simrock, mit albus verwandt, daher lichte gute Geiſter bedeutend). Merkwürdiger Weiſe heißen ſie an manchen Orten (z. B. in Mecklenburg) „Mönke“, wie die Nixen „Nonnen“. Auf Rügen heißen die Männchen der „Unterirdiſchen“ Mönke und ihre Weibchen Nonnen. Die jüngere Edda (Gylfaginning 17) unterſcheidet die Alfen in Lichtalfen (Liôsâlfar), welche in der Höhe, und in Dunkel- oder Schwarzalfen (Döckâlfar, Swartâlfar), welche unter der Erde wohnen. Erſtere ſollen ſchöner als die Sonne von Angeſicht, letztere ſchwärzer als Pech ſein. (In Tirol heißen die Zwerge „Pechmandl“.) Sie als gut und böſe zu unterſcheiden, iſt ungerechtfertigt; beide ſind mit den Göttern auf gutem Fuße; die Schwarzalfen ſchmieden auch ihnen alle ihre Geräthſchaften. Die ältere Edda kennt dieſen Unterſchied nicht, und ſo giebt es auch keinen zwiſchen „Alfen“ und „Zwergen“ (Dvergar), welchen man hat herausklügeln wollen;*) alle dieſe Claſſificationen der Zwerge ſind ſpäte Producte. Die deutſche Volksſage kennt nur die auf und unter der Erde wohnenden Zwerge oder Wichte. Luftgeiſter oder Elfen ſind theilweiſe ein Eigenthum

*) Dafür ſcheint einzig Alvissmal zu ſprechen, welches Gedicht aber überhaupt nur eine Spielerei mit Synonymen und deſſen Unterſcheidung von Alfen und Zwergen ſo wenig gerechtfertigt iſt, als diejenige von „Göttern“, „Aſen“ und „höheren Weſen“, welche es ebenfalls auseinanderhält.

Digitized by Goog

fremder, keltiſcher Sage, wenn auch nicht als alt bezeugt, theilweiſe ein ſolches der Kunſtdichtung ſpäterer Zeit. Hingegen unterſcheidet die deutſche Volksſage zwiſchen den eigentlichen Zwergen oder Wichten, welche bald unter der Erde oder überhaupt im Verborgenen frei leben, bald als Kobolde den Menſchen dienen, und zwiſchen den bereits betrachteten „wilden Wald-, Holz- und Moosleutchen", mit welchen indeſſen mannigfache Sagenzüge ſie verbinden.

Die eigentlichen Zwerge oder Wichte (in Tirol auch Pitzl) leben in Klüften und Höhlen des Gebirges oder der Erde überhaupt, bisweilen auch in altem Gemäuer oder in hohlen Bäumen und beſchäftigen ſich meiſt mit Bergbau und mit Verarbeitung von Geſteinen (Edelſteinen, Kryſtallen) und Metallen. Auch verfertigen ſie „Donnerkeile". Im Freien hüten ſie die Gemſen als ihre Heerde (ſ. oben S. 198). Sie ſind gleich den Nixen leidenſchaftliche Liebhaber von Muſik, Geſang und Tanz; aber ſtatt der geſchlechtlichen Liebe, die bei den Nixen vorherrſcht, ſind ſie mehr der Kinder- und Elternliebe ergeben und bewahren feſten und treuen Familienſinn; namentlich ſind bei ihnen die Gatten für das Wohl ihrer Frauen ungemein beſorgt. Damit im Widerſpruche wird ihnen die Sucht aufgebürdet, ihre häßlichen Kinder gegen ſchöne menſchliche (wieder die menſchliche Eitelkeit) als Wechſelbälge auszutauſchen, was aber in den Sagen ſelbſt als bloßes Blendwerk erſcheint. Auch ſie ſelbſt, wenigſtens die Männchen, erſcheinen ſtets als häßlich, ältlich, runzelig, braun, ja oft ſchwarz (in einzelnen Gegenden auch weiß, grün oder blau) und langbärtig. Ein weiterer Widerſpruch liegt darin, daß ſie bald als den Menſchen freundlich, hilfreich und dankbar, bald als falſch, treulos und diebiſch geſchildert werden. Auch darin iſt die Sage nicht einig, daß manchmal die Zwerge, ſo oft ſie auch ſelbſt Geſchenke machen, ſolche der Menſchen nicht annehmen, oder darüber ſo betrübt werden, daß ſie ſich nicht wieder ſehen laſſen, manchmal aber, doch ſeltener, ſich Geſchenke geben laſſen. Ihre Größe iſt verſchieden, doch meiſt die von Kindern. Da ſie von den Sternen entnommen ſind, ſo fehlt ihnen ſtets etwas an den Füßen, was aus anderen Gründen keinen Sinn hätte; entweder haben ſie an jedem Fuß eine Zehe zu wenig, oder ſie verbergen die Füße ſorgfältig, die dann, wenn man ſie entdeckt, Ziegen- oder Gänſe-

Digitized by Google

füße ſind, worauf ſie empört verſchwinden. Auch die Dialas im Engadin (die dortigen Feen) haben Ziegenfüße. Dieſer Mangel an menſchlichen Füßen iſt ein uralter mythiſcher Zug, der bei den verſchiedenſten Völkern erſcheint, aber ſtets auf die Fußloſigkeit der Geſtirne zurückzuführen iſt. Ein indiſches Räthſel ſagt: ich habe einen Hirten geſehen, der niemals ſeinen Fuß auf den Boden ſetzte und doch kam und ging auf den Pfaden u. ſ. w. Die Löſung iſt „die Sonne". „Apâd", fußlos, iſt ein Beiwort des Sonnengottes und der Morgenroth-Göttin.

Ein weiteres Zeugniß für die aſtraliſche Bedeutung der Zwerge iſt die Meinung in Böhmen, daß die Zwerge ihre Wohnungen nur verlaſſen, wenn das erſte Viertel in den Vollmond übergeht. (Grohmann, Böhmen S. 181.)

Als Urbewohner haben die Zwerge, gleich ihren Vorbildern im Alterthum, den Kureten (Eingebornen von Kreta) auffallend oft die Namen alter Völker, wie z. B. in Tirol und der Schweiz Fenken (Phöniker oder Veneter, auch „Venediger"), im Böhmerwald Razeln (Rhätier), in Tirol Norgen, Norken (Noriker, doch auch Lorken), in Waldeck ſogar — Hünen. In der Schweiz heißen ſie auch allgemein „Heiden" und alte Höhlen, die man ihnen zuſchreibt, „Heidenlöcher". Ueber weitere Namen verweiſen wir auf Grimm's deutſche Mythologie.

Weniger allgemein bekannt ſind die Namen der einzelnen Zwerge und Zwerginnen, welche in der Sage auftreten und deren es, an verſchiedenen Orten, eine Maſſe giebt. Anläſſe, ſolche zu nennen, erzählen folgende Sagen:

(435.) Im Flecken Walddorf, zwiſchen Tübingen und Nürtingen, erſchienen eines Winters in einem Hauſe zwei kleine weiße Fräulein bei der „Lichtkarz" und ſpannen mit den Mädchen in die Wette, ſetzten ſich aber immer in den Winkel auf eine kleine Bank, redeten kein Sterbenswort und verließen die Spinnſtube Schlag 10 Uhr. Man nannte ſie Erdweible und hielt dafür, ſie ſeien eigentlich aus dem Unterlande, vom Heuchelberge hergekommen. Sie arbeiteten auch Nachts für die Menſchen, namentlich Brot backend. Zum Spinnen kamen zuweilen ein Fräulein, zuweilen zwei, und das ging ſo bis gegen den Frühling hin. Einmal ſpannen die Zwei, als plötzlich vor der Thüre eine unbekannte Stimme vernommen wurde, rufend: O weh, o weh! der

Digitized by Google

Heuchelberg brennt! Da antwortete das eine Fräulein: O weh, o weh! meine armen Kind! Und wie der Wind waren sie fort und sind seitdem nie wieder gesehen worden. (Meier.)

(436.) In Bildenau (Niederbaiern) stand bei einem Bauer ein „Bergmännl" mit seinem „Weibl" in Arbeit. Als einst jenes auf dem Felde, dieses im Hofe mit Waschen beschäftigt war, lief letzteres von der Arbeit zum Männlein auf dem Felde und rief: Jakob, komm geschwind! Wir müssen nach dem Untersberg, der König Karl ist gestorben. (Panzer.)

(437.) Ein Fuhrmann von Schwandorf fuhr gen Amberg. Als er auf die Höhe hinter'm „Hoidweiher" kam, stand ein kleines Männchen da und bat ihn, dem „Katzabenz", da, wo er einkehre, zu sagen, er möge um Mitternacht hier sein. Der Fuhrmann, als er einkehrte und die Gäste „am Benz feindelten oder streichelten", richtete lachend seine Botschaft aus, und der Benz, das hörend, fuhr zum Fenster hinaus und wurde nie mehr gesehen. (Schönwerth.) *)

(438.) In der „Gamsleke" ob Sölden in Tirol, in der „Fräuleinhöhle" wohnten „wilde Fräulein", welche den Leuten Witterung und Fruchtbarkeit vorhersagten und einst Einen den Roggen eilig schneiden hießen, worüber die Nachbarn sie verspotteten, aber damit aufhörten, als ihnen ihr Roggen eingeschneit und verdorben wurde. Sie liebten junge Knaben, die sie zu sich lockten, bewirtheten und verzogen. Diese wurden die ärgsten „Ragger" im Thale, führten namentlich Winters ein tolles Leben und ritten auf den kleinen goldenen Schlitten der Fräulein („über Teufl und Tuifl" sagen die Söldener) in's Thal herunter. Als die Bewohner ihre Knaben nie mehr hinauf ließen, hörte man, Nachts namentlich, die Fräulein laut klagen Einer der Knaben ertrug das nicht, lief den Eltern davon und schlich zu seiner kleinen Geliebten. Die Eltern suchten vergebens, bis man am Vorabende des Walburgistages in der Höhle oben Klaggesänge vernahm und die Worte hörte: die Runa und der Tuit sind g'storben; uns trifft's morgen. Seit diesem Abende sah man weder mehr was von den Fräulein, noch von dem Knaben. (Zingerle.)

(139.) Bei einem Bauer in Tirol diente eine Magd so fleißig und treu, daß sein ganzes Hauswesen wunderbar gedieh, besonders das Vieh. Bei Tische saß sie, sie hieß Salome, immer an der Ecke, und einst, als während des Mittagsessens eine Stimme rief: Salome komm! Und dies dreimal, sprang sie auf, legte den Löffel auf den Tisch, und verschwand, und mit ihr der Segen.

Einige Jahre später ging im Pinzgaue von Salfelden ein Metzger um

*) Nach dieser Sage, welche mit anderen von Katzen genau übereinstimmt, (s. oben Sagen Nr. 234, 235 und 243), verwandeln sich also die Zwerge zuweilen in Katzen, wie denn noch viele andere Züge die Sagen von Thieren und Dämonen verbinden.

Digitized by Google

Mitternacht den Hohlweg herunter; da rief aus der Felswand eine Stimme: Metzger, wenn du an der langen Unkener Wand vorbeigehst, so ruf' in die Spalten hinein: die Salome ist gestorben. Das kann ich thun, sagte lachend der Metzger, und als er vor Tag an die lange Wand kam, rief er das Aufgetragene dreimal hinein und es ertönte aus der Tiefe des Berges ein lautes vielstimmiges Wehklagen. (Panzer.)

Andere Variationen derselben Sage lauten:

Hans Aebli sag dem Appele, d' Appele sei todt. (Freiburg in der Schweiz.)

Sag der Hübel, daß Habel gestorben. (Sachsen.)

He du, Jochtrager, Stiertreiber, sag' der schwarzen Rinde, der Muggastutz sei todt. (Vorarlberg.)

Muggistutz isch g'storben. (Berner Oberland.)

Stutza Mutza, die rauche Rinte is g'storb'n. (Tirol.)

Jochträger, sag' der Sture Mure, die Rauh-Rinde sei todt. (Böhmen.)

Chüetriber (Kuhtreiber), säg dem Churri-Murri, 's Chussi-Mussi sei gstorba. (Uri.)

Waldmann, sag zum Giragingele, das Hörele sei g'storben. (Tirol.)

Säg' Jochfahrer, d' Rohrinda söll heem koh (heim kommen), Urhans sei gstorba. (Vorarlberg.)

Holzhacker, sag zum Stizl, zum Wizl, der Thorizl sei todt. (Tirol.)

Pizzi und Pazzi sind gestorben. (Lichtenstein.)

O große Noth, o große Noth, die alte Mutter Pump ist todt. (Böhmen.)

Hoß, Hoß, auf dem schneeweißen Roß, sag' zu der Hanna, ihr Vater sei g'storben. (Tirol.)

Pasch, mit deim krummen Roß, sag' meinem Bruder Tschedrawee, der Kabeskopf (Kohlkopf, schweizerisch auch Dummkopf) sei g'storben. (Tirol.)

Eine andere Gruppe von Zwergnamensagen schließt sich an Grimm's bekanntes Rumpelstilzchen, wie z. B. folgende Originalmittheilung:

(440.) Ein Bergmännchen liebte ein schönes Mädchen im Thale, und kam mehr zu ihr auf Besuch, als der Hübschen lieb war. Endlich sagte der Freier, der das merkte, zu ihr, wenn sie beim nächsten Besuche seinen Namen wisse, wolle er nicht mehr kommen; wisse sie ihn aber nicht, so müsse sie seine Frau werden. Die Schlaue band ihrem Verehrer unvermerkt einen langen Faden an ein Bein und folgte ihm, als er fortging, heimlich. Als das Männchen in seiner Höhle anlangte, sang es:

„Ei, Rädeli, spinn!
Ei, Häspeli winn' (winde)!
Ei, Gott sei's gedankt,
Daß mi Schäzli nit weiß,
Daß i Hans-Oeseli-Chächeli heiß."

Jetzt eilte das Mädchen heim. Der Liebende kehrte nach etlichen Tagen wieder. Nun sollte das Mädchen seinen Namen nennen. Es rieth hin und her, als ob es nichts wüßte, und sagte endlich, er heiße wohl Hans-Oeseli-Chächeli. Das Männchen erschrak, fluchte, stampfte und schrie: „Das hat dir der Teufel gesagt!" eilte fort und kam nie wieder in's Thal. (Nikl. Senn.)

Andere, beinahe wörtliche Variationen derselben Sage enthalten die Namen: Gänsefuß, Senfkörnlein, Hahnenkikerle, Gragörli, Klein-Waldkügele, Rikdin-Rikdon, Rumpetrumpen, Pumperelle, Perlebitz, Popemannel, Titeliture (dies in Schweden sowohl als in Masuren), Trillevip, Terrytop, Zirkzirk, Kinkach-Martinko, in Irland Trit-à-Trot, in Sicilien Lignu di scupa (Besenstiel) u. s. w.

Man vergleiche über die Zwerge im Allgemeinen Grimm's Sagen 30 bis 48, sowie folgende Mittheilung:

(441.) Die Zwerge des Pilatus. Der Luzerner Renward Cysat (geb. 1545 † 1614) sagt von diesen treuherzig: „Es möchte von Vielen für ein Gedicht-Fabel gehalten werden, wie es denn zwar an ime selbs etwas zwiffelhaft sich sehen laßt, daß man dergleichen Geschöpf oder Lütt finden solle, besonders bi uns, davon die Alten und fürnemlich die heidnischen Historici vil geschriben. Ich ouch selbs glich in miner Jugent solcher Sachen, sowit sich min Gedenken erstreckt, diser Zitt über die 46 Jahr hinuff von alten Lütten gar vil und offt hab hören.

In unseren Bergen umb Luzern, besunders uff der Rigi und dem Pilatiberg, sind solche Herdmännlin männlichs und wiblichs Geschlechts gar oft und vil nit allein gesehen worden, sondern auch sich so vil zu andern Menschen, sunderlich aber den Vichhirten, Sennen und andern, so in Bergen wonend, beheimscht und sich so zam erzeigt, daß si etwann mit inen geredt, inen etwa verehrte oder dargelegte Spis abgenommen, ja auch underwilen gar zu den Hüsern und Gesellschaften zu Liechtstubeten gewandlet und dgl. mit den Menschen kurzwilige Gespräch gehalten und etwann mancherlei Künste und Arznyen, auch etwann lang vergangne und künftige Ding geoffenbaret, der wegen auch sie in gutem Ansehen und Schirm gehalten worden. Daß aber si ein Zitt har so selten mer gespürt worden, hab ich allzitt und noch jetzt die Alten hören fürwenden, daß solche Herdmännlin sich erklagt haben söllen ab der Bosheit der Welt — item, daß man inen etwann uß Fürwitz vil und mancherlei Fragen ufgeben, ja ouch etwann nach inen gegriffen und solche Ding mit Gewalt uß inen ze bringen understanden.

So ist es auch ein gemeiner Hallt von disen Herdmännlinen, daß si die wilden Thier, sunderlich die Gembsen in den Bergen in irer Hut glich als ein heimsch Vich haltend, etwann die Jeger verwarntend und

Digitized by Google

inen Uebels getröwet, wann ſi inen mit dem Fachen und Schießen diſer Thiere ze uberlegen ſin wöllen; ja ouch etwan mit inen paktirt und eine gewiſſe Anzal inen beſtimpt und erloupt, und wo ſi gefolget, inen dieſelbigen ouch an gewüſſen Orten zum Schutz (Schuß) zeweg geſtellt, wann aber ſi darüber gefaren, ſi ſchwärlich geſchediget und etwa über die Felſen herabgeworfen, welichs dann ouch etwan den jungen frechen Sennen widerfaren, wann ſi innen etwas verbotten, ſi aber irer kleinen Gſtalt halb ſi veracht und ſolches nüt geſchetzt. Ich hab ſelbs in minen jungen Tagen einen alten Herrn, Heinr. Omlin genampt, ſo bi Leben Landammann ze Underwalden und in ſinen jungen Tagen ein vernampter Jeger geweſen, erzälen hören, daß im ſolches von einem Herdmännlin, da er uff ein Zitt im Gepirg daſelbs den Gembſen nachgangen, ouch begegnet, welichs, als es ine deſſen geſtrafft, er aber ime verechtlich zugeſprochen und ſiner Kleine halb ſiner nüt geacht, ine, der doch ein ſtarker Mann geweſen, erwüſcht und über einen Felſen herabgeworffen, alda er etliche Stund halb tod gelegen. Si ſollent auch etwann den jungen Kindern nachgeſtellt und auch etwan dieſelbigen verſtolen haben.

1595 d. 20. Tag Juli erzält Balth. Buchelin von Malters, ein frommer, warhaffter Mann, mir und andern Erenperſonen, daß noch bi unſeren Zitten in der Höhe des Pilatus derglichen Herdmännlin geſehen worden, etwan unverſehenlich und bald daruf verſchwunden. Ir Geſtalt ſie geweſen wie ein alter wißgrauer Mann mit langem Har und Bart, doch gar kurz und klein angeſehen als ein Knablin von ſechs oder ſieben Jaren. Etwan haben ſi ſich ſehen laſſen in wißer Kleidung.

Im Jar 1592 hat es ſich ergeben, daß Hans Bucher von Malters, ein frommer ſtiller Mann, der ſich mit Jagen und Viſchen in der Wildi am Pilatus vil geübt, an einem Ort genannt im Graben begeben und im Bach Rimlig zu den Fornen (Forellen) ze fiſchen angehept; ſie in ſolichem unverſehenlich bi heiterem Tag ime ein ſolch Herdmännlin hinderwerz uff den Hals gerittlingen geſprungen, ine vor nider in den Bach getruckt mit ſölicher Krafft, daß er ſich gar nahem ſines Lebens verwegen, und alſo angeredt mit harten und zornigen Worten: du biſt auch der Gſellen einer, ſo mir oftermalen mine Thierlin und Vich geplaget und zerſtröwen helfen; will derhalben dir jez ein Straff geben, und hab dir dis zum Wortzeichen. Du wirſt mich und mine Thierlin fürhin an diſem Ort nit mer beunruhigen. Und ſie damit verſchwunden. Als er heim kommen, aber ſchwach und übel zugericht, ſie er an der einen ſitten erlamet, alſo daß er ſich der Wilde ſidhar wol enthalten und des Huſes goumen müßen. Sölichs habe er auch dem Herrn Pfarrherrn zu Luzern bi ſiner Gwüſſen und höchſten Pflicht erzellt.

Was nun die Geſtalt, Perſon und Handlung diſer Herdmännlin belangt, wöllen wir den Theologen befelchen. Allein iſt licht abzenemmen, daß ſolches keine natürliche Menſchen, ſondern Geiſter und (wie Etlich meinen

Digitized by Google

wöllen uß diſer Geſchopfde oder Geiſtern ſelbs eigner Bekenntnuß gegen etliche Menſchen geoffenbaret) uß der Zal deren ſo mit Lucifero vom Himmel verſtoßen ſynnt". (Aus Cyſats Collectan. Lütolf S. 47 ff.)

b) Der Zwerge Reich und Schätze.

Nach den Volksſagen bilden die Zwerge Staaten mit Königen.

Im Norden hören wir über die Zwerg- und Alfenſtaaten folgende Angaben:

(442.) Der Norweger ſtellt ſich die Alfen vor als kleine nackte Burſche mit unaufgekrämptem Hute. Mit ihrem Hauche bringen ſie den Menſchen die Krankheit Alvguſt; dieſe entſteht auch, wenn man an Stellen kommt, wo der Alf geſpukt oder ſein Waſſer gelaſſen hat. Man nennt ſie auch Unterirdiſche, weil ſie unter gewiſſen Hügeln, Häuſern, Bäumen wohnen. Sie haben Menſchengeſtalt, aber blaue Farbe. Bisweilen entführen ſie Menſchen, die dann entweder nicht mehr oder doch wahnwitzig zurück kommen. Gewiſſe Bäume darf man nicht umhauen, um den Unwillen der Unterirdiſchen nicht zu reizen; Kirchen haben ſie ſchon nach anderen Stellen verſetzt, weil ihnen deren Nähe läſtig war, und gewiſſe Häuſer müſſen auf ihrem Platze bleiben, weil ſie es ſo wollen.

(443.) Nach den Isländern bilden die Alfen einen unterirdiſchen Staat genau wie der isländiſche oben, hierarchiſch gegliedert, deren Statthalter vom Oberkönig in Norwegen zu gewiſſen Zeiten Befehle holt und ihm Berichte abſtattet. Recht und Billigkeit herrſchen unter ihnen. Obwohl mächtig an Zauberworten und Verwünſchungen, ſchaden ſie ungereizt den Menſchen wenig, obwohl ſie ihnen gerne ungetaufte Kinder rauben und die ihrigen (Unſkiptingar) unterſchieben. Hier wohnen ſie in Felſen und Hügeln, ſelbſt im Meere. Ihre Wohnungen ſind nett, ihr Geſchirr äußerſt reinlich. Bisweilen laden ſie Menſchen ein; einige haben ſich auch mit Schweſtern und Töchtern, die eben ſo ſchön als feurig ſind, verbunden und Kinder mit ihnen erzeugt; ſolche Ehen haben jedoch immer einen traurigen Ausgang. Ihre ergiebigen Heerden ſind unſichtbar wie ſie, außer, wo es ihnen gefällt, ſich zu zeigen, da ſie bei heiterer Luft gern hervorkommen, um ſich zu ſonnen. Zuweilen ziehen ſie herum wie die Menſchen, beſonders in der Neujahrsnacht, wo Wahrſager und Zauberer an Kreuzwegen wachen, um die Vorüberziehenden zur Enthüllung der Zukunft zu bewegen. An einigen Orten ließ man Alles offen, zündete Licht an und deckte den Tiſch, um ſich ihnen gefällig zu zeigen.

Auf den Faröer heißen ſie Hulde-Leute, ſind wohlgewachſen, grau gekleidet, tragen einen ſchwarzen Hut auf dem Kopfe. Ihre fetten Kühe

Digitized by Google

und Schafe werden unsichtbar unter denen der Menschen; bisweilen, aber selten, gelingt es, ein Stück davon oder ihre Hunde gewahr zu werden. Sie lieben menschliche Weiber und Kinder, die sie vertauschen.

Der Bauer auf Seeland fürchtet die Elfen- oder Ellekönige und ihre Lust, Mädchen zu necken. Sie sind Spielleute ohne Gleichen. Das Elfenkönigstück kann erlernt werden, bringt aber Alles, Lebendes und Lebloses, zum Tanzen, was nicht aufhört, bis man das Lied genau rückwärts spielt oder Jemand die Saiten von hinten zerschneidet. Nur bei schönem Wetter werden sie sichtbar. Sie drücken die Menschen im Schlafe. (Rühs, die Edda. Berlin 1812. S. 12—16.)

Aus Britannien wird erzählt:

(444.) Herla war ein König bei den alten Briten. Eines Tages besuchte ihn ein anderer König, ein Zwerg, halb so groß als ein Mensch und auf einem Bocke reitend, wie Zwerg Laurin auf einer Ziege. Wie die Riesen doppelt so groß sind als die Menschen so die Zwerge halb so groß. Des Zwerges Gestalt beschreibt die Sage wie die des Pan, er war somit ein Schwarzelfe, sehr häßlich, mit feuerfarbenem Gesichte, ungestalt großem Kopfe, halb herabhängendem rothen Barte, die Brust mit scharlachrothem Mantel bedeckt, der Bauch rauh, die Füße bocksartig. König Herla befand sich allein und der Elfe kündete sich als Herr über viel Könige und Fürsten und ein unzählig unbegrenzt Volk, das ihn hergesandt, weil sein Ruhm vor allen Erdfürsten strahlte. Er lud sich als Gast an seine Hochzeit, da noch heute ihm der Frankenkönig seine Tochter antragen werde; ein Jahr später an demselben Tage möge Herla sein Hochzeitgast sein. Blitzschnell entschwand er hierauf aus Herlas Augen.

Die Gesandten erschienen, die Hochzeit wurde beschlossen, und als man sich zur Tafel setzte, ehe die erste Speise aufgetragen wurde, sah man den Zwergkönig mit vielen Schaaren seines Volkes kommen, alle Tische anfüllen und drinnen und draußen unter Zelten lagern. Von da aus bedienten sie die Tafel Herlas mit den ausgesuchtesten Speisen in lauter Geschirr von Gold und Stein, kein Silber noch Holz. Alles aus des Königs Küche war überflüssig und seine Diener konnten müßig dasitzen, da Niemand nach ihnen verlangte. Dann stellte der Zwerg dem Könige frei, zu wünschen, was ihm noch mangle, wiederholte seine Einladung, war im Nu, ohne eine Antwort abzuwarten, wieder unter seinem Zelte und mit dem ersten Hahnenschrei sammt seinem Volke verschwunden.

Nach Jahresfrist erschien er abermal und mahnte an die Verabredung. Herla folgte ihm in einen hohlen Berg. Nachdem er hier mit den Seinen im Dunkeln gewandelt, gelangte man in die hellen Wohnungen der Zwerge. Es war nicht Licht von Sonne oder Mond, sondern von Lampen und Alles voll Pracht und Reichthum. Als das Hochzeitsmahl beendet, wurde Herla reich

Digitized by

mit Pferden, Hunden und Falken beſchenkt. Der Zwerg begleitete ihn bis in den dunkeln Gang und übergab ihm noch einen Schweißhund mit dem Bemerken (er wurde Einem im Gefolge auf's Roß gegeben), Keiner möge früher vom Pferde ſteigen, bis der Schweißhund herabſpringen werde. Dann nahm er Abſchied und kehrte zurück.

Als Herla an's Tageslicht gelangte, erblickte er einen alten Hirten, bei dem er ſich nach der Königin erkundigte. Herr, erwiderte dieſer, ich verſtehe deine Sprache nicht recht, ich bin ein Sachſe, du ein Brite. Auch habe ich von jener Königin blos erzählen gehört, ſie ſei vor alten Zeiten eines Königs Herla Gemalin geweſen, der mit einem Zwerg in dieſem Felſen verſchwunden und nie wieder auf Erden geſehen worden iſt. Seit 200 Jahren herrſchen die Sachſen in dieſem Lande, nachdem ſie die alten Bewohner vertrieben.

Dem Könige graute, da er glaubte, nur drei Tage fortgeweſen zu ſein. Kaum vermochte er ſich auf ſeinem Roſſe zu halten; einige ſeiner Gefährten aber, die uneingedenk der Warnung des Zwergkönigs von den ihren abgeſtiegen, zerfielen ſogleich in Staub. Jetzt verbot Herla das Abſteigen bei Todesſtrafe, aber der Hund iſt noch heute nicht herabgeſprungen und Herla iſt der Führer des Nachtheeres, Herla-King, Erlkönig (ſogar verdorben zu Harlequin, Arlechino, wie zu König Karl), in Frankreich Helle quin, in Shakeſpeare's „luſtigen Weibern von Windſor" der Jäger Herne, Anführer des Herle-thing, das raſend durch den Himmel fährt oder durch die Wolken. Man habe mit Gewalt Einzelne aus dem ſchweigſamen Heere, worin man ſolche, die man als todt wußte, als lebend ſah, zum Reden bringen wollen, worauf ſich dasſelbe hoch in die Lüfte erhoben. Auch wollte man es in dem Fluſſe Wye in Herefordſhire untergehen geſehen haben, worauf es ſich nicht mehr blicken ließ. (Nach Walter Mapes, zu Heinrichs II. in England Zeit, Nugae Curialium. Sitzungsberichte der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften, Philoſ. hiſt. Klaſſe, Bd. X. Jahrg. 1853, 7. Heft.)

Im Harz erzählt man ſich:

(445.) Vor alten Zeiten hat ſich in der Gegend um den Hübichenſtein bei Grund der Gübich ſehen laſſen. Nämlich tief unter dem Hübichenſtein da haben die Zwerge ihre Wohnung, und der Gübich iſt ihr König. Er iſt rauh von Haar wie ein Bär und hat ein ſehr altes Geſicht. So hat er ſich vor alten Zeiten den Leuten gezeigt. Wem er gut geweſen iſt, dem hat er vielen Reichthum beſcheert; aber wer ihn beleidigt oder ſonſt ſeinen Zorn erregt hat, dem hat er manches Ungemach zugefügt. Er hat auch alle heilſamen Kräuter auf dem Harze gekannt und Manchem dadurch zur Geſundheit verholfen; aber er hat es nie zugeben wollen, daß Jemand auf den Hübichenſtein geſtiegen iſt.

Der Gübich iſt eigentlich von kleiner Statur, kann ſich aber auch ſehr ausrecken. Früher hat er alle hundert Jahre einmal auf die Oberwelt kommen dürfen; jetzt darf er nicht mehr. (Harrys Volksſ. Niederſachſens. II. S. 1.)

Digitized by Google

Im Voigtland geht die Mähr:

(446.) In der sogenannten großen Zwerghöhle bei Stublach, die mit der „kleinen Zwerghöhle" bei der Milbitzer Ziegelei durch unterirdische Gänge verbunden ist, lebte vor vielen Jahren unter seinem Könige Coryllis ein ganzes Volk von Zwergen. Nur zuweilen erschienen sie den Umwohnern, öfter sah man nur, daß sie Wäsche aufgehängt hatten. Sie verstanden nämlich sich unsichtbar zu machen. Coryllis, der König, war sehr weise; man brauchte, um sich in allerlei Noth Raths bei ihm zu erholen, nur drei glatte Elsterkiesel rücklings über sich in die Höhle hineinzuwerfen und dreimal zu rufen: „Coryllis, erscheine!" dann erschien der König. So blieb es lange Zeit. Die Zwerge aber trugen dem Umwohnenden, besonders den Einwohnern der Stadt Gera, der Cubamühle ꝛc., viele frischgebackene Brote fort, auch stahlen sie den Bäckern die Semmeln von den Fenstern weg und hatte man dies auch eine Zeitlang willig geschehen lassen, so wurde es, da es ihrer zu viele, endlich doch zur Last und man fürchtete, darüber am Ende selbst Noth leiden zu müssen. Es wurde deshalb — man meint nach dem dem Landesherrn gegebenen Rathe eines Pfaffen — Fenchel (Anis, Kümmel) in's Brot gebacken und alsbald erhob sich unter den Zwergen der Wehruf: „Fenchelbrot, unser Tod!" Sie wurden krank davon und viele starben. Um jene Zeit nun befand sich unfern der großen Zwerghöhle bei Stublach der Fischer aus Langenberg, Wollmar mit Namen, mit seinem Kahne. Plötzlich sah er den König Coryllis vor sich und hörte dessen Bitte, ihn und sein Volk über den Fluß zu setzen. Seinen Hut, wurde er bedeutet, möge er nur vorn auf den Kahn stellen, damit ein Jedes das Fährgeld hineinlegen könne. Jetzt hörte der Fischer ein lange anhaltendes leises Klappern und Klingen, gleich dem Klange hineingeworfener kleiner Münze, doch, obgleich sich der Kahn tiefer und tiefer senkte, von den Zwergen sah er keinen außer dem König Coryllis. Als der Rand des Kahns nur noch zwei Finger breit über dem Wasser war, stieß der Fischer ab und jenseits bemerkte er, daß sich der Kahn eben so langsam wieder hob. Sein Hut aber war beinahe voll von kleinen Goldblechen (Zwergel- oder Pfengelgeld, Schwimmer, Silberlinge, Pfennige). Auf einen Augenblick ward er dabei auch der Zwerge gewahr, wie sie weiter zogen und er hatte mit Staunen ihre unzählige Menge gesehen. Nachher wußte lange Niemand, wie der Fischer auf einmal zum reichen Manne geworden, die Stelle aber, auf der einst die Zwerge bei ihrem Wegzuge sich ausbreiteten, verödete und ist unfruchtbar geblieben bis auf diesen Tag. (Eisel, Voigtl. S. 14.)

In den Alpen dagegen spielt folgende Sage:

(447.) Zwei alte Bauersleute lebten in bitterer Noth. Sie hatten einen Sohn, der aber zu jung war, ihnen zu helfen. Endlich konnte er ihr Elend nicht länger ansehen und bewog sie, ihm das Reisen zu erlauben, von woher er vielleicht reich heimkehren werde. Die Mutter packte weinend sein Ränzel, gab ihm eine Flasche Wein und ein Stück Brot und hieß ihn fromm bleiben

Digitized by Google

und keinen Nothleidenden ungetröstet lassen. Er ging und kam in einen grünen Wald, wo er unter einem Baume ein kleines Männlein sah, dessen unförmlichen Kopf eine kleine Goldkrone zierte. Das war der König der Fenesleute, der ihn anrief: „O gieb mir eine kleine Labung, guter Knabe, ich verschmachte fast vor Hunger und Durst!“ Schon wollte der Bursche vorübereilen, da fiel ihm der Mutter letztes Wort ein und er reichte dem Fenesk önige Wein und sein letztes Stücklein Brot. Als er gegessen hatte, bat er ihn, da er todtmüde sei, ihn an den Fenesberg zu tragen. Der Junge that es und der König verhieß, in vier Jahren solle er hier seinen Lohn finden.

Nach vier Jahren kehrte der Jüngling zurück, aber womöglich ärmer, als er fortgezogen war. Des Versprechens denkend, stand er an dem Felsen. Da that sich der Fels auf, der Feneskönig erschien, führte ihn in den Berg, wo die Fenesleute ihn trefflich bewirtheten, und gab ihm am Morgen sein Felleisen gefüllt zurück, mit dem Auftrage, es erst daheim zu öffnen. Abends kam der Bursche bei seinen Eltern an, öffnete das Felleisen begierig und sah lauter Eicheln drin. Aergerlich begann er sie in den Bach zu schütten, hielt aber inne, als sie dort im Mondscheine blinkten und flimmerten. Zu seiner großen Freude war Alles im Ranzen Goldstücke, und hatte er auch den größern Theil verschüttet, so blieb er vom Reste mit seinen Eltern reich genug. (Vernaleken, Mythen und Bräuche.)

Bekannt ist in der Sage als König der Zwerge oder Elfen Alberich, französisch Auberon, Oberon. Andere Zwergkönige der deutschen Sage heißen Goldemar (Alberich's Bruder), Laurin (in den Rosengarten- und in Tirolersagen (Alpenburg S. 127), Nibelung und Schilbung (im Nibelungenlied neben Alberich) u. s. w. Sie entführen gerne schöne Menschen, besonders Königstöchter.

Eine häufigere und deutlichere, weil eben dankbarere Rolle, als das Reich der Zwerge, spielen deren Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen, welche in den Gebirgen in unermeßlicher Menge aufgehäuft sind. Als Besitzer derselben heißen im Alpenlande und in ganz Süddeutschland die Zwerge Venediger oder Finetier, auch Fenesleute (in Tirol Venediger-Mannlen), welche dort alljährlich (wie das Volk meint, aus Venedig) erscheinen, um Schätze zu graben und werthvolle Steine zu suchen. In der Volkssage kommt sehr oft die Ausdrucksweise vor: der Bauer werfe oft der Kuh einen Stein nach, welcher mehr werth ist als das beste Stück Vieh. Bisweilen haben die Venediger auch Frauen oder Mädchen bei sich, welche letzteren hier und da mit Menschen Liebesbünde anknüpfen. Ob der erwähnte

Digitized by Google

Name auf einer dunklen Erinnerung an den Gold- und Bernsteinhandel der Phöniker beruhe, oder ob er sich auf die alten Veneter beziehe, die in den Alpen wohl edle Metalle gesucht haben mögen, ist nicht mehr zu entscheiden. Eine Corruption des Wortes ist vielleicht der in Tirol und Graubünden (im alten Rhätien) übliche Zwergname „Fenken", oder „Fanken", wovon wohl der Name „Wildfang" (Wild-Fenke) abgeleitet sein mag. Die Volkssage schildert die „Venediger" als schlicht schwarz gekleidet, meistens zwerghaft, oft „nur eine Spanne lang", bergwerks- und zauberkundig und mit „Bergspiegeln" versehen, in welchen sie alle verborgenen Schätze entdecken, sowie mit Metallkugeln, welche in ihren Händen anzeigen, wo Gold liegt. Sie fliegen auch auf einem Tuch oder Mantel durch die Luft (Sterne!) Wem sie wohl wollen, dem schenken sie Gold, doch meist in versteckter Form, als Kohlen, Asche, Lehm u. s. w., was sich dann später in Gold verwandelt. Für Hilfe, die man ihnen leistet, versprechen sie (in der Schweiz) goldene Ketten, welche um einen Berg oder um eine Stadt herumgehen. Von welchen goldenen Ketten kann das gesagt werden, als von denen, welche die Sterne bilden? — Doch wird in ganz ähnlichen Sagen der Name der „Venediger" oft weggelassen.

(448.) Da die Sterne in der Sage Gold sind, besitzen die Zwerge solches in Menge. Alles, was sie Jemanden schenken: Erde, Strohhalme, Laub, Kohlen, ist Gold oder Silber. Der Sagen hierüber sind unzählige. Auch im Kanton Luzern luden Bergmannli eine sehr arme Frau, die trostlos in den Alpen herumschweifte, in ihre schimmernden Höhlen, wo sie sie erfrischten und ihr beim Weggehen die Schürze voll Kohlen mitgaben, wozu sie achtsam Sorge tragen solle. Wie in allen Sagen, that sie das nicht, fand aber in dem einzigen kleben gebliebenen Stückchen reines Gold. Vergebens machte sie den Weg zurück; sie fand weder die weggeworfenen Kohlen, noch die Wohnung der reichen Zwerge. (P. Gall Morell i. J. 1833.)

(449.) In der Vilterser Alp, in der „schwarzen Ruus" (Runse), an einem unzugänglichen Orte, fast am Wildsee, ist eine rothe Platte wie an die Wand hingelehnt, während am ganzen Berge keine ähnliche Steinart sich findet. Man hält sie für die Thüre zu einem Goldbrunnen und weiß von einem „fahrenden Schüler", der dort alljährlich vom Goldwasser schöpfte.

In der Tscherlacher Alp, Gemeinde Wallenstad, erzählt man all das vom „Goldloche" und einem Venediger mit dem erwähnten Spruche vom Steinewerfen nach den Kühen. (Bericht vom Graveur Gall) Dasselbe wird von den Venedigern im Bündnerlande erzählt.

Digitized by Google

(450.) Auch in Sargans, Wartau und Werdenberg kamen die Venediger auf die Berge und kannten dort die Stellen, wo „helles Gold aus den Felsen tropfte". Sie sammelten auch goldhaltige Steine und das erwähnte Sprichwort ist auch hier bekannt. Ein lumpig gekleidetes „Venedigermännchen" kam auf die Alp Martschül ob Buchs, stellte bei der „rothen Platte" eine Kanne hin und ließ das Gold heraus tröpfeln. War einer reich genug, so kehrte er in einer Nacht wieder heim. Einer aus der Gegend fuhr einmal mit und konnte bei seiner Zurückkunft nicht genug sagen von Venedigs Pracht und Reichthum, wo „Straßen und Dächer mit Thalern besetzt" seien. (Nikl. Senn.)

So kamen Venediger auf die Grabser Alp Naus, um bei den Felsen, „die weißen Frauen" genannt, das in Tropfen herunterrinnende Gold aufzufassen. (Lehrer Jak. Vetsch in Grabs, 1864.)

(451.) Ein Venedigermannli erschien plötzlich ebenfalls ob Valens an den grauen Hörnern, wo es unter eine goldtropfende Quelle eine „Stitze" unterstellte und das andere Jahr voll abholte. Als es das letzte Mal kam, hieß es Einen „ob dem Brudermatt" bei Vadura, wo es einzukehren und zu übernachten pflegte, mitkommen. Es ging durch schroffe Wände auf, wo man sonst keinen Fuß absetzen konnte; das Mannli zeigte dem Pfäverser die Goldstelle, verbot ihm aber beim Weggehen das Zurückblicken. Der Mann fand das sonderbar und schaute zurück, konnte aber, trotz alles Suchens die Quelle nicht mehr auffinden. (Sebastian Hobi von Valens.)

(452.) Auch das schwizerische Wägithal hat seine Venediger, die man sich freilich, wie anderswo, ihren Namen mißverstehend, als Schwarzkünstler denkt, von Zeit zu Zeit aus Italien gekommen, in unseren Bergen Gold und Silber zu holen. Noch in neuerer Zeit (?) habe sich ein solcher durch einen jungen Wägithaler, Namens Oberli, früh Morgens auf den Fluhbrig führen lassen und ihn dann zurückgesandt, mit dem Geheiße, ihn Abends wieder abzuholen. So sei es einige Tage fortgegangen, dann der Venediger plötzlich verschwunden. Bald darauf habe sich Oberli in's päpstliche Militär anwerben lassen und sei, als er einst durch die Ewige Stadt schlenderte, aus einem schönen großen Hause mit Namen gerufen worden. Als der Schweizer überrascht aufblickte, habe ihm ein feingekleideter Herr gewinkt, einzutreten, was Oberli auch that. Oben fragte ihn der Herr, ob er ihn nicht mehr kenne. Als der das verneinte, obwohl ihm das Gesicht bekannt vorkomme, begab sich der Römer in eine Kammer und erschien dann in seiner Bergmannskleidung. Jetzt erkannte Oberli den Mann vom Fluhbrig, der ihm, unter Auferlegen Stillschweigens, eine bedeutende Geldsumme übergab, da er durch seine Beihilfe reich geworden sei. Oberli kaufte sich los und erwarb daheim ein schönes Heimwesen. Später sei das Geschlecht wieder arm geworden, weil man nicht reinen Mund hielt. (Schwizer Zeitung vom 13. Juni 1863, Feuill.)

(453.) Der Sohn eines Freiherrn von Sax gerieth einst auf der Jagd

Digitized by Google

in eine unbekannte Höhle. Einem fernen Lichte folgend, ſchritt er darin fort und gelangte an eine halb offene Thüre, aus welcher heller Glanz brach und lautes reines Klingeln ſcholl. Als er den Kopf hineinſteckte, blendete ihn der Anblick von lauter Gold und Edelgeſtein. Am Boden aber bewegten ſich, Ameiſen gleich, winzige Zwerge in feurigen Gewändern, mit Bärten, Geſicht und Hände ſchwarz. Die meißelten Goldſtücke von den Wänden, warfen dieſe klingend in Körbe und ſtürzten dieſe, wenn ſie voll waren, in ein großes rothglühendes Becken in Mitte des Bodens, wo es ſogleich ſchmolz und dann durch eine Menge Rinnen in die Felſen floß. Unglücklicherweiſe mußte der Junker nieſen, da flogen die Kleinen von ihrer Arbeit auf, ſchoſſen wie Blitze durcheinander und verſchwanden, während ein Donnerſchlag erfolgte und der Junker, wie von einem Wirbelwind ergriffen, in ein Waſſer geſchleudert, und ob ſich ein Licht erblickend, in die Höhe gezogen wurde, wo er ſich im Schloſſe befand, von der Burgmagd im Eimer des Brunnens heraufgepumpt. (Reithard.)

(454.) Bei Alverdiſſen liegt ein kleiner Buſch, ehemals die Helle, jetzt der Küſterbuſch geheißen, wo ſich vor alters unter einem Steine Zwerge aufhielten. Nun hatte einmal ein Mann von Alverdiſſen eine Schuld von 200 Thalern zu bezahlen, und wußte nicht, woher ſie nehmen. In ſeinem Kummer ging er hinaus und kam auch an die Helle, wo auf einmal ein Zwerg vor ihm ſtand, der ihn um ſeine Traurigkeit fragte. Als er die Urſache vernommen, hieß er ihn mit ihm kommen, und führte ihn zum Steine, wo er verſchwand, aber gleich wieder erſchien, die 200 Thaler brachte, und ſagte: „die will ich Dir borgen; aber heute über's Jahr, genau um dieſelbe Stunde, muß ich ſie wieder haben. Da komm und rufe „Anton!" ſo werde ich ſie Dir abnehmen." Der Mann dankte freundlich und war nach Jahresfriſt pünktlich mit ſeinem Gelde da. Aber auf ſeinen Ruf erſchien nach einer Weile ein anderer Zwerg und ſagte ihm, Anton ſei todt, er ſolle das Geld nur ruhig behalten. (Kuhn.)

(455.) Vor Zeiten war ganz Rügen voll „Unterirdiſcher", die in Hügeln, Hünengräben und Uferabhängen wohnten. Es gab ihrer vier Arten, griſe (graue), den Menſchen am feindlichſten, ſchwarze, faſt ebenſo, beide den Mädchen nachſtellend, Säuglinge raubend und manchen Streich übend, dann grüne und weiße, letztere fromm und mild. Jede Art hatte ihren König und abgeſonderte Wohnſtätte. Solche beſtellten einſt bei einem Bauer eine Fuhr Getreide, die er an den Dubberworth, ein Hünengrab, bringen mußte, welches, als er anfuhr, weit offen ſtand. Er fuhr hinein und weit in den Berg, wo man ablud und ſo viel Gold hinten auf den Wagen packte, als die Pferde ziehen mochten; doch ſollte er ſich nicht umſehen, bis er außer dem Berge ſei. Den Bauer dünkte jedoch der Weg ſo lang, daß er, als er mit den Pferden unter blauem Himmel war, ſich nicht länger hielt; aber kaum ſchaute er nach dem Golde, ſo ſchloß ſich der Berg vor ſeinen Augen, er und

Digitized by Google

der Vorderwagen war draußen, der Hinterwagen aber mit dem Golde im Dubberworth. (Wolfs Zeitſch. f. d. Mythologie II. Bd. S. 142. 143.)

(456.) Unſere Erdleutchen leben auch an flachen Ufern der Nord- und Oſtſee, kleine Weſen unter der Erde, meiſt in alten Grabhügeln (Hünenbetten) wohnend, in Holſtein genannt Dwarken (Zwerge) oder Unnererſken (Unterirdiſche), auf Silt Oennererſken, auf Föhr und Amrum Oennerbänkiſſen. Man kennt ſie dort ſeit den Tagen, wo man noch kein Bier braute.

Eine noch lebende Frau hörte von ihrem Großvater, er habe, auf ſeinem Acker pflügend, wo ein Hünengrab war, geſehen, wie ein unterirdiſches Weiblein in einem weißen Hemdchen gekommen ſei, ihr Waſſer zu laſſen, die aber, als ſie ihn erblickte, ſchnell davon gelaufen ſei.

Wo eine Hochzeit war, ſaßen die Unſichtbaren mit zu Tiſche und auf der Seite, wo ſie ſaßen, wurde nochmal ſo viel verzehrt, als auf der andern.

Der Schafhirte von Hoerſted habe oft mit ihnen getanzt; ſie hatten dann goldene Ketten um ſich und nöthigten ihn oft, in ihre Wohnungen zu kommen. Auf den nahen Büſchen hatten ſie zu Zeiten viel Leinenzeug ausgebreitet, auch viele goldene Gefäße zum Sonnen daran aufgehängt.

Wenn ein Kind fällt, ſo heißt es, die Unterirdiſchen haben es bei den Füßen gezogen. (Müllenhof, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holſtein und Lauenburg, Kiel. 1846.)

(457.) Im Jahre 1694 war ein Fuhrmann mit einem Wagen Wein aus Tirol auf dem Wege nach Hallein, Willens, ihn dort zu verhandeln. Als er neben St. Leonhart bei der Almbrücke zu Niederalm, nächſt am Untersberge hinfuhr, kam ein Bergmännchen aus dem Berge hervor und bat ihn, mit ihm zu kommen, er werde mehr löſen als in Hallein. Als der Fuhrmann Schwierigkeiten machte, weil der Wein beſtellt ſei, fiel das Männchen plötzlich auf die Mähne der Pferde und rief: „Fuhrmann, weil Du nicht mit willſt, ſo ſollſt Du nicht wiſſen, wo Du biſt noch wo aus Du zu fahren haſt.“ Der Mann, in Angſt, entſchloß ſich nachzugeben, folgte dem Männchen und dies führte die Pferde beim Zaume dem Wunderberge zu. Der Fuhrmann fiel in Schlaf und ſah erwachend ein herrlich und glänzend Schloß vor ſich, in welches mehrere Zugbrücken führten. Aus allen Fenſtern ſchauten Bergmännchen, andere kamen herunter, vorn dran der Kellermeiſter mit vielen Schlüſſeln, der Bart bis über den Bauch und die Haare bis in die Mitte des Leibes reichend. Der hieß den Fuhrmann willkommen und ermuthigte den Furchtſamen. Die Pferde wurden ausgeſpannt und in den Stall geführt, der Fuhrmann mit Eſſen und Trinken bewirthet und dann im Schloſſe von Saal zu Saal geführt, einer köſtlicher als der andere, in einem lauter Panzer und Waffen, reich gearbeitet. Im Keller waren eine Unzahl Weinfäſſer und daneben ein Gewölbe, worin ein Bergmännchen dem Fuhrmann 180 Dutzend Dukaten aufzählte. Dann wurde wieder angeſpannt, das eine blinde Pferd mit einem rothen und

Digitized by Google

blauen Steine, den man ihm schenkte, geheilt und er dann aus dem Schlosse eine Strecke Weges begleitet, ohne daß er merkte, wo er aus dem Berge gekommen war. Sein Geld nahm bis an seinen Tod nie ab und es ging ihm in Allem wohl. (Volksbüchlein vom Untersberge.)

(458.) In einem Jurathale lebte ein wohlhabender Müller mit einem kleinen Sohne und einer unheilbar kranken Frau. Er war aber habgierig und hart. In derselben Gegend lebten viele Zwerglein in den Bergen, die mit den Thalleuten vielen Verkehr hatten und gut mit ihnen standen. Zur Zeit einer Theuerung kam einst ein Zwergmännchen vor die Thalmühle und begehrte ein wenig Mehl, der Müller aber fuhr es barsch an und schlug seine Bitte ab. Das jammerte den Knaben, seinen Sohn, er schlich zum wohlgefüllten Mehlkasten, füllte des Männchens Säcklein mit dem feinsten Semmelmehl und steckte es demselben geheim durch die Gartenhecke zu.

Als kommendes Frühjahr der Knabe des Vaters Heerde zur Weide trieb begegnete ihm der Zwerg, dem er das Mehl gegeben, und lud ihn zu einem Feste der Zwerge. Der Knabe ging mit. Ein hohler Baum war der Eingang zum hohlen Steine. Je weiter sie drin kamen, desto geräumiger und schöner wurde es dort. Zuletzt gelangten sie auf ein schönes, ebenes Feld, besetzt mit einer Menge Fruchtbäume, und hier waren alle Zwerge der Umgegend zu Spiel und Schmause versammelt. Der Zwerg, der mit dem Knaben gekommen war, lud ihn zum Essen und sie belustigten sich eine geraume Zeit. Nach und nach verschwanden die Erdleutchen, bis der Knabe und der Kleine sich allein fanden. Letzterer nahm jetzt von einem der Bäume einen herrlichen Apfel. Der ist für Deine kranke Mutter, sprach er, sie soll ihn alsobald essen. Darauf pflückte er von einem andern Baume eine Nuß. Die gehört Deinem Vater, sagte er, denn es war ja doch sein Mehl, das Du mir damals schenktest, als ich Noth litt. Zuletzt löste er eine Perlenschnur von seinem Halse, reichte sie ihm und sagte: Hier ist ein kleines Andenken an das Zwerglein für Dich, dem Du in der Bedrängniß beisprangest. Wenn Du aber wieder an's Tageslicht kommst, fügte er bei, so lege Dich nieder und ruhe aus, denn Du hast eine größere Reise gemacht, als Du denken magst.

Wirklich fühlte der Knabe, als er aus dem hohlen Baume hervortrat, eine große Müdigkeit in allen Gliedern, so daß er sich auf den Rasen legte und ziemlich lange schlief. Daheim fand er seine Eltern in großer Angst um ihn, denn er war sieben volle Tage ausgeblieben und die Heerde ohne ihn heimgekehrt. Jetzt theilte er des Erdmännchens Geschenke aus. Die Mutter wurde durch den Apfel vollkommen geheilt, und als der Müller die Nuß öffnete, fielen, statt der Kerne, kostbare Diamanten heraus. (Joh. Frei in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung, Münchenbuchsee i. J. 1850.)

(459.) In der St. Gallischen Gemeinde Waldkirch, zwischen Schuoppis und Vögeliberg (Buchholz), stand vor alter Zeit ein Schloß, jetzt nur noch in

Digitized by Google

Ueberresten, Wällen, Mauern, Höhlungen. Es heißt, es habe durch unterirdische Gänge mit Ramswag in Verbindung gestanden und sei von reichen Zwergmännchen bewohnt gewesen. Diese haben gegen 100 Jahre hindurch den Bauern von Schuoppis, Koller genannt, wenn sie in der Nähe ackerten, Vor- und Nachmittage Kuchen u. a. gebracht, und zwar auf silbernen Tellern, auch das Besteck schwer Silber. Die Zwerge sprachen nie, sondern legten die Speisen, wenn die Bauern gegen Schuoppis zufuhren, einfach auf die „Furrenen", und holten später das Geschirr wieder ab. Sie seien von der Größe eines fünfjährigen Kindes gewesen und sehr zahlreich. Zu leide thaten sie Niemanden etwas.

Einmal entschlossen sich die Bauern die auf den Acker gebrachten Teller, Löffel und Gabeln wegzunehmen, worauf die Kleinen weder je mehr was brachten noch sich auf Schuoppis mehr sehen ließen. Im Buchholz sah man sie nach etwas Zeit, aber dann auch nicht mehr. (J. A. Eigenmann.)

(460.) In demselben Waldkirch, heißt es, haben die Zwerge nach ihrem Verschwinden ihren Schatz dadurch kundgegeben, daß sie ihn im Buchholze im Freien sonneten, aber nur in der Gestalt glänzender, buntfarbiger Glas- und Porzellanscherben. Gewann man diese, so waren sie Gold. Einst gingen zwei Männer in die dortige Ruine und erblickten Haufen Geldes. Eine unsichtbare Stimme erlaubte ihnen so viel mitzunehmen, als Jeder forttragen möge; aber sie dürfen weder ein Wort reden, noch einander dabei helfen. Die Männer füllten zwei Säcke voll, und als der Eine den seinigen nicht zu heben vermochte, winkte er dem Andern, worauf sogleich Alles zu Scherben wurde, die sie nun unbedacht wegwarfen. Das Schatzsonnen will man noch in der neuesten Zeit bemerkt haben, jedoch nur, wenn Personen vorbeigingen, denen der Sachverhalt unbekannt war, die dann von den Massen glänzender Scherben erzählten. Kehrten solche zurück, so war nie mehr was zu sehen. (J. A. Eigenmann.)

c) Der Zwerge Zauber und Rache.

Die Zwerge sind als überirdische Wesen zauberkundig. Außer der bereits erwähnten Gabe, sich unsichtbar zu machen, haben sie auch diejenige, sich zu verwandeln in was sie wollen. Sie erscheinen nach Belieben als Katzen, Hunde, Böcke (bisweilen auch in jeder beliebigen Gestalt, immer mit Ziegenfüßen), Ochsen, Dachse ꝛc., fliegen als Vögel davon, lassen Lebensmittel, die sie den Leuten geben, z. B. Käse, je nach dem Verhalten derselben, unaufzehrbar bleiben oder aber ausgehen, lassen Häuser verschwinden u. s. w. Sie verfügen über das

Digitized by Google

Wetter, wozu sie namentlich ihre Liebe zur Musik verwenden. Mit Schellen, Geigen, Trommeln, Pfeifen, sogar mit Jauchzen, aber auch mit Kindergeschrei, das sie hören lassen, verursachen sie Eintritt von Regen, Schnee u. s. w., oder ein gutes Weinjahr u. dgl. In Tirol können die Eismandel (auch Ferner-Norken oder Kösmandl) außerdem noch die Gletscher vor- und rückwärts schieben, Eisbrücken bauen, Wolken und Nebel wegblasen, Menschen und Vieh aus Klüften, in die sie gefallen, heraufholen, wie sie auch auf der verlassenen Alm den Winter in gespenstiger Weise zubringen. So vermögen die Zwerge auch das Heu der Leute, welchen sie gut sind, mit wunderbarer Schnelligkeit in die Scheune zu bringen, gehen auf Schwimmschuhen trockenen Fußes über das Wasser, wie auch in Island die Wasser-Zwerge (vatnsskratti), lassen beliebige todte Gegenstände sich bewegen, melken Milch aus in die Wand gesteckten Messern oder Pflöcken, — reiten auf Drachen und entfernen solche dadurch aus dem Lande u. s. w. Auch sind sie heilkundig und wissen allein die besten Mittel gegen Pest und Seuchen.

Aber wehe Dem, der sie beleidigt oder auch nur ihren Willen nicht thut. Ihre Rache ist unerbittlich. Wer ihre Geheimnisse ausplaudert, verliert den Verstand oder die ihm von ihnen geschenkten Gaben. Wer sie bestiehlt oder betrügt, dem geht alles das Seinige zu Grunde.

Sie bestrafen aber auch jede Verletzung der Menschenpflichten. Treulose in der Liebe verderben sie unnachsichtlich. Lieben sie jedoch einen Menschen, so wissen sie ihre Nebenbuhler in tödtlicher Eifersucht unschädlich zu machen. Es kommt sogar vor, daß sich eine künstliche Puppe in einen lebenden Zwerg verwandelt, um das frevelhafte Spiel mit der menschlichen Gestalt zu bestrafen.

(461a.) In der Alp Laasa bei der Ragazer Hütte spielte ein in jener Gegend vielbekannter Geist Nachts auf dem Stofel seine Geige. Ein Malstrilserberger unter den Alpknechten forderte leichtsinnig einen Tanz. Der Geiger that's und die Sennen tanzten so nach Herzenslust, daß sie das Beten des Rosenkranzes und den üblichen Alpruf (das dreimalige Ave Maria und andere Schutzrufe) vergaßen. Aber am andern Morgen war der Malstrilser, der die Veranlassung gewesen, lahm und blieb es. (Sebastian Hobi von Valens, der den Mann noch gekannt.)

(461b.) Der im Sarganſer Lande bekannte, von ſeinem, damals ſeltenen Kapuzinerbarte „Bartli Peter" benannte Peter Schwarz, den der Sammler dieſer Sagen als Knabe noch kannte, hat denſelben Geiſt, bald geigend, bald die Feldpfeife blaſend, häufig gehört. Als er einſt mit Anderen aus Laaſa Bauholz hinauf bis Stoſel und Valgrauſa zu ſchaffen hatte, vernahmen ſie Nachts die unheimliche Feldpfeife deutlich. Die Anderen, denen die Sache neu war, wollten auf den Pfeifer zugehen; der Peter aber hielt ſie, wie Odyſſeus ſeine Genoſſen, bei den Sirenen, mit Gewalt zurück und ſagte: Nähert euch dem da nicht, der wird noch manches Jahr hier pfeifen und geigen! (Sebaſtian Hobi von Valens, des Peter guter Bekannter.)

(462.) Beim Dorfe Wildhaus in Toggenburg wohnt im Gebirge zwiſchen dem Käſerruk und dem Gamſerruk in der ſteinreichen Hinterriſi, einem ſogenannten Oberſäß, das „Hinterriſi-Mandli" und erſcheint, ſo oft das Wetter abfallen will, Nachts ſchreiend, im Scharlachkittel und mit großem Lamphute (wie Wuotan!) und ſpielt auf einer Geige. (Illuſtr. Schweiz. Kal. auf 1851, S. 153. Mündlich in Unterwaſſer bei Alt-St. Johann.)

(463.) In der Weſener Alp Oberbüz war vor vielen Jahren in einer Tanne ein Geiſt, welcher jedesmal, wenn ſchlechtes Wetter eintreten wollte, jauchzte. Beim Baue eines Hauſes wurde die Tanne gehauen und zu einem Balken verwendet. Der Geiſt aber entfernte ſich deshalb keineswegs aus dem Holze, ſondern erhob zuweilen ein ſolches Geſchrei und verurſachte ein ſolches Krachen und Donnern im Hauſe, daß man genöthigt war, den Balken herauszunehmen.

Jetzt befindet ſich der Geiſt, nach Ausſage der Sennen, wieder in Oberbüz und kommt beim Hereinbrechen ſchlechten Wetters in die Sennhütte. Hier nimmt er die Viehglocken und läutet aus allen Kräften, geräth wohl auch hinter die Schweine, jagt ſie zur Hütte hinaus und beginnt überhaupt ein eigentliches Wüthen. Die Sennen müſſen ſich hierbei ruhig verhalten, und will einer nachſehen oder dem Unholde zuwider thun, ſo iſt er ſicher, am nächſten Morgen einen geſchwollenen Kopf zu haben.

(464.) Als ſich im Auguſt 1837 die Gewitterwolken an der Honeck zu einem ungeheuern Gebirge zuſammenballten und das Unwetter losbrach, wollen Einige den ſeit 1764 in den Berg gebannten Emmen-Zwerg in dem Feuermeer herumſpringen und ſich abmühen geſehen haben, das Gewitter über den Berg nach Süden zu treiben. All ſein Abarbeiten ſcheiterte an der Wucht der Elemente, vor der er zu Boden ſtürzte. Als die Fluth in's Thal heraustobte, ſah man den Zwerg auf der erſten Tanne, wie auf einem Pferde ſitzen, und wie ſie ſich drehte, immer ſchrittlings oben, und dem Ocean zuſteuernd. So oft ſich nun Gewitter zuſammenziehen, beſorgt man, er kehre wieder und laſſe abermal Waſſer und Schutt alles verheeren. Manche ſahen ihn auf einer Wolke ſeinem ehemaligen Verbannungsorte zuſteuern, dann brachen jedesmal

Digitized by Google

Ungewitter los. (Eggiwil und Röthenbach. Joh. Dubach in Zuberbühlers Sammlung 1850.)

(465.) Zur Zeit als die Peſt unter dem Namen „der ſchwarze Tod" in Graubünden graſſirte und unzählige Opfer forderte, ſo daß ganze Höfe ausſtarben und in vielen Gemeinden man keinen Platz auf den Friedhöfen hatte, um die Todten zu begraben, machte man die Entdeckung, daß gar keine wilden Männlein und Weiblein an dieſer furchtbaren Krankheit ſtarben, und kam daher auf den richtigen Schluß, daß dieſelben Geheimmittel dagegen beſitzen. Aber Niemand konnte dieſelben erfahren, denn ſie wollten es durchaus nicht ſagen. Da fiel einem Manne eine Liſt ein. Ein wildes Männlein, welchem man für Hirtendienſte, die es leiſtete, öfters Nahrung auf einen Stein legte, mußte das Geheimniß ausplaudern. Jener Mann füllte ein Loch, das im Stein war, mit Wein an. Als nun das wilde Männlein zu dem Stein kam und den Wein ſah, ſagte er zu ſich ſelbſt: „Nein, nein, ſo dumm biſt du nicht, daß du vom Wein trinkſt, ſonſt wirſt du berauſcht und dann ſchwatzeſt du dieſes oder jenes aus." Die Luſt zu trinken funkelte ihm aber aus den Augen. Jener Mann nämlich hatte ſich in der Nähe verſteckt und ſchaute dem wilden Männlein zu und mußte ſich halb zu todt lachen über die Geberden, die das Männlein machte. Es lag auf den Knieen vor dem Weine und bückte ſich mehrere Male mit dem Näschen bis über den Wein, um wenigſtens den Geruch des duftenden Veltliners zu koſten, hob dann den Kopf wieder und winkte mit dem Zeigefinger und ſprach: „Nein, nein, du überkuſt mi nit!" Endlich einmal, als es ſich ganz nahe über den Wein gebeugt hatte, blieb ein Tröpfchen Wein am Schnäuzchen hangen; dieſes Tröpfchen leckte es mit der Zunge ab, halb bewußt, halb unbewußt, da ſtieg die Begierde und es ſagte zu ſich ſelbſt: „Ei, nur mit einem Finger tunken darfſt du ſchon!" Geſagt, gethan, es leckte den Finger wohl hundertmal ab, wurde dabei immer luſtiger und endlich fing es an, allerlei dummes und geſcheidtes Zeug vor ſich hin zu ſchwatzen. Da trat dann der Mann aus dem Verſteck hervor und fragte das Männlein, was gut ſei gegen die Peſtkrankheit. „Ich weiß es wohl — ſagte das Männlein — Eberwürza und Bibernella, aber das ſäg i Dir no lang nit!" Der Mann war über den Fund ſo erfreut, daß er es vergaß, noch nach Mehrerem zu fragen, was ihm das wilde Männlein in dieſem Zuſtande gewiß mitgetheilt hätte. Er eilte nach Hauſe, machte das Mittel bekannt und ſiehe, hierauf ſtarben keine Menſchen mehr an der Peſt. (Vergl. Sage Nr. 420; die Fanken fallen hierin ganz mit den Zwergen zuſammen.) Bei dem großen Sterben in Sevelen und am Berge erſcholl der Ruf aus den Lüften:

Eſſend Knoblauch und Bibernelle,*)
ſo ſterbend ihr nit ſo ſchnelle.

Man gehorchte und die Seuche hörte auf. (Nikl. Senn.)

*) Pimpinella, Tormentilla erecta.

Digitized by Google

In Schwiz ruft eine Stimme 1612 aus den Lüften herab: Esset Strenzen (Oster-Enzen, gentiana) und Bibernellen, auf daß ihr nicht Alle umkommet. (Lütolf.) So die „wilden Mannen" am Pilatus lautstimmig: „esset schwarze Astrenzen und Bibernellen!" (Lütolf.)

So rief im Dorfe Eschau im Spessart zur Pestzeit ein fremder Vogel von einem Baume herab:

Eßt Bibernell,
so sterbt ihr nicht so schnell.

(Herrlein, die Sagen des Spessarts.)

(466.) In das Dorf Glaß, eine Stunde von Untersberg und von Salzburg, kam gegen Abend eines der Bergmännlein aus jenem Berge zu einer Hochzeit. Es sah erst theilnehmend zu, verlangte dann auch mitzutanzen und that es gar zierlich zu Aller Freude. Dann schenkte es jeder der Brautpersonen drei Goldstücke von einer unbekannten Münze und hieß sie, dieselben zu ihrem Gelde zu legen, worauf sie, wenn sie in Eintracht und Tugend leben, nie in Mangel kommen werden. Als es Nacht wurde, begehrte es Jemanden, der es über die Salzach gegen den Berg überschiffe. Ein anwesender Schiffer übernahm das. Während des Ueberfahrens verlangte er den Lohn. Auch er erhielt drei Pfennige, die er verschmähte, worauf das Männlein ihm den gleichen Erfolg verkündete wie den Brautleuten und ihm außerdem ein kleines Steinchen gab, welches, an den Hals gehängt, machen werde, daß er im Wasser nie umkomme. (Volksbüchlein vom Untersberge.)

(467.) Hinter dem Schlosse in Laupen liegt im Gehölze eine Matte, das Ried. Einst, erzählt man, als im „Heuet" einige Mäder wacker daran waren, das dichte Gras abzumähen, sagte einer von ihnen: „Mir ist gerade als röche ich einen Pflaumenkuchen. Hätt' ich nur!" Und wie sie bis an's Ende der Matte durchgemäht und wieder zurückkehrten, um neu von vorne anzufangen, sei unter einer Haselstaude wirklich ein tüchtiger Pflaumenkuchen gelegen und dazu noch ein hübsches Messerlein, ihn zu zerschneiden. Froh machten sich die Mäder an den Fund und verzehrten ihn mit köstlichem Appetit. Das Messerlein ließen sie liegen, und machten sich wieder frisch an ihre Arbeit, die nun viel leichter ging.

Das habe sich nun manchmal wiederholt, bis einst einer aus ihnen muthwillig das Messerlein zu sich steckte. Von der Zeit an sei nie wieder eine Gabe zum Vorscheine gekommen. Das Volk schrieb diese einem gegen die Leute sehr gutthätigen „Holzmütterli" zu, welches die Unart und Undankbarkeit des Arbeiters auf diese Weise gestraft habe. (Jak. Schlup in Zuberbühlers handschriftl. Sagensammlung, Münchenbuchsee 1851.)

(468.) Im Kanton Bern forderten die Zwerge einst im Herbste von einem Sennen sein ganzes Sennthum ab. Er überließ es ihnen und sie führten die Kühe von dannen, mit der Mahnung, so lange sie sie haben, keiner

Digitized by Google

einen Namen zu geben. Als er im Frühling auf die Alp kam, sah er die Zwerge mit dem Viehe die Fluh entlang kommen. Er konnte sich nicht enthalten, auszurufen: Hoho, der Gäbel ist ämel alla zweg. Kaum gesagt, fiel die Kuh, die er genannt, die Fluh hinab. Die anderen waren schöner und fetter und hinterher brachten die Zwerge den im Winter gemachten Käse. (Chr. Wälti.)

(469.) Auf der Hochkaser-Alm war ein Aelpler, ein gewaltiger Robbler, aber eben so gewaltiger Prahlhans, dessen Hut immer voll Trutzfedern steckte. Einmal brüstete er sich gegen andere Senner: „I fürcht mi vorm Teufl nit, und au nit vor dem Norggl auf der Gerlasplatten!"

Folgende Nacht träumte ihm, er stehe auf der Alm und höre von weitem einen Trutzjodler. Er wachte daran auf, und richtig in der Ferne erscholl ein solcher hell und herausfordernd. Gleich sprang er von seiner Lagerstatt, sperrte die Thüre auf und „lofete" in die Nacht hinaus. Da scholl der Trutzgesang wieder, aber viel näher, und er hörte deutlich die herausfordernden Worte: „Du bist jo koa Kerl! Du hast jo koa Schneid! Kimm Du zu mir auf, so wirf i Di weit!" Darauf durfte die Antwort nicht fehlen, und sie tönte auch alsbald hell durch die Nachtstille: „Den möcht i sehen, der mir's derthuat dem muaß glei rinnen vom Schädel das Bluat!"

Drei Augenblicke später rangen die Robbler heftig und schweigend im tiefen Dunkel mit einander. Lange schien der Sieg zu schwanken und keiner warf den andern, bis sie an den Waldsaum gelangten, wo der Zwerg den Aelpler so zurichtete, daß er liegen blieb und kein Glied mehr regen konnte Sein Kühbub fand ihn blutig, mußte ihn mühsam nach der Hütte schleppen und er erholte sich langsam. Von da an aber sagte er nie mehr vom Gerlas-Manndl, prahlte auch nie mehr, legte die Spielhahnfeder ab und hing die Robbelei für immer an den Nagel. (Alpenburg, S. 113—114.)

(470.) Wenn in Tirol, erzählt man in Innsbruck, die Sennen die Alp verlassen, zieht das „Kasermannl" hin und nimmt von der Hütte Besitz für den Winter.*) Dann hört man deutlich in stillen Nächten Glockenläuten, Getrampel der aufziehenden Heerde und den hohlen heisern Ruf des gespenstischen Aelplers, von dem in allen Hütten Sagen bestehen.

Vor vielen, vielen Jahren schickte eine arme Witwe aus Hötting (in Ried) ihre zwei Kinder, einen Knaben und ein jüngeres Mädchen, um Holz noch spät im Herbst auf die Umbrüggler Alpe. Die Kinder vertändelten viel Zeit, dachten erst spät an ihre Aufgabe und machten, als jedes sein Bündel fertig hatte, in der leerstehenden Sennhütte ein Feuer, ihr mitgebrachtes Essen zu wärmen. Inzwischen war es draußen, ohne daß sie es merkten, dunkel geworden, ein grimmer Windstoß fuhr so über das Hüttendach, daß der Dachstuhl bebte, und als sie in's Freie traten, war es am Zuschneien und häufte sich

*) Wie das Nachtvolk (oben S. 204 ff.).

Digitized by Google

zuſehend und konnte man nicht drei Schritte weit vor ſich ſehen. Nichtsdeſtoweniger wollten ſie ihren Heimweg antreten, als ein eisgraues Männchen ihnen von der andern Seite der Hütte in gewöhnlicher Aelplertracht entgegen kam und gutmüthig ſagte: „Mein — was wollt's denn jez z'Haus gehn bei dem Wetter und Schnee? Geht's Kinder, bleibt's bei mir in der Hütten! ich koch enk was Guats und erzähl enk Gſchichten. Morgen in der Früh, wenn 's Wetter beſſer iſt, könnt's nacher heim!" Die Rede weckte ſo Zutrauen, daß, obwohl das Mädchen von Mutters Angſt redete, ſie zu bleiben beſchloſſen, als er erwiderte: „Beſſer ihr kommt morgen z'Haus als gor nimmer!" Er nöthigte ſie an's Feuer, holte aus einem verſteckten Wandſchranke Butter und Milch und feines Weizenmehl, kochte ihnen eine tüchtige Pfanne voll „Sennermus" und ſchaute vergnügt zu, wie die kleinen Gäſte zugriffen und guter Dinge waren. Dann bereitete er ihnen in der Ecke ein Lager aus weichem Mooſe, auf dem ſie müde bald die Augen ſchloſſen.

Der Alte blieb am düſter flackernden Feuer ſitzen, ſein Auge ſchien keinen Schlummer zu kennen; er ſchürte die Flamme, daß ſie eine milde Wärme verbreitete, und ſah oft nach den ſchlummernden Kleinen. Draußen wetterte es immer mehr und der Sturm rüttelte am Hüttendache, als wollte er die ganze Kaſer mit ſich in das Thal hinabreißen.

Die Kinder erwachten, als der Alte ſie ſanft mit dem Finger berührte und mit leiſer, faſt weinerlich klagender Stimme rief: „Wacht auf! es iſt Morgen, jez könnt ihr heim!" Sie rieben ſich die Augen und meinten, das ſei doch ein langer, feſter Schlaf geweſen. Das Männlein lächelte ſchalkhaft, bereitete ihnen wieder einen kräftigen Morgen-Imbiß und führte ſie in's Freie. Wie ſtaunten ſie erſt jezt, als ſie ſtatt des Herbſtes den ſchönſten Frühlingsmorgen vor ſich ſahen und die Waldvögel jubeln hörten.

„Nicht wohr, Kinderlen," ſagte der Alte gutmüthig verſchmizt, „heut iſt's anderſt als geſtern? So, jez geht's nur heim zur Mutter, grüßt mir ſie ſchön und ſagt's ihr, ihr hättet heut Nacht beim Kaſermannl gſchlofen, ſie ſoll euch aber 's nächſte mal nit mehr ſo ſpät im Johr in den Berg ſchicken, ſonſt könnt enk wos paſſieren." Hierauf half er ihnen ihre Holzbündel aufnehmen und legte jedem ein friſches Butterweggerl in den Korb. In einer Stunde waren ſie vor dem heimatlichen Hauſe, wo ſie erſchreckend ihre Mutter mit kummergebleichten Wangen erblickten, die vor Freude beinahe in Ohnmacht fiel und ihnen dann meldete, ſie ſeien den ganzen langen Winter aus geweſen. Nun erzählten die Kinder, was ihnen begegnet ſei, und die Wecken nahmen im Schranke kein Ende bis zum kommenden Jahrestage ihrer freundlichen Bewirthung.

In derſelben Hütte ſaßen im folgenden Spätjahre drei andere Gäſte, Wildſchützen und Schwärzer, rohe, wüſte Geſellen, ebenfalls verſpätet, und ſich am Feuer wärmend. Der Eine ſtopfte die Pfeife, der Andere wärmte den mitgebrachten Plenten, der Dritte ſchnitzelte zur Kurzweil aus einem Zirbel-

Digitized by Google

aſte eine Figur, die er „Kaſermannl“ hieß und dem er ſpöttiſch von dem Plenten in den Mund ſtrich, worüber die Anderen lachten, nur der Jüngſte erklärte das als Verſchwendung der Gottesgabe.

Darüber war es Nacht geworden und legten ſich die Drei in die „Tſchutter“ zur Ruhe. Kaum mochte eine Stunde vorbei ſein, als der Jüngſte erwachte. Das Feuer war am Erlöſchen, aber in ſeinem Scheine ſah er knapp an der Lagerſtätte das geſchnitzte Holzbild in Lebensgröße mit grimmigem, verzerrtem Geſichte, wo es fürchterlich rief: „Den Erſten find i, den Zweiten ſchind i, den Dritten ſchmeiß i über's Dach aus!“ Hiermit griff die Figur in's Bett, gab dem erſchrockenen Jüngſten eine tüchtige Maulſchelle, zerkratzte dem Zweiten das ganze Geſicht jämmerlich, packte dann den an der Wand ſchnarchenden Dritten wie einen Ball und warf ihn draußen dreimal über's Hüttendach, wo er ſo abfiel, daß die Beiden ihn von der Alp tragen mußten. (Zingerle, Sagen aus Tirol. 1850. S. 85.)

(471a.) Im Zillerthale weiß man von drei Melkern, die in der Hütte im Thal Stiluppe einen rieſigen Kopf ſchnitten, ihm einen ſtrohernen Zopf anhingen, dann hierauf die Spottfigur „Heinzel“ tauften und freſſen hießen. Auch hier kommt Mitternachts der Heinzel mit derſelben Drohung, wo aber Einer wirklich geſchunden, der Andere todtgeſchmiſſen und nur Einer, der nicht mit geneckt, geborgen wird. (Ebendaſ. S. 28.)

(471b.) In Flums erzählt man, es haben in einer Alp Senner einem Baumſtöckli übermüthig ihr übriges Mus umgeworfen oder angeſtrichen und es Heinzli genannt. Beim Abziehen mußte der Hauptſenn in der Hütte zurückbleiben und wurde dann „verrupft“ (zerriſſen), zu weſſen Andenken jetzt ein Kruzifix dort hänge. (Rud. Stucki.)

(472a.) Dasſelbe erzählt man ſeit Altem aus der Horenvälli-Alp bei Göſchenen in Uri, wo übermüthige Sennen aus Lumpen („Blätzen“) eine Puppe machten, ſie „Tunſchili“ nannten, ihr Mus einſtrichen und den ganzen Sommer durch Gugelfuhr mit ihr trieben. Mit der Zeit aber fing das Tunſchili in der That an zu eſſen, und wenn man ihm nicht gab, zu fordern. Jetzt geriethen ſie in Schreck, das Spaßen hörte auf und ſie vertröſteten ſich auf den Herbſt und die Abfahrt. Allein wie dieſe anbrach, verlangte Tunſchili mit furchtbarem Ernſte, der Aergſte habe dazubleiben. Die Uebrigen konnten abziehen und erblickten zurückſchauend mit Entſetzen, wie das Unweſen die Haut des Unglücklichen auf dem Hüttendache zum Trocknen ausbreitete.

Noch lange machte es den Ort unruhevoll und berüchtigt. (Lütolf. S. 119.)

(472b.) Auf den Taminſer Alpen lebten vor Altem ein Senn, ein Zuſenn und ein Küher. Der Senn war ein junger, fröhlicher Burſche, aber zuweilen ausgelaſſen und ein frecher Spötter.

Einſt machte er eine weibliche Puppe, die er überall mitnahm, aus der Alp in die Großalp, und von da in's Hinter-Aelpli. Bei jedem Eſſen ſetzte

Digitized by Google

er sie auf einen Stuhl an den Tisch und gab ihr mit den Worten: „Se Schäzli, muost o ha" Milch, Nidel, Butter. Kamen aber Nothdürftige, die jagte er hart fort, oder reichte ihnen, wenn es gut ging, saure, schlechte Milch.

Noch am letzten Tage vor der Heimfahrt erschien ein Armer in der Hütte und bat um einen Trunk Milch. Er wies ihn barsch ab und hohnlachte, als derselbe erwiderte: Das vergelt' euch Gott!

Aber der böse Geist fuhr in die Puppe, und als sie abfahren wollten, begann sie zu sprechen und verlangte, Einer von ihnen müsse bei ihr bleiben. Man warf das Los; es traf den Senn. Nun warnte die Puppe die Zwei, zurückzuschauen, sie kehrten sich jedoch nicht daran, schauten sich um und sahen ihn in Stücke zerrissen, die Haut aber ausgebreitet auf dem Dache der Hütte (Nikl. Senn.) — In den zwei letzten Sagen ist zwar der rächende Zwerg weggelassen, aber die Puppe selbst ist dafür zum zwergigen Dämon geworden.

(473.) Der Zwerge und Hausgeisterkönig Goldemar, Volmar, der in einem Hause der Hardenberge an der Ruhr lebte, kam, als einst ein Neugieriger ihm Asche und Erbsen streute, ihn fallen zu machen, oder seine Füße zu erkunden, diesem beim Feueranmachen an den Hals, hieb ihn in Stücken, briet und kochte diese und trug sie in seine Kammer, wo man lange Freudenschreie beim Verzehren vernahm. Aber der Zwerg ließ sich nicht mehr blicken, schrieb jedoch über seiner Kammerthüre, das Haus solle unglücklich sein, bis drei Hardenberge auf einmal leben. (Grimm d. Myth.)

II. Die Hausgeister und Kobolde.

Die Kobolde, Klopf- oder Poltergeister unterscheiden sich in der Volkssage thatsächlich nur dadurch von den Zwergen und Alfen, daß sie sich in den Häusern (auch in den Bergwerken) aufhalten, und bald sichtbar, bald unsichtbar, den Menschen dort Dienste aller Art leisten, während die gewöhnlich als „Zwerge", „Bergmännchen", „Erdmännchen", „Elben" u. s. w. bezeichneten Mythenwesen in Freiheit leben. Ja die beiden Dämonengruppen sind so sehr Eines, daß wir des Zusammenhanges wegen unter die Koboldsagen mehrere die Berggeister betreffende mischen müssen. Weitere Bezeichnungen der Kobolde sind: Wichtelmännchen, Heinzelmännchen, Heimchen, Butzen, Nüpel, Pucke, Pugen, Nissen, Drollen, Poppelchen, Petermännchen, Eckerchen, Polter- und Rumpelgeister, Klopfer, Gütchen, Hütchen, Mummart, Mummel u. s. w. (Bezüglich der Etymologie verweisen wir auf Grimm.)

Digitized by Google

Die Geſtalt der Kobolde, ſoweit ſie ſichtbar ſind, iſt dieſelbe wie die der eigentlichen Zwerge; ihr Charakter hingegen iſt, gegenüber dem ernſten, düſtern, ja tragiſchen der Zwerge, ein heiterer, neckiſcher, boshafter. Der Kobold bläſt Lichter aus, ſtößt faulen Mägden den Kübel um, dreht der beſten Kuh den Hals um und ſpottet mit Hohngelächter, wie er bei luſtigen Streichen unmäßig lacht oder kichert (koboldiſches Gelächter). Dienſtboten, die gut mit ihm ſtehen, ſetzen ihm von Speiſen, eine Schale Grütze, ein Stück Kuchen, ein Glas Bier, oft nur am Feſttage oder einmal wöchentlich bei Seite. An ſolchen Abenden hat er nicht gern, daß Lärmmachendes vorgenommen wird. Das hieß man in Norwegen „at holde qvelvart“, Abendruhe (Feierabend) halten. Wer ihn geneigt erhalten wollte, gab ihm gute Worte: „Kiäre granne, giör det“ (lieber Nachbar, thu das) und er antwortete in demſelben Tone. Zuweilen ſoll er ſeine Vorliebe zum Hausherrn ſo weit getrieben haben, aus Anderer Scheunen oder Ställen Heu und Stroh zu bringen.

(474) In Schottland wohnten die Kobolde unter der Thürſchwelle und hießen, ob von der Farbe des Kleides oder ihrer ſelbſt, Browny. Sie ſollen mager, zottig und wild ausgeſehen haben. Nachts ruhten ſie in der Küche am Feuerherd und ſahen nicht gern, wenn ſich die Hausfrau noch zu ſpät dort beſchäftigte. Sir Gottfried Macculloch ſah auf einem Spazierritte plötzlich an ſeiner Seite einen kleinen alten Mann im grünen Kleide auf einem Schimmel erſcheinen, der nach gegenſeitiger Begrüßung erzählte, er wohne unter Macculloch's Haus, müſſe ſich aber über einen neu angebrachten Kanal zur Abführung von Unreinlichkeit beſchweren, der ſich gerade über ſeinen Ehrenſitz ergieße. Der Ritter verſprach höflich Abhilfe. Viele Jahre nachher hatte Macculloch das Unglück, bei einem Streite einen benachbarten Edelmann zu tödten, gefangen und zum Tode verurtheilt zu werden. Das Schaffot war auf dem Schloßhügel in Edinburg errichtet; aber kaum hatte er den Unglücksort erreicht, als der Browny auf dem Schimmel mit Blitzesſchnelle das Volksgedränge zertheilte, Gottfried auf ſein Thier nahm, die Treppen hinunterſprengte und mit ihm verſchwand, ohne daß er je wieder geſehen wurde. Auch Browny verſchwand, ſo oft man ihm irgend eine Belohnung, namentlich von Speiſen, anbot (verſchieden von den Niſſen des Nordens). Auf den Shetlands-Inſeln und Orkneys herrſchte derſelbe Glaube. Dort hatte jede Familie ihren Browny, dem aber bei jedem Buttern Milch in alle Hauswinkel geſtellt wurde, und wenn man braute, in das Loch des Browny-Stone etwas Würze. So blieben auf dem Felde Browny-Garben ſtehen.

Digitized by Google

(475.) In Norwegen werden die Kobolde oder Hausgeister Nisser genannt, kleine Burſche, die ſich beſonders in Ställen aufhalten, was zum Gedeihen des Viehes beiträgt. Lärm und Geräuſch können ſie nicht aushalten. Sie heißen auch Nisse god Dreng; ebenſo in Schweden, hier aber allgemeiner Tomtegubbe („Hausalter"). Sie verrichteten allerlei Hausdienſte, wofür man ihnen Milch und andere Speiſen vorſetzte. Auf den Faröer heißen ſie Niägrnjsar, kleine Geſchöpfe mit rother Mütze auf dem Kopfe, dem Hofe, wo ſie ſich aufhalten, Glück bringend. Der Seeländer Bauer ſchildert die Niſſer, wie er ſelbſt gekleidet iſt: vor Michaelis im Hute, hernach in der Mütze. Ihr Aufenthalt iſt in der Scheuer oder im Stalle, wo ſie das Vieh beſorgen und oft ſtark auf Koſten der Nachbarn füttern. An hohen Feſten ſetzt man ihnen Eſſen vor. (Rühs Edda. S. 20—22.)

Der Niſſe liebt Mondſchein und Winters ſieht man ihn munter über den Hof ſpringen oder im Schlitten fahren. Auch verſtand er ſich, wie die Elfen, auf Tanz und Muſik, und auch von ihm hieß es, daß er ein graues Schaf im Geigenſpiel unterrichte.

(476.) Die Niſſen, wie man in Dänemark die Kobolde nennt, erzählte Heinen der junge Dichter Anderſen in Paris, eſſen am liebſten Brei mit Butter. Haben ſie ſich einmal in einem Hauſe eingeniſtet, ſo ſind ſie auch nicht ſo bald geneigt, es wieder zu verlaſſen. Indeſſen kommen ſie nie unangemeldet, und wenn ſie irgendwo wohnen wollen, ſo tragen ſie Nachts allerlei Holzſpäne ins Haus und ſtreuen Viehmiſt in die Milch. Wirft der Hausherr nun dieſe Späne nicht weg, oder trinkt er von der ſo beſchmutzten Milch, ſo bleiben die Niſſen auch immer bei ihm. Ein armer Jütländer, dem das Weſen eines ſolchen nicht mehr erträglich war, entſchloß ſich am Ende, ſein Haus aufzugeben, lud ſeine Siebenſachen auf einen Karren und fuhr damit in's nächſte Dorf, um ſich dort niederzulaſſen. Unterwegs aber, als er ſich einmal umdrehte, erblickte er das rothbemützte Köpfchen des Kobolds, der aus einer von den leeren Bütten hervorguckte und ihm freundlich zurief: „Wi flütten" (Wir flüchten). (Heinr. Heine's ſämmtliche Werke, Hamburg 1861. V. Bd. S. 59. 60.)

(477.) Die Heinzelmännchen. Wer kennt nicht — wenigſtens dem Namen nach — dieſes Geſchöpf, deſſen kleine Neckereien faſt alle das Gepräge gutmüthiger Ausgelaſſenheit tragen? Wer hat nicht von ſeiner unterſetzten Figur reden hören und von ſeiner rothen Jakobinermütze? Wer weiß, nicht, daß das Haus, welches er zu ſeinem Aufenthaltsorte wählt, vollkommen geſichert iſt vor Feuersbrunſt und anderen Unglücksfällen? — Der Hauskobold iſt ein wahrer Segen für die Wohnung, die er mit ſeiner Anweſenheit beehrt. Wer mag es deshalb ſo genau nehmen mit dem Schabernack dieſer kleinen Perſon? Daß er mitunter eine kleine Tour auf dem Pferde zwiſchen den Stallbäumen reitet und es dadurch in Schweiß bringt, geſchieht gewiß nur, um dieſem eine wohlthätige Bewegung zu verſchaffen; daß er die

Digitized by Google

Kuh eher melkt als die Magd, geſchieht nur, um dieſe zu zwingen, früher aufzuſtehen. Wenn er dann und wann ein Hühnerei wegſtibitzt, mit Miez Spektakel auf dem Boden macht oder einen Nachttopf umwirft, wer wollte ihm deshalb ein bischen Weihnachtsgrütze mißgönnen, die keine bedachtſame Hausfrau unterläßt, ihm in eine Ecke auf dem Boden hinzuſtellen? Nur in dem Falle, daß dies unterlaſſen wird, nimmt ſein Charakter einen gelinden Anſtrich von Rachſucht an; dann kann die Mutter im Hauſe ziemlich überzeugt ſein, daß ihre Grütze oder ihre Suppe anbrennt, ihr Bier ſchal wird, die Milch ſich hackert, oder ſie muß ſich auch darein finden, einen ganzen Tag zu buttern, ohne Butter zu bekommen. (Novellen von St. St. Blicher. Aus dem Däniſchen überſetzt. 1. Bd. 1849 S. 61. 62.)

(478.) Puk, Niß Puk, Huispuk, Niskepuk, Wolterke, Niſebok, Nißke, Nißkuke, Pulter-Klaas, das ſind die Namen der Hauskobolde in den nordalbingiſchen und kimbriſchen Gegenden; der gewöhnlichſte iſt Puk, Niß Puk, den er, wie bei den Friſen, auch bei den Jüten und Dänen trägt.

Die Puke ſind, wie die Unterirdiſchen, zwerghaft und klein, tragen nach Manchen eine rothe Spitzmütze auf dem Kopfe, eine lange graue oder grüne Zwilchjacke und Pantoffeln an den Füßen. Sie wohnen unter'm Dache, wo ſie durch zerbrochene Fenſter oder andere Oeffnungen aus und ein ſchlüpfen. Zuweilen bereiten ihnen dort die Friſen ein Neſt, wie ihren Berg-Enten, und ſtellen ihnen einen Topf mit Grütze auf den Boden. Ein Stück Butter dazu iſt ihnen ſehr lieb. Obſchon die Menſchen etwas Scheu vor ihnen haben, nähern ſich die Puke ihnen gern, denn ſie ſind an ſich weder gute noch böſe Geiſter. Wollen ſie den Hausleuten wohl, ſo verrichten ſie ihnen über Nacht alle Hausgeſchäfte, waſchen und putzen das Haus, beſorgen das Vieh, ſchleppen Futter und Korn auf den Boden und laſſen Alles wohl gedeihen. Geht es nicht anders, ſo berauben ſie wohl gar die Nachbarn des Hauswirthes, um letzterm Vortheil zu bringen. Man hört ſie häufig Nachts bei dieſer Arbeit lärmen, im Hauſe auf- und abgehen und lachen. Oft ſpielen ſie auch Knechten und Mägden einen Schabernack, ſtreicheln ſie unter der Naſe, daß ſie im Schlafe nieſen müſſen, oder ziehen ihnen die Decke vom Bette und dergl.

Man ſah einen Puk am hellen Tage in der Bodenlucke ſitzen, den Kopf müßig auf beide Hände geſtützt, mit den Beinen baumelnd, ſeine eigene Schönheit beſingend, den Hofhund und das Geſinde neckend und Geſichter ſchneidend. Da ſchlich ein Knecht leiſe hinauf und ſtieß ihn mit der Heugabel herunter, wo man jedoch nur Scherben und Spreu herabfallen ſah.

Sind ſie böſe, ſo ſpielen ſie den Hausbewohnern ſo arge Streiche, daß dieſe Haus und Hof verlaſſen, wo es ihnen jedoch nicht immer gelingt, den Kobold los zu werden, welcher ſich auf den Wagen ſetzt oder in den Beſen verkriecht und mit in die neue Wohnung einzieht.

Die Puke verſchiedener Nachbarn leben zuweilen miteinander in Feind-

ſchaft, prügeln, ſchelten und befehden ſich. Darum heißt es, wenn Nachbarn zanken oder ſich beſtehlen: der Niß hat's gethan.

Gewöhnlich lebt in einem Hauſe nur ein Puk, zuweilen aber ganze Familien, wo man dann Brautfahrten, Hochzeitszüge und Feierlichkeiten (aber nur Sonntagskinder) erblickt. (Kohl, friſiſche Sagen.)

Die Geſtalt der Tiroler Wichteln oder Nörgglen, deren Hauptheimat das Paſſeierthal, iſt klein und mißrathen, der Kopf dick, der Mund bis zu den Ohren breit und wulſtig, die Aeuglein klein und voll Argliſt, der Bauch, aufgetrieben, ruht auf ſpindeldürren und krummen Beinchen. Die Stimme iſt kratzend und grölzend wie die eines Kropfigen. Am Leibe ſind ſie ſchwarzhaarig, der graue oder ſilberfarbene Bart lang herabhangend, die Tracht graue Loden nach Bauern- oder Schützenart, ſpitzer Hut, weißer Goller um den Hals, rothe Weſte, ſchwarzes Wams und Pluderhoſen. Gern und häufig tragen ſie rothe „Jankerl", rothe Höschen, grüne Strümpfe. Sie ſprechen auch hier gerne, faſt immer, in Verſen. Häufig tragen ſie einen Bergſtock, aber nie anders als von der Birke, oft hört man ſie auf Felſen hervorſpringen, Trutzlieder in's Thal hinabſingen, was ſchaurig und wunderſam im Widerhall naher Berggründe klingt, oft in Nächten, wo Niemand weiß, woher das melodiſche „Thalklingen" tönt. Unermüdlich ſind ſie auch hier im Arbeiten und Necken. Einem aus einem Hauswinkel hervor jählings auf den Rücken ſpringen, das Vieh faſt unlösbar zuſammenketten, in Speiſe und Trank Unrath werfen, Knechte und Mägde drücken und zwicken, letztere an den Zöpfen rückwärts umreißen u. a. iſt ihre dämoniſche Luſt. Winters halten ſie ſich gerne auf der ſogenannten „Veſtlgrube" auf, d. h. dem Aſchenloch auf dem Herde, wobei Alpenburg an die Göttin Veſta denkt.

Eine Art im Alpachthale verſteckt ſich auf dem Söller, neckt da die Leute, bricht Bretter auf, daß man durchfällt, wirft böſe Kinder herab und heißt „Sollakraunzl", Söllerteufelchen. (Alpenburg S. 89—91.) Das Wort „Spitzbub" rührt wohl von den ſpitzmützigen Zwergen.

Wenn die Nörggln einem Vieh mit der Hand über den Rücken fuhren, bekam es eine Art Drehkrankheit, der „Rauſch" genannt. (Ebd. S. 110.) Sie ſtahlen auch Kinder und Erwachſene, und wenn Jemand ſpurlos verſchwand, ſo hieß es: „Die Berg- (oder die wilden) Mannle haben ihn verzogen." So eine Dirne, die ſich auf der Garzer Alm ob Burgeis in ihren Berg locken ließ und ſich dort bis über die Zeit des Abendgebetläutens verſäumte. (E. d. S. 110.)

Von ihrer Rieſenkraft legte das Wichtl aus dem Thale Wildſchönau Beweis ab, welches, als beim Baue des Hofes zu Unterhausberg die Maurer den Schwellſtein nicht zur Stelle zu bringen vermochten, als ſie erſchöpft zum Eſſen gegangen waren, denſelben an den Ort wälzte, dann darauf ſaß und hell lachte, als ſie wieder daran wollten. Der Hofbauer verhieß ihm alljährlich einen Kuchen und der Wicht that von Stunde an Hausdienſte. Als der Hof ſpäter verbrannte, ſah ihn Niemand mehr. (Ebend. S. 111. 112.)

Digitized by Google

Die Kobolde wohnen gewöhnlich in Keller, Küche, Stall, Scheune des Hauſes, das ſie bedienen, auch in nahen Bäumen, welche dann unverletzlich ſind. Man kann ſie als die guten Sterne der Häuſer oder auch als Perſonificationen des Herdfeuers, des Symbols der Häuslichkeit betrachten. Heilig iſt ihnen der Donnerstag, an deſſen Abend in ſolchen Häuſern und Höfen nicht gehauen oder geſponnen werden darf, worin ſie an Thor, den Gott des Donners und Blitzes, alſo auch einen Feuergott erinnern. Gleich ihm haben ſie rothes Haar, ſolchen Bart und ſolche Kleidchen und Hütchen; oft aber ſind ſie auch nackt (wie die Sterne!); will man ſie jedoch zum Lohne für ihre Dienſte mit Kleidern beſchenken oder ihnen gar Geld geben, ſo entfernen ſie ſich bald betrübt (weil die Sterne für ihr Leuchten keines Lohnes und überhaupt irdiſcher Dinge nicht bedürfen), bald aber erfreut über ihren Staat, in dem ſie zum Arbeiten zu gut zu ſein glauben.

(479.) Ein alter Mann erzählte aus dem Munde ſeiner Schwiegermutter: Als deren Eltern noch in Schwarzenbach wohnten, backen ſie, wie die meiſten Bauersleute, ſelbſt. Wenn ſie dann Abends das Mehl u. A. auf den kommenden Morgen in Bereitſchaft geſtellt, ſei jedesmal Nachts ein Erdfräuli gekommen und habe ihnen Alles ſo nett und ſäuberlich zugerüſtet, wie ſie es nicht ſo hätten können. Als ſie ihm einſt zuſchauen konnten und wahrnahmen, daß es ein ſehr zerriſſenes Röcklein anhatte, hängten ſie ihm ein ganzes an das Ofenſtänglein. Als das Erdfräuli dies ſah, rief es:

Sötti denn wo wäch (ſchön geputzt) ſy,
ſo wötti lieber nüme cho go bacha.

Und von da an erſchien es nie mehr. (Aus Nieder-Uzwil.)

(480a.) Ein Bergmännchen in einem Verſchiſer Maienſäße half den Kühern fleißig beim Hüten Als er ſich einſt über ſeine ſchlechte Kleidung beklagte, legte man ihm eine neue auf einen Stein. Die Hirten fanden dieſe am Morgen verſchwunden, aber damit den Zwerg für immer ebenfalls. (Anton Gall von Verſchis, in Pfävers 1816.)

(480b.) Am Fuße des Seluner-Ruck (in der Churfirſtenkette) zwiſchen Selun und der Breitenalp iſt eine tiefe Höhle in den Berg hinein, das „Wildenmannloch". Da wohnten ehedem „wilde Mannli", dienſtfertig gegen die Alpknechte und die Thalbewohner, denen ſie arbeiten halfen. Auch hier holte ein Mannli einſt eine Hebamme hinauf. Als man ihnen aus Dankbarkeit Eſſen vorſtellte, oder nach Anderen, Kleider gab, erſchienen ſie nie mehr. (Erzählte dem Nikl. Senn der Altammann Elias Tſchümmi in Unterwaſſer bei Alt-St. Johann.)

Digitized by Google

(481.) Einem Bauer zu Freudigen, Gemeinde Oberburg (Bern), fütterte einst ein Zwerglein öfters die Pferde, putzte und striegelte sie. Wenn sich zuweilen die Knechte verschlafen hatten, was sie nicht selten, sich auf das Männchen verlassend, absichtlich thaten, und dann in den Stall traten, fanden sie Alles geschehen, sauber und in Ordnung. Das Männchen sahen sie oft und hatten jedesmal Erbarmen mit ihm, weil es gar schlechte zerrissene Höschen anhatte. Als jedoch der Bauer den Schneider im Hause hatte, dem Zwerge dankbar neue machen ließ und dieselben an die Stallthüre hängte, fanden die Knechte zwar das Höschen weg, aber das Zwerglein zeigte sich niemals mehr. (C. Wälti.)

(482.) Im Simmenthale lebte vor langer, langer Zeit ein guter, aber etwas einfältiger Mann, dem sein Vater etwas weniges Land und eine Stampfmühle (nach Anderen eine Oelmühle) hinterlassen. Wenn aber der Mann auf dem Land arbeitete oder, um was zu verdienen, taglöhnerte, blieb die Mühle oft unthätig und fing an, da er sie nicht genug reinigte, abzugehen. Sein Erwerb ging hinter sich und er hatte Lust, den Stampf aufzugeben. Da geschah es, daß er eines Abends heim kam und eben daran dachte, als er die Mühle sauber, wie nie, geputzt und alles an seinen Ort gestellt fand. Er kannte sie kaum mehr, und da die Mühle seitab in einem Tobel lag, vom nächsten Dörflein fern, wußte er nicht wem danken. Aber das kehrte wieder. Zumal Sonnabends, wenn er heim kam, war gestampft und gefegt ohne alle weitere Spur.

Nun wollte er auf die Spur kommen und verbarg sich auf dem Estrich unterm Dache, wo er ein Brett in die Höhe hob, um geheim in die Stampfe hinab sehen zu können. Und wie kam es am Sonnabend? Im Fußboden der Mühle hob sich plötzlich ein Brett empor, gukte ein Spitzkopf wie eine Maus herauf, nieste, fuhr in die Höhe und ließ ein drei Fuß hohes bewegliches Männchen sehen, das erst herumtänzelte und sich dann hurtig an die Arbeit machte, die rasch von Statten ging, dann fegte und ölte es, stellte das Wasser ab, und als es, sich ansehend, geklagt, es habe weder Kleid noch Schuhe, verschwand das Fegmännchen, das wirklich ganz zerlumpt aussah. Der Müller bestellte dankbar Kleidchen und Schuhchen und ein Filzmützchen und legte Alles bereit. Nächsten Sonnabend gewahrte Fegmännchen die Bescheerung, that einen Freudensprung, kleidete sich an, trippelte herum und verschwand für immer mit dem Spruche:

„Ig nit meh Gerste stampfe mah,
Ig schön Chleideli ha,
Ig iz tanze ga."

(Wyß. Id. II. S. 341. 414.) Es wird im Berner Oberland erzählt und nach Anderen war es eine Oelmühle und rief der Beschenkte: „Hei e söttige Ma i söttigem Chleid puzt kei Oeli meh!"

Digitized by Google

Variationen dieſer Aeußerungen heißen in anderen Sagen:

I ſchün's Mannl, i ſchüner Bua,
und i enk die Küh' nimmer hüten thua. (Tirol.)
Jetzt muß i gehn mit mein Gſieder und Gezieder
in's Oetzthal über und nieder. (Tirol.)
I hübſch, hübſch Ma,
i Bui au Ma,
i neu's Tſchöple a,
i furt goh,
i numma koh. (Vorarlberg.)
Was wett au ſo na Weidelemann
meh mit den Kühen z' Weidele gan? (Graubünden.)
Und ein ſolcher Mann
Soll hirten gahn? (Aargau)
Der Junker iſt geputzt,
Der Mehlſtaub beſchmutzt,
Mit dem Sichten iſt's vorbei. (Schweden.)

Es fehlt aber nicht an Sagen, nach welchen die Kobolde auch andere Geſchenke annehmen, und zwar ſowohl an Geld, als an Lebensmitteln u. ſ. w., ja ſogar ſich Lohn ausbedingen.

(483.) Ein Puk diente dreißig Jahre hindurch den Mönchen eines mecklenburgiſchen Kloſters in Küche, Stall und ſonſt. Er zeigte ſich durchaus gutmüthig und bedung ſich ein Kleid aus bunten Farben mit Glöckchen behangen. (Grimm. d. Myth.)

(484.) Ein ſchwediſcher Bauer, zu welchem der durch den Spott des Nachbars beleidigte tomte i gården (Kobold) übergetreten war, überkam mit ihm auch den Segen, weil er auch den kleinſten Halm achtete. Manchenorts ſtellte man den Tomten alljährlich auf Julmorgen ihren Lohn hin, beſtehend in grauem Tuche, Tabak und einer Schaufel Erde. (Afzelius.)

Oft hingegen nehmen ſie nicht nur keine Geſchenke an, ſondern machen vielmehr dem Menſchen noch welche oder leihen ihnen Gegenſtände, beſtrafen aber das Nichterfüllen ihrer Bedingungen.

(485.) Oberhalb Valmede an der Ruhr liegt eine Hölle, das Hollenloch genannt, weil vor Alters darin die Hollen (Holden, Hulden, das Huldravolk) gewohnt, welche ſich den Leuten oft dienſtbar und gefällig erwieſen. Sie liehen ihnen z. B. ihre Braupfannen und nahmen zum Dank blos eine kleine Gabe vom Gebräu. Als aber einſt ein Schäfer die Pfanne garſtig verunreinigte, liehen ſie ſolche nie mehr. (Kuhn in Hagen's Jahrbuch IX. 99.)

Digitized by Google

(486.) In Toggenburg sollen in der Gstalden bei Flawil am Berge, wo man nach Magdenau geht, zwei Löcher sein, wo ehemals „Erdmannli“ hausten.

Im Steigfelsen bei Duffertswil, Gemeinde Lütisburg, sei eine ähnliche Höhle, ehemals mit Erdmannli, genannt Schermannshüsli. Der Eingang war sehr enge, aber einige Schritte weiter habe er sich erweitert und die Grotte sei in Gemächer getheilt gewesen. Die Mannli haben Nachts den Armen Speisen vor die Häuser gebracht. Man will noch später silberne Geschirre darin gefunden haben. (Aus Nieder-Uzwil.)

(487.) Im kleinen Münsterthale des Elsasses auf dem hohen Kerbholze, wo in zahlreichen Sennhütten die trefflichen Münsterkäse bereitet werden, ziehen nach dem Abzuge der Sennen am letzten Septembertage die im Berge hausenden Zwerge in die verlassenen Hütten, füllen die Ställe mit ihren Kühen und verfertigen noch viel schmackhaftere Käse. Nachts steigen sie oft über den Schnee in's Thal und bringen Armen unbemerkt frische Butter und treffliche Käsbrote in die Hütten. (A. Stöber, Die Sagen d. Elsasses.)

(488.) Zu einem Küher an der Lenk im Simmenthale kam zur Winterszeit ein Zwerg und bot sich als Knecht an. Der Küher schaute den Kleinen erst mißtrauisch an, nahm ihn aber endlich doch, als ihm der Lohn freigestellt wurde. Der Knecht mußte in einer Scheune an „der Aegerden“ das Vieh besorgen, machte aber zu allererst die Bedingung, der Küher dürfe den ganzen Winter nie in die Aegerden kommen. Der hielt es den halben Winter, endlich jedoch stach ihn der Vorwitz und er wollte nachsehen. Als er in den Stall kam, staunte er, das Vieh glänzte wie Spiegel; so schöne Waare hatte er seiner Lebtage nie gesehen. Da dachte er bei sich selbst, desto schlimmer werde er es auf der Heubühne finden, aber noch größer war sein Erstaunen, als der Heustock nur wenig gemindert hatte. Voll Freuden ging er nach Hause und dachte: solche Knechte seien nicht zu verwerfen. Als aber der Zwerg Abends heimkam, sagte er: von nun an werden sie das Heu wohl brauchen, denn der Küher habe nicht Wort gehalten. Und wirklich nahm das Heu gar schnell ab und der Küher kratzte über seine Neugierde zu spät im Haare. (D. Gempeler, Die Schweiz. 1861. Nr. 2, S. 38.)

Los werden kann man die Kobolde nicht, man mag ihrer Neckereien noch so sehr überdrüssig sein. Verbrennt man das Haus, um jenen Zweck zu erreichen, so flüchten sie sich mit dem Besitzer und seiner Habe und höhnen ihn noch dazu. (Vergl. oben Nr. 476.)

(489a.) Nach einer deutschen Sage zündete ein Bauer seine Scheune selbst an, um den darin hausenden Kobold zu verbrennen, staunte aber, als sie in vollen Flammen stand, daß der Geist hinten auf dem Karren saß, auf den man das aus dem Gebäude Geflüchtete gebracht hatte. (Ganz Aehnliches haben Kuhn und Thiele, und schon das irische Märchen vom Cluricaun.)

Digitized by Google

(489b.) Im Aargau gilt der Glaube, man ſolle von einer Brandſtätte nie alles Holzwerk zuſammen wegnehmen, weil ſonſt der Hausgeiſt auch mit komme, der im letzten Reſte zurückbleibe. Als in Tägerig, unweit Mellingen, ein Strohhaus abbrannte und ein Mann der Umgegend das Holzwerk kaufte, führte er aus Geiz Alles mit. Als er beim Abfahren den Wagen noch überſchaute, fragte er den Knecht: „Hämmer au Alls?“ Sogleich antwortete eine Stimme ſchnell: „Jo, fahret numme zue, i ſitze ſcho uf der Landwied hinde.“ (Rochholz.)

Oft ladet man die Zwerge auf Hochzeiten und Taufen in das Haus ein, um der Geſchenke willen, welche ſie bei dieſem Anlaſſe geben, oder ſie kommen dazu auch uneingeladen oder gar unſichtbar, um ſich an Speiſen und Getränken gütlich zu thun oder halten auch ſelbſt Gelage in Häuſern. Doch ſieht man ſie wegen ihres Mangels an chriſtlichem Glauben nicht gerne perſönlich bei heiligen Handlungen erſcheinen.

(490.) Einſt war die Tochter im Hauſe Braut, und die Hochzeit ſollte bald ſtattfinden. Schneider und Schuſter und Tiſchler und andere Handwerker waren mit Zurüſtung der Ausſteuer beſchäftigt. Acht Tage mochte es noch bis zur Hochzeit ſein, da ließ ſich eine Stimme in der Nähe des Pferdeſtalles aus der Erde hervor vernehmen, die rief: „Habt Ihr nichts zu nähen für uns von den Kleidern Eurer Tochter? Wir wollen gern mit helfen!“ Die Frau erwiderte: „Zu nähen haben wir viel und helfen könntet Ihr uns wohl; aber wie bekommt Ihr das Zeug?“ Die Stimme antwortete: „Legt es nur hin beim Pferdeſtall, ſo werden wir es holen und auch an dieſelbe Stelle wieder hinbringen.“ Die Frau legte einiges Zeug hin, und als ſie am andern Morgen nachſah, fand ſie es dort wieder. Es war fertig genäht, und zwar ſo fein, daß man nicht Naht noch Stiche ſehen konnte. Die Stimme aber ließ ſich wiederum vernehmen und ſagte: „Nun wollen wir auch mit nach der Hochzeit!“ Die Frau fragte: „Wie ſollen wir Euch einladen und Euch anſagen, wann die Hochzeit iſt?“ Die Stimme antwortete: „Am Tage vor der Hochzeit ſtelle Dich hin beim Pferdeſtall und rufe:

„Jan Schütt,
kumm morgen mit
up min Dochder är Hochtid!“

Die Frau that dies zwar ungern der anderen Gäſte wegen, aber ſie mochte es auch nicht laſſen, um es mit den Erdwichtern nicht zu verderben, und am Tage vor der Hochzeit ging ſie zum Pferdeſtall, ſtellte ſich hin und rief die Worte, die ſie von der Stimme gehört hatte. Als nun der Hochzeitstag da war, erſchienen viele Gäſte, aber die Erdwichter ließen ſich nicht ſehen. Hausleute und Gäſte freuten ſich ſehr darüber, denn es war ihnen gar nicht recht, mit Erdwichtern zu Tiſche zu ſitzen. Der Tiſch, von welchem gegeſſen werden ſollte,

wurde der Länge nach auf die Diele gestellt und mit einer großen Menge von Speisen beladen; an den Seiten standen lange Bänke, auf welchen die Gäste sitzen sollten. Ehe diese jedoch Platz genommen, erschienen die Erdwichter; es war eine Mutter mit so viel Kindern, als Tage im Jahr sind. Die setzten sich um den Tisch, und es blieb nur wenig Raum mehr übrig für die anderen Gäste. Die Mutter setzte sich oben an den Tisch und rief ihren Kindern zu: „Kinder, schickt jo en bäten tohope, dat de annern ok sitten kaent!" Aber die anderen hatten gar keine Lust, bei den Erdwichtern zu sitzen und mit ihnen zu essen. Diese jedoch kümmerten sich wenig darum; sie fingen an zu speisen und ließen es sich wohl schmecken. Als sie fertig waren, standen sie auf vom Tische und gingen zum Pferdestall, wo sie verschwanden. Jetzt wurde der Tisch abgedeckt, um dann wieder Speisen aufzutragen für die übrigen Gäste. Als man aber die Teller aufhob, fand man unter jedem einen alten Thaler, der zwar der Zeit nicht mehr gangbar war, aber noch höhern Werth hatte als die damals üblichen. (Strackerjan I. S. 407.)

(491.) In den Erzählungen der Bewohner von Warnsdorf und Umgegend spielen die Querxlein eine große Rolle. Insbesondere hatten sich die Querxe auf einem Berge gegen Schönau und Zittau eingenistet, wo man jetzt das Querxenloch sieht. Den Dorfbewohnern wurden sie besonders dadurch lästig, daß sie, obwohl unsichtbar, ihnen Brot und andere Speisen aus den Häusern nahmen. Zum Glücke fand man endlich ein Mittel gegen diese Brotdiebe. Man wußte, daß sie ein Brot, worin einige Kümmelkörner mit eingebacken waren, nicht anrührten, denn der Kümmel war ihnen zuwider.

Einst kamen die Querxe schaarenweise aus dem Querxloche hervor und trieben ihre Kurzweil in den Sträuchern an jenem Berge. Bei dieser Gelegenheit hörten sie von ungefähr, daß ein Bauer aus Wettig, der nicht weit von ihnen sein Feld bearbeitete, von seiner Frau nach Hause gerufen wurde, um zu einer Hochzeit sich bereit zu machen. Da nahmen sich die Querxe vor, denselben zu besuchen und sich einmal einen recht guten Tag zu machen.

Vor ihrer Abreise erinnerte einer den andern, das Nebelkäppchen nicht zu vergessen. Dies hörte ein Wettiger, der ebenfalls auf dem Felde arbeitete, und halb im Spaß, halb im Ernst, rief er den Querxen zu, sie möchten auch ihm eine Nebelkappe mitbringen. Die Querxe brachten ihm wirklich eine mit und erlaubten ihm, mit zu jener Hochzeit zu gehen, jedoch bei Tische von den Speisen ja nichts zu sich zu stecken, oder sonst von den Ueberbleibseln nichts mit sich zu nehmen, wenn er sich nicht ihren Zorn zuziehen wolle.

Mittlerweile hatten sich die Querxe versammelt und der Zug ging nun in Gesellschaft jenes Landmannes auf Wettig zu. Als sie zum Dorfe kamen, warf auf ein gegebenes Zeichen jedes Querxlein sein Nebelkäppchen über, desgleichen auch der Landmann that. Auf einmal waren sie nun vor den Augen aller Sterblichen verdeckt, und unbemerkt konnten sie sichern Einzug in das

Digitized by Google

Hochzeithaus halten. Sie nahmen, obwohl als uneingeladene Gäste, Platz, und zwar so, daß sich allemal zwischen zwei Hochzeitgäste ein Querx setzte. Und nun ging's an's Schmausen, und auch der Landmann that das seinige. Doch der hochzeitliche Tisch bot zu viel des Guten dar, als daß er nicht gewünscht hätte, von der Fülle dieses Ueberflusses etwas für Weib und Kind mitzunehmen. Und das that er auch.

Doch in demselben Augenblicke war auch die ihn deckende Nebelkappe, das Geschenk der Querxe, verschwunden, und mit einem Male saß er nun sichtbar vor den Augen der Gäste da. Diese, besonders seine Nachbarn zur Linken und Rechten, staunten nicht wenig, so plötzlich einen ungeladenen Gast, und zwar in einem nicht hochzeitlichen Kleide zwischen sich sitzen zu sehen. Frage folgte auf Frage, und der neue sichtbare Gast war bestürzt und beschämt und wußte nicht, was er zuerst antworten sollte. Endlich erzählte er haarklein den ganzen Hergang der Sache und die Gäste waren erstaunt, als sie hören mußten, daß zwischen ihnen Querxlein säßen, und manchem war es unheimlich.

Nun erst konnten sie es sich erklären, woher es gekommen, daß die Speisen aus den Schüsseln so schnell verschwunden waren. Froh, durch den Gast Aufschluß darüber erhalten zu haben, behielt man ihn gern da, und man erbat sich auch seine Gegenwart für den andern Hochzeittag. Diese Einladung nahm er mit Vergnügen an, und erschien am nächsten Tage so festlich gekleidet wie die anderen Gäste. Aber auch die Querxe waren sonder Zweifel am andern Tage wieder gegenwärtig, obgleich sie Niemand gebeten hatte; denn auch diesmal bemerkte man deutlich ein Abnehmen und Verschwinden der Speisen aus den stets voll aufgetragenen Schüsseln. (Grohmann, Böhmen. S. 174.)

(492.) In Dittersbach (bei Friedland in Böhmen) erzählt man sich, daß die Querxe häufig Taufemähler und Wöchnerinnen besuchen. Der Wöchnerin allein sichtbar, halten sie ihr Mahl unter dem Ofen oder unter dem Bette, und dann bringen sie der Wöchnerin immer ein Stück Zwieback oder dergleichen zum Bette.

Eine Wöchnerin, die noch das Bett hütete und allein in der Stube war, hörte einmal ein ungewöhnliches Geräusch in ihrem Zimmer. Zu ihrem Erstaunen sieht sie, daß in der Gegend des Ofens unten an der Wand eine kleine Oeffnung ist und daß daraus ein kleines graues Männchen hervorkommt und mit vielen Grüßen ihrem Bette sich naht. Er redete sie mit Höflichkeit an und erbittet sich die Erlaubniß, ob nicht eine Gesellschaft ein Gastmahl in dieser Stube halten dürfte, man wolle dafür erkenntlich sein.

Die Wöchnerin, äußerst neugierig auf diese Gesellschaft, ertheilt die Erlaubniß und das Männchen entfernt sich. Bald darauf hört die Wöchnerin ein neues noch größeres Geräusch und das kleine graue Wesen erscheint wieder an der Spitze vieler kleiner Männchen, die wie geschäftige Ameisen kleine Tische und Stühle und ganze Körbe voll köstlicher Eßwaaren und Speisen durch jene

Digitized by Google

Wandöffnung hereinbringen und die Tische damit besetzen. Dann erschallen Töne aus der Ferne, sie nähern sich allmälig und es treten nun ebenfalls durch jene Oeffnung mehrere Spieler mit Saiten- und Blasinstrumenten ein, und ein langer bunter Zug von lauter solchen Querxen schließt sich an. Die Gesellschaft nimmt Platz an den Tischen und hält ein lebhaftes, vergnügtes Mahl unter der angenehmsten Tischmusik. Nach aufgehobener Tafel ertönt eine muntere Tanzmusik, und schon fangen die kleinen Leutchen an, bunt untereinander sich zu drehen und zu schwenken, als plötzlich ein neues Zwerglein in's Zimmer gestürzt kommt, die Hände über den Kopf zusammenschlägt und voller Betrübniß ausruft:

„O große Noth, o große Noth!
Die alte Mutter Pump ist todt!"

Wie ein Donnerschlag tönt dies den kleinen Gästen in die Ohren; so schnell als möglich nimmt jeder die Flucht, Alles, was von Sachen da ist, wird eiligst hinweggeschafft, und zwar Alles zu der Oeffnung wieder hinaus, wo es hereingekommen war.

Die Stube war nun wieder leer und einsam, nur jenes kleine Wesen, das früher um die Erlaubniß gebeten hatte, war noch zu sehen; es kam auf die Wöchnerin zu, erzählte ihr, daß der plötzliche Tod der Ahnfrau ihres Stammes sie in Schreck und große Betrübniß versetzt habe; und daß sie nun sehr unglücklich werden könnten. Er bedankte sich dann höflich für den erlaubten Zutritt in der Wohnstube und schenkte der Wöchnerin im Namen der ganzen Gesellschaft zum Danke dafür drei Gaben, nämlich einen goldenen Ring, einen silbernen Becher und ein Weizenbrötchen. Die drei Dinge, sagte das Männchen, seien von großer Wichtigkeit, denn so lange sie alle drei vereint in der Familie bleiben, würde sie immer größer, angesehener und reicher werden. Es müßten daher alle drei als ein Heiligthum betrachtet und sorgfältig aufbewahrt werden; der Ring aber solle allemal im Geschlechte des ältesten Sohnes verbleiben und von dessen Gemalin getragen werden. Hierauf empfahl sich das Männchen höflichst wieder und verschwand durch die Oeffnung und diese mit ihm. Der Wöchnerin war es, als ob sie aus einem Traume erwache, und sie würde auch Alles wirklich für Traum gehalten haben, wenn nicht die drei Geschenke ihr so in die Augen geglänzt hätten.

Es ward nun die ganze Familie, der ein solcher Glücksstern aufgegangen war, zusammenberufen, ihr der ganze Vorfall erzählt und endlich ward gemeinschaftlich berathschlagt, wie man jene drei Geschenke als Unterpfänder künftigen Glückes des Geschlechtes am besten sichern könne. Man faßte den Entschluß, einen festen steinernen Thurm zu erbauen und den silbernen Becher und das Weizenbrötchen tief in seinem Innersten zu verwahren, so daß Niemand im Stande wäre, diese heilbringenden Gaben dem Stamme zu entwenden. Den Ring aber trug Die, der er geschenkt worden war, unabläßig an ihrer Hand. Nach ihrem Tode erbte er sich, der Vorschrift gemäß, von Glied zu Glied fort,

Digitized by Google

und das Geschlecht war seit dem Besitze dieser Zaubergaben immer größer, reicher und angesehener geworden.

Wie aber der Mensch nur allzu oft an seinem Unglücke selbst schuld ist, so erging es auch hier. Es war einst eine Besitzerin dieses Ringes so unvorsichtig, ihn zu verlieren, und alles Nachsuchens ungeachtet war er nicht zu finden. Trostlos brach die Familie in Klagen aus und fürchtete nun den Zorn jener Wesen, deren Huld sie sich bisher zu erfreuen hatten. Und dies nicht ohne Grund; denn ein heftiges Ungewitter erhob sich bald über jenem alten Thurme, der als Schutzwehr dieser Geschenke, gleichsam der Stammhalter des ganzen Geschlechtes, gewesen war, spaltete ihn mit einem furchtbaren Blitz und Gekrach von oben bis unten, und verschlang im Nu die verehrten Heiligthümer. Die Verheißung des Ueberbringers jener Geschenke traf leider ein; denn so sehr dieses Geschlecht während des ungestörten Besitzes begünstigt gewesen war, so verlassen ward es, als die Güter ihm verloren gingen. Der Wohlstand der Familie verminderte sich von Jahr zu Jahr. (Vernaleken, S. 218.)

(493.) In der Nähe von Altstadt in Mähren lebte ein Pächter, auf dessen Gut ein Trollen in einem „Bargerl" wohnte. Als dem Pächter ein Kind geboren wurde, war er verlegen. Er mußte den Trollen einladen und wollte das, des Taufgeschenkes wegen, nicht unterlassen. Da sandte er an ihn seinen pfiffigen Schweinejungen. Der ging Nachts zwölf Uhr zum Hügel, klopfte und lud den Trollen zur Taufe ein. Da muß ich wohl, sagte dieser, einen großen Taufschatz hergeben. Er öffnete seine Geldkiste, befahl dem Jungen, den Sack zu halten, und warf Gold hinein. Ist das genug? fragte er, als schon viel darin war. Der Junge antwortete: Viele geben mehr, Wenige geben weniger. Das Männchen warf noch mehr hinein und fragte: Ist's nun genug? Der Bursche sah hinein, wog, ob er noch mehr tragen könne, und sprach: Das geben die Meisten. Nun leerte der Trollen die ganze Kiste und der Bursche sagte: Keiner giebt mehr, Viele geben weniger. Als der Trollen fragte, wer denn kommen und was für Musik da sein werde, entgegnete der Knabe: Geladen sind drei Priester, ein Bischof, St. Peter, St Paul und die heilige Maria, und es wird getrommelt. Getrommelt? erwiderte der Trollen erschrocken, dann komme ich nicht. Einst ging ich bei einem Trommelnden vorbei, da warf er mir das Trommelholz an den Fuß, daß ich heute noch hinke. (Vernaleken, Myth. und Bräuche.)

Merkwürdig ist, daß die Zwerge und Kobolde den Donner (und daher auch das ihm ähnliche Trommeln) und den Wind fürchten (weil beide, sowohl den Häusern, welche sie zum Theil vertreten, schädlich sind, als auch die Sterne, welche sie ursprünglich bedeuten, durch Wolken verdecken und in ihrem Laufe scheinbar stören) und so auch den Winter und das mit diesem zusammenhängende Zahnweh.

Digitized by Google

(494.) Nach einer Sage in Grabs wäre einst ein Hirt, der auf dem Berge fütterte, gerne zu einer kranken Base in's Thal gegangen, war aber verlegen, einen Stellvertreter bei seinem Vieh zu finden, als ein wildes Männlein kam und ihm anbot, Alles wohl zu besorgen, wenn nur das Wetter nicht gar zu schlimm werde. Der Grabser ging, staunte aber, als er zurückkehrend die Thiere schon von weitem brüllen hörte, welche sehr hungerten. Als er später dem Männchen darüber Vorwürfe machte, entschuldigte sich dieses:

Weißt Du denn nit, daß Wind
und Zahnweh die größten Plagen sind?

Es ist dieser Glaube in der Gegend so fest, daß es in einer andern Sage heißt, ein Ranser habe einst beim Geißbachtobel Holz gesammelt, sei aber in einen Abgrund gefallen, habe ein Bein gebrochen und den ganzen Tag und die Nacht liegen bleiben müssen. Als ein Bergmännchen auf sein Rufen herbeikam und seinen Unfall vernahm, habe es gesagt: „Wenn's nur das ist, geh' ich wieder; Deinem Schreien nach mußt' ich meinen, Du habest Zahnweh." (N. Senn.)

(495.) Ein „wildes Mannli" kam oft, den Vättisern auf dem Berge ihr Vieh zu füttern, erklärte jedoch „bei leidem Wetter" müssen sie dies selbst besorgen, denn da gehe es nicht aus. Jetzt kam Fönwind, die Vättiser, dies nicht für „leid Wetter" ansehend, sahen nicht zu ihrem Vieh und verließen sich auf das Mannli. Am vierten Tage jedoch schaute einer nach, und soeben kam auch das Mannli. Dies befahl ihm, keinen der Ställe zu betreten, ging selber in alle und sagte beim Herauskommen: Für diesmal ist noch Alles in der Ordnung, das nächstemal aber kommt beim „leiden Wetter" selbst! (Erzählte ein 80jähriger dem damals 20jährigen Valenser Bastian Hobi, und dieser 70jährig dem Sammler. Die alte Vasönerinn Marianna Rupp berichtete dasselbe vom Bachberg bei der Alp Findels und einem Manne, Namens Kühni, dem der wilde Mann den Dienst that und ihm sagte: eben der Fön ist das „leid Wetter".)

Daß indessen die Zwerge und Kobolde entschieden Eines sind und daß sich Letztere aus Ersteren rekrutiren, zeigen folgende Sagen:

(496.) Der Schwede Björn Martensson ging mit seinem Schützen auf den hohen Waldberg Oernekulla, zu jagen. Da fanden sie einen schlafenden Bergschmied (Bergsmed). Der Jäger befahl dem Schützen, ihn fest zu nehmen. Der aber weigerte sich: Bittet Gott, daß er euch behüte! Der Bergschmied wird euch hinunter werfen. Der Jäger war aber so vermessen, daß er den Schlafenden ergriff. Der Bergschmied that einen Schrei und bat, man möge ihn loslassen, er habe eine Frau und sieben kleine Kinder; er wolle Alles schmieden, was man verlange, man solle nur Eisen und Stahl auf die Bergklippe legen und werde die Arbeit bald fertig auf demselben Platze finden. Björn fragte, für wen er schmiede? Für meine Gesellen! antwortete er. Da man ihn nicht frei lassen wollte, sagte er: Hätte ich meinen Uddehat (Nebelhut,

Digitized by Google

Odinshut), ſo ſollteſt Du mich nicht wegführen; läßt Du mich aber nicht frei, ſo wird keiner Deiner Nachkommen zu dem Anſehen gelangen, in dem Du ſtehſt. Dos traf hernach ein. Björn gab den Bergſchmied nicht frei und ließ ihn in Bohus gefangen ſetzen; am dritten Tage aber war er verſchwunden. (Oedmanns Bohuslän.)

(497.) In der baieriſchen Oberpfalz heißen die Zwerge Zwargel. Man ſchildert ſie in ärmlicher Kleidung, ihre Nahrung Milch und Mehl, nie Fleiſch, welches ſie verabſcheuen. Sie wohnen in unterirdiſchen Kammern und Berggemächern, ſind harmlos, friedfertig, dankbar, nur gereizt neckiſch und boshaft. Am Böhmerwald und in ſeinem Vorlande heißen ſie (und zwar unſtreitig vom weitverbreiteten Stamme der Räter) Razeln, Räzeln, Schrazeln, Strazeln. Sie ſind ſo klein, daß ihrer Vierzehn in einem Backofen arbeiten können, dabei ſchnell und feinhörig, und tragen am Kopf eine ſchwarze, gerad aufſtehende Zipfelmütze.

Bei einem Bäcker zu Neunburg v. W. ſtellten ſich die Schrazen zum Arbeiten ein, machten über Nacht das Brot zurecht, daß er am Morgen nichts zu thun hatte, als es in den Ofen zu ſchieben, und empfingen als Lohn jedesmal drei Brödchen Brot und drei Pfennige, womit ſie zufrieden waren.

(498.) Im Hüggel, einem Berge zwiſchen Ohrbeck und Hagen, in der Nähe von Osnabrück, wohnten vor alters Leute, genannt Schönaunken (Sgönaunken, Sgönhaunken, Sgönunken), wohl auch Hünnerskes oder wilde Geſellen, die ſich in den im Berge befindlichen Höhlen aufhielten, welche man die Wünerkesgötter, Wülleke- oder Wulwekerslöcker hieß. Sie ließen ſich nie ſehen, ſchmiedeten aber den Umwohnern, welche die Beſtellung auf einen Zettel ſchreiben und dieſen auf einen Tiſch vor der Höhle legen mußten, allerhand Geräthe, namentlich Pflugeiſen und Brandröſte, und Alles trefflich und lange dauernd. Alle Röſte hatten einerlei Form, ſie waren längliche Dreifüße, die an der ſpitzen Seite eine Handhabe in Geſtalt eines ſitzenden Hundes hatten. Den Preis für die Arbeit hatte man, wie man ſie in Empfang nahm, auf den Tiſch zu legen. (Kuhn weſtfäl. Sagen in Hagens Jahrb. IX. 93)

Eine Variation, man könnte ſagen eine Verknöcherung der Kobolde ſind wohl die im Aberglauben des Volkes ſpielenden Alraunen und ſpinnenartigen Spiritus familiaris. (Vergl. Grimms Sagen Nr. 249, 250. Simrock D. M. S. 441 f. Wuttke, Volksaberglaube S. 99 und 247, des Verf. Culturgeſchichte IV. S. 345.) In das Gebiet unſerer mythiſchen Sagen gehören ſie nicht.

Was nun ſpeciell die Neckereien der Hausgeiſter oder Kobolde (Wichtel- und Heinzelmännchen), ſowie die neckiſchen Ein-

Digitized by Google

griffe freilebender Zwerge in das Hauswesen an einzelnen Orten betrifft, so heben wir aus der Unzahl hierüber bestehender Sagen, von denen die bekanntesten den Hinzelmann von Lüneburg (bei Grimm 75) und den Poppele von Hohentwiel (bei Meier) zu Helden haben, nur einige weniger bekannte heraus:

(499.) Uralt ist die Sage vom Petermännchen, jenem alten Schutzgeiste des Schweriner Herzogsschlosses. So oft das letztere auch seine Herren und sonstigen Bewohner gewechselt, so oft es auch seine Gestalt, sein Aussehen, seine innere und äußere Einrichtung verändert, so hat doch nichts den getreuen Geist von seiner alten Stätte verdrängen können: immer ist er ihr hold geblieben, immer ist er ein treuer Wächter und Hüter, ein treuer Beschützer und Schirmer des ehrwürdigen Fürstensitzes Schwerin und seiner verschiedenen, dort nach einander residirenden Herrscher gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben.

Nur selten und zu gewissen Zeiten soll sich das Petermännchen in sichtbarer Gestalt zeigen, und zwar gewöhnlich bei besonders wichtigen Gelegenheiten und Veranlassungen, um entweder ein die geliebte fürstliche Familie betreffendes freudiges, oder auch ein trauriges Ereigniß anzukündigen. Diesem entgegen wird aber von Anderen erzählt, daß sich das Petermännchen auch zu anderen Zeiten mehr oder weniger sehen lasse, ohne gerade der Verkündiger wichtiger, das fürstliche Haus betreffender Ereignisse zu sein. Von Manchen ist es sogar steif und fest behauptet worden, das Petermännchen häufig gesehen, ja selbst öfter mit demselben verkehrt zu haben und ganz bekannt und vertraut mit ihm gewesen zu sein, während viele Andere, die viele Jahre selbst im Schlosse gewohnt, oder dort doch viel und täglich verkehrt, nie eine Spur vom Petermännchen entdeckt und gesehen haben wollen.

Ueber das Aussehen und die Gestalt des Geistes haben wir verschiedene Berichte, doch stimmen alle, sowohl die älteren als neueren, so ziemlich in den Hauptsachen überein, wornach derselbe ein zwergartiges, nur ein paar Fuß hohes, ganz altes Männchen mit grauem Kopf- und Barthaar ist.

Sehr verschieden und von einander abweichend sind aber die vielen Angaben über den Anzug und die Kleidung unseres kleinen Schloßgeistes. Nach der Aussage eines gewissen Daniel Gardemin, „Kammerlakaien des Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow", der das Petermännchen häufig gesehen hat, trug der kleine Geist stets einen langen, bis auf die Füße reichenden, schwarzen Rock mit ganz engen Aermeln und vorne einen guten Finger breit mit Weiß aufgeschlagen, dazu einen Kragen um den Hals, eine Art Mütze oder Barett auf dem Kopfe und etwas große, breite Schuhe. Hingegen wird er von Anderen als in mittelalterlicher Hoftracht gekleidet, in kurzem Wamse, hohen Reiterstiefeln

Digitized by Google

mit Sporen, Degen und Federhute und mit einem großen Schlüſſelbunde an der Seite im Gürtel, geſchildert.

Wie ſonſt gewöhnlich alle in Burgen, Schlöſſern, Häuſern und dergleichen hauſenden Geiſter hämiſchen und ſchlechten Charakters zu ſein pflegen, die nur die Menſchen ſtören und beunruhigen, ſie nur erſchrecken, ängſtigen und quälen, ihnen allerlei Ungemach, Verluſte und Schäden zu bereiten trachten, ja ſie wohl gar in die Hölle und in's ewige Verderben zu ſtürzen ſuchen, ſo ein ſolcher böſer Geiſt iſt unſer Petermännchen nicht; im Gegentheil iſt er ein ganz vorzüglicher und prächtiger kleiner Mann, der nur allein Gutes will, der Keinem ohne Grund zu nahe kommt, Niemandem ohne Urſache das Geringſte zu Leide thut, kurz, der gegen Jedermann edel, gut und brav handelt, der es verdient. Ganz beſonders wohlgeſinnt, treu und dienſtbar aber zeigt er ſich hauptſächlich gegen die verſchiedenen Glieder des Fürſtenhauſes Mecklenburg, die dort in ſeinem Bereiche ſich aufhalten. Auf's ſorgfältigſte wacht er über dieſe, warnt ſie vor Unglück und Gefahr und ſucht ſie vor jeglichem Ungemach zu beſchützen und zu bewahren. Ebenſo wacht er auch über die Treue ihrer Diener und Untergebenen, beſtraft und züchtigt deren Untreue oder auch nur Nachläſſigkeit, und ſucht ſie auf alle Weiſe zur ſtrengſten Wachſamkeit und Dienſterfüllung, entweder durch Neckereien aller Art, oder, wo dieſe nicht fruchten wollen, durch allerlei kleinere oder größere Strafen anzufeuern. Deshalb ſchleicht das Petermännchen auch immer wachſam und beobachtend, gewöhnlich in unſichtbarer, ſeltener in ſichtbarer Geſtalt, im Schweriner Schloſſe umher und ſieht dort überall und zu jeder Zeit, ſelbſt auch in den abgelegenſten Winkeln, auf Recht, Geſetz und Ordnung.

So freundlich und gutmüthig der Geiſt gegen Einheimiſche und Solche iſt, die mit Fug und Recht im Schweriner Schloſſe verkehren und treu und brav ſind, ebenſo feindlich und erbittert zeigt er ſich gegen Alle, welche ſich demſelben in keiner guten Abſicht nahen. Vorzüglich aber ſind ihm alle, nicht zur alten fürſtlichen Familie gehörenden Eindringlinge und fremden Beſitznehmer ihres Schloſſes ſtets der größte Dorn im Auge geweſen, und ſollen dies namentlich der Herzog Wallenſtein und der franzöſiſche General Laval erfahren haben. (Niederhöfer, Mecklenburg. II. S. 209.)

(500.) Um das Jahr 1132 erſchien ein „böſer Geiſt" eine lange Zeit hindurch vielen Menſchen im Bisthum Hildesheim in Geſtalt eines Bauern mit einem Hute auf dem Kopfe, weshalb die Bauern ihn in ihrem Sächſiſch „Hüdeken" nannten. Hüdeken fand viel Vergnügen daran, mit Menſchen umzugehen, ſich ihnen bald ſicht-, bald unſichtbar zu offenbaren, ihnen Fragen vorzulegen und zu beantworten. Mit dem „Böſen" muß es indeß nicht ſchlimm geweſen ſein, denn er beleidigte Niemanden ohne Urſache; lachte man ihn jedoch aus oder höhnte ihn ſonſt, ſo vergalt er das empfangene Unrecht mit vollem Maße. Da der Graf Burkard von Lucka von Hermann von Wieſenburg erſchlagen wurde und des Letztern Land in Gefahr kam, eine

Digitized by Google

Beute der Rächer zu werden, weckte Hüdeken den Bischof Bernhard von Hildesheim mit den Worten: Stehe auf, Kahlkopf! Die Grafschaft Wiesenburg ist durch Mord erledigt und Du wirst sie leicht besetzen können. Der Bischof sammelte schnell seine Krieger, fiel in's Land des schuldigen Grafen und vereinigte es mit des Kaisers Bewilligung mit seinem Stifte. Häufig warnte der Geist den Bischof vor nahen Gefahren und zeigte sich besonders oft in der Hofküche, wo er mit den Köchen redete und ihnen allerlei Dienste erwies. Da unterfing sich ein Küchenjunge, ihn, so oft er erschien, zu necken und sogar mit unsauberm Wasser zu beschütten. Hüdeken bat den Oberkoch, dem unartigen Burschen seinen Muthwillen zu untersagen. Als der Koch ihn über seine Furcht vor einem Buben auslachte, erklärte er, binnen wenig Tagen zu zeigen, wie sehr er diesen fürchte. Bald nachher traf er den Buben allein schlafend in der Küche, erwürgte und zerriß ihn, und setzte die Stücke in Töpfen an's Feuer. Der Küchenmeister, wie er dies gewahrte, fluchte dem Geiste. Nun aber verdarb Hüdeken folgenden Tages alle Braten an den Spießen, indem er Blut und Gift von Kröten darüber schüttete. Als der Koch mit Schimpfen fortfuhr, stürzte ihn Hüdeken über eine falsche, ihm vorgezauberte Brücke in einen tiefen Graben. Zugleich machte er die Nacht durch auf den Mauern und Thürmen der Stadt die Runde und nöthigte die Wächter zu unabläßiger Wachsamkeit.

Hüdeken ermangelte nicht der Treue und des Gefühls für Sittlichkeit. Ein Mann, der eine leichtsinnige Frau hatte, empfahl ihm bei einer Abreise im Scherze die Frau zu hüten. Als der Mann weg war, gestattete das Weib einem Liebhaber nach dem andern, sie zu besuchen; aber Hüdeken ließ keinen bei ihr, sondern warf sie Alle aus dem Bette auf den Boden hin. Als der Mann von der Reise zurückkam, erklärte ihm Hüdeken entgegenkommend: Ich freue mich sehr über Deine Ankunft, damit ich von dem schweren Dienste frei werde, den Du mir auferlegt hast; ich habe Deine Frau vor wirklicher Untreue bewahrt, bitte Dich aber, sie mir nie wieder anzuvertrauen, denn lieber wollte ich alle Schweine in ganz Sachsenland hüten als ein Weib, das in die Arme ihrer Buhlen will. (Des Trithemius Hirschauer Chronik.)

(501.) Im Dorfe Ober-Larg in Elsaß hauste in einem Stalle ein Geist, den man Tags oder Nachts nur daran wahrnehmen konnte, wenn man in Sonnen- oder Mondschein seinen Schatten sah. Er machte zuweilen seinen Gang durch's Dorf, huschte aber dabei stets durch dieselben Gassen und strich an denselben Häusern vorüber. Winters kam er allabendlich in eines Schreiners Haus „zu kelten", wo er sich länglings auf den großen Kachelofen legte und Tabak rauchte wie die Anderen. Dann sahen diese wohl den Rauch, aber nichts weiter. Man achtete seiner auch gar nicht weiter, nur wenn der Dampf zu dick vom Ofen herab qualmte, rief der Schreiner etwa mit einem komischen Fluche: „Du machst ja da oben einen größern Rauch als wir Alle miteinander." In einer Mondnacht lauerten ihm einige neugierige Burschе auf, als er in den

Digitized by Google

Hof zurückkehrte, und wie der Schatten an die Mauer fiel, rief einer: „Da iſt er; ſoll ich ihm eins langen?" Kaum hatte er es ausgeſprochen, erhielt er eine ſo derbe Ohrfeige, daß er etliche Schritte weit in's Bächlein fuhr. (Wolfs Zeitſchr. f. d. Myth. I. Bd. S. 401.)

(502.) So lebten und ſchafften auch in der Raudamühle vor langen Jahren eine Menge gefälliger Zwerglein, die Haus und Vieh wohl in Stand hielten und Allem Gedeihen und Segen brachten. Denn ſie merkten wohl auf und aren wachſam Tag und Nacht; wo etwas verſehen war, da thaten ſie es heimlich nach; wo etwas geſchehen mußte, da war es über Nacht gethan, und Niemand wußte, wie es gekommen war. Sie ſorgten dafür, daß dem Vieh nichts paſſirte, daß in der Mühle Alles blank und im Stande war; ſie machten, daß das Mehl ſchön weiß wurde und das Getreide ſo viel Mehl gab wie in keiner andern Mühle; ſie regten und plagten ſich, daß das Waſſer zum Mahlen niemals ausging: kurz, ſie waren überall, vergaßen nichts und beſorgten Alles gut und trefflich. Dafür aber verlangten ſie auch, daß ihnen ſtets zur rechten Zeit in reinlichen Schüſſeln etwas Obſt und ein kleines, nicht zu hartes und ſchön gelbes Brötchen an einen beſondern Ort geſtellt wurde, und die Müllersleute thaten allzeit gern und willig das Alles; denn ſie wußten, daß ſonſt die guten Kobolde ſofort die Mühle verlaſſen würden. Auch wenn Kuchen gebacken wurde, mußte ihnen ein Stück vom Beſten gegeben werden; ſonſt thaten ſie Müller und Geſellen allerlei ärgerlichen Schabernack an. Nur den Kümmel im Brote konnten ſie nicht leiden, denn davon wurden ſie krank und ſtarben ſogar, und man konnte ihr Aechzen und Stöhnen die ganze Nacht in der Mühle hören. Dies wußten nun zwar alle Mühlenbewohner; allein die junge Müllerin wollte aus Neugierde gar zu gern einmal die kleinen Zwerge ſehen und ſetzte denſelben, in der Hoffnung, die Kleinen würden doch nicht gleich das Haus verlaſſen, ein niedliches gelbes Brötchen vor, in das ſie eine Menge Kümmelkörner gefüllt hatte. Allein in der Nacht wurden alle Zwerglein, die von dem Brote gegeſſen hatten, heftig krank; die ganze Nacht ſtöhnte und ächzte es in der Mühle, auf dem Boden und in den Kammern, wie von zahlloſen piependen Mäuſen; und ſchon in der nächſten Nacht packten die Zwerge ihr Hab und Gut zuſammen und verließen Alle die Mühle, in der man ſie ſo ſchlimm behandelt hatte. Da half nun freilich kein Weinen und Wehklagen der vorwitzigen Müllerin; denn keine Reue brachte die guten Zwerge wieder zurück, mit denen Wohlſtand und Segen auf immer von der Mühle gewichen war. (Holzlandſagen, S. 31.)

(503.) Dietrich Brüllhardt aus Tafers im Kanton Freiburg gewahrte, als er im Dienſte des Lehenmannes in der „großen Riedera" war, daß oft, wenn er Abends oder Morgens mit der Laterne in den Stall kam, zwei Kühe oder Rinder zuſammen gebunden, oder Heu und Emd in der Tenne unter einander gemengt war. Wiederholt bemerkte er dabei ein ſchwarzes

Digitized by Google

Männchen auf der Heubühne; da warf er im Zorne die Heugabel nach ihm, die aber mit solcher Gewalt zurückgeschleudert wurde, daß er nur durch eine schnelle Wendung dem Tode entging, und die Zinken durch das Tennthor fuhren. (Kuenlin.)

(504.) Vor Zeiten begegnete es den Bewohnern von Ursenbach im Kanton Bern, wenn sie ihr Vieh auf die große Allmeinde trieben, daß Kälber nicht selten in den nahen Wald liefen und nicht mehr zurückkehrten. Endlich kam der Hüter einem Manne auf die Spur, welcher die Kälber verlockt und dann getödtet hatte. Die jungen Bursche lauerten ihm auf; er ließ sich aber nicht mehr blicken. Nur wenn Regenwetter im Anzuge war, hörte man eine Männerstimme „knutsch! knutsch!" rufen. Ging man ihr nach, so vernahm man den Ruf sogleich an einem ganz andern Orte. (J. Schütz in Zuberbühlers Sagensammlung.)

Als die Kander ihren alten Lauf durch den jetzigen Kandergrund hatte, sprengte ein Mann sein Gusti-Rind in die Kander hinaus, und noch jetzt hört man ihn, wenn es „ander Wetter" geben will, laut „Gutsch! Gutsch! rufen. (P. Schneider. Ebendort.)

(505.) Auf einer Alp in Oberhasli wurden den Sennen immer die besten und schönsten Kühe umgebracht. Viele wollten die Alp nicht verlassen, in der Hoffnung, entweder werde es bessern oder sie dem Wesen „in's Spiel" kommen. So kamen mehrere um ihr ganzes Vieh, und zuletzt wollte Niemand mehr hinauf. Wer aber nahe kam, sah eine sonderbar große schöne Kuh im herrlichen Grase weiden, und hörte einen Ruf: Wer diese Kuh binnen einer Stunde fertig milkt und eine Nacht in der Hütte bleibt, der erlöst die Alp. Mancher ging muthig hinauf und kehrte nicht wieder.

Da versuchte es ein herzhafter Küher und stieg auf den Berg. Er fand die Kuh schon im Stalle und ging an's Werk. Als er daran war, erschien unter fürchterlichem Gepolter ein schwarzer Mann im Stalle und suchte den Melker durch allerlei Künste zu säumen. Was dieser that, machte er ihm, wie zum Spotte, nach. Der ließ sich dadurch nicht irren, und hatte binnen einer Stunde ganze Melchtern voll gemolken. Jetzt folgte ihm der Schwarze sogar in's Bett, wo er sich mit seinen eiskalten Gliedern hart an ihn hinlegte.

Um Mitternacht stand der Schwarze auf, ging an den Herd, pickelte dort ein Loch auf und rief dann den Küher herbei, ihm zu helfen. Dieser, welcher erst nicht große Lust zeigte, kam auf die Drohung, falls er nicht komme, möge er schauen, wie es ihm ergehe, und sah im Herde einen aufgedeckten großen Kessel voll Gold und Silber. Diesen mußte er ihm helfen heraus heben. Jetzt theilte der Schwarze alles Geld in drei Haufen und sagte: Du hast Dich brav gehalten. Dieser eine Haufen ist Dein, der zweite gehört dem Besitzer der Alp und der dritte ist für Diejenigen, welche auf derselben verarmt sind. Nach diesen Worten verschwand er und wurde nie mehr gesehen.

Digitized by Google

Der Küher, da ſich von den Alpbeſitzern Niemand mehr am Leben fand, wurde Eigenthümer von Geld und Alp. (Chriſt. Streun und Joh. Wahli in Zuberbühlers Sagenſammlung, Münchenbuchſee 1850.)

(506.) Auf dem Stofel Brüglis auf der Glarner Altenoren-Alp hauſte ein Alpengeiſt, welcher Nachts in der Küche des dort befindlichen Berghäuschens alle Sennenarbeit, Käſen, Anken, Waſchen des Keſſels und der Gebſen und ihr Abtrocknen verrichtete, auch die Stube öffnete, um zu fragen, was es zu thun gebe, kurz, alle Knechtesarbeit that. Einmal aber ſpielte der Eigenthümer Nachts mit ſeinen Knechten Karten. Da erſchien plötzlich eine Männergeſtalt am Fenſter außen und rief: Wela, wela (welcher) hät d' Stäggaſu (Eichelnaß)? Der Getroffene erbleichte und ließ vor Schrecken die Karten auf den Boden fallen. (Joſt Zweifel im Hof in Lintthal.)

(507.) Von den Erdleutchen gehen im Berner Seelande viele Sagen. Solche ſollen unter anderm in dem ſchönen Nagelfluhhügel gewohnt haben, welcher dem Kloſter Gottſtadt gegenüber am rechten Ufer der Zil liegt. Sie ſeien aber fort gezogen, als die Leute angefangen zu fluchen und ſchlimm zu werden.

Einſt begegnete eine Frau einem Erdweibchen, welches zu ihr ſagte: „Hüt iſch guot Bohnen ſetzen!" Die gläubige Frau folgte dem Rathe ſogleich. Als ſie jedoch Bohnen holen wollte, konnte ſie keine Hülſen finden, obſchon die Pflanze ſonſt gut ausſah. Im Herbſte aber warf ſie die Ranken auf den Miſt. Die Schweine aber, die in die Brache liefen, fraßen gar eifrig an dem Geſträuche, und als die Frau nachſah, fand ſie, daß die Bohnen in den hohlen Ranken ſteckten, ſtatt in Hülſen.

Daß in dem ſchön geformten Erdleutchenhügel etwas heidniſches ſtecke, zeigt auch die Sage, man habe anfänglich die Kirche des Kloſters auf ihm bauen wollen, aber jeden Morgen Steine, Geräthe, die Grundmauern ſogar, auf dem Platze gefunden, wo das Kloſter jetzt ſteht, und wo man, dadurch belehrt, zu bauen anfing. (Joh. Frei in Zuberbühlers handſchriftl. Sagenſammlung, Münchenbuchſee 1850, 51.)

(508.) Eine Sage auf der Inſel Rügen erzählt: In Rotenkirchen war einſt Hochzeit. Da ſah ein Knecht, der bei dem neuen Berge auf dem Felde arbeitete, ein Loch im Erdboden und hörte Stimmen rufen: „ſmit Hot herut!" (ſchmeiß Hut heraus). Sehen konnte er nichts, ahnte aber, es ſeien „Unerîrdſche". Als ſie ſchwiegen, rief er auch die drei Worte. Da antwortete es aus dem Boden: „Dör is kên Hôt mir as Grotvaders Hot!" „Na denn ſmit herut un wennt' ôk Grotvaders Hot is!" und ſogleich kam vor ſeinen Augen ein breitkrempiger altväteriſcher Hut aus dem Loche geflogen, den er erhaſchte, aufſetzte und damit in's Hochzeitshaus trat. Als er in die Stube kam, ſah er zwiſchen den Gäſten die Unterirdiſchen an der Tafel ſitzen und ſchmauſen.

Digitized by Google

Kaum erblickten diese ihn mit einem ihrer Hüte, so machten sie sich schnell auf und davon. (Wolfs Zeitschrift f. die Myth. II. Bd. S. 143. 144.)

(509.) Eines Abends ritt Einer spät an einem Hügel vorbei, der eine Wohnung der Unterirdischen war, und sah sie draußen sitzen und schmausen und zechen. Da bat er sich auch einen Becher aus, und sogleich brachte ein Kleiner einen vollen Goldbecher. Der Reiter aber schüttete den Trunk über seinen Kopf weg, spornte und jagte mit dem Becher davon. da rief es hinter ihm: „Vierbên lop, Ênbên krigt di!" und die Unterirdischen, die nur ein Bein hatten, waren so schnell hinter ihm drein, daß Einer das Pferd schon am Schweife fassen wollte, als der Mann die Zudarsche Kirche erreichte und gerettet war. (Wolf, a. a. O.)

In Mecklenburg geht von einer bestimmten Hügelgruppe bei Pekkatel seit alter Zeit die Sage, daß im größern Hügel „Unterirdische" wohnten, zu gewissen Zeiten „Tafel hielten" und bei der Gelegenheit aus dem kleinern Hügel einen Kessel und sonstige Geräthe liehen. Als man diese Hügel aufgrub, fand man in der That in dem kleinern einen Kessel von Bronze auf einem vierräderigen Wägelchen, nebst alten Waffen u. a. Geräthen aus der Bronzezeit, und in dem größern eine Art Herd (die „Tafel" von lehmartigem Sande, mit Feldsteinen bedeckt) und daneben von dem nämlichen Material einen zweiten Kessel und einen menschlichen Leichnam. Es waren dies jedenfalls Ueberbleibsel eines alten Kultes (auch die Etrusker und Hebräer hatten bronzene Gefäße auf Wagen in den Tempeln); die Tafel war ein Altar und die Kessel Opfergefässe, die hin und her bewegt werden konnten. Die überlieferte Sage von diesem Kult war mit der Zeit mit den Sagen von den „Unterirdischen" (Zwergen) vermischt worden, welche einst ja ebenfalls Gegenstände eines Kultes waren. (Vergl. Baer, der vorgeschichtliche Mensch, Leipzig 1874, S. 361.)

(510a.) Ein Bauer, der auf den Buchserbergen mit seinen Taglöhnern im Acker arbeitete, vernahm unterm Boden ein sonderbar Geräusch; sie horchten und es war ihnen, als schiebe man unten Kübel und Gelten hin und her, knete, feuere und backe. Da rief ein Taglöhner: Bringet uns auch Brot. Als sie nach dem Essen wieder an ihre Arbeit gingen, lagen viele Brötchen und Zelten bei ihren Werkzeugen, von den „wilden Männchen" ihnen geschenkt. (Nikl. Senn. Vergl. Herrlein, Sagen des Spessarts, S. 35. Rochholz, Naturmythen 111, Alpenburg 113.)

(510b.) Zu Osten Alversdorf in Süd-Ditmarschen ist auf einem Acker, von altersher Brutkamp genannt, in einem Hügel eine Höhle, gebildet aus fünf großen Steinen, einer oben drüber. Ein Mann kann vollkommen in diesem „Abensteen" (Ofensteine) stehen. Darin wohnten Unterirdische. Wer immer vorüber ging, mußte jedes, oder doch zum ersten Mal, irgend etwas, wenn auch nur eine Kleinigkeit, ein Bändchen und dergleichen zurücklassen. Jeder, der

Digitized by Google

einen Sechsling in der Höhle opferte, fand, war er eine Strecke vorwärts gegangen, ein Brötchen vor seinen Füßen.

Ein ähnlicher Stein lag nicht weit davon, zwischen Schrum und Arkebeke. Drinn lag stets ein Besen, und der Ofen mußte allezeit rein gefegt sein. Wer dies Morgens zuerst that, fand jedesmal einen Sechsling oder ein anderes Geldstück darin. Hirten erfuhren das nicht selten. Die Unterirdischen drin borgten oft von den Leuten Töpfe und Kessel, und stellten sie jedesmal an ihren Ort zurück. (Müllenhof. Der nämliche Zug also im äußersten Süden und Norden der deutschen Zunge!)

Außer den Häusern kommen die Kobolde zumeist in den Bergwerken vor, wo ihre von den Bergleuten steif und fest geglaubten Streiche zwei neu entdeckten metallischen Elementen die Namen Kobalt (Kobold) und Nickel (auch ein Koboldname, von Nikolaus gebildet oder mit Nicker, Nöck, Nix verwandt) gegeben haben. In Tirol kennt die Sage sicher dieselben Wesen, unterm Namen Knappen-Mandl, Gruben- oder Stollen-Mandl, Schacht- oder Bergzwerge. Sie erschienen in grauledener Tracht, auch als Bergknappen, mit Wettermänteln, kleinen runden Hütchen oder der Spitzmütze, mit langen Bärten, meist bucklicht, aber trotz hohen Alters immer rührig und äußerst stark. Sie halfen den Knappen bei der Arbeit, besonders während der Mittagsrast und Nachts. Sie spitzten die Schärfeisen, härteten Fäustel und Bohrer, entzündeten frommen Knappen erlöschte Lichter, zeigten reiche Adern und Gänge, hielten den Einbruch wilder Wasser, den Einsturz der Stollen, das Entzünden giftiger Schwaden auf. Schlimme Bursche tödteten sie durch Dünste, durch Wasser, durch Einbrechen oder Sturz in Abgründe und schadeten durch Versenken der Erznester. Sie waren dem Christenthum, namentlich den Glocken, abhold und unerlösbar und zogen sich davor mit den Erzen tief in's Innere der Berge zurück. (Alpenburg.)

(511.) Zwei Stunden ob dem Schmelzwerke Brixlegg ist das Bergwerk Thalstollen am Thierberge, worin ein Schachtmandl wohnte, das eine eigene Lust hatte, die Knappen zu erschrecken, entweder wenn es sich zeigte mit feurigen Augen und ganz grün, oder ganz feurig und Grimassen machend oder einem in's Ohr gellend. So erschien es vor etwa siebzig Jahren, als Ambros Lenz und ein anderer Knappe in einer engen Stollenstelle nebeneinander vorbeifahren mußten, und „plärrte" so, daß sie übereinander purzelten und für todt weggetragen wurden. Ein andermal bekam Lenz über die

Digitized by Google

Erſcheinung das ganze Geſicht voll „Fletzen", wurde krank und ſiechte hin. Am ſchlimmſten trieb es der Kobold Nachts. (Alpenburg. S. 125.) Dieſen Kobolden entſprechen offenbar die in Obwalden erwähnten Berggeiſter und Bergmänner in den Bergwerken, kleine, graue Männchen mit großen herabfallenden Filzhüten. Sie ſind im Stande, Bergknappen zu entführen, ja zu tödten, wenn ſich dieſe gegen ſie verfehlen. (Lütolf.)

(512.) Oft ſuchte man im Höllenthale in Nieder-Oeſterreich Erz zu gewinnen, ſcheiterte aber an einer unſichtbaren Macht, die Nachts immer zerſtörte, was man Tags mit Mühe vollbracht. Zuweilen ſah man auf den höchſten Felſen einen Zwerg in violettem, etwas in's Röthliche ſpielendem Kleide, ſo daß man ihn vom Geſteine wenig unterſchied. Seine Beine hatten eng anliegende Hoſen, ſein Rock war mittels eines Gürtels um den Leib feſtgemacht und ſein langer Bart hing über die Bruſt herab. Er führte immer einen großen Hammer mit ſich, mit dem er Alles zerſchlug, was die Menſchen gegraben hatten.*) Einſt verſuchte man es eine Mine zu hauen und zündete ſie Abends an. Kaum waren ſie weg, ſo wollte der Zwerg ſchadenfroh an ſein Werk, flog aber mit einem Felsſtück in die Luft und blieb zerſchellt an einer Klippe hangen, eine Speiſe der Raben. (Vernaleken.)

(513.) Im Schwazer Bergwerke ſah man in den Stollen nicht ſelten jene wie Knappen gekleideten langbärtigen „grauen Männlein", gutmüthig und nur Neckende ſtrafend. Sie halfen den Knappen häufig, ſcheuten ſich aber, angeredet zu werden. Nach der Arbeit mußte ihnen gedankt werden, ſonſt geſchah Unglück. Als zwei unbeſonnene Knappen ſie in der Falkengrube unartig anredeten, verſchwanden die Männlein plötzlich und der einſtürzende Schacht begrub jene. (Zingerle.)

(Vergl. Grimms Sagen 71—78.)

Aber auch im Freien ſpuken oft koboldartige Zwergweſen.

(514.) Auf der Stuzalp in Graubünden ſieht man, beſonders wenn Regenwolken kommen, das Nebelmännchen mit breitrandigem Hute, in weißer Jacke, mit einer Taſche und in Holzſchuhen. Es ſtreckt den Kühen lockend ſeine Hand hin, und wollen ſie nicht lecken, ſo geht es traurig von dannen. Wie laut es auch ruft, das Vieh hört es nie. (Flugi. Die koboldartige Erſcheinung bedeutet ohne Zweifel den Nebel ſelbſt.)

Nach einem andern Bericht zeigt ſich das Nebelmännlein in den Alpen des Thales Prättigau (Graubünden), „früher regelmäßig nur vor wildem Schneewetter; dann kommt es in uralter Tracht und jodelt und ruft den Kühen. Es ſoll vor Jahrhunderten ein unredlicher Senn geweſen ſein, der den Kühen der Reichen mehr Salz gegeben, als denen der Armen, und ſo müſſe er umgehen, bis die Kühe ſeiner achten und ihm Salz abnehmen." — (Jedenfalls iſt erſt mit der Zeit aus dem Dämon ein menſchliches Geſpenſt geworden.)

*) Der Zwerg kämpft gegen die Menſchen, wie Thor gegen die Rieſen.

Digitized by Google

Ueberall, wo die Zwerge, Kobolde, Hausgeister beiderlei Geschlechtes Haus- und Felddienste thun, Vieh hüten, den Stall kehren, Mist ordnen, mauern, zimmern, mahlen, backen, spinnen, weben, Keller und Küche besorgen, die Pferde anschirren, Waffen, Geräthe und Zierrathen schmieden und Gold- und Edelsteine sammeln, so thun sie, was der arbeitende, leidende Herakles, der Rinder und Pferde Holende und den Königsstall Ausmistende, was die dem Laamedon Mauern bauenden Poseidon und Apollon, der spinnende Herakles, der schmiedende Hephästos mit seinen Kyklopen, die Paläste der Götter erbauend, und die spinnende und webende Athene gethan haben, es ist das Hinauf- und wieder Hinabwälzen der Sonnenkugel und das Hinschieben durch den Himmel, es ist das in Nacht und Winter ungesehene unermüdete Wirken des Gottes in der Schöpfung. Ja das niedrig scheinende Gewerbe zauberhafter mythischer Schneider ist das Bereiten des Kleides der Natur, des grünen, mit bunten Blumen gestickten auf der Erde und des frühgold-, abendroth- und sternenschimmernden am Himmel.

In der prosaischen Gegenwart sind die Kobolde verschwunden; aber ihre Neckereien sind geblieben; denn welcher Denkende wollte verkennen, daß die unzähligen Spukgeschichten, deren jedes ältere Haus und jede Familie hunderte und tausende kennt, lediglich Fortsetzungen der Koboldsagen sind, bei denen die Kobolde durch Geister Verstorbener oder unsichtbare böse Geister verdrängt wurden. Geisterspuk ohne Kobolde, namentlich in verlassenen Schlössern und alten besonders einsam liegenden Häusern, kommt schon in den älteren Volksmärchen vor (z. B. bei Grimm, „von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen"). Vielfach mögen derartige Geschichten auch einerseits durch Visionen und Hallucinationen, anderseits durch wirkliche, aber ihrer Quelle nach unentdeckt gebliebene boshafte Streiche neidischer und gehässiger Nachbarn oder sonstiger Feinde, oder auch von Leuten, die sich über Leichtgläubige lustig machten, genährt und dann durch Erzählen und Wiedererzählen, Verstärken und Hinzusetzen bis in das Gebiet des Wunderbaren und Geisterhaften ausgedehnt worden sein. —

Digitized by Google

III. Der Bruch zwischen Menschen und Zwergen.

a) Die Wechselbälge und das Alter der Zwerge.

Das zeitweise und theilweise freundliche Verhältniß zwischen Zwergen und Menschen, wie wir es aus den obigen Sagen kennen gelernt, steigerte sich in einzelnen Fällen bis zu einer Liebe, die ebenso verklärt erscheint wie diejenige zwischen Nixen und Menschen (oben S. 248 ff.), wie folgendes Beispiel zeigt:

(515.) Die Erdweibleinshöhle im kleinen Lautenfelsen trägt diesen Namen wegen der Erdweiblein, welche vordem darin wohnten. Zwei von ihnen, holdselige Mädchen, pflegten Abends mit ihren Spindeln nach Lautenbach in die Spinnstube, und wenn Tanz war, auch zu diesem zu kommen. Stets aber gingen sie vor Mitternacht weg, weil sie über dieselbe nicht ausbleiben durften. Einst, beim Fortgehen, wurden sie von einem Anwesenden gefragt, was sie in ihren hinaufgebundenen Schürzen hätten, worauf die eine antwortete:

„Hättest Du mich eher gefragt,
Hätte ich Dir es gesagt."

Von Tag zu Tag gewannen die Bursche die beiden Mädchen lieber, und einmal, beim Tanze, vermochten sie sie, bis nach Mitternacht zu bleiben. Als dieselben darauf heim wollten, baten sie die Bursche, sie zu begleiten und am Felsen zu warten, wenn sie hineingegangen. Fließe dann Blut aus ihm, so seien sie, wegen ihrer Verspätung, umgebracht worden; komme aber Milch heraus, so hätten sie kein Leid erfahren. Nicht lange waren sie im Felsen, so quoll Blut daraus; und nachher sind keine Erdweiblein mehr in Lautenbach gesehen worden.

Andere erzählen: die Erdjungfrauen seien allein heimgegangen; sie hätten aber ein Messer zurückgelassen und gesagt, wenn sie, wegen ihres Verspätens, getödtet würden, so werde das Messer blutig werden, und dieses sei auch geschehen. (Baader, neue Volkss. S. 72.)

Das tragische Ende solcher Liebesverhältnisse läßt aber, wie bei den Nixen (oben S. 241 ff.), keinen Gedanken an ihre innere Begründung in der Zuneigung beider Geschlechter zu.

Das Zurückweichen der Zwerge vor neuen mächtigeren Gottheiten, denen sich die Herzen der Menschen in Folge höherer moralischer, intellectueller und ästhetischer Ausbildung zuwandten, machte nämlich in der Volkssage die Zwerge immer mehr zu Feinden und Nebenbuhlern der Menschen. War auch diese Regel nicht ohne Ausnahmen, von denen wir in freundlicher Gesinnung und Dienstfertigkeit

Digitized by Google

der Bergmännchen und Hauskobolde, sowie der Holz- und Moosleutchen Beispiele gesehen, so tritt sie doch schon in diesen Ausnahmen mittels der Neckereien hervor, über welche sich die Kobolde boshaft freuen. Es spricht aus dem ganzen Verhältniß, trotz aller Lichtblicke, ein tiefer, unversöhnlicher Haß zwischen beiden Geschlechtern, welcher sich u. A. in folgender Schleswig-Holstein'schen Sage (bei Müllenhof) ausspricht:

(516.) In alten Zeiten haben die Zwerge und die Menschen oft Kriege miteinander geführt. Waren die ersteren dabei auswärts, so sangen ihre Weibchen im Berge bei den Wiegen. Nördlich von Braderup auf der Haide liegt der Reisehoog; da hat Einer einmal gehört, wie eine Zwergin drinnen sang:

Heia, hei, das Kind ist min,
Morgen kommt din Vater Finn
Mit dem Kopf eines Mannes.

(Finn ist nordisch der Name eines Zwerges. Finn. Magn. Lex. Myth. bor. p. 72.)

Die Kinder der Zwerge sogar wurden also in diesem Hasse auferzogen, und sie waren ja das Liebste dieser Leutchen, was schon aus der Sorgfalt hervorgeht, mit welcher sie auf Herbeischaffung menschlicher Hebammen ausgingen, womit sei also bewiesen, daß ihnen ihre Nachkommenschaft noch mehr werth war als die Pflege ihres Hasses. Solche Dienste belohnten sie dann auch nie anders als mit Gold (in Island mit geistigen Gaben).

(517.) Das Holen von Menschenhebammen zu Wöchnerinnen unter den Zwergen (wie unter den Nixen, oben S. 229) ist in der Schweiz allgemein geglaubt worden. Das geschah z. B. auf Furna im Prättigau, in Churwalden und in Savien, wo man noch die Stelle zeigt, wo das „wilde Männli mit seinem Weibchen" wohnte. „Is wilde Mannlis Balma" ist ein überhangener Fels in der Alp Vallaetscha. Von hier kam einst in dunkler Nacht ein wild Männlein nach dem Hofe „Bühl", klopfte leise und klagte sein Anliegen der als Geburtshelferin bekannten Frau, indem es mit Thränen bat, als dieselbe Bedenken trug, doch zu kommen. Die Frau hatte aus Leibeskräften zu thun, dem Männlein Schritt zu halten, das rasch voran lief und dann, einem Hunde gleich, wieder zu ihr zurückkehrte (die Zwerge gingen nie, sie rannten). Bei der Balme angekommen, befreite die Frau das kreisende Weiblein gewandt von den Schmerzen und von einem allerliebsten Zwillingspärchen, welches gleich nach der Geburt mit Händen und Füßen zappelte und am Boden herumzukriechen begann.

Nun wollte die Frau sich entfernen, das Männchen hieß sie jedoch ihre Schürze von den Feuerkohlen füllen, was die Frau endlich that, aber unterwegs fast alle herausfallen ließ, die das ihr folgende Männchen auflas. Daheim hatte sie noch drei Kohlchen an der Schürze, die am Morgen als reines Gold dalagen. Erschrocken eilte sie jetzt zurück den Berg hinan, fand aber keine Kohlen mehr.

Ganz so in Churwalden, wo das Männchen der Frau zuruft:

Je meh zerstraft
Je minder d'hast.

Dasselbe geschah ob Vättis beim „Drakenloche" und mit demselben Rufe des wilden Männlis, nach Nikl. Senn im Werdenbergischen, nach Lütolf S. 476 bei der Großgruobis- oder Waldisbalm bei Viznau und nach Rochholz (N. M. S. 114) im Urner Schächenthale, wo das Männlein der Frau die Schürze mit Erlenblättern füllt und dann ruft:

Wie meh daß zatteriſt,
Wie minder daß d'hatteriſt.

Die Frau in Furna war klüger und behielt die Kohlen und das Gold. (Bilder und Sagen aus Graubünden.) Aehnlich in Meggen, Walchwil, Ballwil und Sarnen. Am letztern Orte sind es statt der Kohlen schwarze Steine. (Lütolf.)

(518.) Unten am Vättiserberge ist eine hohe Wand und mitten in der Wand eine Höhle, ehemals die Wohnung der „wilden Leute", die ganz behaart und nackt waren. Jetzt steht am ehemals bewohnten „Vättnerberge" nur noch ein Haus im „Schlüchtli". Ein Waldweibchen kam einst und holte die Hebamme zu einer Wöchnerin. Die mußte ihm folgen, die Wand aufwärts, wo sonst kein Mensch gehen kann, that ihren Dienst und erhielt, als die Sache richtig war, Kohlen in ihre Schürze („sie haben Anderes nichts"). Dann begleitete sie das Waldweibchen, welches gekommen war, sie zu holen, bis „auf den Wasen", wo es zurückblieb und dem Weibe nachsah. Als dieses die sonderbare Gabe geringschätzig aus der Schürze schüttelte, hörte es das Weibchen noch rufen: „Je meh daß d'verzappst, je minder daß d'habst". Daheim fanden sich noch drei Kohlen an der Schürze und waren lauter Goldstücke; aber auf dem Wege war nirgends mehr was zu finden. (Der 70jährige Sebastian Hobi in Valens und schon vor 50 Jahren der gewesene Valenser Pfarrer Pater Augustin Müller in Pfävers.)

Die Zwerge geben sich hinwieder nach der Sage den Schein, ihrem Menschenhasse sogar ihr Liebstes, ihre Kinder, zu opfern, — und zwar Bergmännchen, Moos- und Holzleutchen und Roggenweiber in gleicher Weise, um die Nachkommenschaft ihrer Feinde, der Menschen, zu schmälern; sie stehlen deren Kinder mit raffinirter Frechheit oder vertauschen sie scheinbar gegen die ihrigen, gegen Wechselbälge,

Digitized by Google

die jedoch nicht ihre wirklichen Kinder, sondern eitel zauberisches Blendwerk sind, und die man los werden kann, wenn man sie zum Lachen bringt oder durchprügelt oder zur Thüre hinaus kehrt oder mit Kopfabhauen bedroht. Dann holen die Dämonen ihr Geschöpf wieder und bringen das geraubte Kind zurück. Die Wechselbälge aber werden nicht älter als 20 Jahre. In einer Tiroler Sage (bei Alpenburg) ist der Wechselbalg eine Kröte.

(519.) Die Grödicher Einwohner erzählten, aus dem Untersberge seien oft die wilden Frauen zu Kindern gekommen, welche zunächst dem Loche innerhalb Glaneck Vieh hüteten, und haben ihnen Brot gegeben. Zur Aehrenschneidung kamen sie mehrmals, erschienen früh Morgens, und wenn man Feierabend machte, gingen sie, ohne das Abendmahl mitzunehmen, wieder in ihren Berg.

Einst wollten sie einen kleinen Knaben entführen, der auf einem Pferde saß, welches sein Vater zum Umackern eingespannt hatte. Der Vater eilte ihnen nach und hatte Mühe, ihn wieder zu befreien, worauf sie erklärten, er würde es bei ihnen besser haben als daheim, und dann bitter weinend von dannen gingen. Einen andern Knaben nahmen sie, bei der Kugelmühle oder Kugelstatt herauskommend, vom Hüten weg. Holzknechte sahen ihn über ein Jahr später in einem grünen Kleid auf einen Stock sitzen und sagten es seinen Eltern, die jedoch keine Spur mehr von ihm finden konnten. (Volksbüchlein vom Untersberge.)

(520.) Die Sagen von Wechselbälgen, Wechselbutten finden sich auch in der baierischen Oberpfalz. In den ersten Tagen nach einer Geburt, wenn die Wöchnerin allein schläft, legt „der böse Feind" nicht selten ein Kind von ihm zum rechten. Greift die erwachende Mutter nach dem ihrigen, so verschwindet die Butte; sonst aber hat er gewonnen Spiel. Ein Bauer, Nachts aus dem Wirthshause heimkommend, fand bei seiner schlafenden Wöchnerin zwei ganz ähnliche Kinder, ähnlich angethan, beide gleich schreiend. Er griff nach dem einen, das andere verschwand, und er hatte den Balg, der nun klein blieb und elend, krüppelhaft und „faxig" wurde und bald starb. (Globus IV. Bd. 1863, S. 172.)

(521.) Auf der Insel Rügen glaubte man an dreierlei Arten Zwerge; weiße, braune und schwarze. Die weißen und braunen waren gut, thaten Niemanden leicht was zu Leide; am freundlichsten waren die weißen. Die schwarzen jedoch, Tausendkünstler, waren voll Trug und List. Alle hielten sich gerne in den Bergen der Insel auf. In den neun Bergen bei Rambin wohnten die braunen in sieben, die weißen in den zwei übrigen Bergen, wo sie ein lustiges Leben führten und Musik und das beste Essen und Trinken

Digitized by Google

hatten. Sie ſtahlen den Menſchen die ſchönſten Knaben und Mädchen, die ihnen dann eine gewiſſe Zeit dienen mußten, alle 50 Jahre mußten alle Geraubten zurück. Doch wurde keines davon in dieſer Zeit älter als 20 Jahre.

Wer etwas von ihnen in ſeine Gewalt bekam, z. B. eine Mütze, dem wurden ſie dienſtpflichtig, und er konnte reich werden. (E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen. Berlin, 1842, I. Bd.)

(522.) Es iſt ſchon lange, lange her, als einſt die hübſche Frau eines Bauern zu Spornitz bei Parchim von einem geſunden, wohlgeſtalteten Knaben entbunden wurde, welchen die Hebamme in die bereitſtehende Wiege legte. Nachdem ſich dieſe bald darnach entfernt hatte, um nicht die Wöchnerin in dem ihr nöthigen ſtärkenden Schlummer zu ſtören, regte es ſich plötzlich unter der Stubendiele Ein Paar Mauerſteine wurden leiſe in die Höhe gehoben und huſch, huſch kam ein häßliches Zwerglein, ein ſogenannter Mönk oder Unterirdiſcher, in einem grauen Röckchen, mit einem dreieckigen Hütchen auf dem Kopfe und ein kleines, ganz kleines unterirdiſches Kind im Arme tragend, durch die Oeffnung gekrochen, trippelte zur Wiege, nahm dort das neugeborne Kind mit Aufbietung aller Kräfte heraus und legte dafür ſeine kleine Mißgeburt hinein. Unterdeſſen war die Bäuerin erwacht und ſah den ganzen Vorgang mit an; aber ſie konnte weder den Umtauſch verhindern, noch um Hilfe rufen; denn die Stimme verſagte ihr, und übernatürliche Kräfte hielten ſie wie gebannt in den Kiſſen ihres Bettes feſt.

Während die arme Frau noch außer ſich vor Schreck den räuberiſchen Kobold anſtarrte, begann dieſer ungefähr alſo zu ihr zu reden: „Frau, Deinem Hauſe iſt heute ein großes Glück widerfahren, denn wiſſe, Dein Sohn wird dermaleinſt unſer König werden. Nach unſeren Geſetzen müſſen wir nämlich von Zeit zu Zeit ein Kind unſeres Königs mit einem Menſchenkinde vertauſchen, damit irdiſche Schönheit nicht ganz unter uns ausſterbe, und hat nun für diesmal unſer König Dein Söhnchen zu ſeinem Nachfolger, zu unſerm künftigen Beherrſcher auserſehen. Ich laſſe Dir für Dein Knäbchen, welches gut bei uns aufgehoben iſt, unſern eigentlichen Kronprinzen zurück, damit er ſich bei Dir in das Menſchenthum hineinſauge. Pflege und warte ſein auf das Beſte; denn ſo Du das nicht thuſt, wird der Zorn der Unterirdiſchen Dich und die Deinen treffen! Biſt Du aber eine gute Pflegemutter, ſo ſoll reicher Segen Euer Haus überſchütten und Euer Wohlſtand wird ſich mehren von Tag zu Tag!“

Darauf legte der kleine Mönk der Bauerfrau das Wechſelbalg an die Bruſt und ſchleppte ihr neugebornes Kind auf eben demſelben Wege, wie er gekommen, mit ſich fort.

Das kleine unterirdiſche Geſchöpf aber ſog und ſog, wurde immer länger und breiter, und als es die gehörige Größe eines neugeborenen Menſchenkindes angenommen hatte, fiel es wie ein vollgeſogener Blutegel ab.

Ganz ermattet ſank die Frau hiernach in tiefen Schlaf; als ſie endlich

Digitized by Google

wieder erwachte, glaubte sie zuerst, Alles sei nur ein böser Traum gewesen; aber der ungestaltete Kobold an ihrer Seite überzeugte sie bald von dem Entgegengesetzten. Es half da nun weiter kein Seufzen und Klagen, die gute Frau mußte das Kind als ihr eigenes betrachten, mußte es nähren und großziehen, um nicht der Rache und Strafe der Unterirdischen zu verfallen. Hierfür mehrte sich nun aber auch der Wohlstand ihres Hauses auf das sichtlichste; Alles, was sie oder ihr Mann unternahm, wurde vom Glücke gekrönt. Kurz, nach wenig Jahren schon waren sie die Reichsten des Dorfes und der ganzen Umgegend. Das Wechselbalg aber behielt fortwährend seine häßliche Gestalt, gedieh und wuchs nicht, sondern blieb klein, unbeholfen und schwachsinnig und starb schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre. (Niederhöffer, Mecklenburg. IV. S. 154.)

Man vergleiche damit Grimms Sagen 81 und 82, ferner die Sage vom Wechselbalg der Roggenmuhme (ebd. Nr. 89) und von dem des Teufels (ebd. Nr. 87.)

Die merkwürdigsten Wechselbalgsagen sind jedoch diejenigen, in welchen die Eierschalen eine Rolle spielen.

Bei den alten Griechen galt das Weltall als Ei (s. oben S. 18). Die orphische Kosmogonie ließ aus diesem Ei den Grund aller Dinge als Mannweib hervorgehen (Clemens Romanus). Der uranfängliche Gott der Orphiker heißt ὠογενής, der Eigeborne. Nach Makrobios war das Ei in den Mysterien des Dionysos das Sinnbild der Erzeugung und Belebung. Nach Aristophanes (Vögel V. 695 ff.) gebiert die Nacht das uranfängliche Windei, aus welchem die Liebe hervorgeht.

Im Heiligthum der Hilaira und Phöbe in Lakonien hing an der Decke ein Ei, welches mit Bändern umwickelt war, man gab es für das Ei der Leda aus (Pausanias III. 16, 2); das vom Himmelsgotte mit einer Erdgöttin erzeugte Ei, in welchem die Zwillinge enthalten waren, welche Tag und Nacht bedeuten, indem sie abwechselnd im Olymp und in der Unterwelt weilen, ist aber eben das Ei der Welt. So trugen auch in allen Abbildungen diese Dioskuren, sowie andere Helden, z. B. Odysseus, Mützen von der Form der Eierschalen, namentlich aber Hephästos, welcher in Aegypten als der Vater der Zwerggottheiten, der Kabeiren galt und selbst Zwerg war. Das Ei und dessen Schalen waren daher stets Bezeichnungen sehr alter und uranfänglicher Dinge; denn alles Lebende entsteht ja aus dem Ei. Darum ist der Uebergang dieses Symbols aus dem griechischen Alter-

Digitized by Google

thum in dem Norden mit seinen Zwergen höchst bedeutsam. Folgende Sagen beleuchten dieses Verhältniß in drastischer Weise:

(523a.) Als fahrlässige Leute zu Semmerin in der Silvesternacht ihre Hausthüre offen gelassen, lag am Neujahrmorgen eines der Hündchen der Frau Gaude auf dem Herde, welches die nächste Nacht begann, sie mit seinem Gewinsel zu beunruhigen. Sie wußten den Gast nicht los zu werden, bis eine Frau ihnen rieth, das sämmtliche Hausbier durch eine Eierschale (Eierdopp) zu brauen. Wie die Schale im Zapfloche des Braukübels stak und das „Wörp" (angegohrene Bier) lief, redete das Hündlein vernehmlich:

„Ik bün so olt
as Böhmer Gold,
äwarst dat heff ik min leder nicht truht,
wenn man't Bier dörche Eierdopp bruht",

und wie es das gesagt, verschwand es und Frau Gaude mit. (Lisch, Meklenburg.)

(523b.) Häufig soll es früher vorgekommen sein, daß die Mönken ihre Kinder zu den Dorfbewohnern gebracht und sich dafür eines von ihren Kindern mitgenommen haben. Gewöhnlich geschah dies Nachts oder doch nur dann, wenn Niemand anders als gerade nur das Kind in der Stube war.

Eine Frau in Peckatel war nun wieder einmal so unglücklich gewesen, statt ihres kräftigen, lieblichen Kindes, am nächsten Morgen einen solchen Wechselbalg der Unterirdischen in der Wiege vorzufinden.

Aus Furcht vor weiterm Unglücke hatte die arme Mutter sich nun schon einige Jahre geduldig mit diesem ungestaltenen Kinde herumgequält, das weder wuchs, noch gedieh

Eines Tages bat das Kind seine Pflegemutter, sie solle ihm einmal etwas zeigen, was es noch niemals gesehen. Da nahm die Frau ein Ei, zerschlug es und richtete es so an, wie es bei Bauersleuten Sitte ist, und reichte es dann dem Kinde zum Essen hin. Das unterirdische Kind aber wollte die Eierspeise nicht nehmen, stieß sie zurück und sprach:

„Ick bün so olt,
Als böhmen Gold;
Äverst so wat hev ick
Min lävdag nich seen!"

Hierüber ward die Frau sehr böse und züchtigte das Kind stark.

Die Mönken holten sich bald darnach ihr Kind wieder und haben seitdem auch nie ein solches wiedergebracht; wie sie denn überhaupt auch seit dieser Zeit ganz aus allem Verkehr mit den Leuten getreten sind. (Niederhöffer, Mecklenb. II. S. 122.)

(524.) Die Schönaunken vertauschen oft mit Leuten der Umgegend ihre Kinder (Wechselbälge). Konnte man diese zum Sprechen bringen, so

Digitized by Google

mußten sie sie holen und die gewechselten wiederbringen. Einst quälte sich eine Frau, wie sie ihren Wechselbalg zum Sprechen brächte, als ihr Einer rieth, sie solle Eierschalen auf das Feuer setzen (und darin brauen, setzt die Sage hinzu). Kaum sah der Balg dies, so erhob er sich und sagte: „Siebenmal hab' ich den Bremerwald abbrennen sehen, aber solch Brauen noch nie". Wie das aus dem Munde war, sah sie ihr Kind wieder, und war der Wechselbalg verschwunden. (Kühn, in Vonderhagens Jahrb. IX. S. 95.)

(525.) Bei Grimm (39, drittes Märchen aus Hessen) findet sich der bedeutende Zug, daß, sobald man den Wechselbalg lachen machen kann, die Wichteln ihn wieder holen und das geraubte Kind bringen. Dort ruft der Balg als er die Eierschalen erblickt:

Nun bin ich so alt
wie der Westerwald
und hab' nicht gesehen,
daß Jemand in Schalen kocht.

Wie er lacht, kommt auf einmal eine Schaar von Wichtelmännchen, die das wahre Kind auf den Herd setzen und den Balg fortnehmen.

In Dähnerts plattd. Wörterbuch heißt es von sehr alten Dingen „old as de Bremer Wold", auch in Schützes Holstein. Idiotikon.

(526.) Als man in einem Tiroler Hofe das Nörglein dadurch necken und vertreiben wollte, daß man leere Eierschalen auf den Herd legte, sang oder sagte es:

„So viel Hafelen af uan Heard
hon i no nia dar heart.
I bin an alter Mann,
i denk in Rasimispiz
wia a Kloa von an Kiz,
in Schluderkopf
so groaß wia a Glufenknopf;
in der Polstarziach gant
do hon i mein Gang,
in dar Schwarzbrummscheib'n
do will i mein Lebatog bleib'n".

(Zingerle Sagen aus Tirol in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. S. 184.)

(527.) Eine Bäuerin auf Island, welche daheim einen Wechselbalg antraf und ihn zum Sprechen bringen wollte, nahm eine sehr lange Stange und rührte damit in einem winzig kleinen Töpfchen, das am Feuer stand. Da rief der Balg nach der einen Erzählung: „Nun bin ich so alt wie man am Barte sehen kann und Vater von 18 Kindern, und nie habe ich gesehen so langes Quirl in so kleiner Schüssel" — oder: „ich bin nun ein

70jähriger Mann worden und Vater von 60 Kindern und habe nie gesehen so lange Stange in so kleiner Schüssel". (Maurer, Isländ. Volkssagen.)

Es hat etwas schauerlich Dämonisches, wenn der Wechselbalg von seinem Alter spricht. Und warum kann er das? Weil er eben ein Stern ist, der Alles auf der Erde an Alter übertrifft. Die Wechselbälge versinnbildlichen wahrscheinlich das Uebel, das den Menschen nach fatalistischem Glauben die Sterne statt des erwarteten Guten bringen. Zu ihrer Gestalt haben wohl die Cretinen (Kielköpfe, Wechselbutten, Tolpatsche, Tölpel, Dickköpfe, Wasserköpfe) Anlaß geboten. Aber auch ohne Bezug auf Wechselbälge und Eierschalen sprechen die erwachsenen Zwerge ganz ähnlich von ihrem Alter:

(528.) Beim Dorfe Wens im Pizthale, das nahe bei Imst ausmündet, steht eine St. Margarethen-Kapelle und nahe ein Hof, auf welchem sich lange ein äußerst hilfreiches und dienstbares Wichtel aufhielt, das „Margarethen-Wichtele". Es wartete die Kinder, hütete und besorgte das Vieh, spaltete Nachts das Holz, holte Wasser und das schon drei Jahrhunderte durch von Vater auf Sohn und Enkel, die Alle es zu schätzen wußten und gut hielten. Da starb gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Stamm des Hofbauers aus, und als der letzte Träger des Namens auf dem „Rechbrette" lag, saß das Wichtel stumm und traurig bei der Leiche, begleitete sie dann weinend mit zu Grabe, kehrte aber mit den Uebrigen nicht zum Hofe zurück, sondern wanderte das Pizthal auf, wendete dann rechts ab nach dem Pillerjoche zu und wurde nie mehr gesehen. (Alpenburg.)

(529.) Auf der Seisenalpe trieb ein Neckgeist viel Unwesen. Er foppte und plagte die Hirten und Mäher auf allerlei Weise. Einen Hauptspaß machte ihm das Umwerfen von Heuschobern; hatten die Leute sich mit Aufmachen derselben müde gearbeitet und sich dem süßen Schlafe überlassen, so kam der Boshafte sicher und warf die Schober der Reihe nach um. Einst fiel ein pfiffiger Knecht auf den Gedanken, die Sensen in den Schobern zu verstecken. Der Geist erschien Nachts richtig und lachte, als er die Schober wieder erblickte, daß es weithin gehört wurde. Als er aber den ersten Schober umstürzen wollte, kam er auf die Sensen und schrie so kläglich, daß es einem durch Mark und Bein fuhr: „Ich bin so grau, ich bin so alt, schon denk' ich die Seiseralp neunmal Wies' und neunmal Wald. Nun geh' ich fort und komme nimmer mehr." Er hielt Wort. (Zingerle.)

Dieselbe Sage wird auch auf ein räthselhaftes Geschöpf, das Almthier, übertragen, das daher ebenfalls vom Sternhimmel stammt.

(530.) Früher wagte Niemand auf der Villanderer Alp zu übernachten und Mäher und Mäherinnen machten sich vor Ave Maria-Läuten auf den Heimweg,

Digitized by Google

denn Alles fürchtete und mied das Almthier. Einmal wagte es ein kecker Knecht, der Bartel, und legte sich in einer Schupfe auf's Heu. Als früh Morgens die Mäher ihn riefen, hörten sie die Antwort: „Der Bartel ist auf dem Dache!" Hier sahen sie mit Entsetzen — die zerrissenen Stücke des Todten. Endlich wagte es ein Zweiter, behängte sich ringsum mit geweihten Sachen und ließ sich in einen Heuschober einmachen, den sie noch ringsum mit Sensen belegten. Um Mittnacht kam das Almthier, sprang wiederholt gegen den Heustock und rief dann: „Au weh! au weh! daher geh' i nie meh! I denk die Villander Alp neunmal Wies und neunmal Wald, und den Schlern wie 'n Nußkern, und den Jochgrimm wie a Messerkling. Villander Alm hat gut's Wasser, Seiser Alm gut's Gras. Au weh! au weh! daher geh' i nie meh!" Damit verschwand es für immer. (Zingerle.)

(Vergl. über die Wechselbälge Wuttke, Volksaberglaube S. 360 ff.)

Die Eierschalen werden noch gegenwärtig heilig gehalten. Man darf sie nicht in's Feuer werfen, sonst bekommt man ein Geschwür, oder man brennt die Seelen der Todten, man darf keine zertreten, sonst zertritt man sein Glück. (Wuttke a. a. O. S. 292.) Auch dienen sie vielfach zu Zauber- und Heilmitteln. — Aus Allem indessen geht hervor, daß die Verehrung der Zwerge, als Bilder der Gestirne, der im Stillen schaffenden Weltkräfte, eine uralte ist und derjenigen der Götter weit vorangeht.

b) Der Zwerge Abschied.

In rührend schlichter Weise feiert die Volkssage das Ende des Cultus, den die schaffenden Naturkräfte einst als Zwerggottheiten genossen, durch die Erzählung von ihrem trauernden Abzuge aus den bewohnten Gegenden nach ihrem verborgenen Reiche im Innern der Berge, um da in ihren krystallenen und goldreichen Höhlen zu bleiben und nie mehr vor den Augen des undankbaren Menschengeschlechtes zu erscheinen. Sinnig giebt die Volkssage als Gründe dieses Schrittes die Emancipation und Civilisation der Menschen und die Einführung des Christenthums an. Bald nämlich war es die unziemliche Neugier der Menschen, das Treiben ihrer früheren Gottheiten zu belauschen oder die geheimnißvolle und stets verborgene Natur ihrer Füße zu ergründen, was sie vertrieb; bald war es der Lärm der Axt, welche die Wälder zum Behufe des Landbaues und der Gründung von Wohnungen umhieb oder der lärmenden Hämmer und Maschinen, durch

Digitized by Google

welche die Menſchen die ſtille Induſtrie der Zwerge erſetzten, oder der Glocken, welche einen neuen, mächtigern Gott verkündeten.

Es ſpricht nun in überraſchender Weiſe für die ehemalige allgemeine Verehrung der Zwerggottheiten nicht nur, ſondern ſelbſt für den unmittelbaren Uebergang vom Zwergcult zum Chriſtenthum an vielen Orten, ohne Dazwiſchentreten der altgermaniſchen Götter, — daß beinahe jeder Ort in deutſchen Landen und weit nach Norden und Weſten hinaus ſeine Sage vom Verſchwinden der kleinen Mythenweſen, von ihrer Flucht vor einer neuen Zeit und einem neuen Glauben beſitzt. Wir geben folgende Beiſpiele:

(531.) Die Schönaunken halfen oft den Umwohnern in ihren Arbeiten. Sie kamen, wenn dieſe Abends den Brotteig eingeſäuert, in der Nacht in die Häuſer und kneteten, ſo daß Morgens Alles bereit war. Als dies auf einem Bauernhofe wiederholt geſchah, verſteckte ſich der Knecht hinter dem Backtrog. Da erſchienen zwei Schönaunken und fingen an zu kneten. Mitten in der Arbeit machte der Knecht eine Bewegung, da rief der Eine: „'t wegget ſik“ (es bewegt ſich); aber der andere antwortete: „kett men tau! kett men tau!“ (knet' nur zu!) Als das der unverſtändige Burſche gehört, ſprang er mit einem Knüppel hervor und jagte ſie fort, worauf ſie nie wieder kamen. (Kuhn in Vonderhagens Jahrb. IX. S. 95. 96.)

(532.) Ein piemontiſcher Säumer brachte einen Zug Saumroſſe von der Grimſel durch das Haslithal herab, jedes mit zwei Lägeln wälſchen rothen Weines, er ſelbſt tüchtig bezecht. Auf dem engen Felsſteig bei Guttannen, am Zuben, wo das Ausweichen gefährlich wird, begegnete ihm das Zwergmännlein „Selbthan“, und der rohe Mann, dem es zu mühevoll war, zum Leitroß vorne hinzugehen und es ſeitwärts zu halten, ſchwang von hinten die lange Riemenpeitſche und hieb dem Zwerge Schwielen. Der Kleine drückte ſich in die Bergwand und ſchrie ſo jämmerlich, daß alle Zwerge aus dem Thale zuſammen liefen. Dann riefen ſie in die Rotenfluh hinauf: „Lauf, lauf, Rabärben! Der Vater will ſterben!“ Von Stunde an verließen ſie das Thal und zogen drei Tage und drei Nächte über den Grimſelpaß, wobei man ſie laut ſchluchzen hörte. Dem Wälſchen aber ſtürzten die Roße an der „Hellen-Platte“ hinunter und er ihnen nach, und muß nun mit einer unſichtbaren Säumerei, Roße und Maule, unter Rufen, Pfeifen und „Chlepfen“ (Peitſchenknallen) nächtlich ſäumen bis zum jüngſten Tage. (Rochholz.)

(533.) Das letzte Erdleutchenpaar, das in einer Höhle bei St. Wilhelm im Badiſchen wohnte, kam oft zu einem Bauer im Wieſenthale und half ihm arbeiten. Einſt, als ſie ausblieben, machte der Bauer Feuer vor die Höhle. Da kam das Erdmännchen und entſchuldigte ſich, ſeine Frau ſei

Digitized by Google

krank, es könne nicht kommen, er möge aber doch das Feuer löschen. Der Mann hatte im Aerger das Feuer so groß gemacht, daß er es nicht löschen konnte, verlor aber in derselben Nacht all' sein Vieh durch Tod und sah die Leutchen nie wieder. (Meier.)

(534.) Im Haslithale und in Gadmen erzählt man zwei Sagen vom Verschwinden der Zwerge.

Nach der einen kam des Sommers häufig eine Schaar Zwerglein aus den Flühen herab in's Thal, entweder helfend oder doch zuschauend beim Arbeiten, namentlich im „Heuet". Dann setzten sie sich vergnügt auf den langen und dicken Ast eines Ahorns in das schattige Laub. Nun wurde von Muthwilligen der Ast einmal Nachts beinahe ganz durchsägt, und als die arglosen Leutchen sich am Morgen darauf niederließen, krachte der Ast entzwei und sie stürzten zu Boden. Darüber zürnten die Kleinen, und mit dem Rufe: „O, wie ist der Himmel so hoch und die Untreu so groß! heute hier und nimmermehr!" verschwanden sie für immer.

(535.) Nach der andern Sage war es der Zwerge Gewohnheit, sich auf einen großen Feldstein zu setzen und den Heuern zuzuschauen. Aber einige Schalke machten ein Feuer auf dem Stein, bis er glühte, und schürten dann Alles sauber ab. Als das Völklein sich darauf setzte, verbrannten sie sich jämmerlich und verschwanden mit dem Rufe: „O böse Welt! o böse Welt!" (Wyß Idyllen I. S. 101. 319.)

Dasselbe geschah auf der Obwaldner Seite des Stanserberges, dem Steinberge, wo Bergmännchen wohnten, welche Sommers in den Sennhütten Obfluh und Rütimatt einkehrten und den Hirten treu halfen. Dafür reichte man ihnen Alpspeisen und ein solches hatte seinen eigenen Sitz. Als aber einst Muthwillige in der Rütimatt den Sitzstein heiß machten, brannte sich das Männchen, entfernte sich schnell und kam nie wieder. (Lütolf.)

(536.) Im Kanton Freiburg wohnten früher in den „Balmen" (Baumes, Grotten) der höchsten Berge, in krystall-, gold- und silberglänzenden Stuben Feen, die mit den Menschen verkehrten, ja mit schönen Hirten in heimliche Ehen traten und ihnen Heilkräuter und Wurzeln und Schätze zeigten oder Künste, sich unverwundbar zu machen. Aber sie hatten, nach Einigen, rabenschwarze Haut, keine Ferse an den Füßen und Kopfhaare so lang, daß sie sich damit ganz einhüllen konnten. Als einst ein zornmüthiger Geißhirt die Seinige, die, wie Alle, sehr eigensinnig, zanksüchtig und launisch war, mit dem Käsebrecher oder Quirl schlagen wollte, verließ sie ihn beleidigt plötzlich, und mit ihr verließen Alle die Gegend. (Kuenlin i. J. 1832.) Daß auch im Aargau (Frickthal) die Zwerge schwarz geschildert werden und bei ihrer Ankunft gesagt haben sollen, sie haben daheim „die Sonnenhitze nicht mehr vertragen können" (Rochholz, Naturmythen 1862. S. 107), deutet entweder auf die nordischen „Schwarzelfen" unter der Erde oder auf afrikanische Heimat.

Digitized by Google

(537.) In einem Hause zu Kappel (Kanton Solothurn, unweit Olten, an der Dünneren), welches noch steht, hatten einst die Erdmännlein mit den Einwohnern vertrauten Umgang. Jene liebten alle Arten Backwerk, besonders die „Wäien", deren dort jedesmal, wenn man buck, so viele bereitet wurden, als die Stiege in's Gaden Tritte zählte. Für die Erdmännchen legte man allemal eine besonders gut gerathene auf die Thürschwelle hinterm Hause. Da spürte einst die neu in's Haus gekommene junge Frau ein Gelüste, das verborgene Völklein von Angesicht kennen zu lernen. Als daher der schöne Kuchen für die kleinen Gäste wieder auf der Thürschwelle bereit lag, schlich die vorwitzige Frau, während die übrigen Hausgenossen sich zu Tische setzten, in einen Winkel der Küche, um ihnen zuzusehen. Aber kaum hatte das Erdvölklein gewahrt, daß Jemand sie beobachte, da rief es in einstimmigem Chore:

„Uf und uß der Erde
(andernorts; under d' Erde),
d' Lüt wei (wollen) spitzfindig werde",

und von da an hat man im Umkreise von Kappel keine Erdmännlein mehr gesehen. (Bernhard Wyß, Lehrer in Solothurn.)

(538.) In Werdenberg wohnten die Bergmännchen auf den Bergen in Höhlen. So bei Buchs im „Wildenmännlis-Löchli", einer Grotte, die sich bis nach Grabs erstrecken und im Innern einen See enthalten soll; am Sevelerberge im Vall Gupp und an der Stampfhalde. Sie waren klein behaart, dienstfertig, friedlich, bereiteten ihre Speisen „aus Erde", lebten mit den Leuten der Ebene im Verkehr, halfen ihnen melken, misten, füttern, hüten u. s. w. und waren sehr beliebt. Sie trugen Mäntel, womit sie ihre Füße sorgfältig verbargen. Einst aber streute man Asche, um die Spur ihrer Tritte auszuspähen, und neckte sie sonst vielfach, so daß sie für immer aus dem Lande zogen. (Nikl. Senn.)

(539.) Nicht weit von Bettlach am Solothurner Jura, im Kastels, ist mitten in Stauden und Gestein ein Fleck Landes, genannt die „Chutzchammara" (Kauz-, Eulenkammer). Dort wohnten vor Zeiten „Härdwibli" (Erd- oder eher Bodenweibchen) zwergigen Wuchses, in schwarzem Gewande, das die Füße deckte, guten Leuten gewogen, denen sie Glück brachten; böse haßten sie. Sie liebten und bucken Brotkuchen, „Wäie", und theilten davon fleißigen Bauern freigebig mit, wenn sie ackerten. Als ein solcher ihr geheimes Walten und Backen unterm Boden vernahm, die köstlichen Wäien roch und sich auch eine wünschte, sieh da, wie er die Furche endend unten am Acker ankam, stand ein Stühlchen neben seinem Zug, darauf ein weißes Tuch, auf diesem ein duftender Kuchen mit silbernem Messer. Als er jedoch von Habsucht verführt, das Messer zu sich steckte, fand er über's Jahr weder Wäien noch ferner Gedeihen auf dem Acker.

In ein nahes Haus kamen „nach Betläuten" die Weibchen zu den

Digitized by Google

Spinnerinnen, denen ſie halfen und ſelbſt ſpannen, ohne je friſches Werg aufzulegen. Schlug es zehn Uhr, ſo nahmen ſie ihr Garn, das ſie noch oft verſchenkten, und entfernten ſich mit einem frommen Abendwunſche, bis man einſt, weil ſie ihre Füße ſorgfältig verdeckten, Aſche ſtreute und darin lauter Gänſefüßchen entdeckte. Sie ſchämten ſich darüber und verließen in der gleichen Nacht das Haus und das Dorf Bettlach. (Fr. Joſ. Schild, aus dem Lebenberg. Gedichte und Sagen. I. Bd. Biel 1860, S. 93.)

(540.) In Mönnach, an der Südgrenze des Sundgaues, glaubte man vor noch nicht langer Zeit „Herdwibli", von niedlicher Geſtalt, nur 1½ Fuß hoch, in Fichten oder unter der Erde lebend. Sie kamen oft in's Dorf und beſuchten Leute beim „Kelten", wo ſie durch liebliches Singen ergötzten. Sie trugen lange Röcke, welche auch die Füße bedeckten, was Buben und Mädchen nicht wenig ärgerte. Einſt beſtreute man an einem Keltabende den Boden mit Aſche und ſah „Gänſefüße" darin abgedrückt. Aber von da an zeigten ſich die Weibchen nie mehr. (Wolf I. S. 399. 400.)

Eben dort, näher bei Pfirt, in der Wolfshöhle, bei der „Heidenfluh" hauſten Zwerge beiderlei Geſchlechtes. Auch hier beſtreuten loſe Mädchen den Eingang der Höhle mit Sand und nahmen am Morgen „Geisfüße" darin wahr. Von da an kamen ſie nie mehr hervor. (Ebd. S. 400.)

(541.) An der Schwalm bei Uttershauſen liegt der Doſenberg. Dicht am Ufer gehen zwei Löcher hervor, vor alters Ein- und Ausgänge der Wichteln. Zum Großvater des Bauern Tobi in Singlis kam öfter ein Wichtelmännchen freundlich auf den Acker. Eines Tages, als der Bauer Korn ſchnitt, fragte es, ob er künftige Nacht für reichen Sold Fuhren durch den Fluß übernehmen wolle? Der Bauer ſagte es zu und Abends brachte der Wichtel einen Sack voll Weizen als Handgeld in's Haus. Nun wurden vier Pferde angeſchirrt und der Bauer fuhr zum Doſenberg. Der Wichtel lud aus den Löchern ſchwere unſichtbare Laſten auf den Wagen, die der Bauer durch's Waſſer an's andere Ufer brachte. Sie fuhren hin und wieder von Abends 10 bis früh 4 Uhr, daß die Pferde endlich ermüdeten. Nun ſprach der Wichtel: Es iſt genug, nun ſollſt Du auch ſehen, was Du gefahren haſt. Er hieß den Bauer über die rechte Schulter ſchauen, und der ſah, wie das ganze Feld voll Wichtelmännchen war. Jetzt ſagte das Wichtelmännchen: „Seit tauſend Jahren haben wir im Doſenberge gehauſt, jetzt iſt unſere Zeit um, wir müſſen in ein ander Land. Im Berge aber bleibt ſo viel Gold zurück, daß die ganze Gegend genug daran hätte. Dann lud er dem Tobi ſeinen Wagen voll davon und ſchied. Der Bauer brachte den Schatz mühſam nach Hauſe und war ein reicher Mann worden. Seine Nachkommen ſind noch vermögliche Leute. Die Wichtelchen aber ſind für immer aus dem Lande verſchwunden. Der Doſenberg hat oben eine Glatze, auf der nichts wächſt; da haben ſich die Wichtelmännchen getummelt. Alle ſieben Jahre, gewöhnlich

Freitags, zeigt sich darüber eine blaue Flamme, die auf der Erde über dem Umfang eines großen „Geldkessels" brennt. (Grimm's D. Myth. 3. Ausgabe. S. 428.)

(542.) Die kleinen Felshöhlen auf der Südseite des Harzes, sonderlich in einigen Gegenden der Grafschaft Hohenstein, größtentheils so niedrig, daß Erwachsene kaum hinein kriechen können, heißen heute Zwerglöcher. Zwischen Walkenried und Neuhof hatten die Zwerge einst zwei Königreiche. Ein Bewohner der Gegend bemerkte einst, daß er jede Nacht um Feldfrüchte kam, ohne daß er einen Thäter ahnen konnte. Auf den Rath einer weisen Frau ging er bei einbrechender Nacht an seinem Erbsenfelde auf und ab, indem er mit einem dünnen Stabe über dasselbe in die Luft hinein schlug. Plötzlich standen einige Zwerge leibhaftig vor ihm, denen er die Nebelkappen abgeschlagen. Er nahm sie gefangen und sie gestanden, die Räuber zu sein. Das Zwergevolk aber gerieth in Bewegung und bat um Befreiung der Ihren um Lösegeld, worauf sie sämmtlich das Land verlassen wollen. Man verglich sich, weil man von ihren Schätzen wußte, dahin, daß sie über eine schmale Brücke bei Neuhof abziehen und Jeder in ein hingestelltes Gefäß eine bestimmte Summe lege als Abzugszoll. Es geschah. Aber einige Neugierige versteckten sich unter die Brücke, um den Zug wenigstens zu hören, und diese vernahmen viele Stunden lang das Getrappel kleiner Wesen, wie wenn eine große Heerde Schafe über die Brücke ginge. Seither sieht man nur selten noch Einzelne. (Brüder Grimm.)

(543.) Als man in Rügen anfing, Brot und Getreide zu bekreuzen, das Getreide mit dem Besen und letztern dann auf dem Stiele aufrecht hineinzustellen, beschlossen die Unterirdischen, die Insel zu verlassen. Zu diesem Zwecke zogen sie aus ganz Rügen an den Goldberg hinter Poseritz. Abends erschien ein kleiner Mann beim Fährmanne und bestellte ihn für Ueberfahrt nach dem Festlande. Er hatte die ganze Nacht zu fahren, ohne was zu sehen, fühlte jedoch, daß das Boot von der Last tief sank. Als das letzte Boot fuhr, fragte ihn der Kleine, ob er einen Scheffel Gold oder kopfweise Bezahlung wolle. Er wählte ersteres. Dann weiter, ob er wissen möchte, wen er gefahren? Als er bezahlt, setzte ihm der Kleine seine Mütze auf und nun erblickte der Schiffer das ganze pommerische Ufer wimmelnd von Unterirdischen. (Wolf, Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 144. 145.)

(544.) Als die Schleswig-Holsteinischen Unterirdischen die Glocken aufkommen sahen, beschlossen sie, das Land zu verlassen. Die Arkebecker mußten ihnen Ochsen leihen, ihre Sachen fortzubringen. Am andern Morgen fand man die Ochsen voll Schweiß auf der Hofstätte stehen. Für den Fuhrlohn haben die Leute des Dorfes noch heutigen Tages den Vortheil, daß ihr Vieh, auch wenn Seuche in der Nähe ist, gesund bleibt. (Müllenhof.)

(545.) Die Mönken ertrugen die Nachstellungen (der Menschen nach ihren Schätzen) zwar jahrelang hindurch; doch als sich dieselben immermehr mehrten

Digitized by Google

und die Menschen überhaupt nach und nach all' ihre ihnen früher bewiesene Furcht und allen Respect vor ihnen zu verlieren schienen, da sahen sie ein, daß nun ihre Zeit um und ihres Bleibens hier nicht mehr länger sei.

Ihr König erließ daher an alle seine noch im Lande zerstreut wohnenden Unterthanen den Befehl, sich unverzüglich mit Hab und Gut nach seinem Hauptquartiere zu begeben, um von hier aus unter seiner Leitung auszuwandern und ihren schon früher vorausgegangenen Brüdern nachzuziehen. Und Alle gehorchten und bald war das ganze Volk der Mönken um ihren König im Damskerberge versammelt.

Dieser ritt nun in sichtbarer Gestalt eines Abends spät gen Dömitz und schloß mit dem dortigen Fährmann gegen reichen Lohn einen Contract ab, wonach er am nächsten Abend, vom Erscheinen des ersten Sternes am Himmel bis zum Aufgang der Sonne, die ganze Nacht hindurch unsichtbare Lasten nach dem jenseitigen Ufer der Elbe übersetzen sollte.

Als am nächsten Abend der erste Stern am Himmel glänzte, langte auch schon wieder der Unterirdischen König bei dem Fährmann an, und hinter ihm her kam's mit Schwirren und Summen, als wenn viele Bienenschwärme angezogen kämen. Und hinein ging's jetzt in des Fährmanns Kahn, daß nur eine Hand breit Bord übrig blieb; und hinüber und herüber fuhr er so die ganze Nacht hindurch ununterbrochen fort, ohne daß er auch nur das Geringste von dem sehen konnte, was er schweißtriefend übersetzte.

Endlich begann sich der Himmel im Osten zu röthen; jetzt stieg auch der König, der bis dahin immer auf seinem weißen Rößlein am diesseitigen Ufer gehalten hatte, in den Kahn und ließ sich mit hinüberschaffen.

Drüben angelangt, zahlte er dem erschöpften Fuhrmann zuerst seinen Lohn, dann aber sprach er freundlich zu ihm: „Gucke mir jetzt einmal über die Schulter, damit Du doch auch siehst, was Du diese Nacht gefahren." Und als der Fährmann dies nun that, da sah er mit Verwunderung und Staunen, wie das ganze hannover'sche Land, soweit er sehen konnte, voller Mönken wimmelte. Alle hatten kleine Wanderstäbe in den Händen; die Männlein trugen auf Bahren, in Säcken und Ränzeln ihr Hab und Gut, die kleinen unterirdischen Weiber aber hatten ihre Kinder auf dem Rücken. Der König wendete sich jetzt noch einmal mit den Worten: „Wir reisen unsern vorausgegangenen Brüdern nach Lappland nach!" zu dem Fährmann um, winkte ihm zum Abschiede und sprengte dann seiner forteilenden Volksschaar nach.

Seit dieser Zeit sind auch die letzten Mönken oder Unterirdischen aus dem Lande verschwunden, und nie hat man wieder etwas von ihnen in Mecklenburg gehört und gesehen. (Niederhöffer, IV. S. 21.)

(546.) Im fruchtbaren Saalthale zwischen Bucha und Wilhelmsdorf hatte Perchta, die Königin der Heimchen, ihren alten Sitz. Die Heimchen wässerten den Menschen die Felder, während sie unter der Erde mit ihrem Pfluge ackerte. Als die Leute sie kränkten, beschloß sie, das Land zu verlassen,

Digitized by Google

und bestellte den Fährmann im Dorfe Altar auch spät in der Nacht, welcher, an der Saale ankommend, eine große, hehre Frau traf, welche von weinenden Kindern umgeben, Ueberfahrt forderte. Sie stieg ein, die Kleinen schleppten einen Pflug und andere Geräthe hinein, und klagten laut, die schöne Gegend verlassen zu müssen. Er mußte zweimal fahren, bis Alles drüben war. Während dessen hatte sie am Pfluge gezimmert und hieß ihn als Lohn die Späne nehmen. Mürrisch steckte er drei ein, warf sie daheim auf's Fensterbrett und fand sie am Morgen als Goldstücke. (Börners Volkssagen aus d. Orlagau.)

Es ist nicht zu verkennen, daß dieses Scheiden der Zwerge in großer Zahl das Verschwinden der Sterne am Morgen bedeutet.

Aber trotz ihrer Flucht und ihres Verschwindens sind die Zwerge nicht todt. Als Sterne und Gottheiten sind sie unsterblich und leben nach dem Glauben des noch nicht civilisirten Volkes immer noch in ihren Höhlen fort. Ja es bestehen über dieses Fortleben sogar Sagen, welche sie, in überraschenden mythischen Zügen, geradezu auf die Stufe von Göttern und Heroen emporheben:

(547.) An der Pfreimt nennt man die Zwerge Fankerln, kleine Leutchen in grauen Röckchen und Strümpfen mit rothen Zwickeln (slawische Tracht). Sie wohnen dort ebenfalls in der Erde, auch in hohlen Bäumen; ihre Augen sind roth vom dunklen Aufenthalte. Die Männer lassen den Bart stehen. Wird ihnen ein Kind geboren, so trauern sie und freuen sich, wenn ein Fankerl stirbt. Jeder macht sich einen gläsernen Sarg und wird todt in voller Kleidung hinein gelegt, ein Hammer in der Hand, und der Sarg in's Wasser gelassen, der einer Insel zuschwimmt, wo der Todte erwacht, den Sarg mit dem Hammer zerschlägt und an das selige Land steigt.

(548.) Am Fichtelgebirge lautet der Name Hankerln. Im Steinwald ist der Hankerlbrunnen, daneben die Hankerlgrube. Durch diese Höhle zogen sie, von den Menschen beleidigt, mit ihren Schätzen in's Fichtelgebirge, wo sie schlafen und dem „alten Hankerl" der Bart schon zweimal um seinen Tisch gewachsen ist; wenn dies zum dritten Mal geschehen, so erwacht er mit Allen und die glückliche Zeit kehrt wieder. Auf einem großen Steine bei der Silberwäsche hat er einmal mit seinen drei Spießgesellen gespielt; in die vier Höhlungen in Schlüsselform auf dem Steine haben sie das Geld gelegt.

Die Hankerln sind kunstfertige Schmiede wie die Fankerln. (Globus IV. Bd. 1863, S. 170. 171.)

In der ersten dieser beiden merkwürdigen (und unserer letzten) Zwergesagen hat der gestorbene Zwerg den Hammer Thors, des Donnergottes, und liegt, wie Osiris, im schwimmenden Sarge, um aus demselben wieder emporzusteigen zu neuem Leben, nur daß

Digitized by Google

hier der Sarg zerstückelt wird, statt, wie bei dem ägyptischen Gotte, der Leib selbst. In der zweiten aber übernimmt er dieselbe Rolle, wie der Held des deutschen Volkes, der gefeierte Hohenstaufer, ja wie Henoch und Elias, welche ebenfalls, weil nicht naturgemäß gestorben, wieder zum Erwachen in der Welt erwartet werden. (Vergl. Grimm, Sagen 314.)

Vierter Abschnitt.

Die Riesen.

I. Wesen und Bedeutung der Riesen.

Die im Stillen schaffenden, aus Kleinem Großes bewirkenden Naturkräfte konnten nicht die einzigen Gottwesen der Menschen bleiben; denn die Letzteren beobachteten großartige und mächtige Naturereignisse, welche nur die Wirkung gewaltiger riesiger Kräfte sein konnten, wie z. B. Bergstürze, Ueberschwemmungen, Gewitter, Stürme, Erdbeben, Hagel, Schneefall, Eisgang u. s. w. Die Urheber dieser imponirenden Erscheinungen mußten auch die Urheber der Welt überhaupt, sie mußten die wahren Götter sein, weit an Kraft überlegen nicht nur den winzigen Zwergen, sondern auch den größeren Menschen. Am Himmel standen bereits der zu den Gestirnen erhobenen Thierwelt der Jäger Orion und der Hirt Bootes als Riesen vor, ihre Gestalt, diejenige außerordentlich hoher und starker menschenähnlicher Wesen, wurde daher auch die Gestalt weiterer religiös verehrter Dämonen. Es ist indessen wahrscheinlich, daß eine solche Verehrung nicht überall stattfand, indem die Riesensagen viel seltener sind als die Zwergesagen, — wohl da nicht, wo wenig außerordentliche Naturereignisse stattfinden konnten, wie z. B. in weiten Ebenen ohne große Ströme. Auch erstiegen die Riesen wahrscheinlich blos die Stufen schaffender und zerstörender Gottheiten; daß die Menschen sie auch als erhaltende und fürsorgende angesehen wie die Zwerge, dafür spricht in der Sage kein Zug.

Digitized by Google

Die Riesen erscheinen als Nachfolger der Zwerge und Vorgänger der Himmelsgötter sowohl in der griechischen als in der deutschen Sage. In der erstern wird zwar das Vorangehen der Zwerge ausdrücklich nicht genannt; aber die oben erwähnten Sagen von den Daktylen, Kureten, Telchinen und Kabeiren haben ein so alterthümliches Gepräge und erscheinen in späterer Zeit so rein vergessen, daß sie als Gebilde der Phantasie angenommen werden dürfen, die den nun folgenden voranschritten. Uranos (der Himmel), der erste Beherrscher der ganzen Welt, zeugte mit Gaia (der Erde) zuerst (Hesiod. Theogon. V. 116 ff. Apollodor Mythol. I. 1) die Hekatoncheiren (Hunderthändigen), Briareos, Gyges und Kottos, ungeheuer große und starke Riesen, je mit hundert Händen und fünfzig Köpfen, dann die Kyklopen, Arges, Steropes und Brontes, von welchen Jeder nur ein Auge mitten auf der Stirne hatte (wie der germanische Odin und das Einäuglein im Märchen; es ist stets das eine Auge des Himmels, Sonne oder Mond), — und die er fesselte und in den Tartaros warf, hierauf die Titanen: Okeanos, Koios, Hyperion, Kreios, Japetos und Kronos, und die Titaniden: Tethys, Rheia, Themis, Mnemosyne, Phoibe und Theia (Apollodor fügt noch Dione bei).

Die Titanen wurden von Gaia zur Empörung gegen Uranos aufgestachelt, entthronten ihn, befreiten ihre Brüder aus dem Tartaros und übergaben dem Kronos die Herrschaft. Die Titanen waren gleich den Hekatoncheiren und Kyklopen riesenhaft und wurden überdies mit Schlangen statt der Füße abgebildet. — Nach ihnen und nachdem auch sie durch Zeus gestürzt waren, gebar Gaia dem Uranos die Giganten (Apollod. I, 6), ungeheure unüberwindliche Riesen. Sie hatten gräßliche Gesichter und von ihrem Haupte und Kinn wallte langes dichtes Haar herab; statt der Füße hatten sie geschuppte Drachenschwänze. Diese schleuderten nun Felsen gegen den Himmel und zusammengebundene Baumstämme. — Als aber die Giganten den Göttern erlagen, gebar Gaia dem Tartaros den Typhon, halb Mensch halb Thier von Gestalt, und alle Kinder der Gaia an Größe und Stärke überragend. Von oben bis zu den Lenden war er eine Riesengestalt von menschlicher Bildung, und zwar so groß, daß er alle Berge überragte, sein Haupt die Sterne berührte und seine Hände

Digitized by Google

vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne reichten. Aus denſelben ragten hundert Drachenköpfe empor. Von den Lenden abwärts hatte er übermäßig große Gewinde von Vipern, deren Geſchlängel ſich mit argem Gezische bis zum Haupte hinauf erſtreckte. Sein ganzer Leib war gefiedert. Struppiges Haar an Haupt und Kinn flatterte im Winde. Feuer entſtrahlte ſeinen Augen und Waſſer kochte ſtrudelnd aus ſeinem Munde. Ein furchtbarer Kampf entſpann ſich zwiſchen Typhon und Zeus, bis Erſterer unter den Aetna gebannt wurde, aus dem er noch fortwährend Feuer ſpeit.

Das waren die Rieſen des klaſſiſchen Alterthums, Alle am untern Körper thierähnlich, wie die Nixen und Zwerge. An die Sonne oder den Mond erinnert der Kyklopen einziges Auge, an die Vielheit der Geſtirne der Hekatoncheiren Köpfe und Hände und des Typhon Schlangen- und Drachenköpfe, an den Blitz die Schlangen ſowohl als das Feuerſpeien und Feuerblicken, an Sturm und Wolken die ganze Geſtalt und das Auftreten dieſer Weſen, an die Verehrung der Schlangen die letzteren ſowohl, als der Titanen und Giganten Füße. Der ſpätere Kyklop Polyphemos, den Odyſſeus überwand und blendete (der Sonnengott brennt des Nachtgottes Auge, den Mond aus), erinnert mit ſeinen Viehheerden an das Sternbild Bootes und die mythiſchen Heerden des Himmels überhaupt. Der Kampf der Rieſen gegen die Götter aber bedeutet ſowohl die Empörung der Elemente und wilden Naturkräfte gegen die Ordnung der Welt, welche der ſtets ruhige Himmel darſtellt, als die Reaction des geſtürzten Dienſtes der Rieſen, d. h. der Naturkräfte, gegen den neuen ſiegreichen Dienſt der Himmelsgötter, eine Reaction, die jedoch, wenn ſie überhaupt ſtattgefunden, fehlſchlagen mußte, weil der plumpe Stoff dem feinern Geiſte nicht beikommen konnte.

Bei Anlaß der Schöpfung (oben S. 19 f.) erwähnten wir bereits die älteſte nordiſche Rieſenſage nach der Edda.

Spätere Rieſen kennt der Norden in Menge; ſie haben aber keine Thiergeſtalt mehr, wie die griechiſchen, ſondern nur thieriſche Rohheit und Stärke und — doch das wohl erſt in Folge der Abnahme ihrer Verehrung, thieriſche Plumpheit und Dummheit. In ſchwediſchen und norwegiſchen Märchen haben die „Trollen“ meiſt mehrere Köpfe,

Digitized by Google

und zwar in Zahl zunehmende, je nach der Ordnung, in der sie auftreten, z. B. 3, 6, 9 oder 12. Wie in der Körperstärke die Riesen den Menschen und diese den Zwergen überlegen sind, so findet im Geiste gerade das umgekehrte Verhältniß statt.

Nur ein Riese geht in der Edda den Zwergen voran, — Ymir, welcher die Welt selbst ist; ein handelndes Riesengeschlecht giebt es erst nach jenen. So berichtet auch die Vorrede des Heldenbuchs nach jetzt verlorener Quelle über die Schöpfung: zuerst seien Zwerge geschaffen worden, um das wüste Land und Gebirge zu bauen, dann Riesen, um die Ungeheuer und Würmer zu erschlagen, und zuletzt Helden, um den Zwergen gegen die Riesen beizustehen. In der skandinavischen Sprache heißen die Riesen zuerst Jötun (plur. Jötnar, das J als Vocal), ohne Zweifel ein alter Volksname, der noch spät einerseits in den Jüten, anderseits in den Gothen fortklang. Ein anderer Name war Thurs (plur. Thursar), angelsächsisch Thyrs (plur. Thyrsas), ebenfalls Volksname (vielleicht mit den Tyrrhenern, Tyrsenern verwandt), ein dritter „Hüne" (oft mit den Hunnen verwechselt). Die Angelsachsen nannten die Riesen auch Entas (sing. Ent). Der Name Riese selbst mag vom gothischen reisan, sich erheben, oder von einem Volksnamen (Rhätier? Rasenen? Landschaft Ries in Schwaben? Russen? Raizen in Serbien?) hergeleitet werden. (S. übrigens Grimms Deutsche Mythologie.)

In den nordischen Sagen sind die Joten als das ältere und von den Asen gestürzte Geschlecht der Letzteren beständige Feinde, befehlen und bekämpfen sie und werden dafür von Thor gezüchtigt, der seinen Hammer Miölnir gegen sie schleudert, welchen Wurf Blitz und Donner begleiten; denn Blitz und Donner sind es ja, welche im Frühling den Winter mit seinen Stürmen und Frösten überwinden. Kunstfertige Zwerge haben diesen Hammer geschmiedet, die Riesen aber ihn einst entwendet und acht Meilen tief in die Erde verborgen, bis ihn Thor wieder holte.

(549.) Die jüngere Edda erzählt, wie Thor auf einer Reise nach Jotunheim sammt seinen zwei Dienern Thialfi und Röska in einer Hütte übernachtete. In der Nacht erdbebete es unter ihnen. Sie begaben sich rechter Hand in ein Seitengebäude und Thor setzte sich dort in die Thüre, bis es tagte. Als er am

Digitized by

Morgen heraustrat, sah er einen Riesen Skrymner da liegen, der schnarchte. Das war das Erdbeben gewesen, und das Gebäude der Handschuh Skrymners und das Nebengemach der Däumling daran. Der Riese begleitete sie, und in der Nacht, wo Skrymner wieder so schnarchte, schlug ihm Thor den Hammer mit beiden Händen auf den Kopf. Skrymner erwachte und fragte, ob ihm ein Eichenblatt auf den Kopf gefallen sei. Als er wieder schlief, schlug ihm Thor den Hammer in den Schädel ein. Skrymner fragte abermal, ob diesmal eine Eichel auf ihn gefallen sei. Gegen Morgen ein drittes Mal und hinein bis an den Stiel. Skrymner meinte, es sei Vogelmist auf ihn gefallen. Aber erst in Utgard zeigte sich der Riese als der dortige König Utgardsloki und erklärte Alles als Täuschung und Zauber. Thor hatte nicht in des Riesen Kopf, sondern in einen Felsen geschlagen. (Gylfaginning 45.)

(550.) Thiassi war ein Riese in Trymheim, des Allvald oder Avlvalld Sohn, sehr reich (er und zwei Brüder theilten des Vaters Hort auf die Weise, daß jeder von ihnen so viel Goldes davon nahm, als er im Munde fassen konnte), und der Skadi Vater, der einst den Loki dahinbrachte, die Asin Idun in seine Hände zu liefern. Als von den Asen bedroht, Loki sie wieder befreite, verfolgte er die Zwei in Adlergestalt bis nach Asgard, wo die Asen ihn erschlugen und Thor, nach einer andern Sage Odin, seine Augen an den Himmel als Sterne versetzte. (Gylfaginning 56.)

(551.) Am Eismeere auf einer Insel hausen die Eisriesen (die Hrymthursen der Edda), zwölf an der Zahl, 50 Ellen lang, von Meeräpfeln lebend, in Nacht und Nebel, reich an Schätzen. Ihre Sonne ist der Mond. Ihr König, da sie den Tag hassen und von Farbe dunkel sind, hat einst die Sonne gestohlen. Die Riesen, die mit ihm gegen sie kämpften, sind alle bis auf die Zwölf gefallen. Von ihrem Gifte kommt die Sonnenfinsterniß, denn sie hassen sie noch immer. Damals wurde dem Monde genommen, bei Tage zu scheinen, denn er ist auch der Sonne Feind und gehört zu den Riesen, deren höchster er ist. Doch feinden sie auch ihn an. Bei ihnen ist der Eiswolf, der zuweilen als zweiköpfiger Drache Feuer speiend aus dem Eismeer aufsteigt und den Mond bedroht und verfinstert. Das thut er auch der Sonne, die er verschlingen will. Die Zwölf bleiben bis an das Weltende. (Schönwerth.)

(552.) Ein Weib hatte drei Töchter, aber nichts zu leben. Da ging sie hinaus, sich zu ertränken; aber eine Stimme hieß sie über's Gebirg gehen, wo sie Glück finden werde. Als dies sich noch zweimal wiederholte, ging sie hinüber. Dort bat sie einen Mann, der vor seiner Thüre saß, um ein Almosen. Er reichte es und hieß sie nun heimgehen, da ihrer Noth ein Ende sein werde. Auf dem Wege überraschte sie die Nacht, sie verirrte sich und befand sich Morgens am gefrorenen Meere. Da saßen drei Eis-Riesen und spielten mit goldenen Aepfeln. Sie trugen goldene Hütchen, die sie beim

Digitized by Google

Regen mit einem Filzhute bedeckten. Gerade jetzt hatte der Wind ihnen dieſe abgeriſſen und zu den Füßen der armen Frau geführt. Da boten ſie ihr drei goldene Aepfel, wenn ſie ſie ihnen wiederbringe, denn ſie ſelber durften nicht vom Eiſe an's Land. Das Weib brachte ihnen die Hütchen und kehrte mit drei goldenen Aepfeln und ſilbernen Blättern heim, wo ſie ſie verkaufte und reich wurde. Nur die Stiele ſollte ſie behalten, denn was ſie für einen Wunſch habe, ſobald ſie mit dieſen drei Schläge thue, werde er erfüllt. Als die drei Töchter mannbar waren, ging ſie zu dem Manne, der ihr das Almoſen gegeben, und bot ihm die älteſte zum Weibe und ein Stielchen als Heiratsgut. Der begehrte zwei Stielchen und ſie kehrte heim, das zweite zu holen, kam aber wieder an's Eismeer, wo die drei Rieſen warteten, ihre drei Töchter verlangten und dafür ſieben Goldäpfel boten. Sie brachte die Töchter und die Rieſen nahmen ſie unter das Eis. Da wurden ſie ſehr glücklich und ihre Kinder Eis-Rieſen. (Schönwerth.)

Die nordiſchen Rieſen werden von der Sage als „ſteinalt" bezeichnet; ſie wohnen in Steinhöhlen, bedienen ſich ſteinerner Werkzeuge und Waffen und erſtarren (wie auch die Zwerge) zu Stein, wenn die Sonne ſie beſcheint. Der Rieſe Hrungnir (Skalda 17) hatte ein ſteinernes Haupt und ein ſteinernes Herz. Die älteſten Rieſen werden von der ältern Edda als Reifrieſen, Hrymthurſen, bezeichnet, neben welchen erſt die jüngere Edda „Bergrieſen" nennt. Da die Rieſen die rohen Naturkräfte ſind, ſo treten ſie natürlich in Verbindung mit verſchiedenen Elementen auf. Froſt, Reif, Eis und Schnee waren im Norden naturgemäß ihre älteſten Hüllen und ſind perſonificirt in den Nachkommen von Forniotrs (welcher Eines mit Ymir iſt), älteſtem Sohn Kari, dem „Rauſchenden", der daher wohl den Sturm bedeutet. (Sie heißen Froſti [Froſt], Jökull [Eisberg], Snör [Schnee], Fönn [dichter Schnee], Drifa [Schneegeſtöber], Miöll [feiner und glänzender Schnee]). So giebt es auch Rieſen des Waſſers (die Wogen), welche in Forniotrs zweitem Sohne Hler oder Oegir, als deſſen rieſiger Braukeſſel das Meer dargeſtellt wird, ihr Haupt und in dem Rieſen Wat (dem Watenden), Wölunds Vater, einen Genoſſen haben, — und Rieſen des Feuers, welche im dritten Bruder, dem unter die Aſen eingedrungenen Loki ihren Mittelpunkt finden. In unſerer Volksſage ſpielt noch Kari, der Rieſe der Luft, indem der Wind und ſeine Geliebte, die Windsbraut, als Perſonen behandelt ſind (oben S. 53 ff.).

Digitized by Google

(553.) In der Tirolersage haben die Riesen (mehr daheim im Unterinnthale, Zillerthal und Salzburgischen, als im obern Lande), die „saligen Fräulein" verdrängt. „Die Welt ist halt anders geworden, aber nit besser. Die wilden Männer sind in das Land gekommen und haben die Saligen vertrieben und a hi gethan." (Alpenburg S. 8.) Sie heißen dort bald so, bald Riesen, Salwang, im baierischen Gebirge sogar „Wutan", und man zeigt „Steine vom wilden Mann", denen bisweilen Fußtritte eingefügt sind, sogar Zeichen eingegraben. Steinwerfen, Steinschleudern über weite Strecken, oft ungeheurer Blöcke, weiß man viel von ihnen. Letztere sind meist erratische Blöcke.

Den Leib der wilden Männer decken grau-grüne, selten schwarze Haare. Sie waren zuweilen Menschenfresser, immer aber zornigen Wesens, in der Hand als Stöcke ausgerissene Fichten. Riesenfamilien kennt man selten; sie wohnten einsam in wilden Höhlen. Sonderbarer Weise sperrten zuweilen wilde Männer gefangene „Salige" ein und freuten sich an ihrem Gesange.

Wie die Zwerge lebten sie lange. Das ganze Geschlecht, dessen Stimmen sonst die Felsen beben machten, war schweigsam, fast stumm und lebte mit einander häufig in Streit. Von ihrem Kampfe zeugen viele „Riesentritte", bei Roßweil im Oberinnthale der „Tirschen- (Thursen-) Tritt".

(554.) An die Utgardlokisage erinnert die in Tirol, daß einst ein Bauernknecht von Hall in den Gnadenwald fuhr, gehacktes Holz heimzuholen, wo ihn die Nacht überraschte, er sich (unter dem Schnarchen des Riesen, von dem die Waldbäume erbebten) verirrte, eine Anhöhe hinanfuhr, die er früher nicht bemerkt, und oben zwei Hohlwege gewahrend, mit „hott, hott" an die Ochsen, in den rechts hinein fuhr. Darinn wurde es aber enger und wildes Gestrüpp hemmte den Weg. Es war das Nasenloch des schlummernden Riesen, den es jetzt zu kitzeln begann, und der nun so stark nieste, daß Knecht, Ochsen, Holz und Wagen weit in die Ebene flogen. (Zingerle 1859. S. 186.)

Im Zillerthale wohnte einer, der, wenn er schnarchte, ein Gewitterrollen schien; wenn er einathmete, die Bäume zu Boden bog, und wenn er ausathmete, sie in die Höhe schnellte.

(555.) In späterer Zeit erzahmten diese Urriesen, wurden sogar Christen, zogen als Hausirer aus ihren Höhlen bei den Tirolern umher, wärmten sich am Herde, wo sie ihre breiten Hände auf die „Vestlgrube" legten, arbeiteten den Bauern Winters um's Essen, zogen aber, wenn der Lenzföhn wehte, in Wald und Berg hinaus, wo sie die wilden Wasser von den Häusern und Hütten ablenkten, die ihnen Herberge gewährt, auch den Bauern in's Thal herabriefen, wenn das Wetter änderte. Gegen Gehöfte Böser und Harter übten sie Rache und ließen „Steinrutschen" und Bergwasser auf sie los. Sie liebten und schützten Waldsingvögel, Murmelthiere („Murmentl") und Schafe und öffneten letzteren, wenn der Bauer sie hungern ließ, Nachts den Stall. Unbarmherzige gegen das Schafvieh deckten oft Schlaglauinen mit

Digitized by Google

Haus und Habe zu. Man weiß, daß Solche über das Verunglücken von Schafen weinten. Der am Klotzen wohnende „Wattenthaler Riese" hätte die Bauern, denen er oft das Wetter voraussagte, gelehrt, aus „Juten" (Molken, auch Buttermilch) buttern, wären sie manierlicher gegen ihn gewesen.

Es gab auch Heiraten zwischen Riesen und Menschen, aber nicht immer glückliche. Es ist bedeutsam, daß einst die Dornauer Riesentochter den „Gäuner", einen stattlichen Pfitscher Grundbauern, liebte und ihm den Verlobungskuß gab, wobei jedoch die Umarmung dem Burschen alle Rippen und das Herz eindrückte, daß er todt umfiel. Der über der Schafalpe Tulfein zu hinterst im Volderthale freite vergebens um eine Hirtentochter. „Salwangs" hießen vorzugsweise die haarigen Enneberger Riesen und ihre Weiber „Gannes", letztere besonders im Fassa- und Pusterthale bekannt, haarig und bärtig wie Männer und daher nichts weniger als schön.

(556.) Im stillen Hochalpenthale der Hinter-Dux erwiesen schneeweiße fromme Fräulein den schlichten Bewohnern viel Gutes. Ihre Wohnung war hoch oben im Innern des Duxer Ferners, nahe „der gefrornen Wand". Die Hirten hießen sie „Thalgilgen" von der schönen Maililie, lilium convallaria.

Da kam ein gewaltiger Riese in das Duxer Thal, welcher die „Seligen" mit Haß verfolgte und vernichtete, so daß sich die Uebrigen tief in ihr Krystallschloß im Ferner zurückzogen. Jetzt nahm das Ungethüm Besitz von der ganzen Gegend und wandelte sie zur Oede um. Er grub sich eine Höhle unter die Eisdecke der gefrornen Wand und wölbte sich dann durch das Gestein des Bergstockes einen Gang bis fast in's Thal, wo jetzt die warmen Quellen von Hinter-Dux springen. Dort baute er sich in der Nähe des Duxer Wasserfalls ein Schloß aus Quadern so groß wie die Duxer Häuser. Aber da schickten ihm die „Seligen" so viele Wildbäche aus dem Ferner, daß sie ihm Alles unterwühlten, worauf er die Ruinen zerstampfte, daß man die „Mazen" der Füße noch gewahrt; er spaltete die Felsen und brach die „gefrorne Wand" schroff ab. Aber die Bäche kamen immer wieder, die weißen Gestalten erschienen im Mondlichte im Staubwirbel des Wasserfalles und der Riese verließ die Gegend. (Alpenburg.)

In Tirol fallen mit den Riesen die „wilden Männer" und „wilden Weiber" auch Fangga (oben S. 264 ff.) zusammen.

Ueberraschend sind in der Volkssage Aehnlichkeiten zwischen den Riesen und Zwergen, von denen Simrock sagt, daß sie sich nicht wesentlich unterscheiden. Natürlich, denn beide sind Naturkräfte, nur in verschiedener Weise vorgestellt. Beide hassen die Civilisation, welche sie verdrängte, und noch mehr das Christenthum, das sie aus verehrten zu verhaßten Wesen machte. Beide heißen „wilde Leute",

Digitized by Google

in Rhätien beide auch Fenken. So erzählt die Sage auch ganz dasselbe von Beiden hinsichtlich des Alters, das bei beiden Wesensarten unberechenbar ist, weil sie eben Götter und Naturmächte sind:

(557.) Der „wilde Mann" auf dem Gebirge bei Klausen, der Leib voll zottigen Haares, die Leute oft erschreckend, oft auch ihnen wundersame Dinge erzählend, antwortete auf die Frage, wie alt er sei, in der Weise der Zwerge: „I denk den Schlern wie an Nußkern, in Pfrain den besten Wein, auf Blankenhorn das beste Korn." (Zingerle.) Auch der im Hauserwalde auf Schwarzegg sagte den Afinger Holzfällern seufzend: „Ich denke diesen Wald neunmal jung und neunmal alt." (Zingerle.) Im Gasteinthale wohnten „wilde Männer", deren einer äußerte: „Ich habe den Sallesenwald am Stubnerkogel neunmal „mair werden" (absterben und wieder aufgrünen) sehen; mir gedenkt, wie der Bocksteinkogl im Kötschachthale die Größe eines Kranowetvogels, das Schareck die eines Semmelweckens gehabt". (Grimm d. Myth. 3. Auflage, S. 520.)

So kommt bei den Riesen auch wie bei den Zwergen Verheimlichung des Namens vor.

(558.) Auf Island gab ein junger tüchtiger Bauer seiner trägen Frau im Herbst einen ziemlichen Pack Wolle, damit sie den Winter über Zeug daraus fertige. Sie aber konnte sich nicht entschließen, daran zu gehen, der Winter rückte stark vor und sie mußte von ihrem Manne harte Worte hören. Da erschien einst ein altes hochgewachsenes Weib bei ihr und bat sie um Arbeit. Sie kamen überein, das Weib solle den Pack bis Sommers Beginn aufarbeiten, die Bäuerin aber ohne Lohn wegkommen, wenn sie der Riesin bei Abliefern des Stoffes ihren Namen nennen könne, wobei sie dreimal rathen dürfe. Als der Sommer nahte, begann die Faule über den Namen der Weberin nachzusinnen und natürlich vergebens und wurde wegen des Lohnes immer ängstlicher. Endlich klagte sie ihr Anliegen ihrem Manne. Dem wurde angst, da er eine Tröll erkannte, welche sein Weib in ihre Gewalt bringen wollte. In Nachsinnen versunken, ging er einmal gegen das Gebirg hinauf, wo er in einer Kluft ein sonderbares Geräusch vernahm. Er trat hinein und erblickte ein großes Weib, welches an einem Webstuhle emsig wob und für sich hin murmelte: „Haha und hoho, die Bäuerin weiß nicht wie ich heiße; haha, hoho, Gilitrut heiß ich, hoho Gilitrut heiß ich. Haha und hoho!" Da wurde der Bauer froh, sagte aber der Bäuerin daheim nichts vom Gehörten, bis der erste Sommertag kam. Bald erschien die Tröll mit dem Packe Zeug und fragte: „Wie heiße ich nun? Wie heiße ich nun?" Die Bäuerin, um sie zu ärgern, antwortete in verstellter Angst: Signy. „So heiße ich nicht, so heiße ich nicht. Rathe noch einmal, Hausfrau!" — „Heißest Du nicht etwa Gilitrut?" fragte die Bäuerin. Da stürzte die Unholdin, in ihrer Hoffnung betrogen, längslang

Digitized by Google

auf den Boden hin, raffte sich auf und verschwand. Die Bäuerin wob in Zukunft selber fleißig. (Maurer, Isländ. Volkssagen.)

Umgekehrt treten wieder Zwerge an die Stelle der Riesen, wie folgende Sage zeigt:

(559.) Unweit Krems in Niederösterreich liegt das Dorf und die Ruine Senftenberg, wo einst ein menschenfeindlicher Ritter hauste. Er hatte eine einzige Tochter, deren Schönheit weit und breit bekannt war und viele Freier anlockte. Aber der Alte stellte Jedem eine solche Aufgabe, daß sie vergebens freiten. Einst sah er auf's neue einen jungen Ritter zu Pferde sich den schlechten und steinichten Weg zur Burg herauf abmühen. Der Ritter trat vor ihn, rühmte das Schloß, konnte sich aber nicht enthalten, den furchtbaren Weg zu tadeln, und brachte seine Werbung vor. Der Alte gab ihm auf, von Abends sechs Uhr bis Morgens den Weg bis zum Schloßthore so breit zu bauen, daß vier Wagen neben einander fahren können.

Nachdenkend verließ der Ritter das Schloß und erzählte Alles seinem Diener. Der erinnerte ihn, daß die Zwerge ihn schon wiederholt angegangen, sein Eisenbergwerk aufzugeben, wodurch sie in ihrer Ruhe gestört würden, wofür sie reichen Lohn verhießen. Er möge die Straße als Preis aussetzen. Der Ritter willigte ein und der Diener verhieß um den Preis, falls die Arbeit beim ersten Hahnenschrei gethan sei, den Bergbau einzustellen. Die Zwerge machten sich Nachts an die Arbeit, und als der Tag zu grauen begann, war sie bis auf weniges beendet. Plötzlich ertönte vom Schlosse her ein starker Hahnenruf, die Zwerge verschwanden sammt ihrem Gebieter jammernd und der Ritter vollendete mit Bergknappen, was noch fehlte. Der Hahnenruf war indessen ein künstlicher aus dem Munde des schlauen Dieners gewesen, um die Zwerge um ihren Lohn zu täuschen. Der Ritter erhielt die schöne Tochter. (Vernaleken, Mythen und Bräuche, S. 208—210.)

Ferner kennen die Alpenländer Sagen von Zwergen, welche vor den Augen des Menschen plötzlich zu Riesen emporwachsen.

(560.) Im Dörfchen Gail, unweit Judenburg in Steiermark, mitten in Gebirgen begegnete ein armer geplagter Holzhacker, im Walde verirrend, einem kleinen häßlichen Männlein mit struppigem, rothem Haar und Bart, das ihn hinten am Rocke zupfte und ihm zu folgen winkte. Es führte ihn in eine tiefe Höhle, wo ein von der Decke herabhangendes Licht ganze Haufen Geldes beleuchtete. Hiervon hieß es ihn alle Taschen füllen und versprach, es werde nie ein Ende nehmen, falls er Niemandem sage, wie er dazu gekommen. Verrathe er es, so sei sein Leben verfallen. Der Mann ging in eine Schenke, bezahlte seinen Nachbarn zu trinken und sie lockten ihm im Rausche das Geheimniß ab. Heimkehrend fiel er in einen Graben, kroch, zur Besinnung kommend, im Dunkel einem Lichte nach, und sah mit Schrecken den Zwerg, der

Digitized by Google

ſogleich zum Rieſen emporwuchs, ihn in zwei Stücke riß und ſie in ſein Feuer warf. (Vernaleken.)

(561.) In der Salwiden am Sörenberg hatte beim Abzuge ein Knecht ſeine Uhr vergeſſen und eilte von der Alpgrenze zurück, ſie in der Hüte zu holen. Dort angelangt, fand er, daß eine ganze Geſellſchaft Erdleutchen von der Hüte Beſitz genommen und ſich eben zu käſen anſchicke. Dieſe bedrohten den Knecht wegen ſeiner Gewohnheit zu fluchen, beſonders ein winziges Weibchen, das ihm Vorwürfe machte. Der Knecht wollte dem kleinen Weſen eben verächtlich antworten, als es plötzlich zu Rieſengeſtalt in die Höhe wuchs, daß er entſetzt die Flucht ergriff. (Lütolf.)

(562.) Der Tiroler Eismanndln (auch Ferner-Norggen, Ferner-Zwergl, Kösmanndln [Kös, Käs iſt dort Gletſcher], Alte und Wettermacher) Geſtalt iſt zwerghaft, greiſenhaft, ſchneeweißen Haares und Bartes, beide lang herabwallend, der Bart oft am Boden ſtreifend, das verwitterte Angeſicht tief ernſt und runzelvoll, die blauen Augen über der Adlernaſe ruhig, ſicher und feſt, das Gewand graugrün, wie alte Baumflechten, von Weitem auch in's Gelbgrüne ſpielend, über dem Geſichte ein „Wetterhut" mit verbogener Krempe, aber ihre Stärke groß, ſie können auch Rieſengeſtalt annehmen überhaupt ſich beliebig verwandeln. Sie ſind es, welche die Gletſcher vor- und rückwärts ſchieben, über lange Schneeſtrecken im entſetzlichſten Geſtöber ſchindeldachähnliche Figuren zeichnen und das „Schneegrugeln" verurſachen, bei dem unter Donner ohne vorgehendes Blitzen in den heißeſten Tagen plötzlich Schnee und Hagel grüne Flächen deckt, wie auch die Lauinen, das „Fernerbellen" und das rollende Gekrach im Innern des Ferners bewirken. Gern ſitzen ſie auf Fernerſpitzen oder Felsvorſprüngen der Hochalpenregion und ſchauen ſinnend in die umgebende Welt von Eisnadeln, Pyramiden, Wolken- und Nebelbildern, die ſie zerreißen, verbinden, fortſchleudern, fortblaſen. Sie bauen Eisbrücken, worüber ſie Gute leiten, Böſe verleiten.

Auf dem Niederjochferner, über den der Pfad von Fend im Oezthale nach „Unſer lieben Frau" im Schnalſerthale führt, verirrte ein Hirt im Unwetter und ſtrenger Kälte und ſetzte ſich nach vergeblichem Suchen todmüde auf einer Steinplatte nieder und ſchlief ein. Mit einem Male rüttelte und ſchüttelte es ihn heftig, und wie er auffährt, ſtehen zwei Eismanndln des Ferners, zwei „Niederjöchler" an ſeiner Seite, faſſen ihn an und ſchleppen ihn ſchnell bis zum Abſteig in's Schnalsthal. Durch die raſche Bewegung kam er zum Leben und hat nachher das hoch auf dem Niederjoche noch ſtehende „Marterl" dankbar errichtet.

Auf demſelben Niederjoche verſtieg ſich ein Hirt, zwei Schafe ſuchend, deren eines er in das Geklüft des Zauberferners hinabgefallen fand und vergebens zu holen verſuchte. Als er vor Mattheit und Hunger nicht mehr aus der Kluft heraufkonnte und in Ohnmacht fiel, hoben ihn drei „Wettermacher",

Digitized by Google

uralte, ſchneeweiße, tiefernſte Männchen, heraus und trugen ihn in eine Schäferhütte im Trippachthale.

Einen andern, aber nicht kleinen, ſondern halb Rieſen ſahen alte Hirten nicht ſelten, wie er ſich um die „hohe Spitz“ aufhaltend in Mitte weiter Eisfelder, bald in's Puſter-, bald in's Zillerthal hinabging. (Alpenburg.)

(563.) Zu hinterſt im Volderthale, wo der Glunkeżer iſt und jetzt die Schafalp „Tulfein“ liegt, war eine liebliche Alpentriſt und darauf hatte ein Hirtenkönig ſeinen Palaſt, mit vier Töchtern, immer eine ſchöner als die andere. Um den Palaſt herum blühte ein Garten reich an Blumen, grünen Plätzen und weidenden Heerden, welche den vier Töchtern ſehr anhingen. Dieſe erſchienen oft unten in den Hütten der Hirten, wohlthätig und ſehr verehrt.

Das, dauerte bis ein ungeſchlachter Rieſe auch in dies Paradies kam und ſich hoch oben am Glunkeżer eine Höhle einrichtete, woraus er Nachts ſo brüllte, daß „Wuren“ in die Thäler herabkrachten. Als er die vier Königstöchter ſah, bekam er Luſt zum Freien. Er zierte ſeinen Bärenfellmantel mit neuen Knöpfen, riß einen Baum als Wanderſtab aus und erſchien, das Wirrhaar ein paarmal mit den Fingern gekämmt, auf Tulfein.

Der König erſchrak bei der Freite, erwiderte aber, ſeine Töchter ſeien frei; wolle ihn eine, ſo ſolle es ihm recht ſein. Der Rieſe freite, und zwar vier Körbe, einen nach dem andern. Darob ergrimmte er ſo, daß er in der Nacht haushohe Felsblöcke auf die Tulfein niederrollte, welche gegen das Schloß prallten und es ſammt allen Bewohnern in den Wildſee ſchoben, wo es verſank, worauf die nachrollenden Blöcke den See auffüllten, bis auf den Reſt, der jetzt „Schwarzenbrunn“ heißt. Aber als die Rache geſättigt war, reute es den Rieſen. Er ſaß nächtelang am Wildſee und ſtarrte hinein und heulte, bis eine Verwandlung geſchah: die Königstochter in „Selige“, Seejungfrauen, er in einen Zwerg. In Mondnächten erſcheinen ſie auf dem Waſſer ſchwebend, während ein kleiner grauer Zwerg, mit Baumbart überwachſen am Ufer jammernd die Hände nach den lichten Geſtalten ausſtreckt. Sie löſen ſich in Nebel auf und der Zwerg ſtürzt ſich in's Waſſer. (Alpenburg.)

(564.) Wie Zwerginnen, halfen den gebärenden Weibern auch Rieſinnen. Schon in der Wolſunga-Saga bringt die Rieſentochter des Hrimnir den Apfel, welcher der Gattin Rerirs nun zu Wolſungsgeburt verhilft, und am Böhmerwalde unten kommt zu Gebärenden das Mordion- oder Rieſenweib. (Schönwerth.)

In der Sage erſcheinen endlich nicht ſelten dieſelben Weſen bald als Zwerge, bald als Rieſen. Herkules war einer der älteſten Daktylenzwerge, er heißt angelſächſiſch se ent und handelt als Rieſe; Hephäſtos war ebenfalls ein Daktyl und ſteht doch wieder den Göttern gleich, und Reidmars (Rifils) Sohn Regin (Riflung) heißt dvergr of vöxt, Zwerg an Wuchs (von Sigurd und Regin oder

Digitized by Google

Otrs giolld) und wieder nennt ihn das Fafnismal: hrimcalda jotun, eiskalten Joten.

(565.) An einem Abgrund in der Nähe des Schneeberges (Niederösterreich) saß ein kleiner Berggeist auf einem großen moosigen Steine und trocknete seinen nassen schmutzigen Anzug in der Morgensonne. Er trug graue, eng anliegende Hosen, einen langen weißen Rock von demselben Tuche und einen hohen thurmförmigen Hut. So lauerte er Vorübergehenden auf, begab sich, so oft sich Jemand näherte, tiefer in den Wald, und fing dort an, mit der Stimme eines Kindes zu weinen. Der mitleidig Folgende wurde von dem Tone in Abgründe und Schluchten geführt. Alsdann trat er ganz anders auf, als Riese, einen Fichtenstamm in der Hand. Bei Sonnenuntergang sah man ihn bei seinem Steine, weinend oder um denselben freudig herumtanzend, je nachdem ihm ein Streich gelungen oder nicht. (Vernaleken.)

Das Lorg-Gut hinter Völlen in Tirol soll von drei Lorgen, die dort wohnten, den Namen haben. „Es waren riesige Leute und ganz wild." (Zingerle.) Lorgen ist blos Verderbniß des Namens Norken.

Die mythische Götternatur der Riesen und ihr Zusammenhang mit den Gestirnen erhellt endlich aus folgenden Sagen:

(566.) Froto oder Fruot, König Dänemarks auf Seeland, Sohn Fritleifs des Sohnes Skjölds, des Sohnes Odins, zur Zeit des Römerkaisers Augustus, sandte nach Swithiod zum Ynglingerkönige Fiölnir in Upsala, dem Sohne Yngwi-Freyrs, seinem Freunde und ließ dort zwei Mägde kaufen, Fenja und Menja, vom Jotengeschlechte, die Töchter der Riesen Jdi und Oernir, der Brüder von Thiassi, erzogen unter der Erde, wo sie sich darin geübt, daß sie Felsen fortrückten und Steine zu den Riesenwohnungen wälzten, daß die Erde zitterte, hierauf als Walküren Kriegsthaten vollbrachten und Bären jagten, und die er, wegen ihrer Größe und Stärke, in seine Mühle, genannt Grotti, schickte, deren zwei Mühlsteine Niemand in ganz Dänenland umzudrehen im Stande war als sie. Hier ließ er sie, da diese Steine Alles mahlten, was man verlangte, Gold, Frieden und Glück mahlen. Hier mahlten sie dem Könige jenen Frieden, welcher, weil Froto der mächtigste aller Nordlandskönige war, überall Frotos Friede genannt wurde. Dabei verstattete er ihnen aber nie länger Ruhe, als so lange der Kuckuck (Hahn) schwieg oder ein Lied gesungen werden mochte. Da sangen sie erbittert das Lied, welches man „Grottensang" heißt, und ehe sie es zu Ende gesungen, hatten sie ein Heer gemahlen; aber die Stange brach, der Mühlstein fuhr entzwei und in der Nacht kam der Seekönig Mysingr, welcher den Froto erschlug, seinem Frieden ein Ende machte und die Mühle sammt den Müllerinnen mit sich auf sein Schiff nahm. Hier befahl ihnen der Geizige, Salz zu mahlen. Sie thaten es und fragten um Mitternacht, ob er nun genug Salz habe. Er gebot, fort-

Digitized by Google

zumahlen. Das geschah, bis in kurzer Frist das Schiff, zu schwer geworden, untersank. An der Stelle entstand ein Schlund, wo es seither „Mahlstrom" heißt, und seitdem ist die See gesalzen. (Jüngere Edda, Skalda 43.)

(567.) Der im Thale Langtaufers im „Wildmannstein" wohnende wilde Mann, ganz behaart, war den Leuten gut, blickte den am Steine Vorbeigehenden und Grüßenden lange nach, half verlornes Vieh suchen, gab gute Räthe für die Wirthschaft und sagte die Witterung voraus. Einem fluchenden Fuhrmann, dessen Wagen im Kothe stack, untersagte er das Lästern, zog den Wagen leicht heraus, erschlug den Kerl aber, als er fort fluchte. War sonnig Wetter, so stand er dicht in seinen Mantel gewickelt, den breitkrämpigen alten Hut tief im Gesichte und schien vor Frost zu zittern; oft habe er dabei geweint. Regnete es aber, so saß er vergnügt und ohne Hut unterm Steine. An Sonn- und Feiertagen kam er während des Gotttesdienstes in die Häuser, schlürfte die Eier, die er fand, aus, und stellte die Schalen so, daß sie allerlei Figuren bildeten. Aenderte Jemand ihre Stellung, ließ sie aber stehen, so stellte er sie beim nächsten Besuche in die alte Ordnung. Oft soll er auch Eier mit sich genommen haben. (Zingerle.)

Im Tirolschen Tscheiersthale, bei Grubich im Landstriche „Obersachsen", hauste ein Riese, der einem Kaunersberger auf die Frage, warum er stets den Mantel trage, antwortete: „Ich trage ihn beim schönen Wetter, damit ich beim schlechten thun kann, was ich will." (Alpenburg. S. 13.)

Einzelne Gegenden des germanischen Sagengebietes besitzen besondere örtliche Dämonen, welche zwar im Ganzen durch ihr Auftreten und Wirken den Charakter der Riesen vertreten, aber demselben doch zugleich mancherlei Eigenthümlichkeiten beimischen, die sonst anderen Dämonenklassen zukommen.

In Tirol, welches an solchen Gestalten besonders reich ist, erscheint die Runsa, d. h. die vom Gebirge niederstürzende, verheerende Schlammlawine, personificirt als häßlicher Unhold von riesenhafter weiblicher Gestalt. Besondere Sagen von ihr kennen wir nicht. Der Orko ist eben daselbst, in der Umgegend von Enneberg, ein uralter starker und mächtiger Berggeist, der sich in jede Gestalt zu verwandeln vermag. Als Mensch erscheint er riesig und wie ein Bär behaart. Er verübt gegen Wanderer und Gebirgsbewohner allerlei koboldartigen Spuk. Besonders oft legt er sich dem Menschen als Kügelchen in den Weg, schwillt aber bei Annäherung plötzlich an und verfolgt den Geängstigten, bis er die Besinnung verliert. Als Pferd lockt er zur Besteigung und trägt den Bethörten über Stock und Stein

Digitized by Google

und durch die Luft, bis er ſtürzt, worauf der Geiſt mit Geſtank verſchwindet. Im Oberinnthal ſpukt der Blutſchink (Blutfuß) als gräßliches menſchenfeindliches Ungethüm. Seine Wohnung hatte er in einem See, ohne ein Nix zu ſein, entſtieg demſelben jede Nacht, überfiel ſeine Opfer und zog ſie mit ſich in die naſſe Tiefe, wo er ihr Blut trank, — bis ein Erdbeben den See verſchüttete und dieſem Unweſen ein Ende machte. Doch berichten immer noch Sagen auch von ſeinem ſpätern Erſcheinen. Der Klaubauf iſt in den Alpen Tirols und Baierns ein vom Kobold zum Rieſen geſtiegener Dämon, langnaſig, langfingerig und verbiſſen, der Alles aufklaubt, was er auf ſeinen Wanderungen findet, beſonders unfolgſame Kinder; in chriſtlicher Zeit iſt er zum Knecht des heiligen Nikolaus geworden, wie der Knecht Ruprecht. Im Dorfe Hötting, wo er in dem furchtbaren Felsgeklüfte der „Klamm“ hauſt, heißt er Ruxbux.

„Ruxbux aus der Klamm
Frißt d' Buebn und d' Madl z'ſamm.“

Der Viehſchelm erſchien im Vintſchgau und Etſchland oft als geſpenſtiger Stier, doch auch als ſchwarzer Mann, und verkündete durch ſein Geſchrei ein Viehſterben; jetzt iſt ſein Name nur noch derjenige einer Viehkrankheit.

Im Rieſengebirge hauſt der in weiteren Kreiſen bekannte Rübezahl, welcher umgekehrt, wie der Klaubauf, ein zum Kobold gewordener Rieſe zu ſein ſcheint, doch auch oft in Menſchengröße oder in verſchiedenen Geſtalten (als Zwerg, Pferd, Rad u. ſ. w.) vorkommt. Nach dem Grundcharakter der von ihm handelnden Sagen muß in ihm die perſonificirte Witterung des Rieſengebirges geſucht werden. Noch am Anfange dieſes Jahrhunderts wallfahrteten die Leute nach der Elbquelle und opferten die Männer ſchwarze Hähne, die Weiber ſchwarze Hühner, damit Rübezahl ſie nicht mit Ueberſchwemmungen heimſuche.*) Mit Waſſer der Elbquelle wuſchen ſie ihr Vieh, mit Pflanzen aus Rübezahls Garten berührten ſie die Ställe, um Glück und Segen zu erwirken. Rübezahl iſt „der Wetterherr“, der Blitz und

*) Joh. Prätorius, Daemonologia Rubenzalii, Leipz. 1662. Volksbuch von Rübezahl. Kutzner, Rübezahl-Sagen. (Hirſchberg.) Grohmann, Böhmen. S. 319. ff.

Digitized by Google

Donner, Regen und Schnee vom Berge niederſendet; als Mönch in aſchgrauer Kutte (Wolke), ſitzt er auf dem Berge, hält ein Saitenſpiel in der Hand (Donner) und ſchlägt mit ſolcher Kraft in die Saiten, daß die Erde davon erzittert; oft erhebt er ſich im Fluge über die höchſten Gipfel der Bäume und wirft ſein Saitenſpiel mit Donnergetöſe auf die Erde, bald wieder reißt er im Wirbelwind (als Sturm) die Bäume aus und dreht ſie im Kreiſe. Er iſt demnach mit den Rieſen des Nordens nahe verwandt und hat auch Vieles gemein mit dem ſlawiſchen Gotte Swantowit. Mit Rieſen und Zwergen theilt er die Verheimlichung des Namens, mit welchem er nicht gerufen werden darf (der übrigens ſeiner Ableitung nach dunkel iſt). Jetzt iſt er vorwiegend Kobold, der die Reiſenden mit Nebel, Regen, Schnee, Gewitter u. ſ. w. neckt und ſie in die Irre führt (wie die Waldgeiſter thun).

(563.) Ein Bauer fuhr mit einem Wagen Korn über's Gebirge, um es in Böhmen zu verkaufen. Unterwegs begegnet ihm Rübezahl in Geſtalt eines Hauswirthes, verlangte das Korn zu kaufen und hieß ihn, als der Bauer, ahnend, wer es ſei, erklärte, ihm den Preis zu überlaſſen, die Fuhre heimbringen. Bald zeigte er ihm ein Haus und hieß ihn hineinfahren und abladen. Dann führte er ihn in einen Keller und half ihm die Säcke, die er wieder voll gemacht, auf den Wagen laden, mit dem Bedeuten, falls er nicht fortkomme, ja immer einen ganzen Sack, und unaufgebunden, abzuwerfen. Der Bauer fuhr getroſt fort und half ſchieben, weil die Laſt anfing, fühlbar zu werden. Endlich verließ er den Bauer. Der Wagen blieb bald unbeweglich und der Bauer warf, laut Weiſung, einen Sack ab, bald einen zweiten, dritten, vierten, bis er zuletzt nur einen einzigen behielt. Es geſchah aber auch mit dieſem dasſelbe, worauf der Bauer tauſend Teufel auf Rübezahl losfluchend, auf den Wagen ſtieg, den Sack aufmachte und als er kohlenähnliches ſchwarzes Zeug erblickte, Alles ausſchüttete. Als er daheim den Sack ausſtaubte, fiel ein Haufe gediegener Goldkörner heraus, die mehr werth waren als ſein Korn. (Prätorius S. 272 ff.)

(569.) Ein Glaſer, der über das Gebirge, ging, wurde unter ſeiner Laſt ſehr müde und ſah ſich nach einem Abſitze um. Rübezahl, dies gewahrend, verwandelte ſich in einen runden Klotz, und der Glaſer ſetzte ſich darauf. Aber die Freude war von kurzer Dauer, indem der Klotz ſich plötzlich unter dem Sitzenden wegwälzte, ſo daß dieſer, ſammt dem Glaſe, welches in tauſend Scherben ſplitterte, zu Boden ſchlug. Der Mann fing an, bitter zu weinen über ſeinen Schaden; da erſchien ihm der Berggeiſt als Wanderer und verſprach, ihm zum Erſatz zu verhelfen, indem er ihm den Sachverhalt eröffnete und

Digitized by Google

angab, er werde sich in einen Esel verwandeln, den er verkaufen möge. Es geschah, der Glaser saß auf, ritt das Gebirge herunter und verkaufte das Thier einem Müller. Als der Müllerknecht ihm Futter vorlegte, hörte er den Esel reden, welcher erklärte, kein Heu, nur Gebratenes und Gebackenes zu fressen. Der bestürzte Bursche erzählte es seinem Herrn, der allsogleich dem Stalle zueilte, aber keinen Esel mehr fand. So war der Glaser zu seiner Sache und der Müller zu einer kleinen Strafe für viel Mehldiebstahl gekommen. (Ebendas. S. 266 ff.)

(570.) Einst kam Rübezahl in das benachbarte Hirschberg und erbot sich einem reichen Bürger zum Holzhacken, indem er für seine Arbeit nicht mehr als eine Hucke Holz verlangte. Der geizige Mann ging es gern ein und wies ihm etliche Fuder. Zu seinem Staunen, da er keine Axt bei ihm sah, faßte Rübezahl sein linkes Bein, zog es aus den Lenden heraus, brauchte es als Axt und hieb, auf dem rechten Beine stehend, alles Holz in einer Viertelstunde in kleine Scheiter. Vergebens rief ihm der entsetzte Geizhals zu, er solle aufhören und sich aus dem Hofe packen. Rübezahl erwiderte forthackend blos, erst wolle er seine Arbeit fertig und den Lohn haben, steckte, als er zu Ende war, das Bein wieder an, hudte dann alles Holz auf den Rücken und verließ den scheltenden Wirth, indem er alles Gescheitete etlichen armen Bauern, welchen der Bürger ihren Lohn vorenthalten hatte, vor die Thüren brachte. (Büsching, Volkssagen ꝛc. Leipz. 1812.)

Ohne besondern Namen und ausgesprochene Eigenthümlichkeiten kennen die Schweizeralpen verschiedene örtliche Berggeister riesenhafter Natur.

(571.) In Flums kennt man einen Alpheuer, der zu johlen und jauchzen kommt, so oft das Wetter ändern will. (Rud. Stucki.) In Obwalden freuten sich die Alpgeister lebhaft, wenn im „Lanzig" (Lenz) die Senten wieder auffuhren; sie kamen ihnen dann jauchzend entgegen. Im Herbste aber legten sie beim Abzuge derselben ihre Trauer mit Schreien und Wehklagen an den Tag, oft schon einige Zeit vorher, sobald sie die Zurüstungen zur Abfahrt wahrnehmen.

Einmal erlaubte ein Senn aus Saxeln auf Seealp einem so trauernden „Unghür" ihn von der Wilde bis zur Voralp hinab zu begleiten. Nun ging es in Gestalt eines Mannes mit weißer Zipfelmütze dem Zuge voran, wobei es sich aber nicht nach den Bodenvertiefungen bergab und bergauf bewegte, sondern von einer Ecke zur andern blitzschnell schritt und dann dem zurückgebliebenen Sennzuge entgegenjauchzte. Als der Zug auf der Voralp ankam, schaute der Geist bereits aus dem Fenster der Hütte und blieb fortan da.

Auf einer Urneralp vernahm man, ehe es schlecht Wetter geben wollte, ein sonderbares Geschrei, das „Alpgeschrei", so oft man ihm nahe gekommen zu sein glaubte, immer sogleich an einem andern Orte. (Lütolf. S. 96. 168.)

Digitized by Google

Rübezahl ähnlicher ist der Bergmönch im Harz u. a. Gebirgen, welche Bergwerke besitzen. (Grimm, Sagen 2. 3.)

(572.) Der Bergmönch ist früher ein Bergmeister gewesen. Der hat solche Freude am Bergbau gehabt, daß er im Tode den lieben Gott gebeten hat, er möge ihm statt der seligen Ruhe im Himmel lieber die Erlaubniß geben, bis auf den jüngsten Tag in Berg und Thal und Gruben und Schachten umherzufahren und den Bergbau zu beaufsichtigen. Diese Bitte ist ihm gewährt. Der Bergmönch erscheint den Menschen in der Kleidung eines Bergmeisters mit einem silbernen Grubenlichte. Seine Beschäftigung ist diese: er durchfährt alle Stollen, durchspürt jeden Bau, geht auch am Tage (das heißt auf der Oberfläche der Erde) an solchen Stellen, unter denen Erzgänge liegen, hin und her, und zwar bald langsam, bald schnell wie der Blitz. Bisweilen setzt er sich auf die Kunstgestänge, oder er hält sich auf, oder er drillt auch die Wasserräder, je nachdem seine Laune ist, oder je nachdem er den Schützen leiden mag oder nicht. Er tritt manchmal plötzlich aus dem festen Gestein heraus in den Gruben, und das feste Gestein thut sich vor ihm auf, und ist er hineingetreten, schließt es sich hinter ihm so fest, daß keine Spur bleibt. Man hat ihn des Nachts oft aus alten Stollenmundlöchern und aus alten Pingen, auch aus den engsten Räumen der Radstuben herauskommen und in denselben verschwinden sehen. Wem er gut ist, dem thut er manchen Gefallen, macht ihm Geschenke und erscheint ihm in Menschengestalt und in Menschengröße. Wem er böse ist, oder wo er unbeachtet sich glaubt, oder sich um das Auge der Menschen nicht kümmert, erscheint er in seiner wahren Gestalt. Dann ist er riesengroß, gekleidet wie ein Geschworener. Seine Augen sprühen Flammen und sind wie Kutschenräder, sein silbernes Grubenlicht ist so groß wie ein Scheffel, und die Flamme desselben ist von entsprechender Größe und Helle, seine Beine sind wie Spinnengewebe. Wenn ein Bergmann seine Pflicht nicht thut, giebt er ihm den Rest. (Harrys, Volksſ. Niedersachsens II. S. 2.)

(573.) Das Mönchsthal bei Klausthal hat seinen Namen vom Bergmönch, der hat hier seinen Lieblingsaufenthalt gehabt. Es hat auch hier früher sehr reiche Gruben gegeben. Da ist der Bergmönch manchmal in der Grube erschienen, ja wohl gar in die Bucht gekommen, und die Bergleute haben sich so an ihn gewöhnt, daß sie eben keine Furcht mehr vor ihm gehabt haben. Aber manchmal hat er auch seine Launen gehabt, hat die Schütten aufgehoben, daß man die Wässerräder nicht hat zum Stehen bringen können, oder hat die Kunst aufgehalten, oder die Bergleute erschreckt durch allerlei abenteuerliche Spielereien und Neckereien. Dadurch wird er endlich den Bergleuten zur Last, und sie haben ihn gern los sein wollen. Endlich folgen ihm einmal ein paar Bergleute nach und legen, so wie sie gehen, Kreuze vor sich hin. Da geht der Bergmönch zuletzt in eine Schlucht hinein, welche hinten durch eine nackte Steinwand geschlossen wird. Der Bergmönch sieht sich noch

Digitized by Google

einmal um und sieht ganz zornig aus. Darauf rührt er den Stein an, der thut sich von einander und der Bergmönch tritt hinein. Gleich darauf schließt sich die Wand wieder fest zusammen.

Seit der Zeit ist der Bergmönch nicht wieder in die Gruben gekommen, aber diese sind auch alle überschwemmt und man hat sie auflassen müssen und bis auf diesen Tag sind die Wasser im Mönchsthal nicht zu bewältigen und keine Grube hat Glück. An der Stelle, wo der Bergmönch in den Fels gegangen ist, auf der nämlichen Felswand ist das Bild eines Bergmannes zu sehen. (Ebendaselbst S. 4.)

Weniger als bei den Zwergen tritt bei den Riesen die Sage von Staaten und Königen hervor, wohl weil der Raum auf der Erde dazu gebricht, oder weil die Riesen überhaupt ungeselliger sind als ihre Antipoden. Ein Beispiel ist folgendes aus Mecklenburg:

(574.) Die Helmer Feldmark erstreckt sich in einem Kreise von rings zwei Meilen um die Stadt, und hier und dort noch oft einen „Hundeblaff weit" darüber hinaus. Und reich waren die Helmer, davon war Ende und Zahl weg.

„Arm Lühr möht borg'n, und riek Lühr heft Sorg'n!" sagte der Lübtheener Schulze, da lebt' er noch. Und Sorgen kamen über die Helmer mit Haufen und mehr, als ihnen lieb waren. Denn der Riesenkönig hatte von ihrem grausamen Reichthume gehört und er dachte: Blöde Hunde werden nicht fett, und zu sich nehmen, fackelt nicht. Und dieweil einen Knüttel wohl findet, wer einen Hund schlagen und einen Strick, wer einen Dieb hängen will, so hatte er eine Ursache zum Kriegen bald gefunden. Mit einer Kriegserklärung beeilte er sich eben nicht groß, desto mehr aber mit dem Kriege selbst.

Die guten Helmer dachten an nichts Arges, aßen und tranken, freieten und ließen sich freien, da zog schon der Riese heran, und hinter ihm drein sein ganzes Kriegsvolk, Mann an Mann, wie eine Wetterwolke so dicht, dabei unbändig und grausam und in großer Menge.

Das gab ein Zetergeschrei in der Stadt, als die Hiobspost noch gerade zur rechten Zeit, doch kurz vor Thorschluß, dort anlangte. Der Eine verlor den Kopf und der Andere das Herz — und die Feinde waren nur noch eine gute Tagereise entfernt und kamen mit jeder Stunde näher. Zum Glück behielt der Bürgermeister Kopf und Herz auf dem rechten Flecke, und mit ihm ein tüchtiger Haufe handfester Burschen und Männer, die sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren beschlossen.

Und das war dem Riesenkönige ein Strich durch die Rechnung, und zwar ein grimmig dicker. Denn in seinem Uebermuthe dachte er nicht anders, als daß die Helmer ihm ihre Schätze entgegentragen, oder wenn's hoch käme, die Thore und Thüren verriegeln und verrammeln und nach Erstürmung derselben sich geduldiglich wie Regenwürmer spießen lassen würden. Darum zog

Digitized by Google

er mit den Seinen wohlgemuth d'rauf los in größter Unordnung, hier ein Haufe und dort einer, dieser singend, jener schwatzend, wie Bauern vom Jahrmarkte.

Das ging gut, aber nur bis an die Helmer Stadtgrenze. Da brachen aus den Wäldern und hinter den Hügeln und Hecken die Helmer hervor, unvermuthet, wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Sie stürmten grimmig auf die Feinde ein, und es hagelte Hieb auf Hieb und Schlag auf Schlag.

Wohin ein Helmer traf, wuchs kein Gras mehr, und mancher Riesenschädel zerflog, wie ein vom Sturm geschüttelter, überreifer Borsdorfer, oder Gravensteiner, oder Prinzapfel, oder trug eine Wunde heim, wogegen der geschickteste Doctor alle Heilsalben und Pflaster der ganzen Welt vergebens verstrichen und verklebt hätte.

Dennoch mußten die Helmer unterliegen; denn die Uebermacht der Feinde war zu groß, und „geg'n Backab'n lett sick nich anhojahn'n". Nach langem Kampfe zogen sie sich in die Stadt zurück. Dort erwarteten sie auf und hinter den Mauern den Feind.

Sie hatten aber gut warten, denn kein Feind ließ sich blicken.

Den Riesenkönig gelüstete nämlich nimmermehr nach den Schätzen der Helmer, dieweil er erschlagen auf dem Schlachtfelde lag. Jetzt war er zufrieden mit dem, was ihm sein Kriegsvolk gab — drei Särge und ein Grab. Sein Leib wurde in einen goldenen Sarg gebettet, den man wieder mit einem kupfernen und dann mit einem eisernen umschloß. Nicht weit von Melkhof wurde das Grab gegraben und nach der Beerdigung des Leichnams mit einem gewaltigen Grabhügel bedeckt, der noch heute vorhanden und unter dem Namen „Trünnelberg" dort Alt und Jung bekannt ist. (Niederhöffer, Mecklenburg IV. S. 70.)

II. Thun und Treiben der Riesen.

a) Ungeschlachte Riesenthaten.

Weil die rohen Naturmächte Alles vor sich niederwerfen und alles Kleine verschlingen und vernichten, so thun dies auch die Riesen. Namentlich springen sie mit allen ihnen an Größe nachstehenden Wesen von menschlicher Gestalt rücksichtslos und grausam um, also zunächst mit den Menschen und Zwergen. Den ersteren gegenüber sind sie als Götter Herren über Leben und Tod, den letzteren gegenüber ihre Verdränger aus dem Weltregiment. So heißt das bekannte Kindergedicht:

Einst traf auf seinem Gange
Ein Ries' ein Zwerglein an.
Er sprach: ich suchte lange
So was für meinen Zahn.

Digitized by Google

Oft nun begnügen sie sich, den kleineren Wesen Angst und Schrecken einzujagen, sie zu ihrem Spielzeug auszuersehen, öfter aber wählen sie sie wirklich zu ihrer Speise, sie fressen sie, wie ja die Götter aller barbarischen Nationen blutdürstig sind und das Fleisch der Opfer ihnen ein „lieblicher Geruch" und eine angenehme Speise ist.

(575.) Die Tochter eines Riesen auf der Burg Rideck, als sie in's Land hinab und gegen Haslach ging, traf einen Bauer am Pflügen. Die kleinen Sächelchen gefallen ihr, sie „huurt an de Bode hin", breitet ihre Schürze aus, thut Rosse, Pflug und Leute hinein, schreitet dann eines Schrittes auf die Rideck, und will es dem Vater zeigen, auf dessen Frage: „Was hast so zawelichs drin?" sie antwortet: „Spieldings, gar ze nett!" Als sie aber auskramt, heißt er sie unwillig Alles wieder an seinen Ort zurücktragen und sagt, der Bauer sei kein „Spieldings"; wenn er nicht ackere, fehle es oben an Brot und Geld.

Aehnlich erzählt man am Harz und im Odenwalde. In Hessen geschieht der Riesentochter auf dem Hippersberge dasselbe. Eben so wird zu Dittersdorf in Thüringen erzählt. Auf der Hünenkoppe am Eingange des Schwarzwaldes hingegen sagt die Hünin ihrer Tochter, welche den Bauer mit Pflug und Ochsen eingepackt hat, sie solle schnell damit zurück, „diese gehören zu einem Volke, welches den Hünen großen Schaden zufügen kann", worauf beide die Gegend bald verlassen.

Auf dem Grüngrunde sagte ein Riese zum andern, als sie einem Menschen begegneten, auf die Frage, was das für ein Erdwurm sei, „diese Erdwürmer werden uns noch auffressen". Ja im fernen Finnland sagt die Riesenmutter, welcher die Tochter in der Schürze Pferd, Pflüger und Pflug bringt, sie als „Käfer, die in der Erde wühlen" ansehend: „Thu's weg, Kind, wir müssen fort aus diesem Lande, und sie werden hier wohnen!" Es ist der echt mythische Zug, daß Riesen, wie Zwerge, das Ausreuten der Wälder, den Ackerbau, die Pochwerke, wie den Kirchenbau und das Glockengeläute scheuen und fliehen. (Grimm, Myth. 3. Aufl. S. 505. 506. 507. 520. 528.) Dasselbe wird auch in Tirol erzählt. (Zingerle 87. 88), sowie in Baiern (Panzer II. 65) und in der Mark Brandenburg bei Rietz. (Kuhn, Märk. Sagen in Haupt Zeitschr. IV. S. 392.)

Die Angst vor den menschenfressenden Riesen spricht noch aus folgender an den Erlkönig erinnernden Sage:

(576.) Ein Mann aus Illzach ging Nachts mit seinem Knaben an der Hand bei der Kirche vorüber. Plötzlich wurde das Kind unruhig, wandte sein Gesicht von einer dunkeln Stelle ab und schrie, als es der Vater fort-

Digitized by Google

zerrte: Siehst Du den großen Mann nicht auf dem Dorfesel sitzen, Vater? Er kommt ja herüber und hält mich an der Hand. — Der Vater zog ungläubig immer heftiger, bis der Knabe sich an seine Beine anklammerte und verzweifelt schrie: Laßt mich los, ihr Zwei! Ihr reißet mir ja die Arme aus. — Jetzt nahm ihn der Vater, den ein eiskalter Schauer überlief, auf den Arm und eilte nach Hause, wo das Kind mehrere Tage lang an heftigem Fieber liegen blieb. (A. Stöber, Die Sagen des Elsasses.)

(577.) Den gewaltigen Thurm bei Liebenzell, das „Schloß", hat mit seinen dicken Quadern der Riese Erkinger gebaut. Dieser war ein Räuber und Menschenfresser und liebte besonders, den Schwarzwäldern ihre Bräute zu holen, wenn sie gerade Hochzeit hielten, und sie dann zu verzehren. Einer wettete einst, er wolle dem Riesen seinen Löffel stehlen, und schlich, während Erkinger auf einer Brautjagd war, auf Liebenfels. Als er eben mit dem Löffel fort wollte, kam Erkinger heim und schleppte eine junge Frau her. Der Kecke hatte gerade noch Zeit, sich in den Ofen zu verstecken und konnte von da mit ansehen, wie der Riese mit seinen zwei Gesellen die Frau an den Beinen ergriff, mitten durchriß und auffraß. Dann nahte er dem Ofen und rief wiederholt: „Ich rieche Menschenfleisch!" ohne daß er indessen weiter suchte. Die abgenagten Knochen warf er immer eine halbe Stunde weit von der Burg weg, wo der „Beinberg" daraus entstand. Wegen seiner Gräuel belagerte ihn endlich, bald heißt es, ein Markgraf von Baden, worauf er sich selbst vom Thurme stürzte, bald der Zwingherr von Merklingen, Merkinger, der ihm auch vorher oft Bräute abgejagt und den Bräutigamen wieder zugestellt hatte. Er faßte ihn unten an den Füßen und warf ihn zur mittlern Oeffnung des Thurmes heraus. In der schönen „Riesenkapelle" zu Hirschau, erst vor etwa vierzig Jahren abgebrochen, bewahrte man Erkinger's Kleid, vierzehn Fuß lang, und einen Schuh. Statt der Knöpfe hatte das lederne Kleid eiserne Ringe. Bei Liebenzell findet man noch dicke Steinkugeln, etwa 1½ Fuß im Durchmesser, die er bei verschiedenen Anlässen, wie Belagerungen, auf die Menschen herab schleuderte. An dem Thore zu Liebenzell, das zur Burg führte, war er in Riesengestalt, eine gewaltige Stange in der Hand, abgebildet. (Meier 151—153.)

Nahe bei den Ruinen im kleinen Enzthale, eine halbe Stunde von Kalmbach, das „Schlößle", ragt unter wildzerstreuten Felsmassen ein mächtiger Stein, genannt „der Leichenstein des Riesen", weil ein solcher darunter liegen soll. (Meier.)

Die Riesen wurden als ungeheuer groß und stark vorgestellt. Wie die Sterne, von denen sie theilweise stammen, durch den Himmel, wie der Wind, mit dem sie ebenfalls verwandt sind, durch die Luft, so schreiten sie mit Meilenschritten über die Erde, über Berg und

Digitized by Google

Thal, über Ströme und durch das Meer. So werfen sie auch einander über ganze Länder Steine und Hämmer zu, reißen Bäume aus, lüpfen Felsen und werfen solche. Demgemäß sind sie auch plump und bisweilen mißgestaltet, obschon dies im Norden seltener, als in Griechenland. Auch dort kommen indessen einäugige Riesen vor (wie die Kyklopen), auch vielköpfige und vielhändige Trolle (wie die Hekatoncheiren), namentlich in der Edda.

(578.) Im Walde Grauholz, nahe bei Bern, wohnte der Riese Botti,*) der Letzte seines Geschlechtes, mit seiner Schwester. Oft besuchte er die Bauern im „Botti-Acker", wenn sie pflügten, und bot ihnen die Hand. Um sich die ihrigen nicht zerquetschen zu lassen, boten sie ihm dagegen die Pflugschar, in welche er starke Eindrücke machte.**) Als er einst mit seiner Schwester auf der Jagd war, lauerte ihm ein Feind aus seiner frühern Heimat auf und tödtete ihn. Die Schwester ereilte den Mörder, ergriff ihn bei den Beinen und zerschmetterte ihn an einem Felsen. Hierauf begrub sie den Bruder in der Hütte, brach zwei Stücke vom blutbespritzten Felsen, trug sie in der Schürze nach Hause und stellte sie zu Häupten und Füßen des Todten auf, zwölf Fuß auseinander. Dann zündete sie die Hütte an und legte sich zum Bruder in's Grab. (Haben Sammler und Verfasser wiederholt von den Bauern der Umgegend gehört, auch das Grab oft besucht, darin nachgegraben und einen antiken Schlüssel und solche Scherben, aber keinen Leichnam gefunden. Dagegen wurde jenen ein großer bleierner Ring gezeigt, der in dem Grabe gefunden worden und derjenige der Schwester gewesen sein soll; auf demselben waren Schriftzeichen eingegraben, welche den nordischen Runen ähnlich, aber nicht zu entziffern waren.)

(579.) Im Corveiischen an der Weser erzählt man: Bei Höxter lagen der Brunsberg und Wildberg, auf welchen die Sachsen unter Karl dem Großen Burgen gehabt haben sollen. Nach der Volkssage wohnten dort ehedem Hünen, die so groß waren, daß sie sich Morgens aus ihren Fenstern grüßend die Hände hinüber und herüber reichten. Sie warfen sich auch, als Ballspiel, Kugeln zu, welche sie hin- und herfliegen ließen.

---

*) Boddi heißt in der Edda, Rigsmal, ein Abkömmling des Karl, welchen Rigr (Heimdall) bei Afi und Amma, den Voreltern der Freien gezeugt hat.

**) Ein Bauer, der im Leben Anderen Land abgepflügt und dafür nach dem Tode mit dem Pflug umgehen mußte, wünschte erlöst zu sein und bot daher einem ihn erblickenden Knechte die Hand. Der bot aber den Stock, in welchem der Geist fünf schwarze Male brannte, worauf der Knecht sich davonmachte. (Kuhn Märk. Sagen; Haupt. Zeitschr. IV. S. 492.)

Digitized by Google

Auf einem waldbewachsenen Hügel am Fuße des Kröterberges, an der Grenze zwischen Paderborn, Lippe und Corvei, wo Götzen angebetet wurden, und wo Höhlen zu inneren Schätzen führen, stand südlich die Harzburg. Auch darin hausten Hünen, wie gegenüber auf dem zwei Stunden fernen Zierenberge und einer andern Burg. Da warfen die Riesen sich oft Hämmer hinüber und herüber. (Deutsche Sagen I. S. 23. 27.)

(580.) Zwei Riesen wohnten, einer auf dem Eberstein in Westfalen, der andere auf Homburg. Sie hatten zusammen nur eine Axt; wollte einer Holz spalten, so rief er dem Nachbar 1½ Stunden weit hinüber, der warf die Axt her und der Riese, sowie sie gebraucht war, zurück. (Grimm deutsche Myth.)

Ebenfalls in Westfalen erzählt man von den Hünen am Hünenkeller und an der Porta, die sich ihr einziges Beil zuwarfen. (Reideckers westfälische Sagen Nr. 36.)

(581.) So hatten die Riesen auf dem Weißenstein und dem Remberg in Oberhessen einen gemeinsamen Backofen mitten auf dem Felde. Kneteten sie nun, so warfen sie einander Steine zu, ein Zeichen, daß Holz von des Nachbars Burg kommen solle. Einmal geschah es, daß beide zu gleicher Zeit warfen, so daß die Steine in der Luft zusammen fuhren, und noch oberhalb Michelbach im Felde liegen, jeder mit Spuren der Riesenhand. Ein ander Zeichen war, daß der Riese sich am Leibe kratzte, was man hinüber hörte. (Grimm.)

Oberhalb Nettelstädt wohnten auf dem Hünenbrink Riesen, befreundet mit denen auf dem Stall, eine Stunde weiter. Bucken die einen und die anderen hätten auch gerne ein Brod mit gar gehabt, so warfen sie es ihnen hinüber. So zu Hilverdingsen an der Südseite des Schwarzen Sees einer und an der Nordseite zu Hille ein anderer. (Grimm.)

Am Solling, unweit dem Eberstein, hauste ein Riese auf dem Hünenbrink. Wollte der sich Morgens waschen, so blieb er mit dem einen Beine auf seinem Berge und schritt mit dem andern eine halbe Stunde zum Eichholze hinüber, bückte sich dann und schöpfte aus dem im Thale fließenden Bache. (Grimm.)

Steine mit Spuren von Riesen- oder Riesinnenfiguren giebt es unzählige, so auch mit Spuren vom Ausruhen oder Anlehnen der Riesen.

(582.) Im Gasteinthale, erzählt Muchar, wohnten „wilde Männer" von Riesenstärke, denen eine Pflugschar über das Thal zu werfen eine Kleinigkeit war. Sie hausten in einer unzugänglichen Höhle am linken Ache-Ufer zu Eingang der Klamm. Vor derselben standen Apfelbäume, mit deren Aepfeln sie scherzhaft Vorübergehende warfen. Den Thalbewohnern waren sie mehr hold als feindlich und stellten ihnen oft Butter und Milch vor die Hausthüren. (Grimm.)

Digitized by Google

(583.) In Tirol lebten zwei Riesen, der eine auf dem Salvenjoche, der andere auf dem gegenüber liegenden Marbachjoche in Wildschönau. Beide haßten einander „stetig" und rangen und schlugen, so oft sie zusammen trafen. Einmal kamen sie auf das Zureden Dritter überein, sich statt dessen in einem Wett-Steinwerfen zu messen. Da schleuderte der vom Salvenberge einen „großmächtigen" Steinblock hinüber auf das Marbachjoch, erreichte aber die Spitze nicht ganz, sondern der Fels blieb einige Klaftern weiter unten liegen. Der Marbachriese aber traf mit einem noch größern gerade mitten auf das Salvenjoch, wo er nachmals zum Baue des Salvenkirchleins verwendet worden ist. (Alpenburg. Zingerle.)

(584.) Nach einer böhmischen Sage schlief der Riese Scharmak in einem Thurme. Seine Feinde untergruben diesen, so daß er über ihm zusammen stürzte. Scharmak schüttelte sich auf und rief: „Hier ist übel ruhen, die Vögel beschmeißen einem den Kopf". Dann schleppte man eine große Glocke unter den Eichbaum, wo Scharmak schnarchend schlief, und ließ sie auf ihn herabfallen. Er wachte nicht einmal auf.

Ein deutsches Kindermärchen (Grimm I. 307) hat vollkommen Aehnliches.

In einem andern werden Mühlsteine auf den Riesen im Brunnen hinabgerollt und er ruft: „Jagt die Hühner weg, die da oben im Sande kratzen und mir Körner in die Augen schmeißen." (Grimm, D. Myth. 3. Auflage. S. 508, 509.) Vergl. oben Nr. 549.

(585.) Im Harz nennt die Sage einen jungen Riesensohn Witig, der die Tochter des alten Harzköniges oder Harzherrn liebte. Sie floh vor ihm und that den Riesensprung, von dem die „Roßtrappe" noch zeugt; aber die Krone entfiel ihr tief hinab in den Kretpfuhl, in welchem sie unwiederbringlich verloren ist. (Deutsches Sagenbuch 319. 403.)

Bei den Brüdern Grimm heißt der Riese Bodo im Boheimer Walde und die Königstochter vom Riesengebirge Emma. Als er sie jagend auf der Schneekoppe einst ereilen wollte, ritt sie über Berge und Wälder durch Thüringen bis in die Gebirge des Harzes, den Jagenden immer hinter sich auf seinem schnaubenden Zelter gewahrend, bis ihr Roß verschnaufend auf dem furchtbaren Felsen „des Teufels Tanzplatz" müde stille stand. Angstvoll blickte sie die senkrechte Felswand in die Tiefe, wo mehr als tausend Fuß unten der Strom wirbelte, und dann auf den Felsen gegenüber, auf dem kaum für einen Vorderfuß des Rosses Raum schien. Da aber Bodos Roß immer näher schnaubte, rief Emma die Geister ihrer Väter zu Hilfe, drückte ihrem Zelter die Sporen verzweifelnd in die Seite und der setzte glücklich über den Abgrund auf die Klippe, wo der „Roßtrapp" noch sichtbar ist, nur die goldene Krone war ihr während des Sprunges in die Tiefe entfallen. Bodo, in blinder Hitze nachsetzend, stürzte in den Strudel, den „Kretpfuhl", und gab dem Strome den Namen; denn die Bode ergießt sich mit der Emme und Saale in die Elbe.

In mancher Mitternacht hört man das dumpfe Geheul des Heiden.

Digitized by Google

(586.) Beim württembergischen Echterdingen, unweit des ausgedehnten Leichenfeldes mit Hügelgräbern, die zu den sehr primitiven gehören, liegt eine halbe Stunde südwestlich, auf der sogenannten Federlensmad, dem langgestreckten, weithin sichtbaren Bergrücken, auf der höchsten Kuppe, die in gleichseitigem Rechtecke aufgeworfene „Riesen- oder Heidenschanze", von der das Volk der Umgegend viel zu erzählen weiß. Hier soll in alter Zeit ein Riese gewohnt haben, dem die Echterdinger jeden Tag zwei Milchkälber zum Mittagsmahle liefern mußten; so oft die Lieferung unterblieb, warf der Riese centnerschwere Steine in den Ort. Bei einer eingetretenen Theure mußten sie die Lieferung unterlassen und der Riese starb den Hungertod. Er soll in einem der Schanze nahe liegenden, 140 Fuß im Durchmesser haltenden Grabhügel beerdigt sein, der zu den größten des Landes zählt, und gehe als Geist noch heute um. (Schwäbische Chronik zum Schwäbischen Merkur 1864, Nr. 260.)

(587.) Zur Zeit der Riesen kam ein solcher aus dem deutschen Gebirge über den Jura herauf in's Land. Als er hier aber das Volk plagte, machte man sich auf wider ihn und er mußte, es war Winter, gewaltigen Schrittes über den Jura zurückfliehen. Im Gange setzte sich Schnee an seine Sohlen, was ihn hinderte. Da schüttelte er unwillig sein Bein gegen das „schwarze Thal" (Nugerol, Nerval) und schlenkerte zwei Schneestücke ab. Das größere vorn an der Sohle bildete die größere oder St. Petersinsel, das vom Absatze die kleinere des Bielersees. (Joh. Frei in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung, Münchenbuchsee 1850 und 1851.)

(588.) Als zu Sonnerup ein Bauer den dortigen Riesen Lars Krands beleidigt hatte, füllte dieser seinen Handschuh*) mit Sand und trug ihn zum Bauernhofe, den er damit zudeckte. Was durch die fünf Fingerlöcher gelaufen war, bildete fünf Hügel.

In den Niederlanden wurde der Hügel von Hillegersberg durch den Sand hervorgebracht, der einer Riesin (Hildegard?) durch „een Schortekleed" fiel.

(589.) Zwei Riesen gingen über Land. Am Solling bei Uslar drückte den einen was im Schuh, er schüttelte diesen aus, und dort liegen jetzt Feldsteine 16—20 Fuß lang und 6—8 dick.

Den kahlen Felsen bei Goslar hat der große Christoph aus dem Schuh geschüttet. Den im Thale über Ilfeld, hart an der Bähr, eben so ein Riese. (Grimm, D. Myth. 3. Aufl. 507.)

(590.) Einen Riesen auf Rügen verdroß es, immer nach Pommern waten zu müssen; er band eine Schürze um und füllte sie mit Erde, um einen Damm hinüber zu bauen. Als er damit bis über Rodenkirchen gekommen war, riß die Schürze, und aus der herausfallenden Erde wurden die neun Berge bei Rambin. Er stopfte das Loch zu und kam bis Gustow, wo abermal

*) Vergl. oben Sage Nr. 549.

Digitized by Google

dreizehn kleine Berge herausfielen. Den Rest goß er in's Meer, wo blos noch der Prasnizer Hacken und die Halbinsel Drigge entstanden.

So fiel einem Riesenmädchen in Pommern, welches eine Brücke nach Rügen bauen wollte, hinter Sagard ein Theil Erde durch ein Loch der Schürze und bildete den kleinen Berg Dubberaworth. Aus Furcht vor der Mutter Schelten hielt sie die Hand unter und eilte. Die Mutter sah sie, drohte ihr mit der Ruthe und vor Schreck ließ sie Alles fallen, woraus die dürren Hügel bei Litzow wurden.*) (Grimm, Deutsche Myth. 3. Aufl. 502. 503.)

Folgende echt locale und alte Sagen sind Beispiele, wie die Riesensagen mit der Zeit auf starke und große Menschen angewendet wurden.

(591.) Vor 500 Jahren hatte Schwiz mit dem Kloster Einsiedeln Streit um eine Weidestrecke zwischen beiden Orten. Sie heißt Kriegsmatt. Die beiderseitigen Hirten wurden oft handgemein.

Damals lebte schwizerscherseits im Iberg, „im Hirsch" ein Riese Hans Winz, der zwei Töchter und eine Schwester hatte. Oft trieb er mit einem ausgerissenen Tanngroß die Einsiedler zurück. Zu dem Hause, das er sich baute, trug er die Tannenstämme auf der Achsel, und die Schwester oft zwei Maß Salz auf dem Kopfe von Schwiz „in's Iberig", auf dem Wege noch dazu strickend.

Endlich verglichen sich beide Parteien dahin, von jedem Orte mit dem ersten Hahnenkrähen Einen abgehen und wo Beide zusammentreffen, die Grenze sein zu lassen. Schwiz wählte den Iberger und Einsiedeln den vielleicht eben so starken Schützen Oechsli. Dieser hatte einst einen Pfeil auf den Riesen geschossen, ihn in den Bauch getroffen, welcher jedoch echt riesisch blos ausrief: „Oechsli, Oechsli, Du schießisch mer nur es Löchli." Nun sollen die Schwizer ihrem Hahne Abends Branntwein eingeschüttet haben, worauf er schon um Mitternacht krähte, so daß Winz einen dreimal so starken Weg zurückgelegt hatte, als er auf Oechsli traf, wo jetzt der Markstein steht. Der Einsiedler habe, ärgerlich darüber, dem Iberger die Hand so zum Gruße gedrückt, daß diesem das Blut unter den Nägeln hervordrang.

Später soll Oechsli seinen Nebenbuhler an der Iberger Eck erschlagen haben, wo jetzt ein Pfahl (kein Kreuz) steht. (Lütolf, Mittheilungen durch P. Gall Morell und mündliche Erzählung in der Gegend i. J. 1828.)

(592.) Einst lebte im Kaunersberge, wo ein kräftiger Menschenschlag ist, ein Bauer, genannt „der starke Michel", gefürchtet als der kräftigste Robbler,

---

*) Im Charente-Bezirke Cognac am Ney liegt ein ungeheurer Stein, welchen die heilige Jungfrau auf ihrem Kopfe und zugleich vier Pfeiler in ihrer Schürze trug. Als sie über den Ney ging, entfiel ihr ein Pfeiler in den Sumpf von Saintfort. (Mém. des antiquaires, 7, 31.)

Digitized by Google

der sich zu einem Stadelbaue die nöthigen Stämme und Hölzer „alser ganzer“ zum Hofe getragen hatte. Diesen Michel stach einst der Vorwitz, mit dem „Wilden“ (Nr. 567) zu raufen, und er machte sich auf nach dem Tscheiersthale. Als er dieses betrat, meinte er, einen fernen Wasserfall zu hören oder das Grollen eines Gewitters, und spürte dann ein heftiges Wehen, das immer stärker und endlich zum Sturmwinde wurde, je weiter er thalaufwärts kam. Nun sah er von Weitem wie die Bäume sich bogen und wieder aufschnellten und nahm endlich mit Schrecken wahr, daß dort der Tscheiersthaler Riese schlummere und schnarche.

Jetzt entsank dem kecken Robbler der Muth. Man muß die Leute im Schlafe nicht stören, sagte er, nahm die „Trutzfeder“ vom Hute und schlich leise aus dem Thale, froh, den Riesen immer weiter hinter sich zu wissen. (Alpenburg.)

(593.) Millbacher von Trub im Emmenthale trank so lange die Muttermilch (er zwang seine Mutter nachzugeben), daß er stärker wurde als seine Zeitgenossen und noch sehr jung als der beste Schwinger seiner Gegend galt. Er trug ein volles Salzfaß ohne irgend einen Anstand bergauf, und in den Dörfern der Niederung, wo er öfter als Schnitter diente, erzählte man sich noch viel von seiner außerordentlichen Leibeskraft. Auf der Schanze in Bern wurde er viele Jahre als Sieger gekrönt und nur einmal vom Länder (Waldstätter) Heineli Roth besiegt, aber nur, weil dieser beim Gruße ihn mit zwei Neuthalern bestochen. Der Spott seiner Kameraden ärgerte ihn jedoch so, daß er das nächste Mal, als Roth das Manöver wieder versuchte, denselben drückte, daß er blutete, und ihn dann auf den Boden warf, wo er den einen Arm brach.

Als ihn nachher in seiner Heimat ein Anderer durch List „einen Schwung abgewann“, wurde er beinahe rasend und verschwor sich: „und wenn der Tüfel chäm, so wett ich em de zeiga, was Millbacher chönnt“. Er nahm jeden Begegnenden von nun an in die Hände, und es kam so weit, daß, um Unglück zu verhüten, ihm stets einer vorlief, um vor dem Kommenden zu warnen. Einst, als man dies auch bei einem kleinen unansehnlichen Männchen that, lächelte dieses blos und ging seinen Weg weiter. Bei Millbacher angelangt, faßte dieser das Männchen und warf es etwas unsanft zu Boden. Aber diesmal ging es anders, das Männchen war blitzschnell wieder auf, packte den Gegner und schleppte ihn über Stock, Staude und Hag, bis er zerschlagen, ja ein Krüppel war. Von nun an schwang er nie mehr und Niemand zweifelt noch heute daran, wer das Männchen gewesen. (J. Dennler, Münchenbuchsee, in Zuberbühlers Sammlung.)

(594.) Der Riese „Groß Hans Rotzer“ aus dem Melchthale (Unterwalden) trug auf einen Gang sieben Centner Eisen aus der Eisenschmelze im Thale, und fischte dabei noch während des Gehens in der Melcha. Im Zurückkehren nahm er ein Salzfaß von sieben bis acht Centner mit und fischte unterwegs wieder. Aus einem halben Viertel Mehl kochte er sich auf eine Mahlzeit

Digitized by Google

„Kohlermus" (Eiertatſch), aß dann aber die ganze Woche nichts mehr. Nach ſeinem Tode will man ihn oft geſehen haben, wie ihn ſieben böſe Geiſter an einer Kette führten. (Lütolf S. 497.)

(595.) In Göſchenen (Uri) lebte der rieſig ſtarke Melch Treſch. Einſt brachten Berner Oberländer einen Rieſen an einer Kette über den Suſten nach Waſen und forderten die Urner heraus. Dieſe beſchickten den Treſch und er kam. Nachdem er in Waſen zwei Maß Wein getrunken und die eine Flaſche wie eine Seifenblaſe zuſammen gedrückt hatte, ging er auf den Oberländer los und drückte ihn und warf ihn zu Boden, daß er um Gnade bat.

Einen Teſſiner bezwang er, aber nicht ohne Mühe, auf dem Gotthart, und nun war ihm kein Rieſe ſeiner Zeit gewachſen. (Lütolf S. 498.)

(596.) Solche waren auch drei Schächenthaler Brüder. Als ein Wetteiferer über den See herkam, die Urner heraus zu fordern, ſandte der Landammann an die Drei. Nun nöthigte Jeder den andern zu gehen, bis die Mutter den Jüngſten ſchickte, weil er, als ſie alle Drei aus einem Keſſel Ankern getrunken, um eine Fingerlänge tiefer trank als die Brüder. Er kam, drückte den Gegner in der Mitte zuſammen und warf ihn beim Löwen in Altdorf über den Bach, ſo daß er bewußtlos niederfiel und bald den Geiſt aufgab. Als ihn der Landammann lohnen wollte, begehrte er Salz und trug das Salzfaß, das man herbrachte, auf der Achſel ſo ruhig in's Schächenthal, als wäre es ein Viertel Mehl. (Lütolf S. 499.)

(597.) In ein unwirthbares Gebirgsthal, wo Mooſsſtrecken das unter ihnen liegende Sumpfwaſſer deckten (das Roßmoos), darin die Thiere verſanken, zog ein gewaltiger Rieſe ein, baute eine Höhle, 1½ Stunden von der Alp Mareit, leitete das Waſſer in tiefere Gegenden, rodete den Urwald aus und holte im Hochgebirge eine junge Rieſin, eine Fangga, mit der er drei Söhne zeugte. Dieſe halfen dem Vater ein neues Haus bauen, wozu jeder, ſo jung er war, jedesmal einen Baum trug, der Jüngſte jedoch, Bartl, manchmal zwei, worüber der Vater ſich ſehr freute. Zum Baue holte er ſich einige Zimmerleute aus den Menſchen, die er verächtlich „Floign" (Fliegen) nannte; dieſe umhieben die Bäume, die ihnen die Rieſenſöhne dazu hielten. Das neue Haus hieß nun Roßmooſerhof, und er liegt auf der Albacher Höhe gegen Stolzenberg.

Als der Alte fühlte, ſeine Kräfte nehmen ab, ſprach er mit ſeinem Weibe vom Uebergeben des Heimweſens, und ſie rieth kurz: „Gieb es dem Stärkſten, ſo biſt Du fertig." Das war ihm recht und beim Eſſen eröffnete er es ihnen. „Buben," ſagte er, „ich bin alt, einer von Euch ſoll das Haus haben; ſeid mir aber einer grad ſo lieb wie der andere, ſo vermein ich, ihr macht etwa ein Stoaniwerfet!"

Das war ihnen willkommen und nach dem Eſſen trug der Alte einen 6½ Centner ſchweren Stein, an welchem oben ein ½ Centner ſchwerer Eiſenring befeſtigt war, 15 Schritte weit vom Hauſe weg in die Ebene; die

Digitized by Google

15 Schritte machten just ¼ Stunde, denn mit einem Schritt kommt der Riese so weit als ein Mensch in einer Minute. Das Ziel war der Hof, über den hinaus der Stein fliegen sollte.

Der Aelteste trat an, hob den Stein, traf aber nicht bis zum Hofe, blos an einen Zaun, den der Stein einschlug. Der Zweite warf besser und traf an das Haus, dessen Vorderwand zusammenkrachte. „Du Talk!" schrie der alte Riese, „kannst weiter nit?" Nun kam der Jüngste und warf den Stein so hoch und stark, daß er mitten auf's Haus fiel und durchschlug bis auf den Boden. „O Bartl, spottete der Alte, Du bist aber ein Held! Du hast's Häus'l gewonnen, kannst Dir's aber wiederum flicken." Dann schalt er: „Ihr sakerschen Sauschwänz, die ihr seid! Jetzt schaut auf mich alten Kerl! Lauf hin, liebes Weiberl, hol mir das Steinl!"

Die Fangga lief und brachte den Stein an einem Finger ihrer linken Hand herbei. Der Alte stellte sich kunstgerecht hin, und hui, flog der Stein weit über den Roßmooserhof hinaus, und die jungen Leute schlichen beschämt von dannen. Der Alte aber seufzte: „Es ist halt keine Kraft mehr unter dem jungen Volke; ja zu meiner Zeit, da konnte sich Einer noch sehen lassen, wo ich den Stein, der hundert Centner wiegt, vom Kolbenthalmelk-Platze bis zur Kolbenthalersäge heraus getragen, der noch dort liegt. Könnt ihn alleweil anschauen, ihr Fratzen!" (Alpenburg S. 36—38.)

Sanken die Riesen mit der Zeit zu bloßen starken Männern herab, so wurden dagegen die Riesinnen in einer halb humoristischen, halb die Scheu vor der Geistlichkeit und den Widerwillen gegen die geistliche Ehelosigkeit ausdrückenden Weise zu Pfarrköchinnen (in der Volkssprache Pfaffenkellnerinnen) gestempelt.

(598.) Eine Pfaffenkellerin soll einst vom Palmkäppeli am Bürgen einen Sprung gethan haben, über zwanzig Minuten weit, bis zu einer Brücke, in der Nähe des Roßloches. Ihr Geißfuß, in den Stein abgedrückt, ist noch sichtbar.

In Stansstad, auf dem Riede gegen Stans zu, durchzieht sie in stürmischen Nächten mit grauenhaftem Wehegeschrei die sumpfige Fläche.

Sie wüthet, wenn der Steinibach bei Schwiz überfluthend daher tobt; eben so im Sisigenbache.

Wenn bei Horw und Kriens der Türst und die Sträggelen jagen, indem eine Schaar kleiner Hunde einem großen einaugigen bellend oder klaffend folgt, ist jedesmal die Pfaffenkellerin dabei; sie hat schreckhaftes Aussehen, glühende Augen und zottigen Pelz. Ihr Name haftet noch an einem Bachtobel beim Dorfe Horw. (Lütolf S. 35.)

Auch Stalder (Idiot. II, 496) erklärt Pfaffengällern als „den weiblichen Türst" (also Sträggelen) und in Luzern war der Muthwille „die Pfaffenkellerin zu jagen", wie der „die Sträggelen zu jagen", verpönt. (Lütolf.)

Digitized by Google

(599.) Sobald eine Pfaffenkellnerin eine gewisse Anzahl Jahre (zehn) in eines Geistlichen Dienste gestanden, sagt man in der katholischen Schweiz, sei sie des Teufels. Um sich davon zu erlösen, sollte Eine von der Sarganser Bergkette auf die Melserische hinüber springen. Es gelang ihr jedoch blos bis in die Mitte des Berges, wo auf dem Wege in die Sarganseralp Tamons, in einem großen Steine die Spur ihres Fußes „der Pfaffenkellerin Tapp" noch gezeigt wird.

Unsere Vorfahren erzählten: die Beihälterinnen von Priestern (Concubinae sacerdotum) werden in der Luft von den Teufeln völlig wie Waldthiere von Jagdhunden gejagt und endlich zerfleischt gefunden, und falls irgend Jemand, der dies hört, mit seinem Geschrei jagen helfe, werde ihm ein Theil oder Glied der Beihälterin abgeschnitten am Morgen von den Dämonen an seine Thüre gehängt. (Bebelii facetiae Tub. 1555 p. 11a.) Das identificirt sie mit Holz- oder Moosweibchen. (Nr. 408a ff.)

Im Werdenbergischen, sagt Nikl. Senn, irren sie nach ihrem Tode auf der Erde herum, holen Nachts am Brunnen Wasser, waschen, plaudern und stoßen oft ein unheimlich Geheul aus. Das identificirt sie mit den Waschfrauen. (Nr. 371 ff.)

(600.) Eine über 80 Jahre alte Frau in Flums erzählt: Noch nicht vor gar vielen Jahren habe im sogenannten Kappellentobel eine Pfaffenkellnerin, die eiserne Schuhe trug, von der Kalktharen bis hinauf zur Bühlbrücke wandeln müssen.

In der Kalktharen sei damals ein Kalkofen gestanden und als einmal darin Kalk gebrannt worden, sei diese Pfaffenkellnerin mit der Bitte eingekommen, in den Kalkofen „schlüfen" (hineinkriechen) zu dürfen, sagte aber, dadurch werde der Ofen unbrauchbar, sie aber werde dann erlöst und komme in den Himmel.

Der Kalkbrenner gestattete ihr dieses, der Geist sei dann „hineingeschloffen", bald darauf sei eine weiße Taube aus dem Ofen geflogen und nachher sei die Pfaffenkellnerin nie mehr gesehen worden, der Ofen sei aber wirklich unbrauchbar gewesen.

Ich fragte diese Frau noch, was man unter dem Namen „Pfaffenkellnerin" verstehe und sie antwortete: eine Pfaffenköchin, die uneheliche Kinder bekomme. (J. J. Bertsch.)

(601.) Ueber den Landsitzen Tribschen und Stutzhof am linken Ufer des Vierwaldstätter-Sees zieht sich über den Bergrücken der finstere Wald, die Biregg. Von da herunter tönte in alter Zeit häufig der grause Lärm der Pfaffenkellnerin den Bachrunsen nach und erblickten sie Sonntagskinder zuweilen als zottigen schwarzen Pudel, nur ein großes glühendes Auge vorn an der Stirne, eine Kette um den Hals und um sie herum ein Rudel „geitschender" (keifender) Hündchen. Wer ihr nahe kam, hörte den furchtbaren Ruf: „Zäha Schritt uf d' Sitä, oder i verriß Di und verzehr Di." (Dr. M. A. Feierabend.)

Digitized by Google

Der nämliche christliche Zug, der die Riesinnen zur Jungfrau Maria und humoristischer Weise zu Pfaffenkellnerinnen schuf, machte hinwieder die Riesen zu Heiland und Teufel, sowie zu Heiligen und Mönchen.

(602.) Vor Alters kam einmal der Heiland auf den Rosenstein bei Heubach, wo er mit dem Teufel stritt, ihn besiegte und in die schauerliche „Teufelsklinge" bannte, bis er erlöst werde. Die Klinge soll so lange in ihrem Zustande bleiben, als die Welt stehe. Es ist dort ein tiefer Wasserkessel, in welchen von der Felswand herab eine starke Quelle strömt, ohne daß ein Abfluß bestände. Dies geschehen, schritt der Heiland vom Rosenstein auf den Scheuelberg und von da in die dahinter liegende Hochebene „Himmelreich". Im Rosenstein und Scheuelberge hat er seinen Fußtritt zurückgelassen, auf dem erstern die Hacke, auf dem letztern eine starke Viertelstunde weiter, die Zehen, so daß das Mittelstück des Fußes über das ganze Thal reichte. Nach Crusius II. B`. 428 wäre auf dem Rosenstein der rechte, auf dem Scheuelberge der linke Fuß, und eine Sage läßt die Spuren auf Jesus Flucht vor den Juden entstehen. Der Herzog ließ 1740, wegen Unordnungen beim Wallfahrten „den abergläubischen Tritt" auf dem Rosenstein sprengen. (Meier.)

(603.) Vom Segeberger Kalkberge heißt es bald, der Teufel habe ihn aus dem nahen kleinen See herausgetragen, der gerade so tief sei als der Berg hoch. Davon sagt man:

Daß Dich der thu' plagen,
Der Segeberg hat getragen.

Oder: „Ruhe, du bist gut, sä de Düwel, do horr he Sägebarg dragen!" Bald sagen sie, der Teufel habe ihn von einem weit entfernten Gebirge hergeholt, um die erste christliche Kirche im Lande zu zerschmettern, ihn aber fallen lassen müssen, wo er jetzt steht; oder, er sei erst bei Gleschendorf gestanden, wo jetzt der Kuhlsee liegt; der Teufel habe ihn auf das Kloster in Segeberg werfen wollen, es aber verfehlt. Oder der Teufel habe den Berg bei Gleschendorf an die Lübecker verkauft und in der Nacht hintragen wollen, ihn aber, als der Hahn krähte, fallen lassen, wo er liegt. Ebenso, der Teufel habe den Plönern zu Leid ihren großen See damit ausdeichen wollen, habe aber, als ein altes Weib ihm auf dem Wege die Rückseite zukehrte, den Fels vor Schrecken aus der Luft fallen lassen. (Müllenhof.)

(604.) Vor uralten Zeiten, heißt es, hingen der Eiger und der Mettenberg hinten im Grindelwaldthale zusammen. Zwischen beiden bildete sich, wo jetzt das Eismeer der Gletscher liegt, ein großer See, schwoll dann an und drang verwüstend in's Thal hernieder.

Da erbarmte sich der heilige Martin der bedrängten Thalleute. Er stemmte sich mit dem Rücken an den Mettenberg und drängte mit seinem Bergstocke den Eiger zurück. Wo er sich anstemmte heißt die Eindruckstelle „der

Digitized by Google

Martinsdruck" und ſein Stock bohrte in den Eiger das „Martinsloch", durch welches die Sonne des Jahres zweimal in's Thal ſcheint. (Wyß.)

(605.) Wenn man von Biel in's Immerthal reiſt, führt die Straße längs der brauſenden Schüß (la Suze) durch den Durchbruch, welchen der Strom ſich zum Bette ausgewählt. Gerade da, wo die ſüdliche Kette durchbrochen wird, wo unten im Thälchen das heimelige, einſiedleriſche Dörfchen Fridliswart liegt, ſieht der Wanderer ungefähr in Manneshöhe in der Felswand zwei etwa $6^1/_2$ Fuß auseinanderſtehende, etwa 1 Zoll tiefe Oeffnungen wie durch einen Druck mit einem Finger entſtanden. Die Bewohner ſagen: der heilige Martin, als er hier das Chriſtenthum lehrte, habe, um den Ungläubigen ein Wunder zu zeigen, mit ſeinen Fingern in die Wand gegriffen. In einer Niſche daneben iſt ein Kreuz eingehauen. (Zuberbühlers handſchriftliche Sagenſammlung.)

(606.) Einſt lebte im Kloſter Engelberg ein Mönch von rieſigem Wuchſe und ungemeiner Körperkraft. Kamen die Salzhändler an, ſo war er immer der Erſte, die centnerſchweren Fäſſer vom Wagen zu heben, abzuſtellen oder auf andere Wagen zu verladen. Einſt vermaß er ſich im Uebermuthe, ein ſolches auf die Höhe des Bergjoches zu tragen und unterwegs nur dreimal Raſt zu machen. Die Wette galt zwei Flaſchen Weines. Wie einen Spielball hob er das Faß und ſchritt damit bergan. Oben ſank er um und war todt. Heute noch macht er denſelben Marſch, das Salzfaß auf dem Rücken. Wenn es in den Bergen toſt, pflegt der Bauer zu ſagen: der Pfaff rührt ſich. (Rochholz, Naturmythen, Lpz. 1862, S. 11.) Er ſei oben, wo es jetzt noch heißt, „der Pfaffenhauſen", begraben, ſein Geiſt aber in die Gletſcherklüfte des „Joches" gebannt, wo er toſt und klingelt, oder wenn man ruft: „Pfaff, wirf Steine!" dies thut. (Lütolf S. 166.)

(607.) An der Gotthardſtraße befindet ſich der „Pfaffenſprung", weil dort, wo ſich der Fluß in enger Schlucht durchwindet, ein Geiſtlicher den Rieſenſprung that, nach Einigen, um ſich von der Anklage auf verbotenen Umgang zu reinigen, nach Anderen, um mit einer Geliebten den Verfolgern zu entkommen. (Lütolf.)

(Vergl. Grimms Sagen 134—141, 318—326.)

b) Bauende und gefoppte Rieſen.

Es bezeichnet verſchiedene Stadien des Glaubens an Rieſen, daß dieſelben erſt, ſo lange man wilde Naturkräfte unter ihrer Geſtalt verehrte, als gewaltig, dann, da ſie nur noch Gegenſtand von Erzählungen waren, deren Sinn man nicht mehr verſtand, als roh und ungeſchlacht und endlich, nachdem man ſie für untergegangen hielt und nicht mehr fürchtete, als plump und dumm, ja ſogar als diebiſch und betrügeriſch aufgefaßt wurden. Ginna alla sem thussa, Alle betrügen wie ein

Riese, hieß es im Norden. Die letztere Anschauung der Gewaltigen bezeichnet wohl die Zeit, in welcher ihr Ansehen abnahm. Und diese ist es denn wahrscheinlich auch, in welcher die Sagen von solchen Riesen entstanden, die den Menschen Häuser und Brücken bauen mußten, mithin aus einer herrschenden bereits zu einer dienenden Stellung herabgesunken waren, in welcher sie auch von den Menschen um ihrer Dummheit willen gefoppt und geprellt und die „dummen Dutten" genannt wurden. Die Idee dieses Bauens entspringt indessen noch aus der mythischen Urbedeutung der Riesen. Sie bauen, weil der Winter, diese wilde Naturgewalt, auch ein Riese, aus Eis Brücken und Häuser (Gletscher mit ihren Grotten) baut und auch andere ungestüme Mächte, wie Gewässer u. dergl., nicht nur zerstören, sondern unbewußt auch bauen, z. B. Land anschwemmen u. s. w. Man schreibt den Riesen Burgen, Thürme, Mauern u. s. w. in Deutschland, Frankreich, Italien (auf der maltesischen Insel Gozzo) zu, — in Irland den Basaltdamm des Riesenwegs (gyants causeway), in Deutschland und der Schweiz unzählige Brücken.

In Frankreich kannte man auch riesige Feen, welche zu Bauten ungeheure Felsblöcke auf dem Haupte und in der Schürze trugen, während sie mit freier Hand ihre Spindel drehten. Als eine solche mit dem vorgehabten Baue zu Ende war, rief sie ihren Schwestern zu, mit dem Herbeitragen aufzuhören; diese, obgleich zwei Meilen entfernt, hörten den Ruf und ließen die Steine fallen, die tief in die Erde sanken. Spannen sie nicht, so trugen sie vier Blöcke auf einmal. Auch sie waren gutmüthig, stiegen durch den Rauchfang in die Häuser und prophezeiten den Kindern. (Heinr. Schreiber: Die Feen, Freib. 1842. Grimm d. M. S. 385. 518 Note.)

Als das Heidenthum aufhörte, dessen Sagen aber fortlebten, trat an die Stelle der Riesen, so oft es sich um den Bau von Kirchen handelt, die heilige Jungfrau oder der heilige Michael oder sonst ein Heiliger, bei Profanbauten bisweilen eine Hexe, manchmal auch Feen, meistens aber, und in den ergötzlichsten Situationen, — sowohl im Bauen, als in der Dummheit und im Gefopptwerden, der Teufel, den das Volk, in gesunder Ironie auf die persische „Spottgeburt von Dreck und Feuer" als „dummen Teufel" charakteri-

Digitized by Google

ſirte. Ihm verdanken die mehreren Teufelsbrücken das Daſein.*) Das Brückenbauen überhaupt aber mag ſeine mythiſche Bedeutung von der Brücke Biſröſt, dem Regenbogen (oben Nr. 56) herleiten.

(608.) Dasſelbe, was dieſe Götterbrücke, ſind in unzähligen Sagen mehrerer Gebirgsländer die eiſernen, ſilbernen, meiſt aber ledernen Brücken von Burg zu Burg über ganze Thäler. Bei Tegerfelden ſandte der Burgherr über die eiſerne Brücke die zum Tode Beſtimmten. Es iſt die Todten- oder Todesbrücke. (Rochholz.) Ueber die eine Viertelſtunde lange Brücke zwiſchen dem Schloſſe Allenſchwanden bei Magdenau (Toggenburg) und dem über'm Thale konnten die Zwangherren einander mittels eines Flaſchenzuges Briefe zuſchicken. (Mündlich in Ober-Uzwil.)

Im öſterreichiſchen Hochgebirge iſt es allgemeiner Volksglaube, daß die Seelen der Gerechten durch ihren Schutzengel über den Regenbogen in den Himmel geleitet werden. (Vernaleken.)

(609.) In Källaſoken bei Vi liegt ein ungeheurer Stein, Zechiels Stein, von einer Rieſin oder Meerfrau. Sie hauſte auf der Burg Edha in Högbyſoken, ihre Schweſter in Smaland unweit Skäggenäs. Letztere, als Beide eine Brücke über den Sund bauen wollten, hatte Skäggenäs eine viertel Meile weit in die See zuſammengetragen, Zechiel Steine in ihre Schürze geſammelt; da ſchoß ein Mann mit dem Schafte nach ihr, daß ſie auf einen Fels abſitzen mußte, wo man ihre Spur noch eingedrückt findet. Dann erhob ſie ſich von neuem und ging bis Pesnäsſoken, wo Thor zu donnern begann, ſo daß ſie vor Schreck, indem ſie ihre Tracht fallen ließ, todt niederfiel, wo jetzt die großen, zwei bis drei Mann hohen Felsblöcke ſtehen. Die Rieſen ließen ſie jedoch begraben.

Ein Rieſe in Fladsöe füllte ſeinen Ranzen mit Sand, um Neſtved, ſeines Gegners Wohnſitz, zu verſchütten. Unterwegs lief der Sand durch ein Loch und bildete eine Reihe Sandbänke, was er erſt bei Husvald bemerkte, wo er den Reſt zornig gegen Neſtved warf. Dort iſt noch eine Sandbank. (Grimm, d. Myth. 3. Aufl. S. 503.)

(610.) Es kam ein Baumeiſter zu den Aſen und erbot ſich, ihnen in drei halben Jahren eine ſo feſte Burg zu bauen, daß die Bergrieſen und Hrymthußen ſie nicht einnehmen können. Als Lohn bedung er ſich Freya und obendrein Sonne und Mond. Sie gingen es ein, falls er in einem

*) Teufelsbrücken, d. h. gebaut vom Teufel, mit dem Vertrage, ihm die erſte Seele zu überlaſſen, welche darüber gehe, wo er indeß jedesmal überliſtet wird, meiſt dadurch, daß man eine Ziege oder einen Bock darüber treibt, welchen er im Zorne den Schwanz ausreißt, giebt es mehrere. In der Schweiz die in Uri und bei Einſiedeln, im Montafun (Alpenburg S. 288), in Regensburg, in Frankfurt u. a.

Digitized by Google

Winter mit der Arbeit fertig ſei, wäre den erſten Sommertag noch etwas zu machen, ſo erhalte er den Lohn nicht. Auch ſollte er keinen Gehilfen haben außer ſeinem Pferde Swadilfar. Er begann den Bau und führte Nachts mit letzterm die Steine. Die Aſen ſtaunten bald über die Maſſen, die es trug. Der Meiſter eilte, vor Thors Heimkunft fertig zu werden, der eben auf einem Zuge nach Oſten wider die Zauberer abweſend war. Als es tiefer in den Winter kam, war die Burg bereits hoch und ſtark, und ſchon bis zum Thore fertig, als nur noch drei Wintertage übrig waren. Die Aſen hatten Angſt, Freyen und Sonne und Mond zu verlieren, und bedrohten Loki, den Anrather des Vertrages, mit ſchmählichem Tode, wenn er ihnen nicht heraus helfe. Da ließ dieſer Abends, als der Meiſter mit dem Roſſe um Steine ausfuhr, eine Stute aus dem Walde laufen, welcher der Hengſt nachlief die ganze Nacht. Als der Meiſter merkte, er komme nicht zu Ende, nahm er ſeine Rieſengeſtalt an. Jetzt riefen die Aſen den Thor, der war gleich da, hob den Mjölner und zerſchmetterte des Rieſen Hirnſchale. (Gylfaginning 42.)

(611.) Im Greierzerlande verehrte das Volk zur Heidenzeit einen Rieſen Gargantua, der mit einem Fuße auf dem Birrenberge, mit dem andern auf dem Gibloux ſtand und, ſich niederbeugend, die Saane ſo austrank, daß das Flußbett drei Tage lang trocken blieb, bei welchem Anlaſſe er, nach einer Sage (vergl. Nr. 615) die Felsblöcke zum Baue der Tugybrücke federleicht herbeitrug. (Kuenlin.)

Rabelais entnahm ſeine Gargantua-Schwänke aus einem ſchon im 15. Jahrhundert gedruckten und im 16. (1532, 1547) öfter aufgelegten Buche. Hunderte von Steindenkmälern erinnern an ihn.

(612.) Die Pfarrkirche zu St. Peter ſoll die älteſte in Tirol und von den Zwergen erbaut ſein. Dieſe hatten den Bau wiederholt begonnen; allein ſobald er bis nahe zur Aufſetzung des Dachſtuhles gediehen war, ſchnellten ihnen die auf dem Schloſſe zu Tirol hauſenden Rieſen von dort herüber mit einem Finger die ganze Arbeit über'n Haufen. Endlich beſchloſſen die Zwerge, den ganzen Bau in einer einzigen Nacht, während die Rieſen ſchliefen, zu vollenden. Es geſchah, und als die Rieſen des andern Tages die Arbeit erblickten, mußten ſie ſie bewundern, konnten aber nichts mehr thun. (Joſ. Thaler in Wolfs Zeitſchr. f. d. Myth. I. S. 291.)

(613.) In der Normandie weiß das Volk vom Mont St. Michel, wie St. Michael und der Teufel ſtritten, welcher von ihnen die ſchönere Kirche baue. Da baute der Teufel eine ſteinerne, Michael aber eine aus Eis und hatte gewonnen.

(614.) Den Teufel ärgerte der ſpitze Thurm der Pfarrkirche zu Vilseck, erzählt man in der baieriſchen Oberpfalz, weil er ſich etliche Mal beim Luftfahren die Hoſen daran zerriſſen hatte. Darum faßte er den Plan, den Thurm umzuwerfen, ergriff einen „Kolmünzer" (Grünſtein, es heißt aber jeder Fels-

block dort so) von gewaltiger Schwere, der am Wege lag, und schleppte ihn mit sich fort. Als er keuchend den Kreuzberg anstieg, begegnete ihm in Birket eines Schuhflickers Weib mit einer „Kirben" voll alter Schuhe auf dem Kopfe. Fragt der Böse, der mittlerweile müde geworden, das Weib: „Alte, wie weit ist's nach Vilseck?" Das Weib, das ihn am Bocksfuße erkannt, erwiderte überlegt: „Hab i deina die Schouch alle z'rissen vo Vilseck bis dauher, so a grouß Stück Weg iß!" Da wurde der Träger ungehalten, warf den Stein von der Schulter und rief: „Da hol' der Teufel Vilseck!" Zum Weibe aber sagte er: „Sag' den Vilseckern, wenn Du wieder heim kommst, wär' der Weg nicht so weit, sie hätten ihre Thurmspitze zum letzten Mal gesehen." (Globus VI. Bd. 1863. S. 174.) Ob es wahr ist, weiß ich nicht, aber der Kolmünzer von Mannshöhe liegt noch im Birkeck auf dem Kreuzberge bei Vilseck, und wer gute Augen hat, sieht darin die Abdrücke von des Bösen Krallen. Er heißt der Teufelsstein. (Vergl. Panzer.) Das Nämliche wird in Esthland von dem dortigen Heros Kallewe Poeg erzählt.

(615.) Zu Pont-la-ville, unweit Corbières, steht die vierbogige „Teufelsbrücke von Tugy", in der Mitte auf einem ungeheuren Nagelfluhblocke ruhend, neben ihm vier andere Blöcke. Als die Einwohner verlegen über den Mangel einer Brücke einst beisammen saßen, trat ein grüner Jäger in die Zechstube und verhieß ihnen, eine solche zu bauen, falls man ihm das erste lebende Geschöpf überlasse, welches die neue Brücke betrete. Sie gingen es ein. Nachts vernahm man furchtbaren Lärm und beim ersten Morgenstrahle stand die Brücke fertig da. Niemand getraute sich hinüber und drüben wartete der Grüne auf seinen Lohn. Da erschien ein schlauer Einwohner mit drei Päcklein unter dem Arme, öffnete eines nach dem andern und ließ erst sechs Mäuse, dann sechs Ratten, dann sechs Katzen über die Brücke springen. Er folgte ihnen und pflanzte ein Kruzifix auf. Der Teufel, der etwa ein neugierig Mädchen erwartet, rollte von der jähen Felswand Nagelfluhblöcke, um den Bau zu zerstören; das Kreuz aber leitete sie schadlos ab und er verschwand unter Donner und Blitz. (Kuenlin.)

(616.) Vom adelichen Gutsdorfe Groß-Zecher in Lauenburg erstreckt sich eine Landzunge wohl eine Viertelstunde lang in den Schaalsee hinein. An ihrem äußersten Ende liegt ein steiler Berg, von gewaltigen Felssteinen, wie mit einer Mauer eingefaßt. Ist die Luft recht hell, so kann man am Boden des Sees wenige Schritte vom Strande eine noch größere Menge Felsblöcke sehen, alle in einem Kreise herum gelegt, so daß zwischen den größeren jedesmal ein kleinerer eingestellt ist. Diesen merkwürdigen Berg mit seinen Steinen hieß man von jeher die Teufelsbrücke, und erzählt, ein heidnischer Fürst in Dargau, heftiger Christenverfolger, dem bei seinen Streifereien der See im Wege war, habe mit dem Teufel einen Bund gemacht, ihm zu gehören, wenn er ihm bis zum nächsten Hahnenschrei eine steinerne Brücke über den See baue.

Digitized by Google

Sobald es Abend wurde, machte ſich der Teufel an's Werk, ſammelte in einen großen ledernen Sack vor ſeiner Bruſt umherliegende Feldſteine, ſprang, ſobald der Sack voll war, mit einem Satz an das jenſeitige Ufer und an den Berg, wo der Bau beginnen ſollte, und ſtürzte die Ladung hinunter, um von neuem zu holen. Schon war es um Mitternacht, aber gerade, wo er eine neue Ladung hinabſchütten wollte, krähte ein Hahn im nahen Seedorf.

Wüthend warf der Teufel die Steine an's Ufer, ſprang in einem Satze nach Seedorf hinüber, ergriff den Hahn und ſchmiß ihn ſo gegen einen Steinblock, daß man den dunkelrothen Blutfleck noch heute wahrnimmt. (Müllenhof.)

(617.) Inmitten einer der vielen Wieſen längs der Abhänge des Gurten bei Bern ſteht ein Dornbuſch von ungewöhnlicher Größe in gutbebautem Boden und umzieht einen gewaltigen Granitblock. Es heißt, vor alten Zeiten ſei die ganze Gegend um den Gurten und den Belpberg Eigenthum eines ſehr reichen, aber ſtolzen und unnachbarlichen Edeln geweſen. Als dieſer ſich vor den Gegnern, die er ſich ſelbſt gemacht, nicht mehr ſicher glaubte, beſchloß er, an einem ſchwer zugänglichen Vorſprunge des Belpberges eine uneinnehmbare Burg zu bauen und ging daran. Schon war das Fundament auf drei Seiten gelegt, als der Baumeiſter erklärte, die vierte könne nicht feſt genug werden ohne einen Granit von der nöthigen Größe. Da er einen ſolchen nur durch das Gebiet ſeiner Feinde hätte herbringen können, machte der Edelmann einen Vertrag mit dem Teufel, ihm einen ſolchen Stein herzuſchaffen, wofür er ihm ſeine Seele verſchrieb. Am andern Morgen kam der Böſe mit dem Granite durch die Luft gefahren, wurde jedoch durch eines alten Mütterchens Gebet über die feſtgeſetzte Friſt aufgehalten, ſo daß er den Block im Grimm dort fallen ließ, wo er nun liegt. Der Belpberger aber, von Reue ergriffen, wurde ein anderer Menſch, zerſtörte den angefangenen Bau und lebte fromm. (Jak. Fiechter in Zuberbühlers handſchr. Sagenſammlung, Münchenbuchſee, 1850.)

(618.) König Olaf von Norwegen hatte im Sinne, zu Nidarös eine Kirche zu bauen, deren gleichen ſich nicht finden ſollte, und ging verlegen und in Gedanken zwiſchen Berg und Thal, wo ihm ein Mann ſeltſamen Ausſehens, ein Troll, begegnete und ihn um ſein Anliegen fragte. Als er dies vernommen, erbot er ſich, den Bau binnen kurzer Zeit und ganz allein herzuſtellen, verlangte jedoch als Lohn Sonne und Mond, oder den Heiligen ſelbſt. Olaf ging es ein, entwarf aber den Plan ſo, daß ſieben Prieſter auf einmal in der Kirche ſollten predigen können, ohne daß einer den andern ſtöre, und alle Pfeiler und Zierrathen aus hartem Flins wären. Bald ſtand der Bau, blos die Spitze fehlte noch, und neubekümmert wandelte Olaf wieder durch Berg und Thal, bis er in einem Berg ein Kind weinen und dann die Jättegvinna (Rieſenfrau) es mit den Worten tröſten hörte: „Ziß, ziß (oder tyſt, tyſt! d. h. Still), morgen kommt Vind och Veder, Dein Vater heim und bringt mit ſich Sonne und Mond oder den heiligen Olaf ſelbſt.“ Der Heilige, darüber

Digitized by Google

froh, da man mit des böſen Geiſtes Namen ihn beſchreien konnte, kehrte heim, als eben die Spitze aufgeſetzt wurde, und rief: „Vind och Veder! Du har ſatt ſpiran ſneder“ (Du haſt die Spitze ſchief geſetzt), oder nach anderer Sage, wo der Jätte Bläſter oder Slätt hieß: „Bläſter, ſätt ſpiran wäſter“ (weſtlich) oder „Slätt, ſätt ſpiran rätt“ (recht), und ſogleich ſtürzte der Troll vom Kamme herab und brach in lauter Flintſtücke.

In Schonen baute der Rieſe Finn die Kirche zu Lund und wurde durch St. Laurenz in Stein verwandelt. (Grimm, d. Myth. 3. Aufl. S. 515.)

(619.) Als die Gegend von Altehüffen in Weſtfalen immer mehr angebaut ward, behagte es den „dummen Dutten“ nicht mehr und ſie beſchloſſen, fort zu ziehen und den Eingang in den Himmel zu ſuchen. Da gelangten ſie an ein großes, ſtilles, helles Waſſer, worin ſich die Luft ſpiegelte: ſie hielten das für den Himmel, ſprangen hinein und ertranken. (Grimm, 3. Auflage, S. 511. 512.)

Wie ſonderbar wiederholt ſich dieſe Sage mißverſtanden im Volksbuche von den ſieben Schwaben! Das Waſſer iſt eben ſo gut der bodenloſe Himmel als der Ocean, in denen beiden die Sterne verſinken.

Ebenſo gut als an die Uebertölpelung der zwergigen Fenken (oben Nr. 420 und 465) erinnert folgender Zug an die Berauſchung des Polyphemos durch Odyſſeus, des Seilenos durch Midas und des Picus und Faunus durch Numa:

(620) Im Hauſenwalde ob Schwarzeck im Tirol waren Holzhacker mit dem Abtreiben uralter Waldbäume beſchäftigt, als ein alter eisgrauer Dürſt daher kam, in ſeinen Zottelbart murkte: „I denk dieſen Wald neumal jung und neunmal alt“ und ſein breites Maul in den Schleifſtrog hing, worin er Waſſer ſah und worin der Schleifſtein war, mit dem ſie ihre Borten und Beile wetzten. Er trank, wie ſchon oft, den ganzen Trog leer. Die Holzleute und Hirten ſahen ihn nie gern, namentlich die Aeſtlinger, die ihn ſehr fürchteten. Eines Tages füllten die Hölzer den Schleifradtrog mit Branntwein ſtatt Waſſer. Das mundete dem Schwarzecker erſt recht, er ſoff den Schnaps wie Waſſer, hob das Rad aus und leckte mit ſchnalzender Zunge den Trog ganz trocken. Aber wie er den Kopf ſo überhing, wurde er „duſelig“ und fiel, ſammt Stein und Geſtell, betäubt zu Boden, wo er entſetzlich ſchnarchte.

Jetzt nahmen die Holzer ihre Aexte und hieben ihm den Kopf ab und die Gegend war befreit vom „Turſewang“. (Alpenburg, Zingerle.)

Dieſer Zug iſt auch auf menſchliche Zwingherren angewandt worden.

(621.) Wie von einer Menge Burgen, erzählt man von dem Nidberg ob Mels, das Volk habe dem darauf hauſenden Zwingherrn nicht beikommen können, bis ſich eine Burgmagd bereden ließ, ein Zeichen zu geben,

wann er schlafe. Als sie ihm im Haar gekrauelt (die Sage läßt sie ihm dort noch praktischern Dienst thun), gab sie aus dem Fenster ein Zeichen und er sei von einem dem Schlosse gegenüber liegenden Hügel mit einem Pfeile erschossen worden. (Melsersage, von des Sammlers Mutter erzählt.)

Ebenso erzählt man vom Schlosse im Berner Dorfe Uttigen, die gewonnene Magd habe den Harrenden durch ein ausgehängtes Leintuch ein Zeichen gegeben, die Dränger seien daheim, worauf das Volk eingedrungen sei, den Anführer erschossen und die Burg zerstört habe. Seither sehe man oft einen grün gekleideten Mann auf den Mauern wandern. (Joh. Rolli, Münchenbuchsee, in Zuberbühlers Sammlung.) Aehnlich wird im Tell-Sagenkreise die Einnahme der Burg Rotzberg in Unterwalden berichtet.

(622.) In der Bretagne und der Normandie erzählt man, wie der Erzengel Michael den Teufel, als dieser eben auf einem Berge ein junges Paar zum Sündigen verführen wollte, mit dem Fuße so in den Hintern gestoßen, daß er über das dazwischen liegende Thal auf den Berg gegenüber flog, wo ein zweiter Fußtritt den Bösen auf einen dritten Berg und so weiter, bis einige Meilen von Caën durch einen letzten Ruck in die See schleuderte. Viele der Berge, welche die Schleuderstationen bildeten, nennt man bis auf diesen Tag les sauts du diable, Teufelssprünge, und den letzten Mont-St. Michel. (Der Roman De l' Orme von G. P. R. James, 6. Kap.) Bei Otfrid Mylius „Neue Pariser Mysterien" (III. Bd., 1863, S. 178) hat der bretagnische St. Michaelsberg den Namen davon, daß der Erzengel den Teufel auf dem hohen Felsenkegel stehen und stolz über Erde und Ocean hinblicken sah, worauf er, wie ein Falke ob ihm schwebend, rasch auf ihn herab stürzte, ihm seinen Speer durch die Schläfe stieß und ihn an den genannten Berg anspießte. Aber auch die Briten, fügt Mylius bei, haben einen ähnlichen Mount-St. Michel in Cornwales, „und beide Nationen streiten sich um die Ehre des Ortes, wo Seine höllische Majestät durch den Capitän der himmlischen Heerschaaren angespießt worden sein soll".

Zu diesen Foppereien gegenüber den Riesen paßt auch folgender christlich-mittelalterliche Segensspruch über eine Wunde aus dem elften Jahrhundert: „Tumbo saz in berke mit tumbemo kinde in arme; tumb hiez der berc, tumb hiez das kint, der heilego tumbo versagene tisa wunda" (im Nordischen hieß ein Riese auch tumbr).

(Vergl. Grimms Sagen 181—207 und Nork Mythologie der Volkssagen S. 7—19.)

(623.) Auf dem Steinfelde bei St. Pölten verlangte der Teufel die hübsche Tochter des Müllers. Dieser versprach sie ihm, falls er vor dem „Hahnenkrat" das Steinfeld umackere. Noch war er damit nicht fertig, so ahmte der Müller vom Schornstein aus das Hahnenkrähen nach. Der Teufel zertrümmerte aus Zorn die Mühle. Zu Nalb in Niederösterreich,

Digitized by Google

weckte die Frau den Hahn, indem sie in die Hände klatschte. Die Furchen, die der Teufel gemacht hatte, sind am „Teufelsberge" noch sichtbar. — In Kemna (Mähren) sollte der Teufel, um ein Mädchen zu heiraten, vor dem Hahnenrufe die Komenska in entgegengesetzter Richtung laufen machen. Man kaufte aber viele Hähne der Umgegend zusammen und sperrte sie in einen Käfig. Während nun kleine Männchen Steine trugen, das Werk auszuführen, krähten jene und die Schaar wurde vertrieben. Die „Teufelsschleuße" ist noch. — Bei Roznau sollte der Teufel um die Müllerstochter über Nacht eine Mühle bauen und erwürgte vorher alle Hähne der Umgegend. Nur einer entging ihm, der krähte und des Teufels Macht war hin. — Aehnlich erzählt man vom „Teufelshügel" bei Zlin. — Von der „Teufelswand" bei Langeck heißt es, der Teufel habe die Donau anschwellen wollen. Als er zu dem Zwecke die Mauer aufführte, krähte ein weißer Hahn dreimal und am andern Tage ein schwarzer. Der Teufel erklärte, er höre nicht auf, bis ein rother krähe. Am dritten Tage krähte ein solcher auf der Kirchthurmspitze von St. Johann, der Teufel mußte aufhören und schoß im Zorn nach dem Hahne. — Hingegen von der „Teufelsmauer" bei Hohenfurt an der Moldau sagt man: Der Teufel wollte das Wasser auf das Kloster hinleiten und trieb, auf einem Teufelssteine sitzend, die Arbeiter an. Das Krähen eines weißen Hahnes unterbrach auch hier nicht. Da krähte ein rother und der Teufel rief blos: Rother Hahn, rother Hahn! und hieß eilen. Endlich krähte ein schwarzer, da sagte er: Schwarzer Hahn, Himmelshahn! und Alle liefen davon. (Vernaleken, Mythen und Bräuche. S. 369. 370.)

III. Der Riesen Untergang.

Es ist sehr bezeichnend, daß nach der Sage die unschädlichen und harmlosen Zwerge (die im Stillen wirkenden Naturkräfte), auch still und ohne Spuren ihres Abzuges zu hinterlassen, aus den Ländern der Menschen abzogen, nachdem diese ihnen keine Verehrung mehr zollten. Anders die Riesen; ihrem rauhen und gewaltthätigen Charakter gemäß mußte auch der Abschied dieser Vertreter mächtiger Umwälzungen auf dem Erdboden von erschütternden Spuren ihrer verwüstenden Wirksamkeit begleitet sein.

Nach der Volkssage rührt der Untergang der Riesen meist von ihrem Uebermuthe her, welchen die nach ihnen von den Menschen verehrten Götter züchtigen. Solche Sagen bestraften Uebermuthes sind indessen älter als unsere Geschichte. Schon die griechische Mythologie kennt ihrer eine Menge, und die Helden derselben sind bald

wirkliche Riesen, bald Halbgötter oder Götterſöhne, bald Menſchen von rieſenhafter Selbſtüberhebung und Welt- wie Götterverachtung.

(624.) Prometheus, der Sohn des Titanen Japetos (des bibliſchen Jafet, des Vertreters Europas und Gemals der Aſia), bildete Menſchen aus Waſſer und Erde und brachte ihnen, von Zeus unbemerkt, Feuer. Zur Strafe dieſer That, die nur dem herrſchenden Gotte zukam, wurde der Unglückliche auf Zeus' Befehl von Hephäſtos am Kaukaſus angeſchmiedet*) und täglich fraß ihm ein Adler die Leber ab, die aber Nachts wieder wuchs, was fortdauerte, bis ihn Herakles befreite. (Es iſt die von der Sommerſonne überwundene Winterſonne, die zu ihrer Zeit wieder erſcheint, das Freſſen des Adlers iſt der Wechſel von Tag und Nacht.)

(625.) Dieſelbe Sage wiederholt ſich ſehr oft. — Ein Sohn des Zeus und der Elara, Tityos, von rieſenhafter Geſtalt und in ſeiner Jugend aus Furcht vor der eiferſüchtigen Hera unter die Erde verborgen, dann aber an das Tageslicht gebracht, wollte die Leto umarmen; aber ihre Kinder, Apollon und Artemis, ſchoſſen ihn mit Pfeilen nieder, und in der Unterwelt mußten zwei Geier (nach Homer) des ausgeſtreckt Liegenden Leber, nach Apollodor ſein Herz aushacken oder benagen. — (Vergl. Simrock D. Myth. S. 100 ff. in Grimms Sagen 229, das ſteinerne Brautbett.) — Das nämliche Schickſal bereitet im Norden Odin dem Loki.

(626.) Den Loki zu ſtrafen, brachten ihn die Aſen in ein Loch und nahmen drei Felſenſtücke, die ſie in die Höhe richteten und Löcher hindurch ſchlugen. Dann feſſelten ſie ihn über dieſelben, eines ſtand unter ſeinen Schultern, das andere unter ſeinen Lenden, das dritte unter den Kniekehlen. Die Bänder waren Eiſen. Eine giftige Schlange hängten ſie über ihm auf, damit ihr Gift ihm in ſein Antlitz träufle. Seine Frau Sigyn ſitzt bei ihm und hält ein Gefäß unter. Iſt dies voll und ſie trägt das Gift hinaus, ſo tropft es ihm unterdeß in's Geſicht, wobei er ſich ſo ſtark windet, daß die Erde bebt. Daher rühren die Erdbeben. So liegt er in Ketten bis Ragnarock. (Gylfaginning 50.)

(627.) Bei den Abaſen im Kaukaſus geht eine Sage: Auf dem hohen Berge, auf welchem ewiger Schnee liege (Elbrus), ſei auf dem oberſten Gipfel eine große runde Steinplatte und darauf, um den Hals, die Leibesmitte und Hände und Füße mit ſchweren ehernen Ketten angeſchmiedet, ein uralter Greis, ſchneeweißen Haares, der Bart bis zu den Füßen, der Körper voll dichter weißer Haare, die Nägel lang und wie Adlersklauen, die Augen roth und wie glühende Kohlen leuchtend. Er ſitzt und leidet da ſeit Jahrtauſenden, einſt ein treuer und vertrauter Diener des großen Tha, durch Frömmigkeit und Verſtand ausgezeichnet, dann aber, weil er hoch-

*) Vergl. Offenb. Joh. 20, 1—3.

Digitized by Google

müthig und abtrünnig wurde, nach langem Kriege vom Tha besiegt und hier angeschmiedet. Niemand sehe ihn zweimal, doch freue er sich, Besucher zu erblicken, und frage sie jedesmal drei Dinge: 1. ob bereits Fremde das Land durchziehen und Städte und Dörfer drin angelegt seien? 2. ob im ganzen Gebiete Schulen bestehen und die Kinder unterrichtet werden? und 3. ob die wilden Obstbäume viele Früchte tragen. Eine verneinende Antwort betrübe ihn unsäglich. (Globus, III. Bd., 1863, S. 42.)

(628.) Zu hinterst am Krummbach bei der Gerlos in Tirol liegen drei kleine Bergseen. In einem derselben liegt unten in der Tiefe Einer, an dem die dort in Menge hausenden Fische, die „Pfrillen", immerfort fressen. Was sie ihm abfressen, wächst immer wieder nach. Er habe bei Lebzeiten alle Nachbarn vergiften wollen, um das ganze Thal allein zu besitzen, und ein Venediger Manndl habe ihm diese Pfrillen gezaubert, deren Genuß langsame Abzehrung bringt. Niemand ißt davon. (Alpenburg.)

(629.) Zu Waldkirchen in Niederbaiern und in der dortigen Gegend ist es in den Schmieden Sitte, daß der Letzte, der am Feierabende die Werkstätte verläßt, mit dem Hammer einen kalten Schlag auf den Amboß thut. Es geschehe, damit Lucifer seine Kette nicht abfeilen könne; denn er feilt immer daran, so daß sie immer dünner wird. Am Tage nach Jakobi (26. Juli) ist sie so dünn wie ein Zwirnfaden, wird aber an diesem Tage auf einmal wieder ganz. (Panzer II. S. 55. 56.)

Dasselbe weiß man im Ziller- und manchem abgelegenen Thale Tirols und thaten die Schmiede mit drei Schlägen. Sie nennen dort den Angeschmiedeten auch den „grimmigen Wolf", den „Drachen mit vielen Köpfen", und die dreifache Kette sei hinter neun Eisenthüren. Thüren und Kette werden durch die Schläge erhalten. (Alpenburg, Zingerle.)

In einer Sage ist der Teufel unter einem Tische angebunden, an welchem zwei Jungfrauen spinnen. Am jüngsten Tage wird er ledig und tritt mit dem Antichrist auf. (Grimm.)

(630.) Nachkommen des Prometheus von mütterlicher Seite, sonst Söhne des Poseidon, waren Otos und Ephialtes; sie wuchsen alle Jahre eine Elle in die Breite und eine Klafter in die Höhe. Als sie neun Jahre alt waren, erkühnten sie sich, die Götter zu bekämpfen, wie einst ihre Ahnen, die Titanen und deren Brüder, die Giganten und Typhon; sie stellten den Ossa auf den Olymp und den Pelion auf den Ossa und wollten so den Himmel stürmen, wo sie um Hera und Artemis freiten. Aber Letztere verwandelte sich in eine Hirschkuh und sprang zwischen ihnen durch; als Beide dieselbe erlegen wollten, durchbohrten sie sich gegenseitig. (Nach Homer erschoß sie Apollon.)

(631.) Sisyphos, des Aiolos Sohn, wurde, weil er dem Zeus ein Liebesabenteuer ausbrachte, in der Unterwelt dadurch gestraft, daß er mit Kopf und Händen ein Felsstück eine Anhöhe hinan wälzen mußte, von der es aber

Digitized by Google

immer wieder in die Tiefe rollte, so daß seine Arbeit vergeblich blieb und täglich wiederholt werden mußte. (Sie bedeutet das Hinaufwälzen der Sonne durch den Sonnengott im Himmel und ihr Hinabwälzen auf der andern Seite, das sich täglich wiederholt.) Auch diese Sage lebt in unseren Landen noch in überraschend ähnlichen Zügen fort.

(632a.) Bei Ried im Ober-Innthale hatte ein Hirt einer armen Witwe Kuh grausam über einen Abgrund gestürzt, hatte jedoch, auf ihren Fluch hin, auch im Tode nicht Ruhe und trug brennend einen Mühlstein auf dem Rücken an jenen Abgrund, wo er ihn rollen ließ, ihm aber nach und ihn wieder heraufstragen muß, und so bis zum jüngsten Tage. (Zingerle.)

(632b.) Auf der Hühnerspielspitze in Tirol rollt ein Geist rastlos Steine in's Thal, die er alle wieder auf die Höhe tragen oder wälzen muß Auf der Höhe, die man von Sterzing aus sieht, ruft er öfter herab, so laut, daß man es auf der Zirokeralm vernimmt: „Ach, ist denn noch nicht bald der jüngste Tag? Ach, käme bald der jüngste Tag!" Ein alter Hirte legte ihm einst seinen Geiselstab auf einen Stein, der Geist schob ihn bei Seite, und als man ihn aufhob, waren alle fünf Finger darin eingebrannt. (Alpenburg.)

Der Marksteinversetzer bei Schlanders trug Nachts einen glühenden Stein auf der Achsel, unter dem er ächzte: „O schwer! o schwer!" (Zingerle.)

(633.) Vor Jahren hielten sich, erzählt man in Tamins, auf der Großalp droben ein Senn, ein Zusenn und ein Schreiber auf. Sie hatten eine große Heerde. Unter den Kühen war eine, die kehrte nie mit den übrigen heim und jeden Abend mußte der Zusenn ihr nach und sie, oft bei Sturm und Wetter, in der ganzen Alp suchen. Dieser immer wiederkehrenden Mühe endlich überdrüssig, folgte der Zusenn einmal dem Thiere nach, als es sich wieder von der Heerde entfernte. Der Weg führte an einem Abgrunde vorbei; hier legte er nasse Baumrinde über den Pfad, und als die zurückkehrende Kuh darauf trat, glitschte sie aus und stürzte in den Abgrund. Der Erboste blickte lachend hinunter, wo die Kuh zerschmettert lag und rief: „Nun darf ich Dich nicht mehr suchen!" Die böse That blieb geheim. Nach dem Tode aber des Thäters fand dieser keine Ruhe. Nachts, wenn die Kühe sich gelagert und Alles sich zur Ruhe gelegt, hörte man wild heulen und wimmern und sah den Zusenn sich aufmachen, die Kuh unten im Abgrunde aufheben und sie keuchend hinauf wälzen, wo angelangt, sie ihm sogleich wieder entfiel, hinunter stürzte und er hohnlachend hinab schaute. Endlich bezahlte sein Vater die Kuh und der Unselige ward erlöst. (Nikl. Senn „Bündnerische Volkssagen", 1854.)

In der Schwizergemeinde Iberg, in der Alp auf dem Hirschberge sprengte einst ein Senn aus Zorn und Bosheit eine Kuh in einen Abgrund, worauf, scheu geworden, die übrigen Kühe nachsprangen und umkamen. In gewissen

Digitized by Google

Nächten nun ſah man den Senn dieſe Kühe auf dem Rücken aus dem Tobel auf die Alp gebückt und ſchnaufend hinauf tragen. (P. Gall Morell.)

In der Valenſer Alp Laaſa war einſt ein leichtſinniger Küher, dem eine etwas lebhafte Kuh aus einer andern Gegend viel Verdruß machte. Da beſchloß er, ſich Ruhe zu verſchaffen, jagte ſie einſt in eine Räfe, unter der ein Abgrund war, und das Thier fiel todt. Als er aber ſtarb, wurde ihm die Strafe, ſieben oder neun Jahre lang nächtlich die todte Kuh aus der Tiefe hinaufzutragen, wo ſie jedesmal wieder hinabpolterte.

Der „Geiſtende" kam zuweilen in die Hütte und ſetzte ſich unter die Knechte, aß aber weder, noch getraute ſich Jemand ihn anzureden. Einſt jedoch wagte dies ein Senn und erfuhr von ihm die Urſache ſeiner binnen kurzem zu Ende gehenden Buße. (Sebaſtian Hobi von Valens.)

Der Volksglaube an Strafen für ſolchen Muthwillen oder auch nur Fahrläſſigkeit mit böſen Folgen, iſt in unſerm Alpenlande, wo mit ſo was viel Gefährde verbunden, allgemein. Mein Vater erzählte mir das Obige aus einer unſerer Alpen mit all den gleichen Nebenumſtänden, und zum Vater meiner Mutter kam einſt der alte Strubel-Chriſti aus Mederis ob Mels, ihn zu fragen, ob er ihm wohl verzeihe, daß er ihm in der Alp Medems ein Roß verliederlicht, daß es ein Bein gebrochen. Er ging, nach erhaltener Verzeihung, beruhigt heim. (Anm. des Sammlers.)

(634.) In den Wäldern bei Trocnow, unweit Forbers im ſüdlichen Böhmen, weiß man von einem kopfloſen Manne mit einem großen Auge auf der Bruſt und ganz weiß gekleidet, der einen (Grenz-) Stein in den Händen trägt und mit entſetzlicher Stimme ruft: „Wohin ſoll ich ihn ſetzen?" Erhält er keine Antwort, ſo kehrt er wieder zurück in den Wald, antwortet man aber: „Lege ihn dorthin, wo Du ihn genommen haſt!" ſo wird er gereizt und läuft dem Antwortenden nach. (Vernaleken.)

Alle Geiſter, die angeblich wegen Markenverfälſchung Nachts Markſteine auf dem Rücken tragen und damit bald ſchwarz, bald feurig, umgehen, ſind Siſyphuſſe, wie der zwiſchen Laas und Schlanders. (Zingerle 1859, S. 150. 151.) Ihre Frage: „Wo ſoll ich ihn hinlegen?" und die häufige Scherzantwort: „Narr, wo Du ihn weggenommen haſt!" welche ſie erlöſt, iſt in Tirol ſo gäng und gäbe wie in der Schweiz. (Zingerle.)

(635.) So erinnert es an die Sage von den Danaiden, wenn der drollige Fuhrmann Hans Pfriem im alten Märchen (Grimm III, Nr. 178) im Himmel, neben anderen Verkehrtheiten, Jungfrauen das Waſſer in löcherigen Fäſſern in die Stube tragen ſieht. In Gex verweiſt man die Hageſtolzen und Advocaten nach Ancenda, wo ſie aus dem Rodan Sand in durchlöcherten Körben herauf tragen und die vergebliche Arbeit immer von neuem beginnen müſſen.

An dieſe Sagen knüpfen ſich zunächſt jene, welche die Ausrottung des Menſchengeſchlechts, um ſeines Uebermuthes oder ſeiner Sünden willen, und ſeine nachherige Erneuerung betreffen. Die griechiſche Sage erzählt:

(636.) Als Zeus das eherne Geſchlecht zu vertilgen beſchloſſen hatte, zimmerte Deukalion, Sohn des Prometheus (um den ſich alle dieſe Sagen von Auflehnung gegen die Götter gruppiren), auf den Rath ſeines Vaters einen Kaſten, belud denſelben mit den nöthigen Lebensbedürfniſſen, und ſtieg mit ſeiner Gattin Pyrra hinein. Nun goß Zeus Regen in Menge vom Himmel herab und überſchwemmte den größten Theil von Hellas, ſo daß alle Menſchen zu Grunde gingen, bis auf Wenige, die auf die nächſten Hochgebirge geflohen waren. Deukalion aber trieb in ſeinem Kaſten neun Tage und eben ſo viele Nächte hindurch auf dem Meere umher, landete endlich auf dem Parnaß, ſtieg hier, da der Platzregen aufgehört hatte, aus und opferte dem Zeus. Zeus ſchickte den Hermes zu ihm und erlaubte ihm, zu bitten, was er wollte. Da äußerte Jener den Wunſch, es möchten, ihm zur Geſellſchaft, wieder Menſchen entſtehen. Zeus gewährte es, und auf ſeinen Befehl hob nun Deukalion Steine auf und warf ſie rückwärts über ſeinen Kopf. Die nun, welche Deukalion warf, wurden Männer, die von Pyrra geworfenen Weiber. (Apollodor I, 7, 2.)

In Indien lautet die Sage:

(637.) Einem frommen König, genannt Manus, erſchien der Herr der Geſchöpfe (pradschâ-patis) Brahmâ, das höchſte Weſen, verkündete ihm die bevorſtehende, Alles vertilgende Ueberſchwemmung, und befahl ihm, ein Schiff zu bauen und es in der Zeit der Gefahr zu beſteigen, und die Samen aller Art, wie ſie immer genannt würden, wohl von einander abgeſondert mitzunehmen. Manus gehorchte dem Befehle der Gottheit und brachte alle Samen in ein Schiff, welches er dann ſelbſt beſtieg. Das Schiff aber, von der Gottheit geleitet, ſchwamm viele Jahre auf dem Meere, bis es endlich auf des Berges Himawân höchſtem Gipfel ſich niederließ, wo es auf den Befehl der Gottheit feſtgebunden wurde. Dieſer Gipfel wird darum heute noch Nau-Bandhanam (Schiffs-Binden) genannt, und von Manus ſtammt das erhaltene Menſchengeſchlecht ab. (Die Sündfluth, Epiſode des Mahâ-Bhârata, überſetzt von Franz Bopp.)

Ebenſo wurde (nach Beroſos) in Meſopotamien erzählt:

(638.) Der zehnte König Chaldäas, Xiſuthros (wie Noah der zehnte Patriarch iſt), erhielt von Kronos eine Warnung im Traum, er möge ein Schiff bauen und ſich mit den Seinigen, ſowie mit einzelnen Paaren der vierfüßigen Thiere und Vögel hineinflüchten: denn das ſündhafte Menſchengeſchlecht ſolle durch eine große Fluth vertilgt werden. Xiſuthros folgte der

Digitized by Google

Mahnung. Als die Fluth sank, ließ er dreimal Vögel ausfliegen; die ersten kamen zurück, die zweiten auch, aber mit Erde an den Füßen, die dritten nicht mehr, das Schiff blieb auf einem Berge stehen; Xisuthros stieg mit Frau, Tochter und Steuermann aus, betete die Erde an und brachte den Göttern ein Opfer. Als ihn aber die Genossen suchten, war er mit seinen Begleitern verschwunden und unter die Götter versetzt worden.

Aehnlich lautet der Bericht über die Fluth, welchen eine zu Ninive in der aufgedeckten Bibliothek des Königs Assur-bani-pal gefundenes Manuskript auf einer Anzahl Lehmtafeln in Keilschrift enthält (1872 in London veröffentlicht). Nach demselben heißt der in der Fluth durch ein Schiff Gerettete Chasisatra, Sohn des Ubaratutu, und erzählt seine Rettung im Schattenreiche dem ihn dort besuchenden und wegen einer Krankheit berathenden Heroenkönig Izdubar. Der Berg, auf welchem die Arche festsaß, heißt Nizir. Chasisatra ist offenbar derselbe Name wie Xisuthros. Dieser Bericht ist ohne Frage älter als derjenige der Bibel, weil in einer ältern Schrift abgefaßt, und zeigt, daß die Fluthsage im wasserreichen Chaldäa entstanden und erst von dort nach dem trockenen und bergigen Kanaan gewandert ist. Ihrem Ursprung nach ist sie nach unserer Ansicht eine Combination der Beobachtung von Ueberschwemmungen mit der Sonnenmythe, d. h. mit dem Untergang der Sonne und ihrem Wiederaufgang aus dem Meere, wie ja auch die Griechen zu Homers Zeit den Sonnengott und die Tagesgöttin (Helios und Eos) während der Nacht auf dem Okeanos von Westen wieder nach Osten schiffen ließen. In tropischen und subtropischen Gegenden, wo ja die Fluthsage vorzugsweise entstanden (Indien, Mesopotamien, Mexiko) dürfte dieselbe vielleicht noch deutlicher auf die jährliche Regenzeit zu beziehen sein, nach deren Verlauf die Sonne wieder mit erneuter Kraft hervortritt. Die Auffassung einer Strafe für Sünden kam später dazu.

Von einer eben solchen Sage in Phrygien zeugt eine Münze, auf welcher ein Schiff mit der Inschrift No und einem aussteigenden Menschenpare abgebildet ist.

Die hebräische Sage, welche von der Theologie zur allgemein giltigen erhoben worden, weiß von dreierlei Bestrafungen der Menschen um ihres übermüthigen Sittenverfalls willen.

Digitized by Google

(639.) Die erſte Sage (I. Moſ. 1—3) läßt das Urmenſchenpaar, den Mann aus Erde, die Frau aus einer Rippe desſelben geſchaffen werden; Gott verbietet ihnen, vom Baume der Erkenntniß und vom Baume des Lebens zu eſſen, damit ſie weder das Gute und Böſe erkennen, noch ewig leben (3, 22); auf Rath der Schlange übertreten ſie das Gebot bezüglich des erſtern Baumes, gewahren in Folge deſſen ihre Nacktheit und werden durch einen Fluch aus dem Paradieſe getrieben (die Titanen, die den Göttern gleich ſein wollten!)

(640.) Nach der zweiten Sage (I. Moſ. 6—9) ſahen die Kinder Gottes (wer die waren, hat noch Niemand genügend erklärt) nach den Töchtern der Menſchen, wie ſie ſchön waren, und nahmen zu Weibern, welche ſie wollten. Aus dieſen Verbindungen entſprangen Tyrannen, gewaltige und berühmte Leute. Da die Bosheit der Menſchen groß war, reute es Gott, daß er die Menſchen erſchaffen, und er beſchloß, ſie zu vertilgen. Nur Noah nebſt Frau und Kindern wurde ausgenommen, baute die Arche und nahm Thiere aller Art hinein. Vierzig Tage (eine ſehr häufig vorkommende Zahl in der hebräiſchen Sage) regnete es, und 150 Tage ſtand das Gewäſſer; der Rabe und die Taube wurden ausgeſchickt, Noah ſtieg auf dem Ararat aus, opferte und der Regenbogen beſiegelte die Sühne. (Intereſſant iſt, daß bei den Griechen der Enkel des Japetos, bei den Hebräern der Vater des Jafet die Fluth durchmacht, und daß von den drei Enkeln des Erſtern, Doros, Aiolos und Xuthos alle Griechen, von den drei Söhnen des Zweiten alle Menſchen abſtammen ſollen.)

(641.) Die dritte Sage iſt die von dem Untergange Sodom's und Gomorrhas (I. Moſ. 18, 17), um ihrer Sünden willen, wovon wieder eine Familie, die Lots, obwohl ſie nicht beſſer war als die Anderen (ein trunkſüchtiger Vater, eine ungehorſame Mutter und zwei unzüchtige Töchter), ausgenommen wurden und zwei neue Völker, Ammoniter und Moabiter, entſtanden. (Intereſſant iſt wieder die Aehnlichkeit der vorhergehenden Bewirthung des Engels durch Abraham mit der Sage von Lykaon.)

Eine derartige Beſtrafung nun ſpielt in unzähligen deutſchen Sagen eine bedeutende Rolle. Mit Bezug auf Rieſen (wie wir ſchon bei Ymirs Tod oben ſahen, was ſich genau an die Sin- oder Sündfluthſagen anſchließt) vernehmen wir folgendes hierher Gehörige:

(642.) Einſt lebte ein „Wilder" oder „Rieſe" mit dem Namen Serles, wo die Brennerſtraße von Innsbruck empor führt. Er war der Bergkönig, hatte eine Königin und einen Rathgeber und war ein wilder Jäger, den nichts freute als Waidwerk und Hunde und Blut. Mitleid kannte er nicht. Bei einem ſeiner Ritte riſſen die Hunde nicht nur den verfolgten Hirſch, der ſich in eine Kuhheerde geflüchtet, nieder, ſondern auch die Heerde. Da wagte einer der Hirten (ſo was war ſchon oft geſchehen), einen der Hunde

Digitized by Google

niederzuſchießen, worauf Serles, vom Weib und Rathgeber angeſpornt, die ganze Meute auf die Hirten hetzte und ſie zerfleiſchen ließ, wozu er laut lachte.

Aber Gott ſah zu. Ein furchtbares Sauſen erhob ſich in der Luft und ein Ungewitter verdunkelte die Gegend. Als es vorbei war, erblickte man und erblickt ſie noch, drei Felszacken ſpitzig und ſteil über der jetzigen Straße, die drei Böſen, um ſie herum ſtehen und liegen ihre Jäger und Hunde, alle in Felſen verſteinert. In Wetternächten aber hört man oft das Kläffen vieler Hunde und ſieht bei Gewittern Blitze auf die drei Felsrieſen niederfahren.

Aehnlich ſei der baieriſche Wazmann ein Alpenkönig geweſen und mit ſeinem Weibe und ſieben Kindern wegen blutiger Grauſamkeit zu Eisfelſen geworden. (Alpenburg.)

(643.) Die Rieſenkönigin Hütt wohnte in den Gebirgen ob Innsbruck, damals voll Wälder, Aecker und Wieſen. Als ihr kleiner Sohn, der ſich eine Tanne zum Steckenpferd abknicken wollte, dabei ausglitt und in einen Moraſt fiel, aus dem er ſchwarz von Schmutz heimkam, ließ ihn die Uebermüthige mit Brot abreiben. Sogleich zog ein Gewitter heran, der Donner ſchlug ein und als es ſich verzog, waren Schloß und Aecker und Wald verſchwunden, eine Wüſte voll zerſtreuter Steine an ihrer Stelle, in der Mitte aber die Rieſenkönigin, nordwärts der Stadt, ein gekrümmtes Felshorn, verſteinert bis zum jüngſten Tage. Kindern, die mit Brot leichtſinnig umgehen, ruft man noch zu: „Spart Eure Broſamen für die Armen, damit es Euch nicht ergehe wie der Frau Hütt!“ (Zingerle und ſchon früher Matthiſſons Erinnerungen III. Bd., Zürich. 1816, S. 123 ff. aus dem Munde des Grafen v. Wolkenſtein im Jahre 1806.)

Aber die Sage und der Name reichen viel weiter hin als Tirol.

Zahlreicher noch ſind die Sagen von Beſtrafungen rieſenhaften Uebermuthes der Menſchen.

Letztere werden geſchildert als ein reicher Senn oder ein Senn und ſeine Geliebte, ein König und eine Königin, eine Stadt voll frevlen Volkes, welche bald einen wandernden armen Alten, ein hungernd Weiblein, eine dürftige Mutter ungaſtlich und ſchnöd abweiſen, während ſie die Gottesgaben entheiligen, die Wege auf der reichen Alp mit ſchönen Käſen und goldgelben Butterſtücken pflaſtern, mit ſolchen kegeln und ſo lange, bis das Maß voll iſt, die Frevler in Steine verwandelt daſtehen, die fette Trift von Felsgerölle überſchüttet oder von Gletſchereis überzogen wird, oder Alles in einen See verſinkt. Nun hört man die Jammerſtimmen und das Heerdegeläute aus

Digitized by Google

Gletſcher und See hervorſchallen, oder erblickt bei hellem Wetter die Häuſer und Thürme der „verſunkenen“ Stadt, aus dem Waſſergrunde herauf ſchauend, und hört die Glocken der Kirchen in der einſamen Tiefe läuten.

Dieſe *Seen* (vergl. Grimm Sagen 111—113), an deren Stelle in Gegenden, die ſolcher entbehren, Schuttfelder, Steinwüſten und Gletſcher treten, unter denen Gärten, Wälder und Alpenweiden begraben liegen, — ſind lauter Variationen der Fluthſage, wobei es auch manchmal nicht an der Rettung einzelner Bevorzugter fehlt:

(644.) Wo der kleine *See* Lac de Brai, Bret, Bré oder Broz am Fuße des Jorat liegt, deſſen Ufer wankend und trügeriſch ſind, lag einſt die keltiſche Stadt Bramagus, Viromagus. Als *ein armer Reiſender* um Nachtherberge bat, überall ſchnöde abgewieſen, nur *von einem*, ebenfalls *Dürftigen*, aufgenommen wurde, lag des letztern Hütte auf einem Hügel und zu deſſen Füßen der See, in deſſen Fluth man bei hellem Wetter einen Kirchthurm erblicken und in der Chriſtnacht Nonnen beten und ſingen hören wollte. (Kuenlin.)

(645.) Nach der Sage war das winzige Städtchen Werdenberg einſt eine ſchöne und *große Stadt*, die bis ins Feldrietli oder gegen Sevelen hin reichte. Das Schloß des Grafen ſtand auf dem Ilgenſtein ob Altendorf. Als ſeine ſchöne, aber gottloſe Gattin übel lebte, und nach ihrem Beiſpiele alles Volk, lagerten ſchwarze Wolken drüber her, fiel der Regen in Strömen und in einer Nacht *verſanken* Stadt und Schloß und Leute, wovon der jetzige See mit ſeinen bodenloſen Sümpfen und das Feldrietli noch zeugen. Im See wollten Gläubige, wie das überall iſt, Thurmſpitzen gewahren. Die Gräfin aber hauſt noch jetzt unten als große *Schlange* mit *goldener Krone* und *goldenen Schlüſſeln*. Meiſt hält ſie ſich auf dem Sonnenbüchel auf, in den ſchönen Buchenwäldern ob Altendorf, aber alltäglich kommt ſie in's Feldrietli, wo ſie aus einem Brünnlein trinkt und Schlüſſel und Krone dabei in's Gras legt. Mancher hätte letztere gern erbeutet, und Einer ritt einſt deshalb in's Feldrietli, wo er neben der Quelle ein weißes Tuch in's Gras breitete. Als die Schlange ihren Schmuck darauf legte, entriß der Gierige das Tuch und ſprengte fort, aber die Schlange ſchoß ihm ſo pfeilſchnell nach, daß er froh war, den Fang wieder fahren zu laſſen. (Nikl. Senn.)

(646.) Beda Weber hörte im Jahre 1846, als er über Bogen und Neumarkt über das Gebirge nach Cavriana im wälſchen Südtirol ging, um die blutſchwitzende Domenica Lazzaris zu beſuchen, von dem ihn führenden Knaben folgende Sage über den Kaltererſee zu ihren Füßen, wie dieſer ſie von ſeiner wälſchen Mutter gehört hatte.

Einſt gingen Jeſus und der heilige Petrus durch die Welt, um zu ſchauen, wie es auf derſelben zugehe, und kamen in die Gegend, wo jetzt der See liegt, damals aber eine große Stadt war. Es war ein heißer Sommertag und der Staub auf den Wegen faſt unleidlich. Jeſus fühlte brennenden Durſt, ſprach in mehreren Häuſern ein, ward aber überall abgewieſen, außer in einem Hauſe, am Hügel, wo eine arme Frau wohnte, welche die zwei Wanderer mit Brot und Waſſer erquickte. Als dies geſchehen war, goß Jeſus den Reſt des Waſſers zum Fenſter hinaus, wo es unten allſogleich wuchs und dergeſtalt anſchwoll, daß ein See das Thal von einem Berge zum andern ausfüllte. Die unbarmherzige Stadt ging darin zu Grunde und der Kaltererſee blieb als ein Warnzeichen bis heute. (Beda Weber, Charakterbilder.)

(647.) Eine arme alte Graubündnerin, die noch einmal zur entfernten Kirche wollte, ehe ſie ſterbe, konnte, als ſie die Sennhütte von Urden im Thale Skanfik erreichte, vor Erſchöpfung nicht weiter und bat den Senn um ein Tröpflein Milch. Er herrſchte ſie roh an, ſpottete ihres Flehens, molk endlich, als ſie nicht nachgab, ſeine rothe Kuh, that etwas Schädliches in den Trank und reichte ihn der Verſchmachtenden. Als ſie abwärts eilte, fühlte ſie heftige Schmerzen und ſank ſterbend nieder. Aber ſogleich deckten rollende Donnerwolken den Himmel, zuckten die Blitze, ſpaltete die Erde, die Alp verſank und der Urdenſee lag an ihrer Stelle, an dem die Leute eilig vorbei gehen, weil man oft in den Lüften ein laut Geſchrei hört. Alle ſieben Jahre tost der See Nachts dumpf, dann milkt der Senn ſeine rothe Kuh, während es donnert und blitzt, und iſt er fertig, ſo verſinkt er heulend. (Flugi.)

(648.) Wo jetzt der Walchſee liegt, war Wald, über den die Umwohner ſo heftig ſtritten, daß er zum See wurde, der einſt das Kloſter St. Johannes am Ufer in einer heiligen Nacht mit allen Vetern verſchlingen wird. Früher ſah man Nachts auf ihm eine unheimliche Fackel, die „Seefackel", angeblich die Seele einer unnatürlichen Mutter, die ihr unehelich Kind hineingeworfen hat. So iſt der Achenſee im Unterinnthal an der Stelle eines ſtattlichen Dorfes, deſſen Bewohner in der Kirche während des Gottesdienſtes ſpielten. Man ſieht zuweilen noch den Kirchthurmknopf glänzen und hört die Glocken zwölf Uhr läuten.

Die Wildſchönau neben dem Innthale war einſt ein See, in welchem ein ungeheurer Drache hauſte. Seine Fluthen zerſtörten im Innthal eine große Stadt zwiſchen Wörgl und Haidach. (Zingerle.)

(649.) Im Simmenthale, in der Gegend, wo jetzt Weißenburg, Oberwil und andere kleine Ortſchaften liegen, ſoll vor ſehr alten Zeiten eine große Stadt geſtanden haben. In dieſelbe kam eines Abends ein kleines zerlumptes Männchen und flehte von Haus zu Haus um eine Gabe. Es fand jedoch überall Abweiſung, bis es außerhalb der Stadt an einem ganz ſchlechten Häuschen anpochte, wo ſeine Angſt auf's Höchſte geſtiegen war, weil

Digitized by Google

es, aus ſeinen Aeußerungen zu ſchließen, was Wichtiges zu erwarten ſchien. In dem ärmlichen Häuschen wohnte ein Greis mit ſeiner Tochter, und das Männchen erhielt das Gewünſchte. Kaum hatte es die Gabe, ſo begann es mit einer Hacke einen Graben um das Häuschen aufzuwerfen. Der Greis und die Tochter ſahen ihm lachend zu; das aber ſtörte das Männchen nicht, deſſen Arbeit kaum fertig war, als ſich ein fernes dumpfes Toſen und Krachen vernehmen ließ, welches immer ſtärker und ſtärker wurde und immer näher und näher kam. Mit Entſetzen ſahen die Bewohner einen Bergſturz über ſich und die Stadt heranbrechen, worunter Alles verſchüttet wurde, bis auf das gaſtliche Häuschen, welches der Kleine mit dem ſchützenden Graben umzogen hatte. (E. Frick in Zuberbühlers handſchr. Sagenſammlung aus Münchenbuchſee.)

(650.) Am rechten Ufer des Thunerſees, in der Nähe von Ralligen, lag im Alterthume, heißt es, eine Stadt Roll, groß und reich, am Fuße der jähen Ralligſtöcke. Die Bewohner darin waren ſtolz und übermüthig und lebten in Saus und Braus.

In dieſelbe kam eines Abends ein Zwerglein (Andere nennen den heiligen Beatus) und bat um Nachtherberge. Es wollte ihn aber Niemand aufnehmen, außer den Bewohnern eines abgelegenen Häuschens. Dieſen ſagte er den Untergang der Stadt und ihre eigene Rettung voraus. Dann erſcholl oben von der Fluh, den Ralligſtöcken, ein lauter Ruf, nach Einigen:

Stadt Roll, zieh us mit dinem Volch!
Die ſpitzi Fluoh iſt g'ſpalten,
Schlegel und Weggen ſi g'halten (ſind verſorgt),
Zieh us dem Stampbach zuo!

Nach Anderen:

D' Ralligfluoh iſt g'ſpalten.
Schleggel und Weggen ſi g'halten,
D' Stadt Ralligen will undergan,
Flieh, flieh, wer fliehen chan!

Die übermüthigen Bürger achteten des dreimaligen Rufes nicht; aber in der Nacht ſtürzte die Fluh herunter und deckte die Stadt zu, nur das Häuschen nicht, welches den Zwerg aufgenommen hatte, und an deſſen Stelle jetzt das Ralligſchloß ſteht, in deſſen unterſtem Stockwerke zu Zeiten drei Jungfrauen in ſeidenen Gewändern durch die Gänge ſchreiten und dann verſchwinden.

Iſt der See recht klar, ſo ſieht der Gläubige noch die Ruinen der Stadt im Abgrunde. (Anton von Känel und Jak. Kunz in Zuberbühlers handſchr. Sagenſammlung aus Münchenbuchſee. Wyß, Idyllen und Volksſagen aus der Schweiz I. S. 62. 315.)

(651.) In alter grauer Zeit lag am Anfange des Grindelwaldthales Schillingsdorf.

Digitized by Google

Eines Abends kam ein armer Mann in dieſes und bat von Haus zu Hauſe um Herberge. Ueberall wurde er abgewieſen, bis in einem Hauſe gaſtfreiere Leute ihm Aufnahme gewährten. Hier habe er die Worte ausgeſprochen:

Bußalpburg iſt g'ſpalten,
Schlegel und Weggen ſi g'halten,
und Schillingsdorf wird undergan.

Dieſer Spruch verſetzte die Bewohner des gaſtlichen Hauſes in nicht geringen Schreck; der Mann aber ſprach ihnen dadurch Troſt ein, daß er verſicherte, ſie werden dabei zu keinem Schaden kommen, ihr gaſtlicher Sinn habe ſie vor dem kommenden Unheile bewahrt.

Sie begaben ſich zur Ruhe. Ehe aber die Nacht vorüber war, ging des Mannes Ausſpruch in Erfüllung. Ein Theil der Bußalpburg (ein Berg an der Bußalp) riß ſich plötzlich los und eine wahre Steinlauine verſchüttete das ganze Schillingsdorf, mit Ausnahme des Hauſes, in welchem der Arme übernachtete. Ein großer Felsblock hatte ſich gerade ſo vor dasſelbe gewälzt, daß er es beſchützte jetzt und fortan. Das iſt noch heute zu ſehen.

Von da an hieß die Gegend Burglauenen. Durch dieſe Ueberſchüttung ſchwoll die Lütſchine ſo auf, daß ſie das ſogenannte Schöne Thal verſperrte, wovon es jetzt Lütſchenthal heißt. (P. Anneler in Zuberbühlers handſchriftlicher Sagenſammlung, Münchenbuchſee 1850.*)

Dasſelbe erzählt man von anderen Orten. Die öſterreichiſchen Luſtenauer eben ſo von einem Beſuche des Herrn Jeſu in Geſtalt eines alten Bettelmännchens auf der damals fruchtbaren Alp auf dem Kamor der Schweiz, den ſie „Kummerberg" ausſprechen; die Bregenzerwälder vom Säntis. (Vernaleken.) — Es iſt ganz dasſelbe, wie im erſten Buche Moſes zwei Engel erſt zu Abraham nach Mamre und dann zu Lot nach Sodom kommen, dann bewirthet werden und am Morgen Lot und die Seinigen mit ſich nehmen, worauf die frevelhaften Städte Sodom und Gomorrha im Schwefelfeuer in einem Salzſee verſinken (I. Moſes, 18, 19) und wie Zeus und Hermes die Erde durchwandern, um die Menſchen zu prüfen, und dann vom greiſen armen Ehepaare Philemon und Baukis aufgenommen, dieſe mit ſich auf einen Berg führen, von wo ſie ſehen, wie die frevelhafte Gegend zum See wird, aus welchem nur die Hütte der zwei Leutchen hervorſchaut und zum Tempel wird, in welchem Letztere von nun an als Prieſter dienen und bei ihrem Sterben in zwei Bäume vor dem Tempel verwandelt werden.

(652.) Magdalena, die Tochter einer armen kranken Frau in Kriens, begab ſich in der Noth zu ihrer Mutter Vetter, dem reichen Klaus, der auf

*) Eine Menge ähnlicher Sagen aus Tirol finden ſich in den Büchern der beiden Sammler Alpenburg und Zingerle.

Digitized by Google

der schönen Kastelenalp das schönste Sennthum weidete, um etwelche Unterstützung zu erflehen. Der Vetter hatte für sie nur Hohn und Spott. Das Mädchen eilte, trotz beginnenden Gewitters, von hinnen, klagte auf dem Heimwege unten ihr Leid ihrem Geliebten Alois, der dort Handbub in der benachbarten Bründlenalp und auch arm war, und ihr, als das Wetter sich verzogen, das einzige Käschen aufnöthigte, welches er in der Hütte hatte. Aber ach, da glitschte ihr Fuß auf dem nassen Alpengrase aus und das Käslein rollte von Band zu Band unaufhaltsam in die Tiefe. Als Magdalena ihm trostlos nachschaute, die Sterne funkelten bereits, da zupfte etwas sie plötzlich am Gewande und sich umsehend, gewahrte sie im Dunkel im grünen Kleid und rothen Käppchen und dem Silberbarte bis zum Boden ein winzig „Bergmannli", auf seiner Schulter ein Stück von ihrem Käslein, in der Hand ein Büschel Alpkräuter. Ich weiß, sprach die feine Stimme, was Dir geschehen. Die Hartherzigkeit ist bestraft. Nimm die Kräuter und den Käse und bring' es der Mutter heim. Jene machen sie gesund, und wohl bekomm ihr dann der Käse! Damit war der Kleine verschwunden. Die Mutter genas, der Käse aber, als sie ihn anschneiden wollten, war reines Gold. Jetzt waren sie Alle reich genug. Sie kauften die Bründlenalp und das Mädchen wurde Aloisis Frau. Dem reichen Klaus aber war es schlimm ergangen. In jenem Ungewitter hatte ein grauser Schuttfall die Kastelenalp mit einer Trümmerwüste zugedeckt, wobei ein Stein dem fliehenden Vetter beide Beine so zerschmetterte, daß sie ihm abgenommen wurden und er an Krücken elend und bettelnd im Lande umherziehen mußte. (Der Kanton Luzern, v. Kas. Pfyffer I. S. 235.)

(653.) In der Berner Gemeinde Blumenstein, in sehr fruchtbarer Gegend, wohnte eine Hexe. Als die Bewohner diese einst bedrohten, begab sie sich voll Rache in's Gebirge. Plötzlich überzog sich der Himmel mit Wolken, ein Gewitter ohne Gleichen brach über Blumenstein los, der Bach schwoll und trat aus und überdeckte die Gegend mit einem Kieselbette. (Stucki in Münchenbuchsee in Zuberbühlers Sammlung.)

(654.) Die kahle Schrattenfluh im Entlibuch war die schönste Alp im Lande, genannt Marienthal, welche zweien, nach anderer Sage dreien Brüdern gehörte, deren einer blind war und im Dorfe Tschangnau unten gewohnt haben soll. Sie beschlossen, die Alp zu theilen, wobei der Blinde übervortheilt wurde. Der, oder einer der Sieger hatte eine Tochter, um welche wegen ihres Reichthums und ihrer Schönheit weit herum gefreit wurde. Da soll sie Demjenigen ihre Hand versprochen haben, der die steile Felswand hinauf den Schibengütsch bis an die Spitze der „Schibenfluh" ersteige. So Mancher dies wagte, so Mancher fand seinen Tod dabei.

Als sich allgemeiner Unwille erhob und der Blinde den Betrug inne wurde, stellte er den reichen Bruder vor Gericht an Ort und Stelle zur Rede, und dieser that den Schwur, seine ganze Weide solle der Teufel zerreißen und

Digitized by Google

ihn und sein Kind sonst strafen, wenn der Vorwurf nahe sei. Da erbebte der Berg, der Teufel erschien und kratzte im Nu die Weide davon weg, so daß man die Spuren der Klauen noch wahrnimmt. Die Weide des Blinden blieb unversehrt. Der Meineidige liegt vom Teufel in's tiefe Loch in der Nähe des Gütsches hingeschleudert und wird von den Vorübergehenden mit Steinen beworfen; die Tochter ist in die Höhle unter dem Gütsch (das „Schibenloch") gebannt, wo sie ihren Schatz hütet. Das Loch ist so groß, daß ein ganzes Sennthum Kühe Raum fände.

„Der ewige Jude" (über ihn weiter unten) wanderte dreimal am Entlebuch vorbei und fand das erste Mal auf der Schratten einen Weinberg, das zweite Mal eine Alp, das letzte Mal den kahlen zerrissenen Felsen. (Zugesendet vom Pater Gottfried, Senior des Kapuzinerklosters zu Schüpfheim. Vergl. Kas. Pfyffer, der Kanton Luzern. I. Bd. S. 242. 443. Kohlrausch, Schweiz. Sagenbuch I. 204 und Vernaleken S. 41.)

(655.) Vor alten Zeiten war der Langeneckberg im Kanton Bern ein schöner Weinberg, im Thale unten das schöne Dörflein und auf der Bergspitze die Kirche mit weiter Aussicht. Die Menschen jedoch, so schön die Gegend war, verwilderten. Da erschien einst ein Bergmännchen bei ihnen und verkündete: Jetzt ist dieser Berg ein schöner Weinberg; komme ich das zweite Mal, wird er eine Viehweide, und wenn ich das dritte Mal komme, ein Gletscher sein. Die Bewohner nahmen sich den Spruch nicht zu Herzen. Da kam mit dem Zwerge die Umänderung Die Trauben und das Obst reiften nicht mehr, die Feldfrüchte arteten aus und die Gegend konnte nur noch als Viehweide benützt werden.

Jetzt denken die Leute oft mit Schrecken der bevorstehenden fernern Umwandlung. (Stucki in Zuberbühlers handschriftlicher Sagensammlung.)

(656.) Im Urbachthale, wo die Wetterhörner gen Himmel ragen, lachte vor Zeiten eine grasreiche Alp, Eigenthum einer jungen Sennerin, die Sommers oben lebte. Diese war jedoch übermüthigen und harten Wesens, die keinem Andern was gönnte und jeden Armen mit Schimpf von ihrer Hütte wegwies. Da gewann ein junger Bursche ihre Liebe, Einer der zu ihr paßte, glatt, gewandt, einschmeichelnden Wesens, der ihr so schöne Worte machte, daß sie völlig von ihm eingenommen wurde. Sie hielten Hochzeit. Eines Tages kam ein Armer auf die Alp, der dem Verschmachten nahe war und um eine Labung flehte; die Uebermüthige überhäufte ihn mit Schmähworten; da verfluchte er die Alp und sank verscheidend nieder. Sogleich brach ein Ungewitter los und überdeckte die schöne Alp mit dem Gauligletscher. Unter diesem hört man oft das dumpfe Geläut der Heerdeglocken und vernimmt die Wehklage des „Gauliwibli" und ihres Buhlen:

Digitized by Google

„I und mi Kathrin
und mini Chue Brün
und min Hund Rin*)
müssend immer und ewig uf Blümlisalp sin."

(Dieselbe Sage existirt bezüglich vieler anderer Gletscher der Schweiz, sowie Tirols; vergleiche die Sage vom Rosengarten bei Alpenburg.)

(657.) In einer Sennerei, erzählt man im Unterinnthale, trieben sie den Uebermuth, Stiegen aus Käse und Butter zu bauen, und wiesen ein armes Männchen hart ab. Da bedeckte der Wildalpensee die Sennerei und ihre Bewohner. Solche, die an seinem Ufer schlafen, zieht er hinein. Seine Fische lassen sich nie fangen. (Alpenburg und Zingerle.)

(658.) Weit die schönste Alp im Berner Oberlande war vor Zeiten die Blümlisalp (es ist eine solche hinten im Lauterbrunnenthale an der Jungfrau, und eine, die Frau, hinten im Kienthale). Die Sage erzählt von ihr, der Senne, der sie besaß, habe hundert Kühe darauf sömmern und deren jede dreimal des Tages melken können, von jeder zwei Melkeimer voll. Dadurch wurde er über die Maßen reich, aber eben so übermüthig und hartherzig. Seine Hütte sei ihm allmälig zu schlecht vorgekommen, er habe sie niederreißen und eine neue bauen lassen, zu welcher er eine Treppe und einen Weg machen ließ aus lauter schönen Käsen, wozu die goldgelbe Butter das Pflaster abgeben mußte. Gewaschen wurde sie täglich mit süßer Ankenmilch. Darüber ging er mit seinem Hunde.

Im Thale unten hatte er eine alte Mutter. Diese begab sich einst auf den Berg, ihren Sohn zu besuchen. Da die Hitze groß war, bekam die Frau starken Durst und bat ihn um einen Trunk Milch. Da reichte er ihr sauer gewordene, in die er noch Sand streute.

Aber der Frevel blieb nicht ungestraft. Im Heimgehen kehrte sich die beleidigte Mutter um, sprach einen Fluch über die Alp aus und sogleich wurde diese zum ewigen Firn.

(659.) In Vättis erzählt man (Nikl. Senn, „Bündnerische Volkssagen" 1854 S. 7) folgende Sage:

Wo jetzt der mächtige Sardona-Gletscher sich weit ausdehnt, blühte und grünte einst die herrlichste Alp. Der Senne, einer Witwe Sohn von Elm im Glarnerlande, war stolz auf seinen Reichthum und baute eine neue Sennhütte. In Elm hatte er eine Geliebte, Kathrin, die oft zu ihm herauf kam und sein Herz völlig in Banden nahm. Früher hatte er seine alte Mutter, wenn sie auf Sardona kam, freundlich aufgenommen und immer beschenkt entlassen; jetzt achtete er ihrer nicht mehr und sie gerieth in Mangel, während er der Dirne eine Treppe und einen Weg aus den schönsten Käsen bis zur Sennhütte baute. Als er einst gar die Alte höhnisch mit Mist im Korbe, statt

*) So heißt der Hund auch im „Reinecke Fuchs".

Digitized by Google

Butter und Käse, fortschickte, fluchte sie der Alp und ihm, und sogleich überzog der Gletscher die Weide auf ewig und der Senn und Kathrin kamen in Sturm und Schneewirbel um.

Nach einer Abänderung der Sage will man den Verfluchten oft rufen gehört haben:

Mi Schatz und i
und mi Hund Ladi
müeßend ebig underem Chessi si.

Denn unter den Kessel flüchteten sie, als das Verderben hereinbrach. (Erzählte dem Sammler 1866 der alte Sebastian Hobi von Valens.)

(660.) Auf dem Glärnisch heißt eine mit Schnee bedeckte Kuppe „Brenelis Gärtli". Sie war einst eine weidereiche Alp, die einem reichen Hirten, Brenelis Vater, gehörte. Diese heiratete einen unbemittelten Jüngling, dessen Mutter das junge Paar zuweilen besuchte. Aber die hochmüthige Schwiegertochter behandelte die alte Frau schnöde, während sie eine Treppe von lauter Käsen bis zur Hüte baute. Einst wünschte die wieder schlecht bewirthete Frau, die Käse möchten alle zu Stein werden. Es geschah und ewiger Schnee bedeckte den Garten.

(661.) In Werdenburg u. a. O. wuchs früher die nährige, mit Milchstoff gefüllte Pflanze Ziprian, und so ergiebig, daß man genöthigt war, die Kühe dreimal des Tages zu melken. Das machte die übermüthigen Sennen ungeduldig, so daß sie das Pflänzlein verfluchten. Einer auf den Alpen von Sax rief im Zorn:

Verfluochet sei der Ziprium,
daß ich drümal muß melchen gun.

Oder es fluchte ein Mann der Ebene, welchen die Sennen oben beleidigten, oder eine mißhandelte Frau oder eine Sennerin, welche das öftere Melken in ihren Liebeleien mit einem Senn störte, so daß auch sie den Fluch rief:

Verfluochet sei der Zipriu',
Daß i muaß vom Tanza ga melche gu!
Er soll immer und ebig dürra stuh'.

Jetzt steht er verdorrt und abgestorben. (Nikl. Senn.)

(662.) Das Rotthal ist ein schauerliches Gletscherthal am Nordabhange der Jungfrau im Berner Oberland, hoch über der Stuffsteinalp, zuerst vom Gebirgsforscher Dr. Hugi in Solothurn genau beschrieben. Wer von der Stuffsteinalp hinaufschaut, ahnt nicht von ferne, daß da hoch an der Felsenwand sich ein stundenlanges Firnthal öffne. Der Eingang ist schmal, erweitert sich aber bald zu einem langen und schaurigen Schneefeld, gleich einem erstarrten, rings von himmelhohen Felsen eingeschlossenen Meere, das sich in eigener Ausdehnung bäumt, seine starre Masse über die Ufer schiebt, selbe in schwindel-

Digitized by Google

erregenden Gehängen bald in tausend Schründe zerreißt, bald in unsäglichen Formen aufthürmt und in tausend Schreckgestalten durch das gräßliche Tobel über die Abgründe herabhängt, so daß im Nachschieben grause Lasten sich losreißen und schmetternd in Sturm zerstäuben. In dieser Bergeshöhe herrscht die Stille einer ausgestorbenen Welt. Aber wenn im Sommer, zur Erntezeit und im August, auch im Herbste, man in den Ebenen der Kantone Bern, Freiburg, Solothurn, Aargau und Luzern ein sehr dumpfes, einem Kanoniren nicht unähnliches Tosen und Knallen vernimmt, meist bei wolkenlosem Himmel, das Wetterschießen, so erwartet man Regen, und sagen die Solothurner, die todten Burgunder im Murtensee regen sich und machen den Schweizern bös Wetter. Die Berner aber meinen, „die Rotthalherren" übermüthige dahin Gebannte, durch einen großen Bock hin getrieben, „exerciren", der Luzerner aber: das sind die Herren im „Enziloche".

Das Volk zu St. Moritz in Wallis verbannt alle vornehmen Verbrecher nach Plannevet, um dort zu büßen, und dort verursachen sie Ungewitter und Ueberschwemmungen. (Kuenlin.)

(663.) Ein Bergzug des Entlebuchs endigt in den schaurigen Steinwüsten der Schratten- und der Bölifluh, des Heiden- und des Enziloches, mit unzähligen Trichtern, Schlünden, Zinken, wenig betreten. Ein Getöse, wie unterirdisch, bricht daraus hervor. Das Enziloch, am Fuße der hohen Enzen ist eigentlich eine große Höhle am Abhange des Napfs, auch Sentisloch genannt. Ob es Enziloch heißt von den hierher gebannten Enten, Riesen? Hierher nämlich schickt die Sage alle berüchtigten Frevler, Bedrücker, Betrüger, Landvögte, durch Geistliche gebannte Quälgeister. Um so größer ist aber der nächtliche Geisterlärm hier. Ihre Stimme rollt wie Donner oder Kanonen. Sie sammeln die Gewölke zu Gewittern, diese Thalherren, die dort Wetter schießen oder Felsblöcke aus der Tiefe herauf wälzen, bis sie ihnen entgehen und wieder in die Tiefe rollen. Hirtenknaben gewahrten einst, wie ein dienender Geist eine Menge Purpursessel im Halbkreise vor die Höhle stellte, auf welchen die Thalherren Platz nahmen und beriethen, wobei von ihnen ein grauer, Alles überziehender Dunst ausging (Rochholz II. S. 37, verglichen mit Kas. Pfyffer, der Kanton Luzern, I. Bd., St. Gallen 1858, S. 244. Die obige Vermuthung vom Ursprunge des Namens Enziloch wird zur Gewißheit durch die Angabe bei Lütolf S. 27, daß die donnernden Wesen „Enzi-Mannli" oder „Fluo-Mannli" heißen.)

Nach einer andern Sage ist das bösartige Weib eines Entlebuchers in's Enziloch verbannt worden und tost dort.

Jenes Wetterschießen nennt man bei Escholzmatt „gurniglen", weil es vom Gebirge her ertönt und Gurnigel bei ihnen nicht nur der Berner Gurnigel heißt, sondern auch das Schrattengebirg. (Lütolf.)

Vergl. Grimm Sagen 234 (Kindelsberg) und 235—242.

Digitized by Google

Die oben erwähnten Verwüſtungen findet man im Gebiete der Sage auch in umgekehrter Weiſe.

(664.) Eine Hexe war im Bunde mit dem Teufel, der ihr ſchon zweimal je hundert Jahre Lebens geſtattete, wofür ſie ihm Kinder im Mutterleibe oder in der Wiege geliefert hatte. Nach Umlauf der letzten Friſt kündete er ihr auf dem Berge beim nächtlichen Tanze das Ende an. Da verſprach ſie ihm die ſchöne Tochter zur Ehe, die ſie daheim habe. Bei dieſer war eben ein junger Förſter (ihr Geliebter) im Hauſe, wo ſie ihn durch all die ſchönen, in einander gehenden Zimmer führte. Im allerletzten waren unheimliche Katzen, Vögel, Geräthe und Flaſchen, und ſie wollten erſchrocken zurück, als die Hexe zornvoll vor ihnen ſtand. Der Jüngling bat ſie um der Tochter Hand, wurde aber abgewieſen, da ein reicher Graf um ſie geworben habe. Für die dritte Nacht mußte die Tochter ſich als Braut ſchmücken. Um Mitternacht kam der Freier mit prachtvollen Geſchenken. Als die Braut ſich ſie zu beſchauen ſchmückte, ſchob ſich ihr Kreuzchen von der Bruſt hervor und er floh. Die Hexe beſtellte den Drohenden auf nächſte Nacht und nahm das Kreuzchen weg. Sie verſchaffte ſich ein anderes. Es ſchützte ſie abermals und die Hexe ſtellte ihm drei Aufgaben, worauf ſie ihm folgen wollte: 1. das Steinfeld vor der Hütte bis zum erſten Hahnenrufe in ein Saatfeld, 2. den Teich in eine Wieſe zu wandeln, 3. den Berg mit der Kapelle abzutragen, woran ſie ſich bei ihren Nachtfahrten immer geſtoßen. Da hört ſie es rauſchen, wie wenn tauſend Senſen durch Steine gingen, daß es kniſtert und funkt. Feld und Wieſe ſind da und der Teufel hat eben den Kapellenthurm im Arme, als die Hexe kräht, was augenblicklich alle Hähne der Umgegend nachthun. Da wirft der Teufel den Thurm auf die Hütte und reißt die Hexe und ihre Thiere mit ſich fort. Das Mädchen bleibt verſchont. (Schönwerth III. S. 59)

Fünfter Abſchnitt.

Die Schickſalsmächte.

I. Tod und Teufel, Krankheits- und Blutdämonen.

Waren ſchon die wilden Naturkräfte ſeltenen Vorkommens dem Menſchen ſo furchtbar, daß er ſie unter dem Bilde rieſiger Ungethüme ſcheute, ſo mußte es in noch höherm Grade die Macht ſein, welcher

Digitized by Google

Niemand entgeht, ja alles Leben der Erde unterliegt, der Tod. Er wird von den Menschen, welche das Leben über Alles lieben, gefürchtet und verabscheut und daher als ein böses, Allem was den Menschen freut, feindliches Element betrachtet. Daher wurde er auch, als an die Stelle der natürlichen Auffassung von Glaubensdingen die moralische trat, mit dem aus Persien her unter die übrigen Völker gebrachten persönlichen bösen Princip, dem Satan oder Teufel, bald gesellig verbunden, bald gar zusammengeworfen, so daß kaum mehr ein Unterschied zwischen Beiden wahrzunehmen war. Als Personen gedacht, treten Tod und Teufel zwar erst seit der Herrschaft des Christenthums auf; aber sie sind in so vielen Zügen deutliche Nachfolger und Ersatzmänner, zwar bisweilen der Zwerge u. a. Dämonen, meistens aber der gestürzten und mit Hohn und Fluch aus der Welt getriebenen Riesen, daß sie sich nothwendig an diese anschließen. Die übermüthig handelnden und sich gegen die späteren Götter auflehnenden Menschen waren ja, wie die dasselbe vorher übenden Riesen, Diener des Bösen, und dafür dem Tode verfallen. So sind es denn nun Tod und Teufel, welche als die Mächtigsten aller Riesen, gleich den heidnischen solchen, das arme Menschengeschlecht schrecken und erwürgen; aber der Humor des Volkes geht darüber nicht zu Grunde; auch diese zwei furchtbarsten Gewalten, die physische wie die ethische, theilen das Schicksal der Riesen: von den ihnen zum Opfer bestimmten Menschen gefoppt und um ihre Beute geprellt zu werden. So lösen sich in der Volkssage die furchtbarsten und ernstesten Fragen der Welt in ein erschütterndes homerisches Gelächter auf, während sie daneben zu den in kurzen Zügen hingeworfenen ergreifendsten und mit Schauer erfüllenden Bildern Anlaß bieten.

Um Tod und Teufel schaaren sich in diesen Bildern die mancherlei Krankheiten verursachenden und blutdürstigen Dämonen.

Die Neugriechen denken sich die Pest als blinde Frau, welche die Städte von Haus zu Haus durchwandert, Alles tödtend, was sie berührt; tappend und tastend geht sie die Mauern entlang, und wer sich vorsichtig in der Mitte des Gemaches hält, den kann sie nicht erreichen. Nach einer andern Volkssage sind es drei fürchterliche

Digitized by Google

Frauen, die in Gesellschaft durch die Städte ziehen und sie verheeren: die erste trägt ein großes Papier, auf welchem sie die Namen der dem Tode Verfallenen in ihr Register einschreibt, die zweite eine Scheere, womit sie den Lebensfaden ihrer Opfer abschneidet; die dritte fegt die Todten mit einem Besen weg. Den Besen geben, nach Afzelius, auch die Schweden der Pestjungfrau in die Hand. Wo sie mit demselben vor dem Thore kehrt, sterben die Leute im ganzen Dorf. (Grimm und Nork.) Die Russen stellen sich das Wechselfieber als ein Weib vor, das in der Nacht einherschleicht und Opfer sucht, die Neugriechen die Blattern als eine Kinder schreckende Frau. Der russische Volksglaube weiß von neun Schwestern, die das Menschengeschlecht mit Fiebern plagen und in Erdhöhlen an Ketten gefesselt liegen, bis sie losgelassen werden, worauf sie die Menschen anfallen. Slawische Stämme kennen auch die Viehkrankheiten als Todesgeister aber in Viehgestalt. (Nork.)

(665.) Im vierzehnten Jahrhundert war im Bernerlande ein großer „Sterbet". Damals, erzählt man, soll ein sonderbar „Mannli" und seine Frau mit einem Besen und einer Sense durch das Diemtiger Thal hinein gegangen sein, und auf die Frage, wohin und was sie wollen, geantwortet haben, sie wollen „hinten anfangen und herauswischen". Auf dieses habe der „Sterbend" plötzlich angefangen. Die Menschen nieften und sanken dann hin. Man habe in dieser Noth nichts gewußt, als so oft Jemand nieste, zu sagen: Helf Dir Gott! und daher sei die noch jetzt vielenorts übliche Sitte dieses Spruches gekommen. Die Seuche sei, heißt die Sage, so groß gewesen, daß eine Kuh in einer Nacht an den neunten Erben gefallen sei; es habe ein Mann die Leichen von hinten bis in die Mitte und ein anderer dann bis auf den Kirchhof geführt. Auf dem Wege nach der Kirche steht der große ebene „Brotstein", wo die Männer Brot und Wein zu sich genommen haben. Es heißt, in den inneren „Bäuerten" des Diemtiger Thales sei eine einzige Weibsperson übrig geblieben, zu welcher später ein Bettler kam, und von diesen Zweien sei die Gegend wieder bevölkert worden. (S. Wiedmer in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung, Münchenbuchsee 1850 und 1851.)

(666.) Zur Zeit der großen Sterb, als die „Höttingerried" ganz ausgestorben war, wovon noch jetzt der „Pestfriedhof" auf einem Hügel zu sehen ist und als Wallfahrt besucht wird, kam in der Regel gegen Mitternacht der Tod mit einer Sense über die Achsel und eine Todin mit einem Rechen und einem Besen in der Hand auf dem Platzl vorm „Stamser" zusammen. Er kam von Kranwitten über die Allerheiligenhöfe und die Höttinger Seite dahin, sie aber kam von Weiherburg, Büchsenhausen und Ried. Der Tod fragte nun

Digitized by Google

die Todin aus, und sie gab Rechenschaft über ihr Vernichtungswerk. Es schien, daß sie ihm unterthänig war.

Einst kam die Todin auch, und der Tod fragte sie: „Häscht D' toll ausköhrscht?" (Hast Du viele ausgekehrt?) Darauf sagte sie: „Ausköhrscht han i heint nöt, g'rad alls z'samm g'recht" Da zeigte sich der Tod zufrieden und grunte sie nicht an, wie ein Bär, wie er sonst zu thun pflegte. Die Leute meinen, daß sie an diesem Tage so viel tödtete, daß sie nicht zum kehren Zeit hatte, sondern den Rechen hernehmen mußte.

Als die „große Sterb" in's Land kam, aber im Innthale Alles noch frisch und gesund war, da sahen die Leute auf einmal den Tod mit einer Sense und eine Todin mit einem Rechen über der Achsel neben einander eilig hingehen. Das verstanden die Leute allsogleich, daß es jetzt Matthäi oder Bartholomäi am letzten gehe, und daß man sterben müsse. Und da das Sterben nun viel leichter geht, wenn man es frisch weiß, so bereiteten sie sich auch gleich zur letzten Fahrt. Doch der Bauer auf dem Peater Franzenhof im Walserthale, bei St. Jakob, lachte und sprach: „I brauch nöt viel Reu und Leid z'machen; hab alleweil g'recht g'löbt und vazag' nöt ummi z'fahrn, aba i glab's nöt, daß 's mi packt. Schaut's nur den Rechen von der Todtenmenschin an! Dort fehlt ein Zahn, und das ist ein Zeichen, daß ein Mensch übrig bleibt. Und die Leute sahen, daß wirklich ein Zahn an dem Rechen ausgebrochen war, und in Zeit von drei Tagen waren Alle gestorben, und richtig blieb der fromme, lustige Peater Franzen, Hofbesitzer, übrig. Nachdem Alles vorbei war, dankte er Gott und heiratete eine brave Dirne, die auch übrig gelassen wurde, von Pfitsch herüber, und seitdem hat sich das Thal wieder recht gut bevölkert. (Alpenburg, Mythen S. 347.)

So mäht auch bei Lütolf (S. 114) der Tod durch das Thal mit der Sense und fegt „die Frau Tödin" mit dem Besen das Abgeschnittene weg.

(667.) Die Pest im Jahre 1611 oder 1629 brach in Toggenburg zuerst zu Gupfen aus, damals einem einzigen Hause der Gemeinde Henau. Dort erschien Nachts „ein weißes Fräuli" mit einem weißen Besen emsig die Thürschwelle kehrend, worauf ein weißlicher Rauch aufstieg. Sogleich brach die Seuche aus; ein Glied der Familie nach dem andern starb hin, der Rauch blieb immer sichtbar. Da bohrte der einzig noch übrig gebliebene Sohn ein Loch in die Wand, der Rauch fuhr hinein und die Pest verließ das Haus. In der übrigen Gemeinde aber wüthete sie fort, in jeglichem Hause durch das Fräulein angemeldet und sein Wischen, und erst mit der Seuche verschwand es. Die Sage geht, ein Henauer habe den Ruf vom Himmel vernommen:

Esset Ihr die Pimpernelle,
So sterbet Ihr nicht so schnelle.

Man folgte der Mahnung (s. Nr. 465), und wer es that, blieb verschont. (Andr. Hofmann, evgl. Pfarrer Henau in Toggenburg.)

Digitized by Google

(668.) In Valens glaubte man noch vor sechzig Jahren, man sehe zuweilen spät Abends „das Todtenwibli" in Häuser schleichen, wo unfehlbar darauf Jemand starb. (Flav. Egger.) Unweit Flums beim Kapellchen ob der Seez wandert in Hemdeärmeln das „Aeuliwibli". Wer es gewahr wird, wird plötzlich geschwollen. (Rud. Kubli.)

(669.) Der Seveler Zimmermann S. G. ging einst nach Oberschan „zur Spinni" (zum Nachtbesuche). Als er früh Morgens durch's Seveler Holz heimkehrte, es war noch nicht Tag, sah er im Buchenwalde, nahe am Wege ein Weibchen und fragte verwundert, was sie so früh da mache. Sie antwortete, aber ohne sich umzukehren, sie sammle Laub für die Schweine. Jetzt erst gewahrte er, daß sie an einem Fuße einen rothen, am andern einen schwarzen Strumpf trug. Es war das bekannte „Plattenwibli", das bald darauf starb. Als man mit dem Sarge vom Hause weg zog, fragte ein Mädchen seine in's Haus gekommene Mutter, wen man begrabe, und sagte, als diese geantwortet: „Nein, das Plattenwibli sitzt ja in der Küche auf der Herdplatte. Schau nur!" Die Mutter hieß das Kind schweigen und folgte dem Leichenzuge. Im Hause aber geistete es von da an. (Nikl. Senn.)

Im Fichtelgebirge sagt der gemeine Mann, wenn er ein gewisses Geheul hört (das Ungläubigere den Katzen zuschreiben), „die Klag- oder Winzelmutter läßt sich hören", und fürchtet einen nahen Todfall. (Panzer.)

Wie Alles, was den Menschen betrifft, wie namentlich alle Uebel und Krankheiten, so schrieb der Volksglaube von altersher auch die räthselhaften Beängstigungen im Schlafe, die von Blutwallungen oder den Athem hindernder Lage herrühren, göttlichen, später dämonischen Wesen zu.

Den Griechen war dieses Mythenwesen als Ἐφιάλτης, den Römern als Incubus bekannt. In der deutschen Sage heißt es Alp (d. h. Elf, Alf) oder Mahr (französisch Cauchemar), und verräth durch ersteren Namen seine Verwandtschaft mit den Elben oder Zwergen. Grimm reiht es zunächst den behaarten und struppigen Korndämonen an. Im Althochdeutschen heißt ein solches Wesen Skrat, d. h. haarig (pilosus), mittelhochdeutsch Schrat, Dimin. Schrättlin, in der Schweiz noch jetzt Schrättlig. Im Polnischen heißt Skrzot ein, wie der Bilwiz, die Haare verwickelndes Ungethüm. Man stellt sich ihn als wilden, zottigen Waldgeist von kleiner Gestalt, stets männlich, vor. Noch im sechsten und siebenten Jahrhundert waren diesen Dämonen, nach Grimm, Bäume und Tempel heilig, und im damaligen Latein bezeichnete man sie als „Faune" (so z. B. in Ekkehards

Digitized by Google

Waltharius: fauni fantasma). Wolfdietrich hat die derbe Bezeichnung: Waltluoder. In Märchen wird der Schrat, gleich dem Bilwiz, oft mit dem Teufel vermengt. Es erscheint jedoch ſtatt ſeiner im Volksaberglauben oft auch die Nachtmare, ein ſchönes weibliches Weſen; ſie kommt auf einem Sieb aus England gefahren und vermält ſich oft mit männlichen Menſchen, denen ſie Kinder gebiert, aber bisweilen durch das Schlüſſelloch oder eine andere Oeffnung in der Wand entflieht. Ihre Stelle nimmt aber auch die häßliche Trude ein. Doch ſind nach ſpäter aufgekommener Wendung der Sage oft wirkliche Menſchen beider Geſchlechter heimlich Alpe oder Nachtmaren, beziehungsweiſe Truden.

Nach niederländiſchem Glauben muß die ſchönſte von ſieben Töchtern Nachtmare werden. Gefangen wird ſie, wenn man das Aſt- oder Schlüſſelloch verſtopft, durch welches ſie gekommen, worauf ſie zu einem ſchönen Mädchen wird, aber nach einiger Zeit Heimweh bekommt und den Gatten dazu bringt, das Loch, durch welches ſie kam, wieder zu öffnen, worauf ſie verſchwindet, jedoch noch bisweilen kommt, ihre Kinder zu beſorgen, — ein Zug, der auch in vielen Märchen wiederkehrt. Alp und Nachtmare, auch Trude haben das Gemeinſame, den Menſchen im Schlafe zu drücken, indem ſie ihm auf Hals oder Bruſt ſitzen. In der Schweiz nennt man ſie auch Doggeli (Puppe). An mehreren Orten Deutſchlands ſchreibt man ihnen Verwandlungen in Thiere zu oder vermengt ſie mit den Hexen, indem Menſchen dieſe Rolle übernehmen (z. B. jedes ſiebente Kind einer Mutter).

Grimm erzählt in den Sagen (Nr. 80) vom Alp: er dringe ungeachtet verſchloſſener Fenſter und Thüren durch die kleinſten Oeffnungen ein (nach manchen Sagen als Strohhalm); man höre aber in der Stille der Nacht das Geräuſch, welches hierdurch entſtehe. Verſtopfe man geſchwind das Loch, ſo müſſe er an der Stelle bleiben und könne nicht fort, worauf er ſich auf's Bitten verlege, um die Freiheit nachſuche und dies durch den Hinweis auf ſeine zu Hauſe verlaſſenen hilfloſen Kinder unterſtütze. Er rudert auch über das Waſſer und benützt Kähne dazu. Nachts reitet er auch die Pferde, ſo daß ſie Morgens abgemattet ſind. Wer vor dem Schlafengehen ſeinen

Digitized by Google

Stuhl nicht versetzt, den plagt der Alp Nachts. Den Leuten macht er gern Weichselzöpfe. Oft wird er von bösen Leuten geschickt. Solche, denen die Augenbrauen zusammenstoßen, sind dazu fähig. Sagt man aber dem Alp: „Komm morgen und trink mit mir!" so muß der kommen, der ihn gesandt hat. (Vergl. Wuttke S. 255 ff.)

(670.) Im Sarganserlande sagt man, „der Schrettlig" könnte sichtbar werden und als Vogel entfliehen, wenn man erwacht und ihn überrascht. Einst als eine Nachbarin einem Alpgedrückten rieth, eine Hechel, die Spitzen abwärts, auf die Brust zu nehmen und er, ahnend, die Spitzen aufwärts richtete, saß die Rathgeberin blutend darauf; ein Anderer, der ein Astloch der Wand, wo der Schrettling herauskam, zustopfte, sah Morgens ein schönes Weibsbild oder auch einen Vogel auf seiner Bettlade sitzen. Im Lautlingerthale, in Lausen, in Thüringen, Ebingen, auf dem Heuberge, in Friedlingen, sonst in Oberschwaben, auch in Konstanz sagt man „Schrettele", „Schrettle", in Bühl, Wurmlingen, Horb und sonst „Schreckfele", im Baierischen angeblich „Rettele", im Filsthale, im Leuninger und Neidlinger Thale, „das Drückerle", in Hohenstaufen daneben „das Nachtmännle". In Preßburg sagt man bei einem recht gescheidten Kinde: „Des is aber a Schradl, alles fiachts, alles weists". (Wolf II. 189.) Besonders gerne sollen diese Wesen Wöchnerinnen heimsuchen und sich in Gestalt von Katzen und anderen Thieren auf kleine Kinder legen und diese dergestalt drücken, daß sie wie ausgewachsene Frauenbrüste bekommen und Milch geben. In Heubach und Unterbäbingen sagt man dasselbe von der „Trute". In Langnau, zwei Stunden von Tettnang, sog das Schrettle an eines Mannes Brust so lange, bis er Milch gab. Ein Müllersknecht aus der Gegend von Langnau wurde vom Schrettle oft arg heimgesucht. Als er einst im Schlafe ängstlich stöhnte, zündete sein Kamerad schnell ein Licht an, worauf beide einen Strohhalm quer über das Bett liegen sahen und verbrannten. Am andern Tage fand der Knecht die Nachbarin mit Brandwunden an Händen und Füßen, war aber von da an frei. Die Schrettlen flechten auch schweizerischem Vieh die Schwänze in unauflösliche Zöpfe.

Winters sieht man im Schnee etwas wie den Abdruck einer Menschenhand und nennt es „Schrettelesfüße". Solche finden sich auch auf Steinen. Zeichnet man einen oder besser drei Schretteles-Füße (drei in einander verschlungene Dreiecke) in einem Zuge über die Thüre, so kann kein Schrettle in das Zimmer. Es heißt auch „Krottenfuß" (bei Tübingen), Druden- und Albfuß oder Trutenfuß. Steine mit einem natürlichen runden Loche, die man gegen das Schrettle unter's Kopfkissen legt, heißen auch „Schrattensteine". (Main.)

Gegenwärtig nennt man die Trud im Böhmischen mũra und den männlichen Alp morous. Das letztere Wort kennt auch schon Wacehrad, der damit das lateinische pilosi übersetzt. Die böhmische mura oder der morous

Digitized by Google

ſaugt gegenwärtig nicht blos Milch, ſondern Blut aus dem Menſchen, geht alſo in den Vampyr über. Während er das Blut ausſaugt, überfällt den Menſchen eine Ohnmacht; beim Erwachen aber bemerkt man am linken Arm einen rothen Punkt, wie von einem Nadelſtich, der aber nicht viel ſchmerzt. Kommt nun der Alp neunmal hintereinander auf denſelben Menſchen, ſo muß dieſer ſterben und wird ſelbſt ein Alp. Er kann aber noch beim neunten Male gerettet werden durch einen Menſchen, der noch nie vom Alp gedrückt worden. Wenn der Alp zum neunten Male kommt, hält ihm der Vertheidiger eine Reliquie vor's Geſicht und ruft dreimal: Folge! Dann geht er auf den Kirchhof und der Alp muß ihm folgen. Dort ruft er ihn ſo oft, als der Alp bereits erſchienen iſt, im Namen Gottes an, von hinnen zu weichen. Hierauf läßt der Alp den geängſtigten Menſchen in Frieden. Die Frau, die das erzählte, will ſelbſt in dem Alpe einen verſtorbenen Dorfbewohner erkannt haben. Eine Braut war nämlich vom Alp befallen worden und ihr Bräutigam führte ihn gerade auf den Kirchhof, als die Frau ihnen begegnete, aber ſich in ihrer Angſt hinter einen Baum verſteckte; denn dem Alp hätten die Augen furchtbar geleuchtet. — Wie hier Verſtorbene als Alpe gedacht werden, ſo gehen nach einem andern Volksglauben auch die Seelen lebender Menſchen Alpdrücken. (Grohmann, Böhmen S. 209.)

Zu Oldenburg wird erzählt: Oftmals kommt zu den ſchlafenden Menſchen ein geiſterhaftes Weſen, meiſt in Geſtalt eines rauh behaarten Thieres, legt ſich ihm auf die Bruſt und drückt ihn ſo, daß er ſich nicht regen und kaum noch athmen kann. Es kriecht dem Schlafenden von unten herauf auf den Leib. Zuerſt fühlt man ſeine Laſt auf den Füßen, dann auf dem Bauch und endlich auf der Bruſt; und dann kann man kein Glied mehr rühren und ſtöhnt und ächzt in großer, faſt unerträglicher Beklemmung. Die Erſcheinung gleicht bald einem Pudel, bald einer Katze, bald irgend einem fremdartigen, überaus häßlichen Thiere; ihre Farbe iſt meiſt ſchwarz, aber auch braun oder weiß. Nicht ſelten fühlt man aber den Druck, ohne die Geſtalt zu ſehen. Mitunter auch ſind es Weſen menſchlicher Bildung, Mädchengeſtalten, bekannte oder unbekannte, welche ſich zu dem Schläfer geſellen. Der Name dieſer Weſen iſt Walrider, Walriderske, oder, wie man meiſt ohne Bewußtſein der vollſtändigern Form ausſpricht, Walrieſche, Walrüſche, im Saterland Weilriderske, in Wangeroge Bockhexe, Ridimär oder Wolrider. (Ehrentraut, Frieſ. Arch. II. S. 16), in Butjadingen Nachtmär. Auch ſagt man von einem, den ſie plagen, „dat Undeert ritt em". Sie ſind einzeln männlichen Geſchlechts, vorherrſchend weiblichen. (Strackerjan I. S. 375.)

(671.) In Mels erzählte man vor bereits 90 Jahren, ein junger Menſch ſei arg vom Schrättlig gedrückt worden. Da rieth ihm Jemand, alle Oeffnungen, durch welche der Schrättlig in ſein Schlafgemach kommen könne, zu verſtopfen bis auf eine nahe ſeinem Bette, in dieſe aber, ſowie das Weſen wieder im Zimmer ſei, ſchnell einen Zapfen zu ſtoßen. Der junge Mann that

Digitized by Google

es und erſtaunte, als er am Morgen, wenn ich mich recht erinnere und dies nicht einer andern Sage angehört, einen ſonderbaren Vogel auf der Bettſtatt ſitzen ſah, welcher, als er keinen Ausgang fand, ſich in ein ſehr ſchönes, aber ganz nacktes Mädchen verwandelte. Er fand Gefallen an ihr, ließ ſie kleiden und heiratete ſie. Wiederholt fragte ſie ihren Mann, was der Zapfen zu bedeuten habe, und bat ihn, denſelben zu entfernen. Er blieb feſt, bis er nach zwei Jahren, es waren ſchon zwei Kinder da, ihrem Bitten nachgab. Kaum war der Zapfen heraus, ſo fielen der ſchönen Frau die Kleider vom Leibe, ſie ſchwang ſich durch das Loch hinaus und ſang im Verſchwinden zurück: Hei, wie klingen die Glöcklein in Venedig ſo ſchön!*) Vater und Kinder haben ſie nie wieder geſehen. (Erzählte dem Sammler Nikl. Senn und ſeine Mutter.)

(672 a.) Ein Grabſermädchen war in Rans Magd, blaſſete zuſehends und nahm ab. Befragt, erklärte ſie, ein Schrättlig drücke ſie allnächtlich furchtbar. Man rieth ihr, dem Ungethüm ein ſcharfes Meſſer vorzuhalten. Sie that es, als er kam; er fuhr in's Meſſer und entfernte ſich gleich wieder. Am Morgen war die ganze Kammer blutig, das Mädchen folgte der Spur, und die führte nach Grabs in's elterliche Haus, wo ſie, trotz Abwehrens der Mutter, in's Schlafzimmer drang und — den eigenen Vater an einer Stichwunde krank fand, an welcher er ſtarb.

(672 b.) Ein Jüngling in Rans wurde vom Schrättlig gepeinigt, legte auf Rath eine Hechel, die Zähne aufwärts, auf die Bruſt, fühlte, wie Nachts etwas darauf plumpte und ſeufzend abzog, folgte am Morgen der Blutſpur und kam ebenfalls nach Grabs, wo er ſeine Liebſte ſchwer verwundet antraf.

(673.) Chriſtian Zogg war auf ſeinem Berggute Geißgaden mit der Heuernte beſchäftigt, wo er jede Nacht im Stalle ſchlief, aber dann und wann ein hübſches Mädchen am Sevelerberge beſuchte. Eine Nacht, als er eben einſchlafen wollte, kam etwas auf's Heu und ihm auf die Bruſt, wo es ihn faſt erdrückte. Als das unheimliche Weſen ſich wegbegab, ſchaute er neugierig nach. Wer war's? Die Schöne von Sevelerberge, die am Thürchen noch nach ihm umſchaute und lächelte. Er beſuchte ſie nicht wieder.

(674.) Die alte Dorothea Hofmänner hörte einſt vor dem Einſchlafen etwas vor dem Fenſter raſcheln und ſah einen Pudelhund durch eine zerbrochene Scheibe hereinſchlüpfen und ſich ihr auf die Bruſt ſetzen. Sie vermochte weder zu rufen, noch ſich zu regen, bis der Unhold auf dem gleichen Wege wieder fortſchlich, wo ſie ihm nachrief: Gang in's Drei-Tüfels Nama! Darauf vernahm ſie ein heiſeres Gelächter und kannte die Stimme einer Nachbarin. Dieſe getraute ſich ſpäter kaum mehr ſie anzuſchauen. (Nikl. Senn.)

*) Eine andere Sage aus derſelben Gegend läßt die Fliehende ſagen: ſie gehe wieder nach „Engelland". Es iſt derſelbe Zug wie bei den nach ihrer fernen Heimat fliehenden Schwanjungfrauen. (Oben S. 248 f.)

Digitized by Google

(675.) Ein reiſender Handwerksburſche bat einen Bauern um Nachtquartier. Der Bauer wollte erſt nicht daran, auf wiederholtes Bitten aber willigte er doch ein und behielt jenen in ſeinem Hauſe. Abends ſagte der Handwerksburſche zum Bauern, er habe wirklich drei wackere Töchter, aber die eine habe er des Nachts nicht viel im Hauſe, das wiſſe aber ſeine Tochter ſelbſt nicht. Da der Bauer das nicht glauben wollte, führte ihn jener an den Alkoven, wo die drei Mädchen ſchliefen. Zwei von ihnen ſchliefen wie andere Leute auch; das dritte aber lag wie todt, und ohne ein Lebenszeichen von ſich zu geben, da. Der Handwerksburſche machte nun den Bettvorſchieber zu, und bald darauf zeigte ſich den Beiden vor dem Alkoven etwas, das wie Rauch oder Dunſt ausſah und eine Oeffnung zu ſuchen ſchien. Als der Geſelle nun den Alkoven wieder öffnete, zog der Dunſt hinein und das Leben kehrte in die dritte Tochter zurück. (Strackerjan I. S. 378.)

(676.) Ein Bauer und ſein Knecht gingen Morgens früh aus, um die Pferde aus der Weide zu holen. Da ſahen ſie denn, wie eine Walriderske ihre Tähmſe (Milchſieb) ſammt Ruder unter einen am Wege ſtehenden Rockenhocken verbarg. Als die Walriderske weiter gegangen war, nahmen ſie Kahn und Ruder fort und warteten, bis jene wiederkam. Als die Walriderske Kahn und Ruder nicht vorfand, ward ſie ſehr betrübt, denn der Morgen fing an zu grauen, und rief immer fort „Maritſche, Maritſche!" Da dauerte den Bauern und ſeinen Knecht die ſchöne Frau, und ſie gingen zu ihr hin. Sie aber bat flehentlich, man möge ihr doch ihre Sachen wiedergeben, — ſie müſſe eilends nach England zurück, und verſprach, zum Lohne für jeden in der nächſten Nacht ein Hemd unter den Rocken zu legen. Die Beiden ließen ſich bewegen, und in der folgenden Nacht waren die Hemden richtig da. Der Bauer freute ſich der ſchönen Leinwand und wollte das Hemd ſogleich anziehen, aber der Knecht hielt ihn zurück und ſagte, er wolle doch lieber erſt den großen Hofhund hindurch kriechen laſſen, ehe er das Hemd anziehe. Das that er denn auch, und ſiehe da, der Hund fiel todt nieder. Da ließ der Bauer ebenfalls einen Hund durch ſein Hemd kriechen, und auch dieſer fiel todt nieder. Dann zogen der Bauer und ſein Knecht die Hemden an und die Hemden ſollen nie verſchliſſen ſein. (Ebendaſ. S. 380.)

(677.) Zwei Handwerksburſchen wanderten durch die Welt und kehrten einmal in ein Wirthshaus ein, um da zu nächtigen. Der Gaſtwirth aber hatte drei Töchter, die waren alle Mahren und mußten allnächtlich ausgehen, die Eine um Menſchen, die Andere um Vieh, die Dritte um Holz zu drücken. Die Wanderer lagen zuſammen auf einer Streu, aber der Eine konnte nicht ſchlafen, und als es um Mitternacht war, hörte er, wie die Drei nach Hauſe kamen und mit einander ſprachen. Sie waren tüchtig durchgefroren und klagten einander ihr Leid. Die Eine ſagte zu der Andern: „Du haſt es doch beſſer als ich, denn es iſt doch viel leichter, in die Ställe zu dem Vieh einzudringen, als in

Digitized by Google

die dicht verſchloſſenen Häuſer der Menſchen!" Da ſagte die Dritte: „Ich aber habe es am ſchwerſten, denn ich muß in der Kälte auf die Bäume klettern und das Holz drücken!" Der Wanderer weckte ſeinen Kameraden, daß er das Geſpräch auch mit anhörte. Am nächſten Morgen gingen ſie zu dem Vater der drei Mädchen und ſprachen: „Wißt Ihr auch, daß Eure Töchter Mahren ſind?" Der Vater wußte von nichts, als ihm jene nun aber erzählten, was ſie in der Nacht gehört hatten, da erkannte der Vater, weshalb ſie immer ſo bleich waren. Auf den Rath der Fremden ließ er ſie noch einmal taufen, wodurch ſie von dem Uebel befreit wurden. (Toeppen, Maſuren S. 125.)

(678.) In der Dreikönigsnacht ſchloſſen zwei alte Weiber aus ihren Löchern im Walde und wanderten zum Ahornbauer (in Niederbaiern), runzelicht, häßlich, mit kurzen grauen Haaren, jede mit einen Eſchenſtecken. Sie waren Truden. Sie traten in die Stube, wo der Kienſpahn ſchon angezündet war und die „Ehehalter" um den Tiſch ſaßen. Sie baten um Herberge, vorgebend, um heiligen Hirman zu wollen. Der Bauer gewährte, ſeine junge Frau aber, ſchwanger, ahnte nichts Gutes. Die Truden erzählten von heiligen Dingen, bis es Elf ſchlug. Da flüſterte die eine Trud, Namens „Muß", der andern „Kann" in's Ohr, ſie könne ſich nicht länger halten; ſie müſſe gehen, etwas Lebendiges zu drücken. „Kann" verwies ſie zur Ruhe, ſie dürfen Gutthätern nichts zu Leide thun. Wie aber die zwölfte Stunde nahte, konnte ſich „Muß" nicht länger halten und ging in die Kammer der kleinen Dirne, die ſich früher gelegt, aber die Schuhſpitzen nach außen gekehrt hatte, ſo daß ſie ihr nichts anhaben konnte. Jetzt lief ſie zum Stalle, den aber heilige Zeichen ſchirmten; ſogar der Hofhund trug ein Amulet. Darüber kam ſie ſo in Wuth, daß ſie ſich an einen im Hofe liegenden Schindelbaum machte, an dem ſie ſich zu Tode drückte. Jetzt war Alles ſchlafen gegangen und die Bäuerin kam in Angſt, denn ſie fühlte die Entbindung nahen. Schnell mußte der große Knecht auf den Fuchs, um aus Kolmberg den Geiſtlichen oder Bader zu holen. Das erſah ſich die „Kann" und hockte ſich hinten auf das Thier. Den Knecht faßte namenloſe Angſt, denn ſie ſaß wie Blei; er konnte den Fuchs kaum von der Stelle bringen. Endlich läutete es das Ave und die Hexe ſprang behend herab. Der Knecht rief ihr nach: „Komm heut noch und hol' was zu leihen!" Gleich darauf hörte er weinen und klagen, ſo daß es ihn faſt reute. Als er nach Ahornwies zurück kam, war der Hof in Verwirrung, weil man die zerquetſchte Trude gefunden hatte. Jetzt kam „Kann" und begehrte weinend ein Pfännlein, dem neugeborenen Kinde ein Mus zu kochen. Alles lärmte entgegen und die Dirnen kamen mit Haken und Gabeln gegen die Trude. Der Bader allein hinderte alle Mißhandlungen. Da wurde „Kann" fröhlich, erſchien nicht mehr häßlich und alt, kochte dem Kinde einen köſtlichen Brei und blieb auf dem Hofe, wo ſie zehn Kinder aufzog und wo man ſie „Gertrud", nicht mehr Trud nannte. Sie ſang den Kindern fromme ſchöne Lieder und blieb auch, als ſie vor Alter nicht mehr arbeiten konnte, in hohen Ehren und lebte

Digitized by Google

200 Jahre. (Panzer. I. S. 88—90.) Die beiden Truden „Kann" und „Muß" erinnern an „Soll", die Dritte der Nornen.

(679.) Auf Seeland heißen die Elfenfrauen Elliſer und ſind vorne ſchön, hinten häßlich und ungeſtaltet. Sie laſſen ſich nur bei ſchönem Wetter ſehen, und nur in Elfenbrüchen (Ellemoſerne), beſonders an Stellen, wo irgend Jemand unglücklich um's Leben gekommen iſt. Bald reißen ſie Heu auseinander, bald führen ſie Tänze auf. Sie drücken die Menſchen im Schlaf. (Den nordſjellandske Landalmues Charakter ꝛc. Kjöb, 1798.)

Im Aargau heißt es: Man lege dem Kinde beim Schlafengehen die Hände kreuzweis über der Bruſt zuſammen, ſo kann ſich der Mann im rothen Röcklein nicht darauf ſetzen. (Rochholz, Kinderlied.)

Mit dem Alp verwandt iſt der Vampyr, ein den Menſchen das Blut ausſaugendes Geſpenſt, gewöhnlich als ein Tags im Grabe liegender Todter gedacht, der aber Nachts auf ſeinen ſchauerlichen Beruf ausgeht. Derſelbe gehört jedoch der deutſchen Volksſage nicht urſprünglich an, ſondern iſt in dieſelbe nur ſpärlich von den Slawen, Magyaren und indiſchen Völkern her eingedrungen, als „Gierrach, Gierhals, Gierſchlund" überſetzt, jedoch dann in der Regel mit dem Alp verſchmolzen, der z. B. in Tirol auch Blut ſaugt. Merkwürdig iſt indeſſen, daß der Vampyr auch Thiere, beſonders Pferde und Kühe, anfällt und erſtere, gleichwie in der deutſchen Sage der Teufel oder die Zwerge oder die „Pferdemare", Nachts reitet, ſo daß ſie am Morgen im Stalle mit Schweiß bedeckt getroffen werden.

Unter der Herrſchaft frühern Aberglaubens grub man die als Vampyre verdächtigen Leichen, welche angeblich wohl erhalten und unverweſt im Grabe lagen, aus, ſchlug ihnen das Haupt mit einem Grabſcheit ab, durchbohrte ihr Herz mit einem Pfahle und ſchüttete Mohnkörner über ſie aus. In Rumänien, wo man ſie „Murony" nennt, glaubt man ſie durch Einſchlagen eines Nagels in die Stirne unſchädlich zu machen.

Ebenſo nahe wie der Vampyr iſt mit dem Alpdrücken auch der Werwolf verwandt. Gleich den Nachtmahren und Truden ſpäterer Zeit und jenem Blutſauger iſt er ein verwandelter Menſch (oben S. 148 f.), welcher einem dämoniſchen Verhängniß zufolge zu gewiſſen Zeiten in einen Wolf verwandelt wird und als ſolcher lebt und wüthet. Im Jeverlande und wohl auch anderswo hält man jeden ſiebenten Sohn

Digitized by Google

eines Ehepaares für einen Werwolf, wie jede siebente Tochter für eine Walriderske. Doch ist an manchen Orten auch das weibliche Geschlecht vor diesem Verdachte nicht sicher, wo dann aber derselbe oft wieder mit dem des Hexenthums zusammenfällt.

(680.) Zu Winkel waren einmal der große und der kleine Knecht in den Wösten, einer Wiesenfläche, beim Grasmähen. Des Mittags bekamen sie nicht ordentlich was zu essen, aber sie legten sich doch hin zu schlafen. Der kleine Knecht konnte nicht recht schlafen, aber er lag ganz ruhig, um den großen nicht zu stören. Als er eine Zeit lang gelegen, merkte er, daß der große Knecht aufstand. Er guckte durch die Finger und sah, daß der große Knecht einen Riemen aus der Tasche zog und sich um den Leib schnürte, und nun war er auf einmal ein Werwolf. Er lief nach Wehljes Jhlen (einer Wiese mit einem kleinen Busche), fing sich ein Füllen und fraß es auf. Dann kam er zurück und band seinen Gürtel wieder ab. So legte er sich wieder hin und schlief und schnarchte ganz fürchterlich. Der kleine Knecht hatte das Alles wohl gesehen, ließ sich aber nichts merken. Nachmittags aber klagte der große Knecht über Leibschmerzen, und da sagte der kleine Knecht, „das giebt mir kein Wunder; Du solltest das Füllen aus dem Leibe gelassen haben". Als der große Knecht das hörte, zog er schnell seinen Riemen aus der Tasche, schnallte ihn um und lief als Wolf nach dem Jhorster Busche davon, hat sich auch nicht wieder sehen lassen. (Strackerjan I. S. 391.)

(681.) In Vietlübe lebte vor mehr denn hundert Jahren ein Bauer, der sehr beherzt und kaltblütig war. Dieser ritt eines Tages nach der benachbarten Stadt Lübz, um dort mehrere Einkäufe zu machen.

Er hatte sich ziemlich lange aufgehalten, und es wurde schon dunkel, als er den finstern Tannenwald erreichte, durch den ihn sein Weg führte. Als er durch den Rißbach ritt, der über den Weg fließt und an beiden Ufern mit dichtem Erlengebüsch bedeckt ist, wurde sein Pferd plötzlich unruhig und ängstlich und wollte nicht weiter vorwärts. Erstaunt über dies ungewohnte Benehmen des sonst gar nicht scheuen Thieres, wollte er schon absteigen, um es am Zügel zu führen, als plötzlich aus dem Ellerndickicht ein Wolf hervorsprang und wüthend nach dem Pferde schnappte.

Der erschrockene Bauer hatte gar nicht nöthig, das Pferd zur eiligen Flucht anzutreiben; dasselbe lief jetzt vielmehr, so sehr es nur konnte, um seinem gefährlichen Feinde zu entrinnen. Allein bald waren seine Kräfte erschöpft, so daß der Verfolger es wieder eingeholt hatte und gierig in die Höhe sprang, um ihm die Gurgel auszureißen.

Da fiel dem Bauer ein, der seit vielen Jahren nichts mehr von Wölfen in diesem Walde gehört hatte, daß ihr Verfolger am Ende kein wirklicher Wolf, sondern ein Werwolf sei, nämlich ein Mensch, der sich durch Zauberei in einen Wolf verwandeln könne. Es ging nämlich das Gerücht im Dorfe

Digitized by Google

ſein Nachbar ſei ein ſolcher Zauberer, der ſich öfters in einen Werwolf verwandle und als ſolcher die benachbarten Wälder durchſtreiche und manche Beute nach Hauſe bringe. Nun hatte ein kluger Mann ihm geſagt, ein ſolcher Werwolf müſſe augenblicklich ſeine Menſchengeſtalt annehmen und könne dann nicht weiter ſchaden, wenn er bei ſeinem Taufnamen angerufen würde. Als daher jetzt der Wolf ſein Pferd zu zerfleiſchen drohte, rief er, raſch entſchloſſen, mit lauter Stimme: „Büßt Du dat, Ernſt N.?“

Kaum waren dieſe Worte aus ſeinem Munde, als der Wolf ſich in einen Menſchen verwandelte, und ſein Nachbar, deſſen Namen er ausgeſprochen hatte, zitternd vor ihm ſtand und ihn flehentlich bat, er möge dieſe Begebenheit doch nicht nachſagen, er wolle ihm auch nie wieder etwas zu Leide thun, auch den Schaden, den das Pferd durch ſeine Biſſe erlitten, erſetzen.

Der Bauer gab ihm das Verſprechen des Schweigens, aber erſt nachdem er angelobt, ſich nie wieder in einen Werwolf zu verwandeln, was er auch wohl gehalten haben wird, da man ſpäter in dieſer Gegend nie wieder von einem Werwolfe gehört hat. (Niederhöffer, Mecklenburg III. S. 134.)

(682.) Ein Waldweibchen verliebte ſich einmal in einen Jäger, der aber wollte nichts von ihr wiſſen, und daher ſchwur ſie ihm Rache. Als ſie ihm begegnete ſagte ſie ihm, daß er bei dem erſten Schuſſe, den er noch thue, in einen Werwolf verwandelt werden würde. Der Jäger achtete nicht darauf und als ihm ein ſchöner Hirſch in den Wurf kam, ſchoß er ihn nieder. Allſogleich war er in einen Wolf verwandelt. Nichtsdeſtoweniger blieb ihm das Verlangen nach menſchlicher Speiſe. Er vertrieb alſo Hirten und Holzhauer und aß ihr Brot und ihren Käſe.

Des Jägers Geliebte trauerte lange um den Jäger. Als ſie nun einmal in der Schenke ſaß und zuſah, wie die Anderen tanzten, ſtürzte ein furchtbarer Wolf in den Saal und entführte das Mädchen. Ein Jahr lang lebte nun der Werwolf mit ſeiner Geliebten im Walde, bis ſie vor Gram endlich ſtarb.

So trieb er ſich dreiunddreißig Jahre im Walde herum. Nach dieſer Zeit aber, als er eines Tages aus dem Schlafe erwachte, ſah er, daß er ein Menſch geworden ſei. Sogleich ging er in's Dorf, wo er früher gelebt hatte, und miſchte ſich unter die Leute, die dort eben ein Feſt feierten. Niemand erkannte ihn, denn er war ein alter Mann geworden. Da gab er ſich ſeinen alten Freunden zu erkennen und nachdem er ihnen ſein Schickſal erzählt hatte, ſprang er als Wolf wieder davon und lief heulend dem Walde zu. (Grohmann, Böhmen. S. 120.)

Alle dieſe Nachtgeſpenſter ſind abergläubige Entſtellungen der Geſtirne, deren Strahlen überall hin dringen und den ſtärkſten Einfluß auf die Nachtruhe der Menſchen üben, indem ihre Helligkeit dieſelbe oft ſtört oder vereitelt. In den wandernden und irrenden

Digitized by Google

Nachtmahren, Vampyren und Werwölfen erkennt man ohnehin die in Thiergestalt gedachten, ruhelos hinziehenden Sterne. Eingreifender aber in das Menschenleben als diese Blutdämonen erscheinen die Mächte des Lebensschlusses und des Bösen, Tod und Teufel.

(683.) Auf dem Todtensteine, einem steilen Felsberge beim Kupferhammer unfern Neuenhofen, befindet sich eine kugelförmige, oben abgeplattete Erhabenheit. Zur Frühjahrszeit sah man dort zuweilen den Tod sitzen, als ungeheuren Riesen. Mit den Füßen plätschert er im Wasser der tief unten vorübergleitenden Orla. In der zwölften Stunde aber kehrt er das Gesicht von Süden nach Westen, schreitet über die gegenüberliegende Berghöhe und verschwindet zuletzt in dem großen Garten bei der alten Kapelle zu Grobitz.

In Weida sah man einmal „den Tod" auf einem Schimmel hinein in's Spital reiten. (Eisel, Voigtl. S. 12.)

(684.) Einst übernachtete Jesus mit Petrus und den anderen elf Jüngern bei einem armen Schneider. Nach dem Schlafen stellte Petrus diesem drei Wünsche frei. Er wünschte: 1. daß, wer auf seinen Birnbaum steige, nicht mehr herunter; 2. wer auf seinen Sessel sitze, nicht mehr weg könne, und 3. ein Alter von hundert Jahren. Nach den hundert Jahren wollte der Tod ihn holen, ließ sich aber auf den Baum locken und mußte, um herabzukommen, ein zweites Hundert Jahre gewähren. Nach den zweihundert Jahren klebte der Tod auf dem Sessel fest und gab neue hundert Jahre. Nach dieser Frist mußte der Schneider mit. (Schönwerth.)

In J. W. Wolf's Rodenstein und Schnellert, Nr. 16, ist es ein Fischer, der den abholenden Tod auf den Birnbaum zaubert.

(685.) In Eisenberg bei Komotau in Böhmen erzählt man: Bei einem alten Mann, einem Schmiede, kehrte einst der heilige Peter ein, blieb über Nacht und gab ihm am Morgen drei Wünsche frei. Der Schmied wünschte sich: 1. einen Stuhl, von dem Keiner ohne seinen Willen aufstehen könne; 2. einen Kirschbaum, von dem kein Hinaufgestiegener ohne seinen Willen wieder herab könne, und 3. daß er bei jedem Spielen gewinne. Das Letztere machte den Schmied zum reichen Manne. Endlich wollte Niemand mehr mit ihm spielen, da kam der Tod und wollte ihn holen. Der Schmied schlug auch ihm ein Spiel vor und gewann noch zehn Jahre Leben. Als der Tod wieder erschien, bot er ihm den Stuhl und der Tod saß und durfte nur um zehn neue Jahre frei fort. Als auch die um waren, ließ er ihn auf den Baum steigen, dessen Kirschen ihm in die Augen stachen, und ließ ihn erst wieder herab, als er verhieß, nie wieder zu kommen. (Vernaleken.)

(686.) Im Städtlein Jüterbogk lebte ein Schmied, der viel gereist war, mit Kaiser Friedrich II. den Zug nach Mailand und Apulien mitgemacht und dort den Bannerwagen der Stadt erobert und viele Reichthümer

Digitized by Google

gewonnen hatte. In seiner Kunst war er über die Maßen geschickt und hatte eine Stahltinctur, die jeden Harnisch und Panzer undurchdringlich machte. Er wurde über hundert Jahre alt.*)

Einst saß er in seinem Garten unter einem alten Birnbaume, da kam ein graues Männlein auf einem Esel geritten, das sich dem Schmiede schon oft als Schutzgeist bewiesen hatte. Dieses herbergte bei ihm und ließ den Esel beschlagen, und sagte nachher, er solle drei Wünsche thun, aber dabei das Beste nicht vergessen. Da wünschte der Schmied, weil ihm Diebe oft die Birnen gestohlen, es solle Keiner, der auf den Birnbaum gestiegen, ohne seinen Willen wieder herunter kommen, eben so Niemand in seine Stube ohne seine Erlaubniß, außer durch's Schlüsselloch. Bei jedem dieser thörichten Wünsche warnte das Männlein: „Vergiß das Beste nicht!" und da that der Schmied den dritten Wunsch: daß seine Schnapsbulle niemals leer werde. „Deine Wünsche sind gewährt!" sprach das Männchen, strich noch über einige Stangen Eisen, die in der Schmiede lagen, mit der Hand, setzte sich auf seinen Esel und ritt von dannen. Das Eisen war in blankes Silber verwandelt und der Schmied ein noch reicherer Mann als vorher, denn die Tropfen in seiner Bulle waren, ohne daß er es wußte, ein Lebenselixir. Endlich klopfte der Tod an, der ihn so lange vergessen zu haben schien; der Schmied war scheinbar auch bereit, ihm zu folgen, bat ihn aber, ihm ein paar Birnen von seinem Baume zu holen vor dem Sterben, da er ihn aus Altersschwäche nicht selbst mehr besteigen könne. Der Tod stieg auf den Baum und der Schmied sprach: Bleib oben! denn er hatte Lust, noch länger zu schmieden. Der Tod fraß alle Birnen vom Baume, dann ging sein Fasten an, und vor Hunger verzehrte er sich selbst mit Haut und Haar, so daß er jetzt nur noch ein dürres Gerippe ist. Auf Erden aber starb jetzt Niemand mehr und es entstand allerlei Unheil. Endlich ging der Schmied zum Tod und unterhandelte mit ihm, daß er ihn fürder in Ruhe lasse, und ließ ihn los.**)

---

*) Panzers „Baierische Sagen und Gebräuche" (I. 94) enthalten die Sage als: „Der Schmied von Mitterbach". Hier hat jedoch der Schmied durch lockeres Leben all das Seine verthan, dann dem Teufel Leib und Seele verschrieben und auf's neue geschwelgt.

**) In der baierischen Sage kommt der Teufel, als die Zeit um ist, Abends und will sich auf die Ofenbank setzen. Daran hindert ihn die kluge Schmiedin und setzt ihn auf einen Polsterstuhl, sagend, ihr Mann beschlage des Wirthes Rosse und werde bald kommen. Indeß bewirthete sie ihn mit Essen und Trinken. Ihr Mann war aber bei einer alten Wahrsagerin und Zauberin im Dorfe, sich zu berathen, kam fröhlich heim und bat den Teufel um Verlängerung der Frist, die dieser rund abschlug, und zum Aufbruche mahnte. Als sie hinterm Hause durch den Garten wandelten, bat der Schmied den Teufel, ihm als letzte Gunst einige Kirschen zu holen, die dort am Baume so schön

Digitized by Google

Da ſich der Tod am Schmied nicht rächen konnte, hetzte er ihm den Teufel auf den Hals, daß er ihn hole. Dieſer machte ſich flugs auf den Weg; aber der kluge Schmied roch den Schwefel voraus, ſchloß ſeine Thüre zu und hielt mit ſeinen Geſellen einen ledernen Sack vor's Schlüſſelloch. Als Urian hineinfuhr, da er nicht anders in die Schmiede konnte, wurde der Sack zugebunden, zum Ambos getragen und nun ganz unbarmherzig mit den ſchwerſten Hammern auf ihn los gepocht, daß ihm Hören und Sehen verging und er ſich in ſeiner Noth nicht mehr zu retten wußte, bis er das Wiederkommen ebenfalls auf immer verſchwor. *)

Nun lebte der Schmied lange Zeit hindurch in beſter Ruhe, bis er, da alle Freunde und Bekannte geſtorben waren, des Erdelebens ſatt und müde wurde. Er machte ſich deshalb auf den Weg und ging zum Himmel, wo er beſcheidentlich anklopfte. Da ſchaute der heilige Petrus hervor und wies ihn ab, weil er bei ſeinen Wünſchen das Beſte vergeſſen, die Seligkeit. Auf dies hin wanderte der Schmied der Hölle zu. Als das aber der Teufel wahrnahm, ſchlug er das Höllenthor zu und ſetzte die Hölle in Vertheidigungsſtand. Da nun der Schmied weder in Himmel noch Hölle Zuflucht fand, ſtieg er hinab in den Kiffhäuſer, wo er des Kaiſers und ſeines Gefolges Handpferde beſorgt. (Ludwig Bechſteins deutſches Märchenbuch.) **)

---

röthlich leuchteten. Der Teufel that's und wollte, als er genug glaubte, wieder herab; aber er konnte nicht, denn der Schmied hatte mit einer weißen Zauberkreide von der alten Frau einen Kreis um den Baum gezogen und ließ ihn nicht los, bis er ihm, mit Widerſtreben, die Handſchrift herabgeworfen.

*) In einer Sage aus der Oberpfalz in Eſchenfelden (bei Panzer) iſt ein Schmied ſehr von Teufeln geplagt und als er ſich ihrer nicht mehr erwehren kann, bannt er ſie durch das Schlüſſelloch ſeiner Hausthüre in einen vorgehaltenen Sack, legt ihn auf den Ambos und ſchlägt mit ſeinem Hammer ſo darauf, daß ſie vergebens ſich in die Nähte flüchten und in Flöhe verwandeln. Auf ihr Verſprechen, ihn ferner in Ruhe zu laſſen, läßt er ſie bis auf den Schlimmſten, den er in den tiefen Wald bringt und mit dem Schwanz in einen Baum klemmt, wo er, durch ſeine Zauberformeln gebannt, hungert, bis die „Sonne durch ihn ſcheint" und andere Teufel ihn erquicken und endlich befreien.

**) In der Baierſage hat ſich der Schmied ein zweites Mal unterſchrieben, und als der Teufel wiederkam, ihn zu holen, bat er, noch drei Wünſche thun zu dürfen. Der erſte war, eine hohe und dicke Mauer um Haus, Feld, Wieſen und Berge binnen einer Nacht; der zweite, ſo ſchnell er auf ſeinem ſchnellen Schimmel reite, vorne den Weg zu pflaſtern und hinten aufzureißen; der dritte, auf eingeholten Rath der Hexe, der Teufel möge eine krauſe Locke ſeines Haares gerade ſchmieden. Erſte zwei Dinge that der Teufel, beim letztern erlag er. Der Schmied unterſchrieb ein drittes Mal und der Teufel kam nach Verlauf wieder und führte ihn diesmal der Hölle zu. Dort kam er in die pechſchwarze

Digitized by Google

(687.) Zu einem armen Schmiede kam zu der Zeit, wo der Heiland noch auf Erden war, ein Geselle, der ihm bald wieder auf die Füße half. War ein Pferd zu beschlagen, so schnitt ihm der Geselle kurzweg den Fuß ab, legte ihn auf den Ambos, beschlug ihn und heilte ihn dem Thiere wieder an. Ehe er den Meister verließ, hieß er ihn drei Wünsche thun. Da wünschte der Schmied 1., daß Niemand, der in seinen alten Nägelsack greife, die Hand wieder herausbringe, 2. Niemand, der sich an seinen Kühlstein stelle, wieder weg und 3. Niemand, der auf seinen Apfelbaum steige, wieder herab könne.

Mit dem Gesellen wich aber des Schmiedes Glück; er war bald wieder so arm wie vorher. Als er verstört auf dem Feld umherging, begegnete ihm ein grünes Männchen, welches ihm Hilfe verhieß um das zu Hause, was er nicht wisse. In sieben Jahren werde er das holen. Der Schmied unterschrieb und erhielt Geldes genug. Daheim aber weinte die Frau; sie war schwanger. Der Schmied jedoch achtete wenig darauf, baute auf Zeit und Rath und wurde ein reicher Mann.

Die Frau genas eines Knäbleins. Nach den sieben Jahren erschien der Teufel und forderte dieses. Die Frau jammerte aber so, daß der Schmied beschloß, statt des Knaben selbst zu gehen. Der Teufel war zufrieden und sie verließen das Haus.

Auf dem Wege erklärte der Schmied, er habe was vergessen, und bat den Teufel, ihm das zu bringen, was im Säckchen an der Wand hänge. Der Teufel ging, konnte aber die Hand nimmer heraus bringen und wurde vom Schmied und seinen Gesellen mit den Hämmern so zerbläut, daß er froh war, sich los zu bitten und den Schmied ungeschoren zu lassen.

Als er dem Obersten der Teufel sein Abenteuer erzählt, sandte der einen zweiten. Den stellte der Schmied an den Kühlstein und richtete ihn mit den Gesellen nicht weniger arg her.

Der dritte Teufel blieb auf dem Apfelbaume festgebannt und erlitt dasselbe.

Rauchkammer der Zech- und Spielgesellen, die sich freuten, den berühmten Teufelsbändiger zum Gespann zu erhalten. Er trank und spielte mit. Als aber die Teufel nach Sitte erschienen, die Gesellschaft zu necken, griff der Schmied nach seinem Hammer, schlug tüchtig auf sie los und brachte sie in seinen Schnappsack, wo er sie jämmerlich mit seiner Beißzange zwickte, bis sie kläglich um Gnade baten und der Höllenfürst ihn entließ. Der sagte den Kameraden Lebewohl und marschirte dem Himmel zu, wo Petrus ihn nicht einließ. Nun drückte er die Thüre mit Gewalt auf, warf den Apostel von der Himmelsleiter herab und drang bis vor Gottes Thron, der ihn aber verwies und „in Ewigkeit zu wandern" verdammte. Seitdem wandert er ohne Unterlaß. (Panzer.) Ganz ähnliche Märchen besitzen auch Schweden und Norwegen.

Digitized by Google

Jetzt kam der Teufel ſelbſt, und da er die drei Zauber kannte, hieß er den Schmied kurz machen und ihm folgen. Als ſie auf dem Wege einem Prieſter begegneten, der das Sacrament zu einem Kranken trug, bat der verlegene Teufel, in des Schmieds Ranzen ſchlüpfen zu dürfen, bis Der vorüber ſei. Der Schmied nahm ihn auf, drehte ſich aber um, kehrte heim und Alle zerhämmerten den Teufel auf dem Ambos, bis er ſchwur, ihn in Ruhe zu laſſen.

Als der Schmied ſtarb, wies ihn Petrus vom Himmel ab und zur Hölle, weil er dem Teufel gehöre. In der Hölle, wie die Teufel das Thor öffneten, ſchlugen ſie es wieder zu, als ſie ihn ſahen. Jetzt ſtellte er ſich abermal vor die Himmelsthüre, und als er hörte, unſer Herrgott ſei eben auf der Jagd und eine Frau, die im Baden ertrunken war, kommen ſah, packte er dieſe auf die Schulter, klopfte und ſagte, er bringe da die Wildſau, die unſer Herrgott geſchoſſen. Petrus ließ ihn ein. Als aber der Herrgott kam und ihn ſah, winkte er Petrus und befahl, den Schmied wieder fortzuſchaffen. Der erklärte trocken, er ſitze auf dem Seinigen, dem Ranzen, und der Herrgott wußte nichts als einen großen Umgang zu veranſtalten, wozu man dem Schmiede die Fahne gab. Als er vor der Thüre war, ſchlug Petrus, wie ihm geboten war, ſchnell zu und ſeither geht der Schmied immer zwiſchen Himmel und Hölle herum und heißt auch der ewige Jude. (Schönwerth.)

(688.) Zu Schönwald in Mähren hatte ſich ein Schmied aus Noth dem Teufel verſchrieben. Als er einſt trübſinnig am Fluſſe ſaß und fiſchte, kam ein Mann zu ihm, den er in ſeine Wohnung führte, wo ihm dieſer verlieh, daß der Tiſch, an dem ſie ſaßen, ihm Alles verſchaffe, was er wünſche, und daß er Gewalt habe über die Teufel. Der Tiſch lieferte Speiſe und Trank nach Wunſch und es ging ihm in Allem wohl. — Als nach einigen Jahren der Teufel erſchien, ihn zu holen, ließ ihn der Schmied auf einen Stuhl ſitzen, von dem er nicht mehr aufzuſtehen vermochte. Als er ihn auf Bitten losgelaſſen und der Teufel ſein Verlangen wiederholte, hieß er ihn auf den Kirſchbaum in ſeinem Garten ſteigen, wo er ihn aber etliche Jahre ſitzen und zappeln ließ. Nun brachte der Teufel dreißig kleinere Teufel und hieß den Schmied folgen. Da öffnete dieſer einen großen Kohlenſack und erklärte, mit dem Teufel gehen zu wollen, der in dieſen Sack hinein ſpringe. Da ſprangen Alle hinein, der Schmied ſchnürte zu und ließ ſeine Geſellen aus Leibeskräften auf den Sack loshämmern. Dann erſt öffnete er wieder.

Als der Schmied ſterben ſollte, befahl er den Seinen, Schürze, Hammer und Zange in ſeinen Sarg zu legen. Es geſchah und als er zur Hölle kam, that der Wächter einen Schrei: da komme der, welcher ſie habe zermalmen wollen. Nun ſchloß man das Thor und der Schmied ging zum Grabe zurück. (Vernaleken.)

Digitized by Google

(689.) Der Zigeuner und die drei Teufel. Unſer Herr Chriſtus wanderte mit Petrus und Johannes durch mancherlei Länder, um zu ſehen, wie es in der Welt ginge. Da kamen ſie eines Abends im Siebenbürger Sachſenlande zu einem Zigeuner und baten um Herberge. Nur die Frau war zu Hauſe; der Mann war im Wirthshaus. „Ich möchte Euch gerne aufnehmen," ſprach die Zigeunerin, „aber mein Mann wird Euch mißhandeln, wenn er nach Hauſe kommt!" „Nu, es wird ja nicht arg ſein!" ſprach der Herr; „wir legen uns gleich in den Winkel zum Schlafen und da wird er uns ſchwerlich bemerken!" Jetzt wollte ſie die Zigeunerin nicht abweiſen, ſie machte eine Streu und die drei Wanderer legten ſich: der Herr zunächſt, Johannes in die Mitte, Petrus an die Wand. Als der Zigeuner ſchwer angetrunken nach Hauſe kam, fing er an zu ſchelten und zu lärmen und auf ſeine Frau loszuſchlagen: „Du glaubſt, ich ſei betrunken, Du lügſt!" „Aber Mann, ich habe ja gar nichts geſagt!" Indem erblickte er die Drei auf dem Boden: „Ha, Schlange, wen haſt Du hier?" „Es ſind müde Wanderer!" „Ei zum Donner, konnten die nicht auf der Gaſſe ſchlafen?!" Da ließ er ſeine Frau und fing nun auf den Erſtbeſten an zu ſchlagen, und das war Chriſtus. Der Herr regte und rührte ſich nicht. Als am Morgen die Wanderer dankten und fortgehen wollten, hatte der Zigeuner ſeinen Rauſch verſchlafen und bat um Verzeihung, daß er ſie mißhandelt habe: er habe es nicht gerne gethan, allein wenn er luſtig ſei, müſſe er Jemanden ſchlagen. Der Herr ſprach ſanftmüthig: „Schon gut, kein Menſch iſt ohne Fehler!" Damit gingen ſie fort.

Nach einem Jahre aber kehrte der Herr mit den beiden Jüngern wieder da ein. Der Zigeuner war auch jetzt nicht zu Hauſe, ſondern wie gewöhnlich, wenn er Geld hatte, im Wirthshaus. Chriſtus hatte ſich diesmal in die Mitte gelegt. Als der Zigeuner betrunken heimkam, ſchalt und lärmte er abermals und ſchlug auf ſeine Frau, und als dieſe ihm ſagte, es ſeien wieder die drei armen Wanderer, da ließ er ſeine Frau und ſchlug auf den Mittlern los. „Die Reihe iſt jetzt an dem!" ſprach er bei ſich; es war aber wieder Chriſtus, den er geſchlagen hatte. Am andern Morgen bat er abermals um Verzeihung und der Herr ſagte wieder: „Schon gut, kein Menſch iſt ja ohne Fehler!"

Zum dritten Mal, wieder nach einem Jahre, kehrten die drei Wanderer bei dem Zigeuner ein; jetzt hatte ſich Chriſtus an die Wand gelegt. Als der Zigeuner betrunken aus dem Wirthshauſe kam, ſchlug er mit Vorbedacht den dritten. „Jetzt dürfen ſie einander nichts vorwerfen!" ſprach er bei ſich, „Jeder hat ſeinen Theil bekommen." Allein Chriſtus hatte auch diesmal die Schläge empfangen. Als ſie am andern Morgen Abſchied nahmen, bat der Zigeuner wieder gar ſehr um Verzeihung für ſeine Unart: er meine es gar nicht ſchlecht; allein wenn er in der Luft ſei, müſſe er Jemanden ſchlagen. Da freute ſich der Herr, daß er im Grunde ein ſo gutes Herz habe, und ſprach zu ihm „Erbitte Dir dreierlei Gnade!" „So bitte ich," ſagte der Zigeuner, „um einen Beutel voll Geld, der nie leer wird, zum zweiten um einen Spiegel mit der

Digitized by Google

Eigenſchaft, daß, wer einmal hineinſieht, ſich nicht von der Stelle rühren kann, bis ich ihn fortſtoße, und zum dritten um einen Birnbaum vor meinem Haus, ſtets voll von Früchten mit der Eigenſchaft, daß, wer hinaufſteigt, nicht herunterkommen kann, bis ich ihn herunterſtoße." „Es ſoll Dir werden!" ſprach Chriſtus und damit zog er mit Petrus und Johannes weiter.

Der Zigeuner freute ſich ſehr, als er am nächſten Tage ſeine Wünſche erfüllt ſah. „Jetzt habe ich, was mein Herz begehrt; nun kann ich immerfort luſtig leben!"

Von da an war er jeden Tag vom Morgen bis zum Abend im Wirthshaus und lebte wie ein Kaiſer oder König, aß ſtets Schweinefleiſch und trank ſtets ſüßen Roſolie. Endlich aber, als es Zeit war, daß er ſterben ſollte, kam der Teufel und ſprach: „Na, Bruder Midi, jetzt biſt Du mein, auf und folge mir!" „Gleich auf der Stelle, nur daß ich meine Sachen zuſammennehme, ſieh indeß in jenen Spiegel, was für ein ſchöner Kerl Du biſt!" Der Teufel that das gerne, denn er denkt ja auch, er ſei ſchön, und wo er kann, beſieht er ſich im Spiegel. Der Zigeuner ging indeß in ſeine Schmiede und machte eine Zange glühend und kam dann und faßte den Teufel an ſeiner Naſe, verſengte und dehnte ſie; der Arme konnte ſich nicht von der Stelle rühren; er brüllte aber vor entſetzlichem Schmerze. Da ſtieß ihn zuletzt der Zigeuner, daß er zur Thüre hinausflog. Der Teufel aber war froh, daß er ſein Leben hatte und lief was er konnte. Als der Teufel außer Athem in der Hölle ankam, erzählte er ſeinem Vater und ſeinem Bruder, was ihm begegnet ſei, und die mußten die Wahrheit an ſeiner Naſe erkennen. „Du elender Kerl!" ſprach der Bruder, „warte, ich will ihn gleich lehren und holen!" Da ging er zum Zigeuner und ohne einen guten Tag zu bieten, rief er von der Gaſſe, denn er wollte gar nicht in's Zimmer, damit er nicht in den Spiegel ſehe, ihm trotzig zu: „He, Midi, Du biſt mein, auf, folge mir!" „Auf der Stelle!" ſprach der Zigeuner; „ich will nur ein wenig einſacken, daß wir auf dem weiten Wege zu eſſen haben!" Damit ging er hinaus, brachte einen großen Kohlenſack und ſprach zum Teufel: „Sei ſo gut und ſteige auf den Baum und fülle dieſen Sack, bis ich meine Reiſekleider anlege." Das gefiel dem Teufel; denn er hatte die ſchönen Birnen ſchon lange angeſehen und ſie zu koſten gewünſcht. Der Zigeuner aber ging in die Schmiede, nahm eine lange Eiſenſtange, ſchärfte ſie an dem einen Ende und machte die Spitze ganz glühend. Dann kam er und ſtach damit auf den Teufel, daß dieſer laut aufheulte; er kletterte immer höher am Baum, damit der Zigeuner ihn nicht mehr erreichen könne. Der aber nahm zuletzt eine Leiter und ſtocherte immerfort den Teufel in die Seite; der war zuletzt bis in die höchſte Baumſpitze hinauf, da brach dieſe ab und er plumpte wie ein Sack herunter und brach noch ein Bein. Dennoch raffte er ſich ſchnell auf und lief unter großem Geheul in einem fort bis in die Hölle. Da kam ſein Bruder ſchadenfroh und rief: „Aha! da haſt's! ſagt' ich Dir's! da haſt's!" Der Zerſchlagene aber hielt immerfort die Hände an ſeine zerſtochenen Seiten und zeigte

Digitized by Google

seinen zerbrochenen Fuß und jammerte entsetzlich. Der alte Teufel stand da und wußte nicht, was er sagen sollte; endlich seufzte er: „Das muß ein gedonnerter Kerl sein, den möchte ich auch kennen lernen!" Er hatte aber dennoch keine Lust, hinzugehen.

Der Zigeuner lebte von da wieder lustig und ungestört noch eine gute Zeit. Als er endlich fühlte, daß er sterben müsse, befahl er, daß man seine lederne Schürze, Vorschürze und Nägel, Hammer und Zange neben ihn lege. Als er gestorben war, kam er vor die Himmelsthür und klopfte an. Da erschien Petrus gleich mit den vielen Schlüsseln und öffnete. Als er aber den Zigeuner sah, rief er: „Du gehörst nicht hierher, Du hast liederlich gelebt!" und schlug damit die Thüre gewaltig zu. Da bat der Zigeuner gar unterthänig, er möge ihn doch einlassen; er wolle alle Schmiedearbeit im Himmel umsonst thun, und schlug gleich einige Nägel in die Himmelsthüre, die herausgefallen waren; aber Petrus war nicht zu erweichen. Da blieb dem Zigeuner nichts Anderes übrig, als in die Hölle zu gehen und da sein Glück zu versuchen. „Da hast Du wenigstens das Feuer umsonst," tröstete er sich, „Du kannst immer Deines Handwerkes pflegen!" Als er an das Höllenthor gelangt war, nahm er seinen Hammer und klopfte. Da kam der junge Teufel mit der langgedehnten Nase und sah durch die Thorritze; gleich erkannte er den furchtbaren Mann und lief voll Entsetzen davon und schrie: „Er ist hier, er ist hier!" Als der Andere das hörte, der auf dem Baum gesessen, lief er mit und den alten Teufel packte die Furcht anfangs auch und er lief gleichfalls und sie kamen in den innersten Höllenwinkel und verkrochen sich. Da sprach der alte Teufel: „Ich möchte ihn doch auch nur sehen!" Und wie sehr ihn die beiden Söhne zurückzuhalten suchten, so ging er doch, denn seine Neugierde war zu groß. Er öffnete das Thor nun ein wenig und steckte seine Nase hinaus: Tschack! schnappte der Zigeuner die Spitze davon mit seiner Zange ab. Der Alte drückte die Thür schnell zu, klemmte aber dabei seinen Bart ein und konnte jetzt nicht frei werden, wie sehr er herumzerrte; seine Söhne fürchteten sich aber, ihm zu Hilfe zu kommen, und so mußte der Alte seinen Geist elendiglich aufgeben und seitdem spricht man nicht mehr vom alten Teufel, sondern nur von seinen Söhnen, dem langnasigen und dem hinkenden Teufel.

Die Zeit aber wurde dem Zigeuner vor dem Höllenthor endlich zu lang; er versuchte es noch einmal an der Himmelsthüre; doch Petrus blieb unerweichlich. Zuletzt wurde er auch zornig und sprach: „Weil man mich denn weder in den Himmel noch in die Hölle einläßt, so ist es mir recht; ich gehe wieder auf die Erde, da gefällt es mir ohnehin besser!" Und so findet man den Zigeuner bis auf den heutigen Tag hier. Wenn er Geld hat, ist er im Wirthshaus; hat er keines, ergeigt er sich einen Trunk oder nimmt den Hammer und macht Schuh- und Lattnägel. (Siebenbürg. Märchen.)

Digitized by Google

(690.) Der berühmte isländiſche Zauberer Thorleifr Thordarſon († 1647) ſchloß einſt mit dem Teufel (Kölski) einen Vertrag, ihm anzugehören, falls er ihm drei Dinge verſchaffe: 1. einen Sack, aus welchem wider ſeinen Willen Niemand mehr herauskomme; 2. einen Prügel, mit welchem er nie müde werde, zuzuſchlagen; 3. daß der Teufel zur Probe in den Sack ſchlüpfe. Als Alles geſchehen war, prügelte Thorleifr aus allen Kräften auf den Teufel los, bis dieſer, der erbärmlich ſchrie, es nicht mehr aushalten konnte und herausfuhr, wodurch der Vertrag gebrochen und Thorleifr frei war. (Maurer, Isländ. Volksſagen.)

(691.) Ein Bauer und der Teufel mietheten einmal ein Stück Landes gemeinſchaftlich. Damit ſpäter kein Streit über den Ertrag entſtehe, ſagte der Teufel: Laß uns würfeln, wer das, was über der Erde oder aber das unter ihr wächſt, bekommen ſoll. Der Bauer war's zufrieden. Der Teufel aber glaubte der Pfiffigere zu ſein und warf die meiſten Augen, ſo daß er nun haben ſollte, was oben wachſe. Der Bauer aber, der das Feld zu beſtellen hatte, beſäete es mit lauter Rüben; da bekam der Teufel im Herbſte nur das Kraut. Das ärgerte ihn, aber er konnte nichts dazu ſagen. Als ſie für das zweite Jahr würfelten, warf der Teufel mit Abſicht die wenigſten Augen. Der Bauer aber ſäete nun Weizen und im Herbſte bekam der Teufel die leeren Wurzeln. Der Teufel ſchimpfte dem Bauer die Haut voll und kündigte ihm an, übermorgen müſſe er ſich mit ihm kratzen. Hatte der Bauer erſt gelacht, ſo wurde ihm jetzt bange. Sein Weib merkte das und erwiderte, als ſie die Urſache erfahren: „Sei nur ganz ruhig, ich will ſchon mit ihm fertig werden; aber Du mußt ausgehen."

Der Mann ging am beſtimmten Tage aus und als der Teufel kam, that die Frau recht böſe und ärgerlich. Als der Teufel fragte: was fehlt ihr denn, kleine Frau? „Ach," antwortete ſie, „was hab' ich für einen wilden Mann! Da ſeh' er einmal her, wie er mir mit dem Nagel ſeines kleinen Fingers dieſen großen Riß quer in meinen ſchönen eichenen Tiſch gekratzt hat." — Dem Teufel war das nicht ganz recht, er fragte aber, wo ihr Mann jetzt ſei. — „Wo wollt er anders ſein als in der Schmiede? Er iſt ſchon wieder dort und läßt ſich die Nägel ſchärfen; er muß wieder was Rechtes im Sinne haben!" — „Da hat ſie ganz recht, gute Frau," ſagte der Teufel, „es muß ärgerlich ſein, ſo einen im Hauſe zu haben!" Damit machte er, daß er ſo ſchnell als möglich zur Thüre hinaus kam. (Müllenhof.)

(692.) Zu Herrn Wernhard von Strätlingen kam in großer Winterkälte „der Tüfel in eines Bilgers G'ſtalt". Der Ritter erbarmte ſich und ſchenkte ihm ſeinen Mantel. Als er ſpäter auf einer Wallfahrt auf dem Berg Garganus in der Lombardei gefangen wurde, erſchien der Teufel in ſeinem Kerker, brachte ihm ſeinen Mantel wieder und erklärte, er habe von St. Michael den Befehl, ihn heim auf ſein Schloß zu tragen, weil ſeine Frau

Digitized by Google

dieſe Nacht mit einem Andern Hochzeit halte. Es geſchah, Wernhard kam als fremder Spielmann nach Strätlingen zur Mahlzeit, wozu er eingeladen wurde und wo er ſich durch einen „halben Ring" zu erkennen gab, und „Wib, Schloß und Herrſchaft wiederumb erlanget". (Einiger Chronik.)

(693.) Vor vielen Jahren hörte ein Fiſcher von Langen-Prozelten am Main Nachts bei abſcheulichem Schneegeſtöber vom andern Ufer her rufen: Fährer hol! ſo laut, daß er es trotz dem Sturme deutlich vernahm.

Da dauerte den Mann der Wanderer, er fuhr an's linke Ufer und ſah, als er noch nicht ganz gelandet, einen großen, ſtarken Mann in dunklem Mantel in den Nachen ſpringen, welcher augenblicklich ſo tief in's Waſſer ſank, daß kaum fingerbreiter Rand blieb. Der Fiſcher, um den unheimlichen Gaſt bald los zu werden, ruderte aus Leibeskräften. Dieſer aber, ſobald er in die Nähe des rechten Ufers gelangte, ſprang hinaus und machte ſich ohne Lohn, noch Dank davon. Wo er aber an's Ufer geſprungen, ſah der Fiſcher im harten Geſteine — eine große Geißklaue, die man unterhalb Langen-Prozelten noch ſieht. (Herrlein, Sagen des Speſſarts.)

(694 a.) Ein Bauernmädchen, reich und ſchön, war ſo ſtolz, daß ſie jeden Freier mit einem Korbe entließ, da keiner ihr vornehm genug war. Da kam Einer, Niemand wußte woher; aber er that groß und trug einen hellgrünen Rock und einen rothen Bart, ſo daß die erboſten Burſchen ihn „Eisvogel" nannten. Darüber ärgerte ſich die Dirne gewaltig, und einſt als ihr Geliebter bei ihr eingeſchlafen war, nahm ſie eine Scheere und ſchnitt ihm den Bart „wurzweg". Da floh Feuer aus dem Bart und verſengte ihr das Geſicht, ſo daß es zeitlebens ſchwarz blieb; er ſelbſt verſchwand brüllend. Es war der Teufel geweſen. (Schönwerth.)

(694 b.) Zu St. Johann im Unterinnthale hat ſich Folgendes zugetragen:

Ein Mädchen, die von ihrem Liebſten verlaſſen war, weigerte ſich, als Gaſt zu einer luſtigen Hochzeitfeier mit Tanz und Muſik zu gehen. Sie fluchte und tobte in ihrem Schmerze zu Hauſe, bis der Böſe in Geſtalt eines ſchönen grünen Jägers zu ihr trat und ſie zum Tanze einlud. Jetzt beſann ſie ſich nicht lange und ging mit ihm zum Hochzeitstanz in's Wirthshaus, um ihrem Treuloſen keinen Triumph zu gönnen. Der Jäger tanzte ſo raſch und ſo flink, daß ihn alle Hochzeitgäſte bewunderten, und ſang und ſprang von allen Tänzern am höchſten und beſten; trotz dem allen aber graute doch Jedem in ſeiner Nähe, denn er hatte einen Blick wie eine Schlange, ſchlau und giftig. Aber die Dirne machte ſich nichts aus Allem; ſie war luſtig die ganze Nacht hindurch. Auf dem Heimwege fragte ſie der Jäger, ob er nicht in der nächſten Nacht zu ihr „fenſterln" kommen dürfe? Sie erlaubte es freudig.

In der Nacht vom Stelldichein, als der Kirchthurm die zwölfte Stunde ſchlug, klopfte es an das kleine Fenſter der Dirne. Das Mädchen machte auf, den Jäger zu grüßen, aber der Jäger, eine fürchterliche Teufelsgeſtalt, griff

Digitized by Google

nach ihr und riß sie durch die schmalen Eisenstäbe hindurch, daß Fetzen von Haut und Fleisch an den Stäben hangen blieben und das warme Blut über die Wände rann, und fuhr mit der Schreienden durch die Luft davon.

Die rothen Blutflecken kann man nicht fortwaschen und nicht verstreichen bis auf den heutigen Tag. Es geht damit, wie mit dem Blutfleck am Fenster des Klosters zu Maulbronn in Schwaben, durch das der Teufel den Doctor Faust zerrte. (Alpenburg, Mythen S. 277.)

(695.) Ritter Kuno von Kastelen (zwischen Willisau und Ettiswil) war ein habsüchtiger Mann, der einst sich dem Teufel verschrieb, damit er ihn zum Reichsten der Gegend mache. Der Teufel erschien in Zwerggestalt, mit Knotenstock, Bocksfuß und einer Bärenmütze, seine Hörner zu verbergen, und verwandelte alle Steine und alle Holzblöcke im Hofraume der Burg in Gold, was so glänzte, daß der Ritter erblindete und dem Zwerge in die Arme sank. Sogleich trug dieser ihn fort, die Schätze aber versanken in die Erde. Alljährlich am Charfreitag zur Mittagsstunde kommt etwas davon an's Tageslicht, aber als Holz oder als Stein. Wer es dann erhascht und sieben Tage lang in finsterer Truhe liegen läßt, findet es als gediegenes Gold. (Wanderer in der Schweiz VIII. 145, Kas. Pfyffer, der Kanton Luzern I. 241.)

(696.) In Reit hat man den Brauch, daß bei einer Hochzeit die meisten Leute von den Höfen der Pfarre eingeladen werden, so daß oft über zweihundert Hochzeitgäste zusammenkommen, besonders die, welche lustige Leute sind.

Als einst ein Brautzug mit sämmtlichen Gästen vom Wirthshause in der Nacht nach Hause ging, kam ein Spaßvogel dortiger Gegend, der Manharscht Barschtl von der Higna, auf hohen Stelzen in Teufelsvermummung entgegen gegangen, um die Gäste zu erschrecken. Er kam zu ihnen bei der „Mehrerbrücke" am Wege der Reit nach der „Higna". Das ist eine häßliche schroffige Gegend mit steilen Thalabhängen.

Alles lief davon und auseinander. Der Barschtl kehrte lachend und jauchzend um und eilte seiner Heimat zu (zum Hofe z'Manhart'n), aber — auf einmal kam ihm ein noch größerer Teufelsriese entgegen, auch auf Stelzen, und so hoch, daß er fast zum Himmel hinaufreichte.

Herrgott und alle Heiligen! schrie der Barschtl, warf die Stelzen fort, sprang über das Gewände gegen den Bach hinab und rannte nach Hause, wo er so naß ankam, als ob er im Bache gelegen hätte. Wie er über die Felsen, ohne sich zu beschädigen, hinweggekommen, wußte er selbst nicht mehr. Er hat sich nie wieder als Teufel vermummt. (Alpenburg. S. 281.)

(697.) Eine Krügerin zu Eichmedien in Ostpreußen war so gottlos, den Bauern öfters zwei Stof Bier statt eines anzuschreiben. Die Bauern aber merkten das, und als es nun zur Bezahlung kam, hielten sie ihr den Betrug vor und sprachen zu ihr: Wollt ihr zu Gott kommen, so müßt ihr recht thun. Andere sprachen: Sie hat zu Gott nicht Lust, sondern zum Teufel. Die Krügerin

Digitized by Google

aber fing darauf an, ſich zu verfluchen, daß ſie der Teufel mit Leib und Seele vor ihren Augen wegnehmen ſollte, wo ſie ihnen auf einen Stof Unrecht gethan hätte. Der Teufel aber hat nicht geſäumt, iſt ſtracks in die Stube gekommen und hat ſie vor ihren Augen angefaßt. Dabei iſt ein ſchreckliches Sauſen und Brauſen in der Stube geſchehen und die Anweſenden haben ſich ſo erſchrocken, daß ſie für todt zu Boden fielen. Der Teufel aber hat ſie zum ſchwarzen Gaul gemacht und iſt auf ihr denſelben Abend nach Schwarzſtein vor die Schmiede geritten, da hat er den Schmied geweckt und von ihm verlangt, er ſollte ihm ſeinen Klepper beſchlagen. Der Schmied wollte nicht, da das Feuer ſchon ausgelöſcht und auch ſein Geſinde zur Ruhe gekommen war. Aber der Teufel hat nicht nachgelaſſen, ſondern hat geſagt: Ich habe Briefe, die muß ich noch dieſe Nacht zur Stelle bringen; wo Du nicht wirſt aufſtehen und mir meinen Klepper beſchlagen, ſo will ich Dich vor meinem gnädigſten Herrn verklagen. Da erſchrak der Schmied, ſtand auf und fertigte die beiden Hufeiſen. Wie er nun aber die Eiſen dem Pferde auf den Fuß gelegt hat, fing das Pferd an zu reden und ſagte: Nur ſacht, Gevatter, denn ich bin die Krügerin aus Eichmedien. Der Schmied erſchrak, daß ihm die Zange ſammt dem Eiſen aus den Händen fiel. Der Teufel hat ihn immer angetrieben, ſich zu fördern, denn er müßte noch die Nacht mit den Briefen zur Stelle ſein. Aber der Schmied, halbtodt vor Entſetzen, kam mit der Arbeit nicht vorwärts und endlich krähte der Hahn. Da iſt das Pferd wieder zum Menſchen geworden. Der Teufel hat die Krügerin dreimal auf's Maul geſchlagen, daß ihre Lebtage ſeine Finger und Klauen in den Backen zu erkennen waren, „ſind alſo wie Theer geronnen geweſen", und iſt verſchwunden. Die Krügerin hat hernach noch ein halbes Jahr gelebt, aber ſie iſt umhergelaufen wie „ein unſinniges Menſch" und konnte weder eingeſperrt noch angebunden werden; auch die Sprache hatte ſie verloren. Die Hufeiſen wurden zu Schwarzſtein in die Kirche gehängt, wo ſie noch der Biſchof Paul Speratus bei einer Kirchenviſitation im Jahre 1562 geſehen hat. Die Begebenheit ſoll ſich im Jahre 1473 ereignet haben. (Toeppen, Maſuren. S. 119.)

(698.) Die Küſterfrau zu Eldena war einmal zur Abendzeit mit Buttern beſchäftigt. Da fragte die kleine Tochter ihrer Nachbarin: „Weshalb hängſt Du denn nicht die drei Knebel über das Butterfaß, wie doch die Mutter ſtets zu thun pflegt?"

Die Küſterfrau verſtand zwar nicht ſo recht, was hinter der Frage ſtecken möge; aber neugierig, wie Evens Töchter alle, überredete ſie die Kleine, die drei Knebel herbeizuholen und hängte ſie über das Butterfaß. Und kaum, daß ſie den Butterſtab ein Dutzend Mal hatte auf- und niedergehen laſſen, ſo war er ſo ſchwer geworden in ihrer Hand, daß ſie ihn faſt nicht mehr zu handhaben vermochte. Sie hob den Deckel ab, um nachzuſehen, was vorgegangen ſei und — wunderbar! — das ganze Faß war beinahe von Grund auf voll der ſchönſten, gelben Butter geworden. Wie groß der Reichthum ſei, das ſah

Digitized by Google

sie erst recht, als die Butter ausgehoben und zusammengeknetet war. Da schlug sie voll freudigen Erstaunens die Hände zusammen über die schöne, große Butterschlage und konnte sich gar nicht satt daran sehen, in der herrlichen Aussicht, wie fett sie nun den Kohl kochen, und den Pfannkuchen backen, und das Eirühr schmoren und die Fische braten und das Brot bestreichen könne.

Während die gute Frau aber noch so dastand in ihrer Herzensfreude, kam ihr plötzlich ein grinsend freundliches Mannsgesicht vor Augen, das unter einem großen, mit einer Hahnenfeder gezierten, dreieckigen Hute zur Thür einsah.

„Es freut mich," sprach der Fremde, „Euch einen kleinen Dienst erwiesen zu haben! So guten Frauen gefällig zu sein, wie Ihr deren eine seid, ist mir allemal eine wahre Seelenlust. Gern will ich Euch auch ferner zu Gefallen sein; schreibt nur Euren Namen in dies Buch, damit ich Euer nicht vergesse!" und dabei hielt er ihr ein großes schwarzes Buch zur Eintragung ihres Namens hin.

Man sieht's, der Mann verstand den Fuchsschwanz gut zu streichen, und wer weiß, was die Küsterfrau gethan haben würde, wenn nicht glücklicher Weise in diesem Augenblick ihr Mann herzugetreten wäre. Der hatte von ferne des Fremden Worte mit angehört und fragte nun: „Was ist es denn, womit Ihr meiner Frau gedient haben wollt?"

„Dies Geschenk hier," erwiderte der Fremde, auf die drei Knebel hinweisend, „das ich Eurer Nachbarin gegeben habe, hat Eure Frau sich angeeignet. Butter bringt's Euch, so viel Ihr haben wollt, und in Eurem Willen steht's, wollt Ihr's behalten oder nicht!"

Hier schob ein leiser Luftzug den einen Zipfel vom Mantel des Fremden so weit zurück, daß es gerade genug war, unter dem langen Kleidungsstücke einen Pferdefuß dem Küster sichtbar zu machen. Dies war dem erfahrnen und muthigen Manne genug; statt aller Antwort griff er flugs nach den drei Knebeln hin und schleuderte sie mit solcher Gewalt dem Bösen in's Angesicht, daß dieser rücklings der ganzen Länge nach zu Boden fiel.

Das war nun aber dem Bösen außer allem Spaß und er sah nun wohl, daß ihm hier sein Weizen nicht blühen werde. „Ist's so gemeint," sprach er sich aufraffend, „so nehme ich Alles als mein Eigenthum zurück," und damit that er, zum großen Schrecken der Küsterfrau, als guter Frankfurter einen kühnen Griff in die Butter.

Allein so flink ging es nicht, mit dem Küster fix und fertig zu werden. Der war ein Mann von altem Schrot und Korn, der nicht zum schlimmen Spiel eine gute Miene machte. „Gemach, gemach, Herr Urian," sprach er, „Ihr seid zu eilig bei der Sache! Die Butter gehört nicht Euch allein, sondern mir und Euch. Sie ist aus meiner Milch und Euren Knebeln. Wollt Ihr, so will ich sie theilen zwischen uns! Nur so sind wir geschiedene Leute!"

Das Pulver hat der Teufel nicht erfunden und fand auch nicht, was

Digitized by Google

gegen den Vorschlag einzuwenden war. „So theilet denn!“ war die kurze, verdrossene Antwort, die er murrend von sich gab.

Da theilte der Küster, aber er theilte so, daß er das Meiste behielt. Und nichts war dagegen auszurichten, wie knurrig auch der dumme Teufel sich geberden mochte.

Der Einfaltspinsel hatte ja nur Theilung sich bedungen, aber nicht eine Theilung in gleiche Hälften. So ward er denn über's Ohr gehauen und mußte mit langer Nase davonziehen; denn wie der Mann ist, wird ihm die Wurst gebraten. (Niederhöffer, Mecklenburg, II. S. 168.)

(699.) Nahe beim Klösterchen Mariä Krönung bei Baden führt ein Fußweg bergan auf den Kreuzberg. Von dessen Bergscheitel aus erblickt man südöstlich eine Senkung, wo sich ein wildes rauhes Thal eröffnet, um welches hohe Bergwände einen Halbkreis bilden. Mitten auf dem Abgrunde erhebt sich eine fünfzig Fuß hohe Säule von Nagelfluh, einem Schloßthurme auffallend ähnlich, genannt die Teufelskanzel, weil von ihr herab der Teufel gepredigt habe.*) Zerstreute, eingesunkene Nagelfluhtrümmer gleichen hier Ruinen. Die Leute sagen, man höre hier bisweilen dumpfen Gesang oder klägliches Geschrei. Der Abgrund heißt Teufelskeller. Seine Steinbrocken sind aus den Urgebirgen von Glarus und Graubünden her. Jetzt ist es eine Zuflucht von Habichten, Uhus, Nattern, Eidechsen, Füchsen und wilden Katzen. (Rochholz.**)

Daß in diesen Sagen mit Vorliebe Schmiede als Bekämpfer von Tod und Teufel auftreten, hat seinen guten Grund darin, daß dieser Beruf in den Mythen stets als ein solcher von Göttern (Hephästos

*) Bei Baden-Baden giebt es nicht nur eine Teufels-, sondern ihr gegenüber auch eine Engelskanzel, und die bezügliche Sage ist unter den schönen Fresken der Trinkhalle abgebildet.

**) Es ist begreiflich, daß die sogenannten erratischen Blöcke (Fündlinge), welche in der ersten Eiszeit von den aus den Alpen den Stromthälern nach weit gen Norden und Westen reichenden Gletschern in das Land hinaus oder von den Polargegenden her auf schwimmenden Eisblöcken nach entfernten Gestaden oder Stellen jetzt trocken liegender Meere getragen wurden und sich jetzt so weit von ihrer ursprünglichen Heimat befinden, vom Volke, das sich diese Erscheinung nicht erklären konnte, mit dem Teufel in Verbindung gebracht wurden. An unzähligen Orten heißen diese Blöcke Teufelsberge, Teufelssteine, Teufelskanzeln, wie die Menhirs und Dolmen der mitteleuropäischen Steinzeit Teufelsküchen und die Hünengräber Teufelsbetten u. s. w., und es knüpfen sich an sie Sagen, nach welchen sie der Teufel (wie früher die oft gefoppten Riesen) an ihren nunmehrigen Standort geworfen habe. (Vergl. Baer, Der vorgeschichtliche Mensch, S. 20 und 293.)

Digitized by Google

und der Hammerträger Thor) und Götterſöhnen oder Heroen (Wölund u. ſ. w.) erſcheint, deren Aufgabe es ja eben iſt, als Allmächtige das Böſe und die Lebensverneinung zu überwinden. Namentlich ſcheint der Schmied von Jüterbogk auf den Licht und Leben bringenden ſlawiſchen Morgengott (Jutro bog) hinzuweiſen, nach welchem obige Stadt wahrſcheinlich benannt iſt. (Nork Myth. der Volksſagen S. 358, 374 ff., 413 ff., 569. Vergl. Grimms Sagen 207—210 und 328.)

Die gegenwärtige Vorſtellung des Todes als eines Gerippes mit der Sanduhr und der Senſe iſt neu. In den Todtentänzen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts erſcheint er ſtets nur als abgemagerter Leichnam, erſt im ſechzehnten in erwähnter Geſtalt. Der oder vielmehr die vielen Teufel der Volksſage haben wenig mit dem perſiſch-jüdiſch-chriſtlichen Ahriman-Satan, ſondern mehr mit den heidniſchen Rieſen gemein, aber auch Vieles von den Göttern erhalten. Der Teufel erſcheint gewöhnlich als Jäger oder Schütze mit Hahnfeder, auch als ſchwarzer Hund, Schlange, Drache und in anderen Geſtalten und nur, wenn er einen ihm Verfallenen holt, in der von den alten Panen (oben S. 163) entlehnten Geſtalt. Dabei aber erinnert der Bocksfuß auch an Thors Böcke, der Pferdefuß an Lokis Verwandlung als Pferd, die grüne Kleidung und Farbe an Odins Erſcheinung als wilder Jäger, die Verwandlung als Hund und Drache an den Höllenhund und Midgardswurm, das ſchnelle Erſcheinen an Odins und Thors Ritte und Fahrten. Die nordiſche Todesgöttin Hel, Lokis Tochter, iſt es ohne Zweifel, welche in der Volksſage zu des „Teufels Großmutter“ wurde. (Vergl. G. Roskoff, Geſch. des Teufels, 2 Bde., Leipzig, 1869.)

II. Hexen und Feen.

Es iſt bereits erwähnt, daß in der deutſchen Sagenwelt die Stelle der Rieſen, d. h. der gewaltigen Naturkräfte, oft von den Hexen, ſowie in der keltiſch-romaniſchen Sage von den Feen eingenommen wird — eine Stellvertretung, welche offenbar durch Fortſchreiten der Civiliſation bedingt wurde. Die letztere führte nämlich eine ſtufenweiſe Erhöhung des Geiſtes über den Körper mit ſich;

Digitized by Google

gleichlaufend mit Ausbreitung und Befestigung der Bildung, wurde der Körperkraft weniger und der Geisteskraft mehr Wirksamkeit zugeschrieben, wenn auch die Thaten der letztern dieselben blieben, wie die der erstern gewesen waren, nämlich staunenswerthes, mächtiges Schaffen sowohl als Zerstören.

Damit kehrte die Sage naturgemäß wieder zu dem Standpunkte zurück, den sie in den Erzählungen von den Zwergen eingenommen, nämlich zur Annahme hoher geistiger Gaben ohne großen mächtigen Körper. Die Hexen und ihre keltische Modification, die Feen, als Nachfolgerinnen der Riesen, haben jedoch nichts zwerghaftes; sie kämpfen nicht, wie die Zwerge, vergebens gegen die Uebermacht der Menschen an, sie dienen nicht, wie dieselben, den Menschen; sie trotzen vielmehr erfolgreich den Sterblichen und verfügen über deren Wohl und Wehe. Wie im Christenthum der Teufel an die Stelle der Riesen trat, so sind daher auch die Hexen und Zauberer des Teufels Begleiter und Untergebene. Ihr Ursprung reicht jedoch weit über das Christenthum in die altdeutsche Mythologie hinauf.

Uralt ist die Parallele zwischen den Tages- und den Jahreszeiten. Es liegt sehr nahe, den Morgen dem Frühling, den Mittag dem Sommer, den Abend dem Herbst und die Nacht dem Winter zu vergleichen. Die wilden dämonischen schädlichen Naturkräfte, welchen die Riesen entsprechen, walten vorzugsweise im Winter oder sind einer winterartigen (d. h. kalten und unfreundlichen) Unterbrechung anderer Jahreszeiten ähnlich. Dem Winter analog ist die Nacht, und daher die den Riesen zunächst verwandten und sie substituirenden Machtwesen solche, welche die Nacht und das in ihr regierende Gestirn, den Mond bedeuten. Die Jahreszeiten wirken mehr auf die Körperwelt, die Tageszeiten mehr auf Gemüthsstimmungen; daher sind die Personificationen jener groß und stark, aber wenig geistig begabt, diejenigen der Tageszeiten aber umgekehrt geistig hervorragend, körperlich nicht.

Die Nacht wird vom Monde und vom Sternenheer erhellt, und diese Erscheinungen sind so überwältigend in ihrer Mannigfaltigkeit, daß ihnen, mehr als der sich stets gleichbleibenden Sonne, Einfluß auf das Menschenleben zugeschrieben wird. Das Dämmer-

Digitized by Google

licht, das die Gestirne der Nacht hervorbringen, abwechselnd mit völliger Dunkelheit, stimmt den Menschen mehr zur Annahme dunkler, räthselhafter, sein Leben regierender Mächte und Wesen, dämonischer Gewalten, als der helle Tag mit seiner blendenden Sonne, der kein Auge Stand hält, die keine Beobachtung gestattet. Am Tage arbeitet der Mensch und hat daher keine Zeit, über Räthsel des Lebens und der Welt nachzudenken; die Nacht ist daher die Periode, welche das Grübeln über Schicksal und Fügungen begünstigt, namentlich da der geheimnißvolle zaubergleiche Schlaf und der diese Eigenschaften in noch höherm Maße besitzende Traum zu räthselhaften Beziehungen und Ideenverknüpfungen auffordern.

So wurde denn schon im Alterthum der Mond als ein auf das Schicksal der Menschen einwirkendes Wesen aufgefaßt. Das Auffallendste an diesem Weltkörper ist aber die Veränderung seiner Gestalt. Astronomisch genommen, sind seiner Gestalten vier: Neumond, erstes Viertel, Vollmond und letztes Viertel. Dem Augenschein aber fallen blos drei Gestalten auf, entweder in der Weise: wachsender, voller und abnehmender Mond (den unsichtbaren Neumond nicht gerechnet), oder in dieser: leerer, halber (zu- oder abnehmender) und volle: Mond. Daraus ergab sich von altersher entweder eine dreifache Gestalt des Mondwesens oder seine Zertheilung in drei Gestalten oder Personen.

Beispiele sind die dreileibige Hekate einerseits und anderseits die Kleeblätter der Eumeniden oder Erinnyen (Furien), Gorgonen oder Phorkiden, Moiren (Parzen) und Chariten (Grazien). Nicht weniger gehört der Wettstreit der drei Göttinnen Hera, Athena und Aphrodite vor Paris, d. h. der Mondgestalten vor der Sonne, in diesen Anschauungskreis. Im deutschen Märchen erhielt sich derselbe in den Gestalten von Ein-, Zwei- und Dreiäuglein, und in vielen anderen Dreizahlen von Geschwistern, unter denen zwei mißgestaltete oder boshafte die dritte, schöne und gute, demüthigen und verfolgen. Es sind die unvollkommenen Mondgestalten, welche neidisch auf den Vollmond sind, der sie aber gehörig beschämt. Hierher gehört namentlich Aschenbrödel (Aschenputtel), das auch in Island ähnlich erzählt wird. Zu einem ganzen Volke wurden die Mondgestalten in den

Digitized by Google

Amazonen, welche in der einen Bruſt (der Mondgeſtalt) und dem mondförmigen Schilde ihre Bedeutung als Nachtweſen, bei welchen das männliche Element (Tag und Sonne) unterdrückt iſt, verrathen.

Bekanntlich hat auch der Norden ſeine Amazonen, die Valkyrjar, Walachuriun, Walküren, welche der Schlacht vorſtehen, den Kämpfern weisſagen, ihnen Sieg oder Tod bringen. Sie reiten in den Krieg und geleiten die Gefallenen nach Walhöll (Walhalla). Auch blieben ſie Jungfrauen. Wöluſpa nennt ihrer ſechs, Grimnismal dreizehn, was ſich auf die Mondumläufe des halben und ganzen Jahres beziehen muß. Deſſenungeachtet können die Walküren auch (Simrock d. M. S. 344) auf die Wolken und ſpäter auch auf Mächte des Seelenlebens bezogen worden ſein.

Die bleibendſte Bedeutung unter dieſen Geſtalten behielten die Schickſalsgöttinnen (Moiren): Klotho, welche den Faden des Lebens ſpann, Lacheſis, welche ihn hielt, und Atropos, welche ihn abſchnitt. Ganz ihnen entſprechend ſind die nordiſchen Nornen, Nornir: Urdhr, das Gewordene, Werdhandi, das Werdende und Skuld, das werden Sollende, Künftige. Sie ſitzen an dem Brunnen bei der heiligen Eſche, beſtimmen jedes Menſchen Lebenszeit, fällen über Jeden ihr Urtheil und werden als Spinnerinnen des Lebensfadens vorgeſtellt, wie die Moiren. Sie ſind, ſagt Simrock, göttlichen Urſprungs, aber bei Rieſen auferzogen, ſie ſind älter als die Götter ſelbſt, weil dieſe altern. In der Norna-Geſt-Saga heißen ſie Völvur oder Spâkonur; zwei von ihnen beſchenken das Kind mit brennenden Kerzen, die Dritte wünſcht ihm nicht längeres Leben, als die Kerze brennt, worauf die erſte ſie löſcht und aufbewahrt. Dieſe drei verhängnißvollen Spinnerinnen leben denn auch unſterblich in den Sagen und Märchen des Volkes fort.

In verblaßtem Bilde erſcheinen die Nornen als komiſch geſtaltete alte Spinnerinnen in Schwedens und Norwegens Märchen, ſowie in den deutſchen. Man vergleiche Grimms „Drei Spinnerinnen", ſowie „Frau Holle und die zwei Mädchen" mit den entſprechenden bei Bechſtein und Panzer und folgenden Sagen:

(700.) In vielen Gegenden Böhmens iſt es der Gebrauch, wenn ein Kind zur Welt kommt, die Nacht darauf einen Laib Brot mit Salz auf den

Digitized by Google

Tiſch zu legen. Dieſes iſt für die drei Frauen beſtimmt, die über das Schickſal des Kindes beſtimmen. Dieſe Frauen heißen Richterinnen (Sudičky).

Ein Hauptmann übernachtete einmal in einem Bauernhofe, wo eben ein Söhnchen zur Welt gekommen war. Um Mitternacht wurde er durch ein Geräuſch geweckt, und als er leiſe hinter dem Ofen, wo er lag, hervor ſah, erblickte er drei weißgekleidete Geſtalten mit brennenden Kerzen, die ſaßen an dem Tiſche und aßen von dem Brote, das ihnen vorgeſtellt worden war. Da ſprach die eine: Nun, welchen Todes ſoll er ſterben? Durch das Beil? Nein, ſagte die andere, er ſoll erſchoſſen werden. Thut das nicht, ſagte die dritte. Ihr ſeht ja, ſie haben uns bewirthet, laßt ihn eines ſanftern Todes ſterben. Nun gut, ſagte die erſte, er ſoll alſo in ſeinem eigenen Brunnen ertrinken und zwar im 18. Jahr. Hierauf erhoben ſich alle Drei und verſchwanden. Früh erzählte der Hauptmann dem Bauer, was vorgefallen ſei, zeichnete ſich auch Jahr und Tag genau auf und zog weiter in's Feld. Nach achtzehn Jahren reiſte er zu Fleiß nach dem Bauernhofe, um den Tod des Jünglings zu verhindern. Eben traf er den Vater, wie er beſchäftigt war, den Brunnen zu verſchallen, damit der Sohn nicht hineinfallen könne. Der Sohn war auf dem Felde. Bevor jedoch die Verſchallung fertig war, kehrte der Sohn zurück, und da er heftigen Durſt fühlte, trat er zum Brunnen und wollte trinken. Aber der Vater ließ es nicht zu. Da wurde der Jüngling bleich, ſank zuſammen und ſtürzte leblos über den Rand des Brunnens in's Waſſer. So war es doch gekommen, wie die Richterinnen geweiſſagt hatten. (Grohmann Böhmen. S. 4.)

(701 a.) Es war in alten Zeiten, als Aare ſangen, heilige Waſſer rannen von Himmelsbergen, da hatte Borghild Helgi den Muthgroßen geboren in Bralundr. Nacht war in der Burg, Nornen kamen, welche dem Edeling das Alter beſtimmten. Dieſen Fürſten begabten ſie, der Kühnſte zu werden und der Könige beſter zu dünken. Sie ſchnürten mit Macht die Schickſalsfäden, da brachen die Burgen in Bralundr; ſie breiteten aus goldene Fäden und feſtigten ſie mitten unter'm Mondesſaal. Sie bargen öſtlich und weſtlich die Enden, da hatte der König das Land in der Mitte. (Edda, das erſte Lied von Helgi dem Hundingstödter.)

(701 b.) Im 158. Kapitel der Nialsſaga ſieht Dörrudr durch eine Felſenſpalte ſingende Frauen an einem Gewebe ſitzen, wobei ihnen Menſchenköpfe als Gewicht, Därme zum Garn und Wiſt, Schwerter zur Spule, Pfeile zum Kamme dienen. In ihrem ſchauerlichen Geſange bezeichnen ſie ſich ſelbſt als Valkyriur und ihr Gewebe als das für den Zuſchauenden. Zuletzt zerreißen ſie es, beſteigen ihre Pferde und ſechs reiten gegen Süden, ſechs gegen Norden. (Grimm.)

(702.) Auf der Leewaſſerbrücke unweit Ingenbohl und Brunnen im Kanton Schwyz, ſieht man zuweilen Mitternachts eine Spinnerin ſitzen und ſpinnen, das Rad Silber, der Flachs Gold, ihr Auge funkelnd,

Digitized by Google

ihr Geſicht weiß. Führt man Mädchen, die nicht gern ſpinnen, ihr zu und ſie thun ungeberdig und wenden ſich ab, um ſie nicht zu ſehen, ſo bleibt ihnen der Kopf verdreht. (Reithard, Gedichte und Sagen aus der Schweiz.)

(703.) In Thüringen lebt die Sage vom ſpinnenden Mädchen am Brunnen und der Spindel, wo jedoch die böſe Schweſter, der ſie den Verluſt klagt, ſie in den Brunnen ſtürzt. Auf das weite Feld gekommen, findet ſich ein weißes Männchen bei ihr ein und dann begleitet ſie ein „Bardel" mit Geige und Sang. Eine rothe Kuh bittet ſie, ſie zu melken, da die Milch ſie drücke, und endlich gelangt ſie zu einer prachtvollen, vielthorigen Stadt, wo das Männchen ſie fragt, ob ſie hinein wolle durch das Gold- oder das Pechthor. Sie wählt beſcheiden letzteres und wird geführt durch erſteres, wo Alles von Gold leuchtet und ihr Antlitz ſchön und ihre Kleider vergoldet werden. Weiter: ob ſie im weißen oder ſchwarzen Hauſe wohnen wolle? Gleicher Erfolg. Endlich: ob ſie mit den ſchönen Spinnerinnen Goldflachs ſpinnen und eſſen oder mit Katzen und Schlangen ſpeiſen wolle? Sie ſchweigt und kommt zu jenen und endlich durch das Goldthor, von einem andern Männchen begleitet, golden heim, wo der gelbe Hahn ſie ankündet. Die Schweſter geht auch, folgt einem ſchwarzen Männchen, begehrt durch's Goldthor und kommt durch das pechige in eine Nebelwohnung zu Schlangen, Kröten und Katzen, wo ſie weder Nachts noch Tags Ruhe findet. (Panzer.)

(704.) Auf der Altenoren-Alp im Glarnerlande trieben Geiſter ihr Unweſen. Namentlich ſaß auf dem Käsboden im „Heuet" jedesmal, wenn der Knecht des Alpbeſitzers mit einer Heubürde auf den Gaden ging, im Heuloch eine Jungfrau, mit Stricken beſchäftigt, die ihm, ſo wie er die Leiter aufſtieg, jedesmal die Bürde auf den Gaden hinein „ſtürben" half. Als er das einſt einem andern Knecht, welcher das Heu zuſammen rechete, erzählte, erklärte dieſer, er wolle jetzt einmal tragen und die Jungfer etwas anrühren. Als er dem Gaden zuging, ſaß dieſe wie gewöhnlich im Heuloche, rückte jedoch nicht vom Platze, als er die Leiter hinanſtieg, zerkratzte ihm, als er ſein Vorhaben muthwillig beginnen wollte, tüchtig das Geſicht und warf ihn die Leiter hinunter, daß ihm das Spaßen verging. (Joſt Zweifel im Hof, im Linththale.)

(705.) Nahe bei Kiſſingen in Unterfranken ſtand die Burg Botenlauben, worin einſt drei Schweſtern in die Tiefe verſanken. Sie ließen ſich zuweilen ſehen: zwei kreideweiß, die dritte halb weiß halb ſchwarz, mit einem Geißfuße. Nur die zwei erſten waren gut, die Schwarze böſe: bei Kindstaufen war die letztere immer dem Kinde feindlich. Sie wohnten auch Hochzeiten und Begräbniſſen bei; ja ſie zogen in den Krieg, ritten auf Pferden und thaten mehr als die Helden. (Panzer.)

(706.) Zu Ober-Larg im Elſaß ſteht ein ſeit längerer Zeit unbewohntes Haus, von dem die Sage geht, es ſeien drei Spinnerinnen darin, die

Digitized by Google

unaufhörlich fortspinnen. Drei Buben aus dem Dorfe wollten sie einst sehen und gingen in das Haus bis auf den Speicher. Da saßen nun wirklich die Drei und spannen so schnell, daß die Räder ganz feurig wurden. Die, welche in der Mitte saß, war viel größer als die zwei anderen, und ihr langes Haar fiel zu beiden Seiten über die Schultern herab. (Wolf Zeitschr. f. d. Mythologie I. Bd. S. 401.)

(707.) Das Städtchen Ziegenhals in Schlesien hieß einst „goldenes Eck", „goldener Eckstein" und hatte den Namen wohl vom Schlosse, welches drei Schwestern bewohnten. Diese nämlich seien so reich gewesen, daß sie ihr Geld, statt zu zählen, mit Gefäßen maßen.

Nun wollten sie einst theilen. Das machten sie so: Eine von ihnen, welche blind war, sollte jedesmal mit der Hand über das Gefäß fahren, ob es voll sei. Sobald jedoch die Reihe an sie kam, hatten sie das Gefäß umgestürzt, so daß nur der Boden mit Gold bedeckt war.

Nach der Theilung trennten sich die Drei und die Blinde verließ das Schloß. Als sie aber die Schloßbrücke überschritten, vernahm sie hinter sich ein lautes Getöse. Als sie zurückkehrte, um zu erfahren, was vorgefallen, fand sie keine Spur mehr vom Schlosse; es war mit den falschen Schwestern in den Grund versunken, wo ihre Schätze noch sind. (Ueber Land und Meer, V. Bd., 1861, S. 131.) Dieselbe Sage spielt mit Abänderungen auch in Tirol und an vielen anderen Orten. Ueberall aber ist die blinde Schwester der unsichtbare Neumond. In den vorhergehenden ähnlichen Sagen ist die halb schwarze und halb weiße der Halbmond, die ganz weiße der Vollmond.

(708.) Die drei heiligen Jungfrauen, bald genannt St. Anbetta, Gwerbetta, Villbetta; bald Ainpet (Einbeth), Wolbett (Warbeth, Wörbetta), Wilbeth (Firpet), bald Aubet, Guerre und Cubet oder Aubeta, Carona und Bavina, verehrt zu Meransen in Tirol, in Ober- und Niederbaiern, Worms, Straßburg und anderswo, gelten bald als Solche aus der Zahl der elftausend Jungfrauen der heiligen Ursula, welche, verfolgt von Attilas Horden in Meransen Zuflucht gefunden, wo man eine Quelle und einen Kirschbaum zeigte, die auf ihre Bitte entstanden seien und zu denen man in Schlehdorf, besonders zur Pestzeit, namentlich Nachts in Procession mit Fackeln wallfahrtete, bald gelten sie als bloße Gebetsymbole (Ein- oder Anbet, Wohlbet, Vielbet). (Panzer.) Auch heißt es, auf dem am Kochelsee liegenden Hügel sei einst ein Kloster gewesen, früher ganz im Wasser, und darin haben drei Jungfrauen gewohnt, zwei davon weiß, die dritte schwarz mit weißem Schleier, von einem Hündchen begleitet. Im Berge bei Schlehdorf war eine ihnen gehörende Goldader. Sie spannten von ihrer Kapelle bis nach dem eine Stunde entfernten hochliegenden Fels bei Ohlstadt, genannt die Fesch, ein Seil. (Panzer.)

Eine Sage versetzt sie in den Karlsberg unweit der Würm in Ober-Baiern als drei sehr schöne Jungfrauen, auf Erlösung harrend, in der

Digitized by Google

heiligen Nacht bei Lichtern singend, einen Hort hütend, auch in Schlangengestalt durch Küsse zu erlösen. (Vergl. Nr. 131 und 158.)

Im Wormser Dome zeigt man drei Bilder, gekrönte Töchter eines burgundischen Frankenkönigs mit den Namen St. Einbede, St. Warbede, St. Villebede, von den Hunnen gemartert. (Panzer.)

Auch in der alten Peterskirche in Straßburg zeigte man ihre Gräber, als Ursulas und nachher Aureliens Gefährtinnen. (Zingerle.)

(709.) Im Elsaß und in Basel sind Chrischona, Ottilia und Margaretha bald Töchter eines Ritters auf Mönchenstein, bald auf Pfeffingen, auf Pfirt, bald auf den drei Schlössern Rapoltstein. Im Langenholz, zwischen Werenzhausen und Hagenheim gehören sie unter die elftausend Jungfrauen der heiligen Ursula, und ihre drei Gräber, nahe an einem „Römersträßchen", sind ein uralter Wallfahrtsort mit Votivzeichen. In Altkirch heißen sie Mechtund, Chunegrund, Wibrand, in Frauenroth Pellmerge, Schwellmerge und Krischmerge. Die drei Erstgenannten winkten sich einander Tags mit einem Taschentuche, Nachts mit Lichtern und riefen sich durch ein Sprachrohr zu. (Elsass. Volksbüchlein von Aug. Stöber.)

(710.) Im kleinen Dorfe Schildturn in Niederbaiern ist mitten im dreizehnten Jahrhundert die Kirche gebaut und unter Anderen zur Ehre der drei heiligen Jungfrauen aus der Gesellschaft der heiligen Ursula: „Ainbeth, Barbeth, Willbeth" eingeweiht worden. Ein Altarbild, späterer Kunst, zeigt die mittlere weiß gekleidet, die andere im blauen Mantel, die dritte im rothen. Man wendet sich in allen Nöthen an sie, namentlich unfruchtbare und gebärende Frauen, und weiß von Hilfe in Pest. (Panzer.)

(711.) Vor vielen hundert Jahren kamen drei Jungfrauen in die Gegend von Langenaltheim in Mittelfranken, wo sie sich, da noch Alles Wald war, verirrten. Sie gingen drei Tage herum, ohne einen Ausweg zu finden; da hörte die Aelteste, Adelheid, ein Glöcklein läuten und ging mit den Schwestern Adelgard und Laura dem Tone nach und aus dem Walde. An dessen Ende trafen sie einen großen Birnbaum voll reifer Früchte und unter ihm einen klaren Brunn. Beide erquickten sie. In der Nähe lagen einige Häuser und ein Kloster, Langenhaid. Sie fanden hier gastliche Aufnahme und bauten an der Stelle des Baumes und Quells eine schöne Kirche, unter deren Altare sie begraben sein sollen. An der Kanzel sind ihre Bildnisse, die Aelteste mit aufgehobenem Finger, in langem scharlachrothen Kleide, mit Gold gestickt und schwarzem Talar, ebenfalls mit Golde, die Haare fliegend, der Schleier weiß; die zwei Jüngeren in betender Stellung, die Kleider himmelblau, die Talare schwarz, alle Drei mit kostbaren Ringen und Halsgeschmeide. (Panzer.) — (Das blaue Kleid bezieht sich ohne Zweifel auf den Himmel, das rothe auf Morgen- und Abendroth, das schwarze auf die Nacht, der weiße Schleier (oder Kleid) auf den Tag.)

Digitized by Google

(712.) Ein Herzog und eine Herzogin waren lange verheiratet, ohne ein Kind zu bekommen, so sehr sie eines wünschten. Da traf die Herzogin, als sie in einem Nußwalde luſtwandelte, „drei hochgewachſene ſchwarzgekleidete Weiber“ (Vertreterinnen der Nacht), fragte ſie, wie ſie heißen, und erhielt die Antwort: ſie nennen ſich Blák ápar, d. h. Schwarzröcke, wie ſie heiße, brauchen ſie nicht zu fragen, da ſie dies recht gut wiſſen, und auch was ihr fehle und wie zu helfen ſei. Sie ſolle an den nahen See gehen und einen Fiſch eſſen, den ſie dort finden werde. Zur Kindtaufe wollen ſie dann alle Drei eingeladen ſein. Die Herzogin that Alles und gebar zur Zeit ein wunderſchönes Mädchen. Sogleich ließ ſie Alles zum Empfange der drei Schweſtern herrichten; aber die Schaffnerin verſah es und legte nur zwei Gedecke auf den Tiſch. Die Schwarzröcke erſchienen, aber die Jüngſte ging leer aus, und als die zwei Aelteren dem Kinde den Namen ihrer eigenen Mutter Märthöll beigelegt und ihm einzebunden hatten, es ſolle ſchön werden wie die Sonne, nur goldene Thränen weinen und einen Königsſohn zum Manne gewinnen, fügte die Jüngſte bei, Märthöll ſolle in der Brautnacht ein Sperling werden und in den erſten drei Nächten nur je eine Stunde die Sperlingshaut ablegen, auch ewig Sperling bleiben, wenn ihr nicht innerhalb dieſer Friſt die Zauberhaut abgenommen und verbrannt werde.

Märthöll wurde wirklich wunderſchön, alle ihre Thränen waren rein Gold und ein Königsſohn kam, um ſie zu werben. In der Nähe des Königshofes lebte ein altes Paar; die Frau war die Amme Märthölls geweſen, und ihre Tochter Helga war ihrer Milchſchweſter ſehr zugethan. Deshalb zog ſie mit Märthöll und dem Königsſohne weg. Um dem Fluche auszuweichen, ſuchte Märthöll Helgen an ihrer Stelle dem Gatten unterzuſchieben; der jedoch, Verdacht ſchöpfend, ſchlug beide Frauen, Beide weinten, aber nur der rechten Braut Thränen waren Gold. Dennoch gelang den Beiden in der Nacht die Vertauſchung, und Märthöll wurde zum Sperlinge, während Helga ſtatt ihrer in des Königsſohnes Armen ruhte. Aber letztere war nicht im Stande, dem argwöhniſchen Mann über Nacht ein Tuch voll Gold zu weinen; da ſtach ſie ihm einen Schlafdorn (svefnthorn) ein, ging auf die Heide und rief: „Komm', komm' Märthöll, komm' meine Freundin, komm' glänzendes Mädchen auf die Heidegaſſe; ich ſoll Gold gelten und ich kann es nicht weinen.“ — Da kam der Sperling, weinte in menſchlicher Geſtalt eine Stunde lang lauteres Gold und flog als Sperling wieder davon. Helga kam am Morgen und lieferte ihr Gold ab. So ging es in der zweiten und dritten Nacht; in letzterer hatte Helga den Schlafdorn nicht feſt genug geſteckt, der Königsſohn war im Schlafe unruhig, der Dorn fiel aus und er erwachte. Als er ſeine verweinte Frau wegſchleichen ſah, folgte er ihr unvermerkt und ward Zeuge ihrer Begegnung mit Märthöll. Nun ſah er den Zuſammenhang der Sache ein, ſprang eilig hinzu, erfaßte das abgeworfene Sperlingshemd und verbrannte es. Damit war der Zauber gelöſt. (Maurer, Isländiſche Volksſagen.)

Digitized by Google

(713.) Zur Heidenzeit standen die Heilquellen Badens im Schutze dreier weißer Frauen, die man selten ansichtig wurde. Geschah was, das ihnen mißfiel, Unreinlichkeit und dergl., so blieb das Wasser aus, bis sie es wieder rinnen ließen. Besonders widmeten sie ihre Aufmerksamkeit dem „Verenabade". Wer sie erblickte, wurde nie wieder krank. Man nannte sie „die drei Mareien". (Kohlrusch.)

Jetzt ist das St. Verenabad jenes geräumige, gegen hundert Personen fassende in Baden, welches die Armen aller Kantone benützen, aber heimlich auch junge Frauen, die nicht gebären können. Im Mittelpunkt steht auf einer Säule Verena's hölzernes Bild, über'm Haar eine hohe Flitterkrone mit stets frischem Blumenkranze.

(714.) In der Rückwand des Frauenaltares zu Winterbach in Schwaben stehen drei etwa zweihundert Jahre alte Frauenbilder: Maria Salome, Maria Magdalena und M. Kleofe. Das Volk nennt sie „die drei Majen". (Panzer II. 153.)

Bei Eichstädt liegt an der Altmühl der Moiehof, ein uralter Name, dessen Bauer Moiebauer heißt, der Wald das Moieholz, worin „das Moiaweible" am Brunn sich zeigt, klein, schneeweiß, einen Schlüssel tragend. (Panzer II. 151.)

Ein Moiehof ist bei Ziemetshausen und ein Maienholz. (Ebendas. 152.)

Aber in sehr alten Glossen wird lamia und ulula übersetzt „Holz muoja", worin Grimm unrichtig sehen möchte „die muhende". (S. 401.)

In Aislingen bei Dillingen brennt nie mehr als ein First ab. Das dankt das Dorf den drei Majen, Jungfrauen, die das Dorf auf allen Vieren umkrochen. Früher war ein Stein errichtet, auf welchem „die drei Majen" ausgemeißelt waren, und betete man alle Sonntage in der Kirche zu ihrem Andenken. (Panzer.)

(715.) Bei Frickenhausen im Neuffenerthale zwischen Neuffen und Nürtingen, am Kaibrunnen, hörte man drei schneeweiße Frauen, genannt „Nonnen"*) oft singen, und sah sie in den Weinbergen umhergehen, besonders die eine, die sich nicht selten allein zeigte. Kam aber ein Mensch auf sie zu, so flohen sie immer in den Wald. Regelmäßig erschienen sie am weißen Sonntage. (Meier.)

Daran schließen sich die den nämlichen Inhalt bergenden Reime, mit welchen in süddeutschen Landen seit uralter Zeit die Kinder beschwichtigt und belustigt werden, welche offenbar Bruchstücke von Sagen sind:

(716.) Riti reiti Rößli,
z' Bode stoht e Schlößli,
z' Bode stoht a guldi's Hus,

*) Corruption aus „Nornen" wie bei den Nixen. (oben S. 234 ff.)

Digitized by Google

es luagend drei Jungfraue drus;
die Erſt ſpinnt Side,
die ander ſchnezzlet Chride,
die dritt goht zum Gloggehus (oder Sunnehus)
und loht die heilig Sunnen us,
Sunne, Sunne, chum bald wieder,
Schatte, Schatte, leg di nieder.

(717.) 's Sünneli ſchint,
's Vögeli grint'
's hocket unterm Lädeli,
's ſpinnt e Sidefädeli.
's ſpinnt en lange Fade,
er langet bis go Bade,
vo Züri bis uf Haueſtei,
vo Haueſtei bis wiedrum hei.
Z' Rom iſt es guldigs Hus,
lueget drei Mareie drus,
die eine ſpinnt Side,
die ander ſchnäzlet Chride,
die dritt ſpinnt Haberſtrau,
die viert iſt euſi liebi Frau,
ſi ſizt ennet an der Wand,
hät en Oepfel i der Hand;
ſie goht dur ab zum Sunnehus.
und loht di heilig Sunnen us
und loht de Schatte dinne
für ihri liebe Chline,
und wemmer ſ' g'hört ſinge,
chömmet alli Engel z' ſpringe.

(Rochholz Alemanniſches Kinderlied und Kinderſpiel aus der Schweiz.)

Eine Abänderung lautet:

Eins ſpinnt Seiden,
eins wickelt Weiden,
Die Dritte geht an's Brünnchen,
findt ein goldig Kindchen. —
Liabi Frau, mach's Thürl auf,
laß die liabi Sunn herauf,
laß in Regen drina,
laß in Schnee vabrina!
Sunn, Sunn, kumt,
die Engelein falln in Brunn.

(Kinderreigen um Preßburg in Wolfs Zeitſchr. II, 192.)

Digitized by Google

(718.) Ridde, ridde, Roß,
ze Baſel ſteht e Schloß,
ze Baſel ſteht e Herrehüs,
Gücke drei ſcheni Jungfern — n — erüs,
d' ein ſpinnt Side,
d' ander dräit Wide,
d' dritt ſchnit Howerſtroh,
's Kindel machts au eſo (Straßburg).
Ridde, ridde, Reßle,
z' Baſel ſteht e Schleßle,
z' Rom ſteht e Glockehüs,
's luege ſchene Jungfre drüs;
Eine ſpinnt Side,
d' andre gäle Wide,
d' dritte ſpinnt's klore Guld,
d' vierte — n — iſch mim Kindle huld.
(Mülhauſen im Elſaß.)

In Gebwiler dazu:
's iſch en Engele — n — an der Wand,
hat e roder Aepfel in der Hand.

Es darf nicht in Verwunderung ſetzen, daß in dieſen Verſen die drei Jungfrauen auch „Mareien" genannt werden. Maria trat überall an die Stelle heidniſcher Gottheiten und Heroinen, und ſo auch der Parzen (ſ. Nork Myth. d. Volksſ. S. 888), wie ſie auch an die der Rieſinnen trat (ſ. oben S. 378, Note).

Das Nämliche nun, was die antiken Moiren und die nordiſchen Nornen, ſind die keltiſch-romaniſchen Feen. Offenbar vom lateiniſchen fatum, Schickſal, iſt das italieniſche fata, franzöſiſch fée (wie aus amata, aimée u. ſ. w.) gebildet.

In Schottland, wo der Feenglaube ſehr reich an Sagen iſt, ertheilt man dieſen Weſen ſowohl gute als böſe Eigenſchaften, je nachdem ſie verſöhnt oder gereizt werden. Zu Appenzell in der Schweiz iſt Fei ein Schimpfwort für eine ausſchweifende Weibsperſon geworden. In Tirol dagegen kennt die Sage echte Faien, Frauen in ewiger Schönheit und Jugend, Liebe, Milde und Weisheit. Sie können zürnen, aber nie verderben, Zauber üben, aber nur guten wohlthätigen; ſie zerſtören den ſchädlichen der Hexen, wie ſie dagegen „faien", ſchirmen. Sie zeigen ſich ſelten ſichtbar und Wenigen. Küſſen

Digitized by Google

ſie ein Kind, ſo kann es die Faien ſehen wie ſolche, die einen ihrer Talismane tragen und die Sonntagskinder.

(719.) Nahe am Fuße des ſtolz aufragenden Bergſtockes, welcher das Sonnenwendjoch trägt, eine über 8000 Fuß hohe Kalkalpe — liegen die Oertchen Brixlegg, Mehrn und Zimmermoos, auf der Vorgebirgsebene, von der die Alpbacher Achen zu Thale rollt, und die dort befindlichen Werke der Silber-, Zinn- und Bleiſchmelze, der wichtigſten Tirols, treibt. Dort wohnte eine Fai. Ganz in der Nähe liegt das Städtlein Rattenberg, an Ort und Stelle Rotenberg genannt, und über demſelben lag einſt eine ſtattliche Ritterburg, von der jetzt nur noch einige maleriſche Trümmer die Gegend ſchmücken. Einſt ritt ein junger Ritter aus dem Schlößchen Mehrnſtein über Mehrn zur Jagd ob jenem lieblich grünenden Gelände, und erblickte, nachdem er auf der Verfolgung eines Stück Wildes dem Fuße des Sonnenwendjoches ganz nahe gekommen war, die Fai des Berges. Dieſe ſehen und ſich ſterblich in ſie verlieben, war von ſeiner Seite eins, und auch die Fai trug ein fühlendes Herz im Buſen, auch ihr gefiel der ſchmucke junge Rittersmann. Die Fai, die an äußerm Liebreiz völlig einer „Saligen" glich, ſchien auch, gleich den ſeligen Fräulein, eine Schirmhüterin des Wildes zu ſein, denn ſie gebot dem Ritter, von der Verfolgung desſelben für immer abzuſtehen, wenn er wünſche, daß ſie ihm Gunſt ſchenken ſolle. Die Fai führte darauf den Ritter in ihr Reich ein, darin es des Herrlichen viel zu ſchauen gab, wunderklar rieſelnde Quellen, friedlich weidende Thiere, nie verblühende Blumen, Grotten und Säle, von Kryſtallſäulen getragen, mit Decken und Wänden von ſpiegelndem Marmor. Es ſchloß ſich ein Bund der Herzen, und der Ritter empfing von der Fai ein Ringlein zum Pfande ihrer holden Gunſt. Oft ritt er nun ſcheinbar zur Jagd aus, aber nie brachte er Beute heim; das wunderte ſeine Umgebung, denn er war doch ſonſt ein guter Schütze und gewandter Jäger und hatte ſchon manchen Bär und manchen Eber mit kräftig gehandhabtem Jagdſpeer gefällt. Auch fiel es auf, daß der Mehrnſteiner die nachbarlichen Edelhöfe gänzlich mied und unvermählt bleiben zu wollen ſchien. Da geſchah es, daß der Burgherr auf Schloß Rattenberg ein Vermählungsfeſt feierte, zu dem er auch ſeinen Freund, den Mehrnſteiner einlud, welcher Einladung dieſer nicht wohl abſagen konnte. Daher erſchien er denn, und leider geſchah dann noch mehr. Ein als Gaſt anweſendes ſchönes Fräulein aus Innsbruck beſtrickte den Ritter und ſchmeichelte ihm das Ringlein der Fai ab, das ſie an ſeinem Finger funkeln und glänzen ſah. Von Minne bethört, gab der Ritter das Ringlein hin, ohne daß ihm der gehoffte Lohn dafür ward.

Von Scham und Reue über ſeine Treuloſigkeit ergriffen, eilte am frühen Morgen der Ritter zum Fuße des Sonnenwendjoches, da ſah er, wie vor ihm her ein weißes Reh ſprang, und die alte Jagdluſt erwachte in ihm, er verfolgte das Reh, aber es floh bis zu der ihm wohlbekannten Stelle, an der durch

Digitized by Google

ein Anklopfen mit dem Ringlein an eine Felswand ſich das Thor öffnete, das den Eingang in das Reich der Fai verſchloß. Erſchrocken ſtand der Ritter am ſtarren Fels, denn er hatte ja das Ringlein nicht mehr. Plötzlich ſtand die Fai vor ihm, würdevoll, ernſt, nicht zürnend, aber trauernd. Sie hielt das Ringlein in ihrer zarten Hand.

Du biſt nicht treu, ſprach ſie; Du ſchwureſt, ſtets nur an mich zu denken, mein Ringlein nie in eine andere Hand zu geben, nie eines meiner Thiere zu verfolgen, und dreifach brachſt Du mir Dein Wort. Fahr' wohl! Die Fai ſchwand weg und der Ritter fuhr nicht wohl. Kaum hatte er die Stelle beſtürzt verlaſſen, ſo ſchoß eine Mure von der ſteilen Bergwand nieder und überſchüttete donnerpraſſelnd mit zahlloſem Geſtein eine weite Strecke. Darauf iſt der Ritter ſehr traurig geworden, aus ſeiner Heimat hinweggezogen — ſie ſagen nach dem heiligen Lande, und iſt niemals wieder heimgekehrt. (Alpenburg, Mythen. S. 94.)

(720.) Nicht weit von einem friedſamen Fiſcherdörfchen am Seegeſtade ließ ſich alljährlich zu beſtimmten Malen eine überirdiſch ſchöne Jungfrau am Ufer ſehen. Sie kam jedesmal in einem wunderſchönen Schiffchen, welches ausſah wie von hellen Perlen zuſammengefügt, und Niemand wußte, woher ſie kam oder wohin ſie zurückkehrte, ſobald ſie verſchwand. Die Fiſchersleute hatten ſie aber gar lieb, weil ſie bei jedem Kommen Geſchenke brachte und zumal den Kindern Perlen an's Ufer hinſtreute. Dann kamen die Fiſcher und Fiſcherinnen und trugen der Perlenkönigin eine Mahlzeit auf von Fiſchen, Brot und Wein, und die Jungfrau aß ihnen zulieb und war froh in ihrer Mitte.

Zur Zeit, da die ſchöne Unbekannte am Ufer weilte, erſchienen Söhne der Edlen und der Könige, ſie zu ſehen und um ſie zu werben, denn der Ruf ihrer Reize und Reichthümer war weit verbreitet. Aber Alle zogen unbefriedigt von dannen, weil keiner die drei Aufgaben löſte, an die ſie ihre Liebe knüpfte. Die erſte war, zu errathen, was für Haare ſie trage; denn ihr Haupt war dicht verſchleiert. Die zweite, der Jungfrau Halskette umzuhängen, wobei die glänzenden Perlen hell bleiben mußten. Bisher hatten ſie bei Jedem ſich getrübt und dann die Jungfrau helle Thränen geweint, die als eben ſo viele Perlen ſich jedesmal an die Schnur gereiht. Die dritte war, zu errathen, was ſie auf der Bruſt trage. Und ſo war bisher alles Werben fruchtlos geweſen und der Jungfrau Schifflein allemal wieder mit ihr verſchwunden.

Da war aber ein Knabe, der unter der Jugend des Dorfes oft und am liebſten von ihr war beſchenkt worden und ihr über die Maßen anhing, aber, wie er ſein Gefühl gewahr wurde, ſchüchtern und verſchämt, kaum mehr wagte, ihre ſchönen Perlen aufzuleſen, und endlich mehrere Male wegblieb. Da wurde die Jungfrau betrübt, denn gerade dieſen hatte ihr Herz auserwählt, und ſie wünſchte nichts ſehnlicher, als daß er die Aufgaben löſe und mit ihr nach ihrer ſchönen Heimat fahre. Sie beſchloß deshalb, als ſie wieder einmal,

Digitized by Google

ohne den geliebten Fischerknaben gesehen zu haben, vom Gestade abstieß, am gleichen Abende geheim wieder zu kehren und ihm unsichtbar zu nahen. Und wirklich (er war mit seinem Vater auf der See ausgewesen, zu fischen), als der Mond aufgegangen war und sich auf den Wassern spiegelte, glitt das Perlenschifflein einsam durch die Wellen dem befreundeten Ufer zu, wo in der Fischerhütte der Geliebte längst entschlummert ruhte. Die Jungfrau trat in's kleine Gemach und beugte sich sanft und liebend über den Schläfer auf seinem Mooslager. Sie löste ihre Perlenschnur vom Halse, hing sie dem schönen Jüngling um, und die Perlen blieben, weil er reinen Herzens und kindlich war, hell wie zuvor. Sie küßte den Theuren segnend, schied und kehrte auf diese Weise jeglichen Abend wieder, jedesmal die Perlenschnur an des Schläfers Hals hängend, und jedesmal erfreut, so oft sie ihren Glanz behielt.

Einesmals als sie an seinem Lager weilte, erwachte der Jüngling selig in ihrem sanften Kosen, hielt sich aber ruhig, damit sie wähne, er schlafe fort. Als sie abermals die Perlen um seinen Hals hing und ihren Schleier zurück schlug, erblickte er staunend ihr golden Haar. Ihr Busentuch drängte sich weg und er gewahrte auf ihrer Brust einen hellglänzenden runden Spiegel, aus dem sein Bild schaute. Und als sie wieder am Ufer landete und Edle und Fürsten erschienen, um sie zu werben, faßte der Fischerjüngling den Muth, der Angebeteten auch zu nahen, als die Anderen alle abermal beschämt zurücktraten. Als sie ihn sah, glühte sie vor Freude und sie sandte Wünsche gen Himmel, daß er die Proben bestehe. Er beugte sich sittsam zu ihr und sagte: „O Deine Haare müßen golden sein!" Und im Augenblicke fiel der Schleier herab und ihre goldenen Locken strahlten hell. Dann hing sie ihm die Perlen an den Hals und sie glänzten rein wie zuvor. Und wieder sprach er: „Deine Brust muß ein reiner Spiegel sein!" und ihr Tuch rauschte zur Erde und man sah den blendenden Spiegel darauf. In dem Augenblicke erscholl aus dem Perlenschifflein heller Jubel und freudetönende Musik, und ein Kreis von schönen Frauen und blühenden Männern erhob sich froh vom Schiff und nahm das schöne Paar in seine Mitte, und fuhr auf der spiegelhellen Wasserfläche dahin nach der Perleninsel, wo die Braut herrschte. (Bechsteins Deutsches Märchenbuch. Mündlich in Franken.)

Im schweizerischen Engadin (Thal des Inn, romanischer Sprache) spielen die Dialas, Feas, Fedas, Nymfas dieselbe Rolle wie die Tiroler Faien und helfen übrigens den Menschen ganz in derselben Weise wie die Zwerge. Die Feen erscheinen oft in der Zahl von drei, sieben oder dreizehn, von denen die letzte, wie Atropos und Skuld, einen unheilvollen Einfluß auf das Schicksal gegenüber dem heilsamen der übrigen ausübt. Bekannt ist in dieser Beziehung das wunderliebliche Märchen vom Dornröschen, wo

Digitized by Google

auch die verhängnißvolle Spindel der Schicksalsspinnerinnen ihre Rolle spielt. Die guten Feen beschenken die Kinder mit Tugend, Schönheit, Reichthum und allem Glück, die bösen mit frühem Tod oder mancherlei Unheil. Diese ihre Einwirkung auf das Schicksal hat denn auch mannigfache Verwechslungen und Verschmelzungen der Feen mit den Nixen, mit den Elfen, mit den Riesinnen und endlich mit den Hexen herbeigeführt.

Der Letzteren, der im volksthümlichen Verstande genommenen Hexen, Vorbilder im classischen Alterthum sind die dämonischen Zauberweiber: Medeia, die Weberin flammenden Gewandes und Kindermörderin, die auf dem Drachenwagen in die Lüfte fährt. Ino, welche Unfruchtbarkeit im Lande bewirkt und ihre Stiefkinder tödtlich haßt und verfolgt, Kirke, welche Menschen in Thiere verwandelt, Kalypso, welche die Wanderer verzaubert. Die Alten kannten auch ein gespenstiges Weib, Empusa, welches von der Nachtgöttin Hekate gesandt, auf einem Beine sich bewegte und allerlei schreckbare Gestalten annahm. Alle diese Gestalten versinnbildlichen die durch ihre veränderte Temperatur Krankheiten befördernde Nacht, besonders im Winter, und nicht minder den wegen seiner Einwirkung auf Gesundheit und Krankheit, Fruchtbarkeit und ihr Gegentheil u. s. w. berufenen Mond.

Diese Eigenschaften alle kommen nun auch den nordischen Hexen zu. Wir halten uns nicht bei der Etymologie dieses dunkeln Wortes auf. Ebenso unterlassen wir ein näheres Eingehen auf das Hexenwesen und die Hexenprocesse, welche tragischen Erscheinungen, dem Volke zum Verbrechen gewordene Erinnerungen an seine alten heidnischen Culte, in des Verfassers Allg. Culturgeschichte Bd. III. S. 203 ff. und IV, S. 323 ff.) ausführlich behandelt sind. Bereits unter den Thiersagen haben wir oben öfter Gelegenheit gehabt, der Hexen und ihrer Verwandlungen in mancherlei Thiere zu gedenken, ebenso bei Anlaß der Nixen und Zwerge, noch mehr aber der Riesen. Die Hexen wirken gleich den Nornen auf das Schicksal der Menschen und gleich den Walküren, von deren Rossen Thau und Hagel niederträuft, auf die Fruchtbarkeit der Felder ein; daher sind sie Geistesriesinnen und vermögen Alles, denn sie sind ja Himmelsmächte; ihre

Digitized by Google

Verſammlungen bei Nacht, unter des Böſen Vorſitz, zu welchen ſie durch die Luft und den Höhen zu reiten, bedeuten nichts Anderes als die nächtliche Verſammlung des ſchwebenden Sternenheeres. Wenn dann Mädchen und Frauen wegen Unfleißes im Spinnen, dieſer Beſchäftigung der Nornen, oder wegen Tanzens in den Mond verſetzt werden, ſo ſind ſie eben abgeblaßte Mondesgöttinnen. Geſchieht dasſelbe Männern (beſonders wegen Holzdiebſtahls), ſo trägt hieran das germaniſche Genus des Mondes die Schuld (der Mann im Mond). Mit der körperlichen Plumpheit der Rieſen iſt den Hexen daher auch die geiſtige Unbeholfenheit genommen. Die verſchiedenen Modificationen, in welchen ſie das dichtende Volk auftreten läßt, erſcheinen anſchaulich in folgenden ausgewählten Hexenſagen:

(721.) Ein König in England hatte zwei Töchter. Die ältere lud die jüngere an den Strand, jene war ſchwarz wie die Nacht, die jüngere ſchön und glänzend wie der Tag. Die Letztere ging voraus, die andere folgte und ſtieß ſie in's tiefſte Meer Die Jüngere bat, ihr an's Land zu helfen, und bot ihr das rothe goldene Band. Jene weigerte ſich, da ſie das Band ohnehin erhalten werde Dann den rothen, goldenen Kranz, endlich den Bräutigam. Dieſelbe Antwort. Da fanden Fiſcher in finſtrer Nacht die ſchneeweiße Leiche und brachten ſie zu Lande. Ein Harfner bildete eine Harfe daraus, aus der ſchneeweißen Bruſt den Klangboden, aus den Fingern die Schrauben, aus dem Goldhaare die Saiten. Er nahm die Harfe und ſpielte darauf im Hochzeithofe vor dem Brautpaare die untreue That. Am folgenden Tage büßte die Braut auf dem Holzſtoße. (Volkslieder der Schweden, aus der Sammlung von Geyer und Afzelius, von Mohnike, 1830, S. 23.)

(722.) Unterhalb Volmarſtein am Ufer der Ruhr liegt eine ſteile Felswand, „der hage Stein", wo ſich oft zwei weiße Jungfrauen ſehen ließen. Sie wandelten, gewöhnlich vor Mitternacht, ſchweigend am Ufer hinauf bis zum Wietkamp, gingen dann wieder hinab und verſchwanden. Als einſt ein Hirt, der mit ſeiner Heerde am Wietkamp lag, ſie ſo wandeln ſah und ein gewaltiges Raſſeln, wie von Eiſenketten, hörte, nahm er eine Kuhkette, raſſelte damit ebenfalls und rief: „Dat kan ik wol bêter!" Augenblicklich ſtürzten ſich die Jungfrauen auf ihn los und drehten ihm das Genick um. (Kuhn in Hagens Jahrbuch IX, 99. 100.)

(723.) In Framsrüte (Gemeinde Walzenhauſen) bemerkte der Bauer Kaſpar Sturzenegger, daß ſeine Kühe plötzlich rothe Milch gaben. Auf den Rath eines Mannes, dem er dies klagte, hieß er ſeine Frau Buchenholz in's Herdloch legen und verbrennen, bis der Pfannenring roth ſei und er wieder aus dem Stalle komme, worauf er auf die Gluth von der rothen Milch goß. Bald darauf

Digitized by Google

vernahm er, ein Weib in Striland, einer Anhöhe auf der Grenze zwischen Walzenhausen und Wolfhalden liege verbrannt voll Blattern auf den Tod. (Erzählte dem Sammler Sturzeneggers 70jährige Tochter Frau Urs. Kellenberger in der Held, Gemeinde Walzenhausen, 1870.) —

Ein Weib in „Kilchenrüti" (Appenzell), wo obiger K. Sturzenegger Knecht war, brauchte unter ihrer Schürze mit der Hand nur gewisse Manipulationen zu machen, um Butter in Hülle herzuzaubern, die sie natürlich anderen Leuten aus den Töpfen nahm. (Erzählte Dieselbe.)

Eine andere (vielleicht noch junge) Hexe, erzählt man in Walzenhausen, die ebenfalls ihrer Nachbarn Butter in ihren Besitz zu bringen verstand, vergaß sich einmal in der Zauberformel; sie sagte ein Wort zu viel, worauf nicht nur ihr „Buder" (Butterfaß) sogleich überlief, sondern (wie in Goethes Wasserholen durch den Besen) die ganze Stube voll wurde, so daß die nächsten Hexen und Hexenmeister herbeiliefen und sie tüchtig straften. (Erzählte Dieselbe.)

(724.) Eine Hexe wollte ihren Mann in die Ordensgeheimnisse einweihen und lehrte ihn, wie er das „Steckli" salben und durch den Kamin auf den Misthaufen fahren solle. Dort habe er auszurufen:

Ich stehe auf dem Mist,
und verlasse den Herrn Jesus Christ.

Statt dessen rief er jedoch, sobald er unten anlangte:

Ich stohna uff em Mist
und verschlaha was 's Tüfels ist.

Damit schlug er die Hexe todt. (Erzählte Dieselbe.)

(725.) Christian Not von Riedgarten, Pfarrei Rechthalten im Kanton Freiburg, ging einst im Frühling vor Tag nach Plaffeyen und dann in die Berge, wo er in einem „Vorsatz" (Mai- oder Vorsäß') etwas zu thun hatte. Bei Tagesanbruch befand er sich zu Ruffenen hinter Plaffeyen, wo noch Alles schlief. Er setzte den Weg still gegen den Ries- (Kies-) grund des Ruffenenbaches fort, vernahm oben im Schuttbette des letztern brummende Töne, die sich näherten, und erblickte endlich eine häßliche, zerlumpte Weibsgestalt, welche in einem fort sang:

West' und Hosen,
Knöpf (Knospen) und Rosen,
Spiel und Karten,
Speck und Schwarten,
Kraut und Ruben,
Meitschi und Buben,
Roß und Rinder,
Weib und Kinder,

Digitized by Google

Hühner und Hähndel,
Säck und Bändel,
das giebt ſich zuſammen
wie Herren und Damen.

Als Not über den Bachſteg war, wanderte das Weib, immer im Brummbaſſe ſingend, eben unter demſelben durch, nach der Senſe eilend, über welche ſie huſchte und dann gegen die Vorſäße von Guggisberg.

In der „Kräutera" oder „Schwarzenburgera" hatte ſie das Sennweſen ſo bezaubert, daß im Mai nicht mehr gekäſet und geziegert werden konnte. Die Guggisberger ließen den Zauberbanner Brünacker kommen, welcher die Hexe herbannte und unter den Schwellen des Milchgadens etwas wegnehmen ließ, das ſie dort hingelegt hatte. Sogleich konnte wieder geſennet werden.

Ein Plaffeyer hatte ſie, als ſie den Bann geſpürt, über Ruffenen hinunter eilen und mit einem Sprunge über die Senſe ſetzen ſehen. (Kuenlin.)

(726.) Zwei Knaben gingen einſt auf den Sevelerberg in ein Haus, in welchem ſie zwei Mädchen wußten. Dieſe zeigten große Freude, gingen in die Küche und backten Kücheln für die zwei Burſche. In der Thüre fand ſich eine Spalte, durch dieſe ſchauten die zwei Knaben und ſtaunten: Ueber die Pfanne hing eine gewaltige Kröte, welche jedesmal wieder angeſtochen wurde, ſo oft der Fettſtoff in der Pfanne alle war. Die Mädchen ſagten lächelnd zu einander: die Zwei ſollen uns nicht mehr entrinnen. Die Jünglinge hatten am Sehen und Hören genug, begehrten nichts von den Kücheln und machten ſich eilig auf und davon. (N. Senn.)

(727.) Im Kanton Freiburg lebte früher in der Gegend von Corbières die berühmte Zauberin Catillon, genannt la Toascha (in der Oſtſchweiz ruft man einer ſcherzhaft zu, wenn ſie Streiche macht „Du Täſch!"), die Hexe, die drei hübſche Töchter hatte. Die kamen jede Woche mit einem Korbe voll Eier auf den Markt. Es mangelte den Mädchen nicht an Kiltgängern. Ein ſolcher bemerkte einſt, daß ſie unbemerkt einen Krug aus einem Winkel zogen und daraus gierig leckten. Da er was Köſtliches darin vermuthete, nahm er, als er einen Augenblick allein im Zimmer war, den Krug und leckte ihn leer.

Auf der Heimreiſe befiel den Kilter heftiges Bauchgrimmen; er eilte nach Hauſe, ſeine Eingeweide begannen ſich zu bewegen und er fühlte, wie unter Lärm und Hagel ein ganzer Kratten voll Eier ſich entlud. (Kuenlin.)

(728.) Wandert man aus Rapperswil über die lange Seebrücke (die jetzt durch einen prachtvollen Damm erſetzt iſt), ſo ſtehen auf dem Felde bei Hurden drei hohe hölzerne Kreuze auf dem Wege. Einige wähnen, es ſeien Zeichen, daß dort die Rapperswiler einen ſie beſuchenden römiſchen Kaiſer bewillkommt. Andere aber erzählen, drei Burſche aus Rapperswil ſeien einſt auf ihrer Wanderſchaft Abends bei einem alten Mütterchen in der Fremde zuſammen getroffen. Ueber'm Eſſen redeten ſie herzlich von ihrem Vaterlande

Digitized by Google

und ihrer lieben Halbinselstadt und äußerten, als ihre freundliche Wirthin meinte, die könnten sie bald sehen, wenn es ihnen gar am Herzen liege, „das wäre ihre größte Seelenfreude, da sie noch monatelang zu Fuße wandern müssen". Die Alte zauberte sie in Schlaf. Als sie erwachten, wollte eben der Tag aufgehen, und hörten sie ein Glöcklein klingen. Ach, rief der Eine verwundert aus, wären wir nicht hier, so wollt' ich wetten, das wäre das Kapuziner-Glöcklein und läutete zur Morgenmette. Kaum gesagt, so merkten sie, sie liegen im Hurderfelde, und sahen die alten dunklen Thürme des Grafenschlosses über'n See her schauen. Sie kehrten froh zu den Ihrigen und ließen am Orte, wo sie erwacht waren, die drei Kreuze aufrichten. (In Rapperswil.) —

Der Platz „bei den drei Kreuzen zu Hurden" hat auch sonst gespenstischen Ruf. Wallfahrter sahen dort im Vorbeigehen gelbes glänzendes Laub liegen. Sie hoben davon auf und fanden es in Rapperswil als lauteres Gold. (Gall Morell bei Lütolf.)

(729.) Auf dem jetzt zertrümmerten Schlosse zu oberst im Bernerdorfe Worb wohnten einst zwei Zwillingsbrüder, bei deren Geburt eine Zauberin, die Eggbexe, geweissagt hatte, sie werden Beide in derselben Stunde sterben. Man ließ die Prophetin verbrennen. Die Beiden wurden, erwachsen, die ärgsten Zwingherren, so daß das Landvolk bald nichts sehnlicher wünschte, als der Zauberin Wort erfüllt zu sehen. Als der eine der Zwillinge die schöne Tochter eines der Burgherren der Umgegend ehelichte und diese bei einem Waffenspiel ihren Schwager zu krönen hatte, entbrannte dieser leidenschaftlich gegen sie, so daß er auf verruchte Entwürfe fiel. Der Bruder, davon benachrichtigt, stellte ihn auf der Wendeltreppe zur Rede, dieser antwortete trotzig-spöttisch, sie zogen Beide von Leder und fielen gegenseitig durch ihre Waffen. Bei stürmischem Wetter hört man in der Mitternachtstunde Waffengeklirr und darauf dumpfes Röcheln. (G. Siegfried in Münchenbuchsee, in Zuberbühlers Sammlung.)

(730a.) Ein Schulknabe hatte seinen Mitschülern erzählt, er könne Mäuse machen. Der Lehrer, dem dies zu Ohren gekommen war, fragte ihn, ob er denn auch schon Mäuse mit Schwänzen machen könne. Das könne er noch nicht, erwiderte der Knabe, aber seine Tante wolle es ihn heute Abend noch lehren, und als andern Tages der Lehrer seine Frage wiederholte, antwortete er: Ja, nun könne er es. Als der Pastor dies erfuhr, schalt er den Lehrer tüchtig aus und nahm den Knaben zu sich, der auch ein guter Junge wurde. Aber von da an siechte der Knabe hin und starb nicht lange nachher. Vor seinem Tode mußte der Knabe dem Pastor versprechen, ihm zu erscheinen und ihn zu benachrichtigen, ob er selig geworden sei. Als nun einst der Pastor in seinem Garten ging, kam eine Krähe herangeflogen und setzte sich auf einen Püttschwengel. Der Pastor fragte: „Jan, büst Du't?" worauf die Krähe antwortete:

Digitized by Google

„Ja, Gott un de Hillgen eenmal verſwaren
is ewig verlaren!“

und davon flog. (Strackerjan I. S. 297.)

(730 b.) Zwei Hexen beredeten einſt ein junges Mädchen, welches ſehr kränklich war, das Hexen zu lernen; dann werde ſie viel geſunder und könne ſich viel Freude machen. Sie ließ ſich bewegen und lernte das Hexen. Die beiden Weiber nahmen einen ſchwarzen Topf, den mußte das Mädchen in der Hand halten und dreimal ſagen:

„Ick verſwere Gott
un löwe an den ſwarten Pott.“

Als ſie das gethan hatte, konnte ſie Alles hexen, aber ſie wurde noch kränker und fürchtete, daß ſie ſterben müſſe. Sie hatte verſprechen müſſen, daß ſie keinem Menſchen etwas ſagen wolle, aber jetzt konnte ſie es nicht länger aushalten und klagte es ihrer Mutter. Da ſagte dieſe, ſie ſolle, wenn ſie ſtürbe, doch wieder kommen und ihr mittheilen, wie es ihr gehe. Als das Mädchen nun todt war, ging die Mutter eines Tages auf das Feld zur Arbeit, da kamen viele Raben und flogen über ihr herum, zuletzt ließ ſich einer nahe bei ihr nieder. Da dachte die Mutter an ihre Tochter und ſagte zum Raben: „Weißt Du, wie es meiner Tochter geht?“ Da antwortete der Rabe:

„Gott verſchworen
geht ewig verloren!“

und flog mit jämmerlichem Geſchrei davon. (Ebendaſ.)

(731.) Ein Bauer hatte eine Kuh krank, von welcher er glaubte, daß ſie wohl behext ſein könne. Er ging deshalb zu einem Hexenmeiſter, und dieſer ſagte ihm, ſeine Kuh ſei wirklich behext, und es ſei ſchon zu ſpät, ſie wieder geſund zu machen, ſie werde ſterben. Aber ſobald ſie todt ſei, ſolle er ſie gleich aufſchneiden, das Herz, während es noch warm ſei, herausnehmen und, ohne es anzuſehen, in einem Keſſel oder Topfe mit Waſſer auf das Feuer ſetzen und kochen. Dann werde die Hexe ſich zeigen müſſen; ſie werde kommen und etwas leihen wollen, aber er ſolle ſich in Acht nehmen, daß er ihr nichts gebe; denn wenn er das thue, ſo könne er ihm nicht helfen, auch werde ihm noch viel mehr Unheil widerfahren. Der Bauer befolgte den Rath genau. Kaum war die Kuh todt, ſo ſchnitt er ſie auf, nahm das Herz heraus und warf es, ohne es anzuſehen, in einen Topf mit Waſſer, der ſchon auf dem Feuer hing. Es dauerte nicht lange, ſo kam in haſtiger Eile eine Nachbarsfrau und wollte etwas leihen. Aber der Bauer ſchlug es ab, indem er ſagte: „Ich leihe nichts aus!“ Sie fing an, dringender zu bitten, ſie ſei gerade verlegen darum, ſie werde es gleich wieder zurückbringen; er aber wollte von nichts wiſſen. Da wurde die Frau ganz ungeduldig und fragte, was ſie dort auf dem Feuer hätten? Der Bauer aber ſagte: „Das iſt Deine Sache nicht, ich kann doch kochen was ich will.“ Da die Frau nun gar keinen Ausweg ſah,

Digitized by Google

gab sie sich als Hexe zu erkennen und bat, er möge doch den Topf vom Feuer nehmen, sie werde ihm auch nie wieder Schaden thun. Noch blieb der Bauer fest. Aber nun fing sie ganz jämmerlich an zu weinen und versprach, ihm allen Schaden wieder zu ersetzen, den sie ihm angethan; er solle doch das Herz vom Feuer nehmen und in die Erde vergraben, sonst müsse sie sterben. Endlich ließ sich der Bauer erweichen und grub das Herz tief in die Erde ein. Sie hat ihm nachher allen Schaden ersetzt, sein Vieh ist nachher auch nie wieder behext gewesen; die Frau aber hat noch lange krank liegen müssen, weil das Herz schon zu heiß gewesen ist. (Ebendas. S. 363.)

(732.) Am Fuße des Jura, unweit des Waatländerdorfes Berolles und in geringer Entfernung vom sogenannten Römerwege liegt ein vereinzelter runder Hügel von ziemlich großem Umfange, auf dem Gipfel mit Eichen, Buchen und Tannen bewachsen. Hier kommen die Hexen zusammen, mit bezaubernder Musik ihren Sabbath zu feiern, wovon er Nernetcan (Nerne-Feld) heißt. Dann erhebt sich oben auf ihm ein Anrichttisch, besetzt mit goldenen und silbernen Geschirren und eine Tafel mit köstlichen Speisen. Alle reihen sich in einer riesenmäßigen Runde aneinander, umgeben den Hügel, und um sie trabt während des Mahles ein graues kopfloses Pferd. Früher habe auf Nernetcan ein Kloster gestanden. Diese Versammlung heißt la chette. (Mém. et docum. de la soc. d'histoire à Genève VII. p. 2. Sollte es so gar ferne liegen, auch hier an die „Nornen" zu denken?)

(733.) In der Mainacht kam einstmals ein Bote von Schwerin aus bei Jülchendorf vorbei. Dort ist ein Eichengehölz und in demselben ein Berg.

Beim Vorübergehen hebt er seine Augen auf und sieht auf dem Berge ein großes Getümmel von Menschen, tanzend, speisend, trinkend, die Gläser anstoßend. Kaum faßt der Gipfel den dichten Haufen; weit über Alle ragt aber hoch empor ein stattlicher Riese.

Der Bote legt sich ermüdet im Thal nieder, um den Ausgang der Sache zu sehen. Da weht es plötzlich durch die hohen Eichen und der Riese steht vor ihm. „Alter," spricht er, „bist hungrig und durstig, willst miteſſen und mittrinken? Sei nicht blöde! komm! Dir soll ein köstliches Mahl werden!"

Mancher Schnurrbart würde sich nicht lange besonnen haben, was zu thun sei, der Mann ging aber mit.

Eine Tafel war auf des Berges Spitze gedeckt, an derselben muß er obenan sitzen. Köstliche Speisen, dicker Reis und Grapenbraten werden aufgetragen und feines Brot. Vor ihm auf dem Tische tanzen gruppenweise in größter Eilfertigkeit kleine, daumenlange Menschen und besorgen die Aufwartung. Unter ihnen erkennt er mit Schrecken eine Bauersfrau aus seinem Dorfe. Silberne Löffel und Messer werden vor ihm hingelegt. Er soll essen, er will, köstlich ist ja die Speise; allein er kann Löffel und Messer nicht heben. Das verdrießt ihn.

Digitized by Google

Da kommt die alte Bauersfrau auf ihn zu und ſpricht: „Willſt eſſen und kannſt nicht? Armer Menſch! Der Dir gegenüber ſitzt, hindert Dich. Spei ihm in's Angeſicht, ſo wird's Dir gelingen mit Meſſer und Löffel!"

Er zögert, aber der Reis iſt braun gezuckert, der Pfannkuchen fett und das Schwarzſauer duftet lieblich. Er ermannt ſich, hebt ſich halb vom Stuhle und ſpeiet dem gehäſſigen Gegner in's Angeſicht.

Da faßt ihn plötzlich ein Sturmwind und wirft ihn rücklings den Berg hinab, daß die veralteten Glieder zerſchellen und er ohnmächtig daliegt. Reiſende treffen ihn am andern Morgen und bringen ihn nach Hauſe. Lange muß er krank liegen.

So rathen Hexen. (Niederhöffer, Mecklenb. III. S. 140.)

(734.) Drei Spielleute kamen Nachts beim Heimgehen von einer Kirchweihe zu einem hell erleuchteten Waldſchloß, woraus luſtiger Tanz erſcholl. Um noch etwas zu verdienen, gingen ſie hinein und in einen Saal des obern Stockes, worin eine Menge Weiber zu einer Gellflöte tanzten. Dieſe blies Einer, welcher auf dem Tiſche ſtand; die Spielleute ſtellten ſich zu ihm hinauf und geigten wacker mit. Während deſſen nahm der Baßſtreicher einen goldenen und einen ſilbernen Becher vom Tiſche und ſteckte ſie in die Taſche. Als ſie im beſten Fiedeln waren, ſchlug es Zwölf und im Nu verſchwand Alles, und die Drei waren allein im Dunklen. Wie ſie merkten, ſaßen ſie auf einem Baume; einer von ihnen ſprang hinab und brach das Genick. Auf dieſes blieben die zwei Anderen oben, bis es Tag wurde, wo ſie ſich auf einer hohen Tanne ſitzen ſahen, von welcher ſie nur mit Mühe hinab kamen. Als der Baßgeiger nach ſeinen eingeſteckten Bechern ſchaute, waren es eitel Kühklauen. (Baader, Neue Volksſ. S. 82.)

(735.) Der Sarganſer Geiger Hans Jöri (Großvater der Großmutter des Sammlers) ging ſpät Abends über den Rhein in's Lichtenſteiniſche, wo er Morgens aufſpielen ſollte. Unterhalb Balzers, es dunkelte tief, wurde er von fremdartig Gekleideten von der Straße abſeits gerufen und traf eine glänzende Geſellſchaft. Man ſetzte ihn auf einer Bühne, wo auserleſenes Eſſen und Trinken für ihn ſtand, indem ein Herr ihm bedeutete, er möge ſich durch nichts beunruhigen laſſen, auf nichts achten und namentlich keine Geſundheit trinken. Er ſchwieg, ſpielte tüchtig und ließ ſich's ſchmecken. Es wurde toll und bunt getanzt vor ihm und ihm fehlte an nichts; nun kümmerte ſich Niemand weiter um ihn, ſo daß ihn am Ende langweilte und er, warm werdend und der Mahnung vergeſſend, bei einem Trunke zu ſich ſelber ſagte: „G'ſundheit Hans! Gſeg' ders Gott, Hans! Fürcht's der nüt, ſo geſchieht der nüt!" Kaum über die Lippen, ſo war Alles verſchwunden, es ging gegen Morgen und Hans Jöri fand ſich auf dem Vaduzer Galgen, ſtatt des ſilbernen Bechers einen Kuhhuf in der Hand. (Erzählte des Sammlers Vater und verlautet von vielen Orten ganz ähnlich. Hans Jöri war wohl ein Schalk, der dieſe alte Sage auf ſich ſelbſt anwandte. — Daß man, bei Hexentänzen

Digitized by Google

eingeladen, sowie man den Namen Jesus ausspricht, Alles plötzlich verschwinden sieht und sich in einem Gestrüpp oder unter einem Galgen findet, weiß auch Nikl. Senn.)

(736a.) In Hessen kamen etliche Pfeifer und Spielleute von ungefähr zu einem Hexentanze, wo sie aufspielten und gut bewirthet, endlich in einer Kammer in ein stattliches Bett gebracht wurden. Am Morgen erwachten sie unter'm Galgen. (Brandl's „Narrenkurzweil" Innsbruck 1695.)

(736b.) Im Jahre 1649 luden an einem gräflichen Orte junge Töchter Sonntags Abends einen Spielmann auf die Nacht zum Tänze-aufspielen. Es geschah, wie er glaubte, auf dem Grafenschlosse im großen Saale. Er verlangte endlich zu trinken, worauf ihm ein silberner Becher gebracht wurde. „Gesegn' es mir Gott, wie ist das ein guter Wein!" rief er, und im Nu war Alles verschwunden und er saß auf dem Galgen des Ortes, hatte aber den Silberbecher noch. (Ebendas.)

(737.) Wie in Italien (Venedig?) eine vornehme Dame ihren einquartierten Soldaten, als er seinen Heimatsort Weißtannen nannte, fragte, ob er auch den Gafarra-Bühl kenne, und ihm dann gestand, sie habe dort manch vergnügten Abend zugebracht, erzählt man in Chur, eine Pariser Dame habe einen Brettigauer, der im siebzehnten Jahrhundert als Schneider in Paris lebte, nach verschiedenen Frauen seiner Heimat und auch nach der Alp Pardenn gefragt, wo Aehnliches vorgeht und wo sie oft gewesen sei. Ganz dasselbe begegnete einem Brettigauer in Holland. (Mündlich.) Der Gafarra-Bühl im einsamen Weißtannerthale der Seez ist ein Ort, berühmt durch Zusammenkünfte nächtlicher Frauen. Dort hinein ritten zuweilen die Stiftsdamen von Schennis herauf, die Oberin an der Spitze, das Thal hinein. Sie hatten früher eine Alp dort. Auch gelten sie bedeutsam als die Frauen edler „Vinetier", die aus ihrer sagenberühmten Stadt hierher ritten, um die Nacht in Schmaus und Tanz zuzubringen. Ein Hirte fand dort einst einen seidenen Damenschuh. (Von des Sammlers Mutter erzählt.)

Es ist dasselbe mit dem Vorstehenden, wenn ein Soldat in Holland mit einer Hexe auf einem Besenstiele Abends heim nach Grabs reitet und am Morgen wieder auf seinen Posten ist. (Nikl. Senn.)

(738.) Eine Frau an der Jaderlangstraße, die kurz vorher von einem Sohne entbunden war, lag in der Stube im Bette, während der Mann vor der Stube am Feuer saß. Die Frau jammerte im Bette und der Mann glaubte zu hören, daß sie mehrere Male hintereinander rufe: „O Donnerstag." Der Mann ging zu ihr und erkundigte sich, ob ihr etwas fehle, aber sie verneinte es. Als der Mann nun weiter fragte, warum sie denn immer jammere „O Donnerstag", gestand sie ihm, sie gehöre zum Verbunde der Hexen und müsse am nächsten Donnerstag nach Galiläa. Dagegen sehe sie sehr an, und deshalb habe sie gejammert „o Donnerstag". Der Mann beruhigte seine Frau und

Digitized by Google

erbot sich, an ihrer Stelle die Reise mitzumachen. Deß war die Frau zufrieden und sagte: „Nun, so paß auf, in der Johannisnacht, nächsten Donnerstag, wird ein Ziegenbock vor das Haus kommen und sich durch Stoßen gegen die Hausthür melden; den besteige getrost, er wird Dich hintragen, und wenn er zu langsam ist, so treibe ihn mit Fluchen an.“ Als nun die bestimmte Nacht gekommen war, stellte sich der Ziegenbock richtig ein und meldete sich durch Stoßen gegen die Hausthür, wie die Frau vorhergesagt hatte. Der Mann setzte sich auf und rasch ging die Reise vor sich. Andere Reisende, theils auf Hähnen, theils auf Schweinen reitend, schlossen sich nach und nach an. Kamen sie an einen Fluß, so wurde geflucht und der Ziegenbock setzte munter hinüber. Vor einem See, an den sie gelangten, wollte der Ziegenbock ein wenig zögern, aber ein derber Fluch brachte ihn auch über den See. Endlich kam die Gesellschaft in Galiläa an, und der Mann, von der Reise erschöpft und über die Erreichung des Ziels vergnügt, rief ein freudiges „Gott Lob!“ Da warf der Bock seinen Reiter ab und ließ ihn auch nicht wieder an sich kommen. Nicht lange, so kehrte die ganze Reisegesellschaft, die zusammen gekommen war, wieder zurück, und der Ziegenbock trabte ledig neben den übrigen Reitern mit fort, ohne seinen Reiter wieder an sich zu lassen. Der mußte also zu Fuße heimkehren, und als er zu Hause ankam, da war der kurz vor seiner Reise geborne Sohn vierzehn Jahre alt. (Strackerjan I. S. 314.)

(739.) In Kappeln hielten die Hexen einmal einen Schmaus und der Knecht des Hauses guckte durch's Schlüsselloch ihnen zu. Als die Hexen gut gegessen hatten, gelüstete sie auch nach einem Trunke Wein. Sie nahmen ein Töpfchen mit Salbe, schmierten sich ein und sprachen

„ower Busk, ower Bom,
ower Water, ower Strom,
to Bremen in'n Wynkeller!“

und im Hui waren Alle auf und davon. Der Knecht wollte es ihnen nachmachen, schmierte sich ein und sprach den Spruch, aber er versah sich und sprach

„doer Busk, doer Bom,
doer Water, doer Strom,
to Bremen in 'n Wynkeller!“

und nun ging's mit ihm davon durch Gestrüpp und Wald und Wasser, so daß er, als er in Bremen ankam, kaum noch ein Glied heil hatte. (Ebend. S. 315.)

(740.) Im Walde vom Kloster Triefenstein bis zu den Höfen von Eichenfort längs des Mains, besonders aber wo ehemals das Raubschloß, die Neuenburg, gestanden, läßt sich zu Zeiten eine sehr schöne Frau sehen, gewöhnlich in weißes oder himmelblaues Gewand gekleidet, von sehr feinem Schleier umwallt. Einem Holzhacker, der Frau und Kinder krank daheim hatte,

Digitized by Google

reichte sie eine Handvoll dort wachsender Rehlinge (eßbare Pilze), die daheim Goldstücke waren. Einen Mann aus Altfeld, dem bei einem Franzoseneinfall eine große Summe Geldes, die er gerüstet, um einen Gläubiger zu bezahlen, geraubt worden und der dem Main zulief, sein Leben zu enden, schickte sie mit dem Troste heim, das Geld liege an seinem Platze. Es war so. Drei Handwerksbursche, die auf der Wanderschaft in die Ruinen der Neuenburg traten, sahen auf einmal die Frau vor sich und reichten verlegen ihre Hüte hin. Sie brach drei Fichtenzweige ab und reichte jedem einen und verschwand. Zwei warfen, sowie sie von den Ruinen entfernt waren, die ihren, als Hexenzweige, weg; der Dritte steckte den seinen auf den Hut. Er fand sich in der Herberge als schwer Gold, das ihn zum reichen Manne machte. Die zwei anderen suchten nun die ihrigen vergebens und man sieht sie ewig dort umherwandeln und suchen. (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. I. 275—278.)

(741.) Einst, als schwere Hungersnoth im Lande an der Saar herrschte und nicht wenig Leute umkamen, trieb ein Hirte von Dillingen, der sieben Kinder und kein Brot für sie besaß, seine Heerde früh Morgens sorgenvoll dem „heiligen Berge" zu, wo ein Kloster versunken ist. Plötzlich öffnete sich vor ihm der Fels und eine weiße Nonne winkte ihm zu folgen. Durch dunkle Gänge gelangten sie zum Speicher, wo eine große Masse Getreides auflag. Die Nonne winkte ihm, ein schweres Malter aufzuheben, führte ihn dann abwärts bis zum Thore, wo der Schwestern Chorgesang an sein Ohr schlug, legte zum Zeichen, daß er über das Geschehene schweigen solle, ernst die Hand an die Lippen und ließ ihn hinaus, worauf der Fels sich wieder schloß. Freudig eilte der Hirt heim und erquickte die Seinen. War der Sack leer, so ging er zum Felsen, betete, er öffnete sich und er holte sein Korn. Sein Weib drang vergebens in ihn, sein Geheimniß zu erfahren, folgte ihm aber einst von ferne und rief, als der Fels sich öffnete: „Georg, geh schnell!" Das Thor schlug zu und blieb von da an geschlossen. (Moselsagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. 193.)

(742.) Ein Hüter von Altendorf sah im „Feldrietli" bei hellem Tage auf einem Baume ein lumpiges Weiblein, welches keinen Kopf hatte, aber einen schwarzen Hut in der Hand. Der Mann wurde krank und starb bald. (Nikl. Senn.) Im Berner Oberland erzählt man von einem „kopflosen Walliserwibli". —

Im Haslenholze unweit Waldkirch, gegen Lehn zu, neckte ein Weibsbild, in lumpige Kleider gehüllt, Vorübergehende, namentlich Weibsbilder, sprang um sie herum, holte sie große Strecken weit auf dem Wege ab und begleitete sie bis zu einem Riegel beim Haslenholz, dem Bösgatter, wo es unter gewaltigem Lärmen und Krachen verschwand. (J. A. Eigenmann.)

(743.) In Mitte des Dorfes Schennis steht noch ein alter Heidenthurm, der beim Brande 1824 eingeäscherten St. Gallenkirche, die schon zur Römerzeit

Digitized by Google

bestanden haben soll. Um diese Kirche liegt ein Rasenplatz, der ehemalige Gottesacker. Entlang diesem zieht sich, von der Landstraße ausgehend, eine Gemeindestraße auf die „Gastermatt", die „Gallengaß". Diese wandelte sonst, namentlich in Fronfasten-Nächten, zur Mitternachtstunde, das „St. Gall-Weibchen".

Zur Zeit als man noch vom Toggenburg aus mit Saumrossen Post und Waaren nach Glarus spedirte, habe einer der Säumer bei der Schmiede, nahe bei der Gallenkirche, Halt gemacht, um zu füttern und die Pferde beschlagen zu lassen. Es war schon Mitternacht und man redete vom St. Gallenwibli. Der Säumer, ein junger entschlossener Bursche, erklärte, Bekanntschaft mit dem Weibchen machen zu wollen, nahm ein Licht und ging auf die Kirche, des Weibchens Ausgangspunkt, los. Drinn sah er nichts als auf einem Stuhle einen Kratten voll Roßnägel. Er nahm zwei davon mit, die sich in Thaler verwandelten. Als er aber die anderen holen wollte, war nichts mehr da. (Nach einer Mittheilung des Lehrers Seliner von Schennis und mündlich.)

(744.) In Niedersachsen erzählt man von einer Frau, die mit ihrem kleinen Wilm einsam an einem Walde lebte. Einst mußte die Mutter, es war Johannisabend, in die Stadt und warnte Wilmen, in ihrer Abwesenheit ja nicht aus dem Hause zu gehen, weil im Forste Waldweibchen seien, die diesen Abend spuken. Nachdem sie sorgsam geschlossen, ging sie fort. Das offene Fenster jedoch hatte sie vergessen zuzumachen und nach einer Weile sah Wilm einen schönen Vogel mit grünen und goldenen Federn. Er wollte ihn haschen, sprang hinaus und ihm in den Wald nach, wo der Vogel in einem halbzerfallenen Thurme verschwand. Wilm trat hinein in einen großen Saal, wo auf einer langen Tafel eine Menge Silbergeschirr mit den köstlichsten Speisen stand, in den Ecken aber Haufen Goldes lagen. Als Wilm nach den Speisen griff, rief ein grauer Vogel aus einem Käfige von der Wand: „Laß das sein, es ist nicht Dein, es gehört dem Zwerge drüben vom Berge!" Damit flog er herbei und reichte Wilmen ein Stück Brot, der aber zog den Braten und die anderen Gerichte vor, sah jedoch mit Erstaunen, daß Alles, was er aß, sich sogleich wieder ersetzte. Mit einem Male hörte er trappeln und trappeln, und die Treppe am Thurme herab kam der Zwerg. Wilm kroch aus Furcht unter das bis zur Erde herabhängende Tischtuch. Der Zwerg trat herein und konnte wegen seiner Kleinheit nur mit unsäglicher Mühe auf den Lehnstuhl hinauf gelangen. Er fing an zu essen, Wilm aber seine Taschen mit Gold aus einer Ecke zu füllen. Jetzt entdeckte ihn der Zwerg, verhieß aber, ihm nichts Leides zu thun, und rief ihn zu sich. Wilm sprang auf und stieß ihm aus Furcht eines der silbernen Messer in die Brust. In demselben Augenblicke erscholl ein lautes Hohngelächter und statt des Zwerges sah Wilm ein altes häßliches Waldweibchen vor sich. Dieses verwandelte sich sogleich in ein Pferd, den Jungen in eine Katze, nahm diese auf den Rücken und lief mit ihm fort. Mittlerweile war die Mutter heimgekehrt, hatte den Knaben nicht

Digitized by Google

gefunden und folgte seinen Spuren in den Wald, wo sie dem Rosse begegnete. Nebenher flog der graue Vogel und rief: „Geschwind, geschwind, errette Dein Kind!“ Da faßte die Mutter das Pferd an der Mähne und riß mit der andern Hand die Katze herunter. Die wurde zu einem Aar. Der Vogel mahnte auf's neue und die Mutter hielt ihn fest, wie er auch mit den Flügeln schlug, und eilte mit ihm aus dem Zauberwalde, worauf sie ohnmächtig niedersank. Als sie erwachte, lag sie vor ihrem Hause und hielt ihren Wilm, den sie erlöst hatte, in den Armen. (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 400—402.)

(745.) Auf der Alp Suls im Berner Oberlande fuhr einst ein Senne mit seinem Vieh in einen tiefern Bergstafel hinab, mußte jedoch wieder hinauf, noch einige Thiere und Geschirr nachzuholen. Als er sich am Brunnen vor der Hütte wusch und sich wieder aufrichtete, gewahrte er zu seinem Erstaunen in der vor ihm stehenden Felsenwand eine thürähnliche Oeffnung. Er stieg hinein und betrat ein etwas finsteres Gemach, wo er bald an der gegenüberstehenden Wand eine Oeffnung erblickte und sich durchdrängend sich in einem hellen schönen Saale befand, wo er einen Haufen Goldstücke und darauf eine goldene Schelle sah, daneben aber eine glänzende Frau, welche zu ihm sprach, davon möge er nehmen, was ihm gefalle; aber er solle das Rechte wählen. Als sie bei seinem Zaudern andeutete, das zu Wählende sei sie selbst, entschuldigte er sich als verheiratet und wählte die Schelle. Da habe sie gezürnt, daß er sie nicht erlöst und fernerer Qual überlassen. (P. Seiler in Zuberbühlers Sammlung.)

(746.) Einst kam eine alte Frau von Trub im Emmenthale her in das Dorf Rorbach und erkundigte sich nach drei beherzten Männern, die den Muth hätten, einen großen Schatz zu heben. Als sie ihnen eine schöne Geldsumme versprochen, ging sie Nachts zwischen elf und zwölf in den Altburgwald und zirkelte, in der Mitte angekommen, wo ein Zwingherrenschloß gestanden haben soll, mit einem Säbel einen Kreis, in welchen sie den Säbel steckte. Dem Priester in Uffhausen, des benachbarten Kantons Luzern, hatte sie den Auftrag ertheilt, in dieser entscheidenden Stunde für sie gegen die sieben Geister, die erscheinen sollten, zu beten. Zu ihrem Schrecken indeß erschienen vierzehn solche. Bald kam ein weißer Widder und wollte in den Kreis eindringen; sie vermochte ihn abzuhalten. Dann nahte ein Mutterschwein mit sieben Ferkeln, den Schlüssel zum verborgenen Schatze tragend. Die Zauberin faßte den Schlüssel und es gelang ihr auch diesmal, den Eingang zu versperren, bis ein schwarzer Bock erschien, der in den Ring eindrang und den Zauber vereitelte.

Die Frau trug man halbtodt in's Dorf, wo sie bald verschied. Die Leiche wurde brandschwarz. (Furrer in Zuberbühlers Sammlung.)

(747.) Im Schloßwalde bei Forsteck sammelte ein Weib von Sax Laub. Plötzlich kam ein schönes Fräulein zu ihm und sagte, sie sei verwünscht

Digitized by Google

und das Weib könne sie um Mitternacht erlösen, dadurch, daß es ihrem Hündchen drei Streiche gebe und vor nichts Furcht empfinde. Um Mitternacht kam das Weib. Das Hündchen war schon da. Beim ersten Streiche kamen allerlei häßliche Thiere zum Vorschein, beim zweiten fielen die Berge donnernd zusammen, die Erde öffnete sich und einem bodenlosen Schlunde entquoll Feuer und Rauch. Da ließ das Weib die Ruthe fallen; das hübsche Fräulein aber jammerte kommend und rief: Nun muß ich wieder zurück in's Innere der Erde und auf meine Erlösung warten, bis das Kind in der Wiege, die man aus jenen Bäumchen machen wird, erwachsen ist. Hiemit verschwand es. (Nikl. Senn. Ganz dasselbe erzählt Lehrer G. Gauer in Azmos von einer Erscheinung unweit der Ziegelhütte in Wartau.)

(748.) Das „Stadem-" oder „Staven-Wüfke" ist ein Weib, welches auf den alten Wurten, Hügeln oder Stavenplätzen, welche sonst Häuser trugen und die nun nackt und kahl vom Meere umspült und vom Dünensande umgeben sind, erscheint, diese Orte umgeht und da, wo sonst der Herd des Hauses stand, sitzt und weint. (Kohl, fris. Sagen.)

(749.) Das Wisperthal unweit Lorch am Rheine soll seinen Namen von den „wispernden" Stimmen haben, die man dort Nachts oft vernimmt. So hörten sie einst drei durch's Thal wandernde junge Gesellen. Sehr froh gelaunt, wurden sie neugierig, zu erfahren, wem die Stimmen angehören, und der älteste und klügste von ihnen, ein Schwertfeger, rief laut: Das sind Stimmen von Weibern, die gewiß so häßlich sind, daß sie sich nicht zeigen dürfen! Er hatte kaum die herausfordernden Worte gesprochen, so standen plötzlich drei wunderschöne Jungfrauen vor ihnen, welche sie einluden, sich in ihrem Schlosse zu erholen und zu vergnügen. Die Gesellen hatten in der Gegend nie ein Schloß gesehen, traten ein und wunderten sich nicht wenig über die Pracht, die ihnen von allen Seiten entgegen glänzte. Die Drei gaben ihnen hier ein kostbares Mahl, wobei sie selbst den Wein kredenzten. Die Burschen hatten nie so schöne Wesen gesehen und verlobten sich ihnen.

Am dritten Tage aber hießen die drei Bräute sie, wenn sie dies Leben fortbehalten wollen, wieder in den Wald zu gehen und dort zu horchen, was ihnen der Sperling, die Elster und die Eule sagen werden. Die Gesellen begaben sich hinaus in den Wald, und nachdem sie sich durch Gestrüpp und Wurzeln hindurchgearbeitet hatten, zwitscherte ein Sperling von einem Baume herab. Der Schwertfeger verstand darin einen Hohn: Drei dumme Hänse zogen in's Schlaraffenland, wußten sich aber, als ihnen gebratene Gänse vor den Mund flogen, nicht zu helfen, weil der Mund zu klein und die Gänse zu groß waren. Weiter gewandert, kamen sie zu einem zweiten Baume, von welchem die Elster trätschte: Meine Mutter war eine Elster, meine Großmutter war ebenfalls eine Elster, auch meine Urgroßmutter war eine Elster, und wenn meine Ururgroßmutter nicht gestorben wäre, so lebte sie noch, in welchem

Digitized by Google

Spruche der Schwertfeger die ganze Weltgeſchichte zu finden erklärte. Beim dritten Baume ſaß in deſſen Höhlung eine Eule, welche murrte: Wer mit einem Weibe ſpricht, wird von einem betrogen; wer mit zweien ſpricht, wird's von zweien, und wer mit dreien, von dreien.

Der Schwertfeger ſpottete der alten, häßlichen Prophetin und ſie entfernten ſich. Als ſie aber vor dem Schloſſe anlangten, öffneten ſich oben drei Fenſterlein, aus deren jedem ein altes Mütterchen heraus ſchaute, alle drei langnaſig, triefaugig, ihrer Häupter wackelnd und ihre zahnloſen Mäuler heraus kreiſchend: Da unten ſind ja unſere holden Bräutigame, wir werden gleich öffnen.

Die jungen Geſellen aber warteten das Oeffnen nicht ab, ſie nahmen Reißaus und machten ſo lange Beine, daß ſie noch desſelben Tages nach Lorch gelangten, wo ſie bei einem Trunke Weines ſich erholen mußten. (Heines ſämmtl. Werke 1861, VII. Bd., S. 78.)

Hierher gehört auch die liebliche Sage von Sneewittchen mit ihren mannigfachen Abänderungen und Nachahmungen, ebenſo die waldfriſche Rapunzel und das reizende „Brüderchen und Schweſterchen" mit dem ſchmackhaften Hexenhäuschen, wo auch der Rieſe als Menſchenfreſſer wieder erſcheint.

Es iſt gar nicht zu verwundern, daß die auffallend gleichen Züge, wie von den Hexen, auch von vielen chriſtlichen Heiligen, dieſen Nachfolgerinnen der heidniſchen Nacht- und Mondweſen, erzählt werden. Man vergleiche die Legenden von Walpurgis, Margarita, Odilia, Lucia, Hunna, Gertrud, Notburga, Edigna und der Himmelsmutter Maria ſelbſt bei Grimm, Vernaleken, Stöber, Lütolf, Zingerle, Schönwerth und Panzer. (Vergl. auch Grimm Sagen 247—251.)

III. Hexenmeiſter und Zauberer.

Seltener als die Hexen ſind in der Sage und im Aberglauben des Volkes die Hexer, Hexenmeiſter und Zauberer, — nicht weil man, wie die Unwiſſenheit in der Mythologie meint, mit Vorliebe die Weiber der Hexerei beſchuldigte, um die Männer zu ſchonen, ſondern weil die Hexen die Nacht und den Mond bedeuten, welches weibliche Elemente ſind, männliche Hexen daher nur beiläufig, gleichſam als Ergänzung zu den weiblichen, als geübtere, vertrautere Adepten des Teufels, gedacht werden. Auch die Hexer ſind, gleich den Hexen, Geiſtesrieſen, welche an die Stelle der rohen Natur-

gewalt die feinere geiſtige Macht des Zaubers treten laſſen. Weil bei ihnen das weibliche Element der Nacht und des Mondes, wie auch der Sterne wegfällt und ſie überhaupt ihrer Wenigere ſind, verſammeln ſie ſich nicht beſonders, und nur ſelten mit den Hexen, ſondern verſchreiben ſich einzeln, unter feierlichen Ceremonien, der Böſes bewirkenden Macht der Finſterniß, woraus die tiefſinnigſten Allegorien des ewigen Kampfes zwiſchen dem Guten und dem Böſen ihren Urſprung herleiten. In dem Volkswahn neueſter Zeit haben jedoch die Freimaurer, weil ſich Ungebildete deren Geheimnißthuerei nicht anders erklären können, ſich gefallen laſſen müſſen, als Geſellſchaft von Hexenmeiſtern zu gelten, die ſich dem Teufel verſchrieben haben. In vielen Gegenden werden aber auch die katholiſchen Geiſtlichen, namentlich Jeſuiten und Kapuziner, als Zauberer betrachtet und durch den kirchlich gebilligten Exorcismus auch als ſolche verwendet. Endlich ſtehen die Scharfrichter in demſelben Rufe.

Ehe jedoch der Teufel ſeine Rolle ſtatt der alten Rieſen ſpielte, waren die Zauberer, ſo ſehr dämoniſche Macht in ihnen gährte, nicht Verlorene, Verworfene, ſondern kunſtreiche Arbeiter, beſonders Schmiede, d. h. Verfertiger aller möglichen Geräthe, Waffen und Koſtbarkeiten, oder auch treffliche, kein Ziel fehlende Schützen, d. h. ſie waren menſchgewordene Geſtirngötter und übten als ſolche ſowohl das Amt der Weltſchöpfung im Kleinen, als die Kunſt der Sterne, über weite Fernen hin richtig am beſtimmten Orte einzutreffen. Die in der wilden Jagd dahinbrauſten, mußten auch gute Schützen ſein, und von den Zwergen ging die Geſchicklichkeit in jeder Kunſt auf ſie über.

Merkwürdig ſind in dieſer Beziehung die überraſchend entſprechenden Züge im claſſiſchen Süden und im düſtern Norden. Dort wird uns vom kunſtreichen Daidalos, ſeinem Labyrinth und ſeinem kühnen Fluge erzählt, dem ſein unerfahrener Sohn Ikaros (die Frühlingsſonne wie unter den Göttern Phaethon) zum Opfer fiel. Sein Gegenbild im Norden iſt der treffliche „Schmied“ Wieland (mittelhochdeutſch, althochdeutſch Wiolant, angelſächſiſch Veland, altnorwegiſch Wölundr), in deſſen Großvater Wilkin Grimm mit Recht eine Verwandtſchaft mit Vulkan ſuchte, die auch in ſeinem eigenen Namen

Digitized by Google

nicht zu verkennen ist. Seine Großmutter (oben Nr. 392) ist eine Nixe, sein Vater der Riese Wade (Wato); er selbst wird von Zwergen erzogen und unterrichtet; seine Gattin ist eine spinnende Schwanenjungfrau, eine von drei Schwestern (mit den Nornen und Walküren verwandt), die sich mit den ebenfalls eine mythische Dreiheit bildenden Brüdern Wölundr, Eigil und Slagfidr vermälen, in denen vielleicht die Vertreter dreier sogenannter Elemente (Feuer, Luft und Wasser) verborgen sind. Wielands Ruhm ist in fast ganz Europa verbreitet; Skandinavien, Deutschland, Lithauen, Britannien, Gallien besingen ihn. Wie Osiris im Sarge, schwimmt er, als Sonnengott, im hohlen Baumstamme, mit dem Gold der Zwerge, auf Strom und Meer. Sein Wettstreit mit dem Schmiede Amilias, den er schließlich, ohne daß jener es merkt, mit dem Schwerte sachte mitten durchhaut, stellt den Kampf zwischen Sonne und Mond und des letztern halbes Licht dar. Wenn er vom eifersüchtigen Könige Nidung gelähmt wird, spricht daraus wieder die Verwandtschaft mit dem durch seinen Fall vom Himmel lahmen Hephästos sowohl als mit den Zwergen, deren Füße verborgen sind. Seine verborgene Liebe zur Königstochter ist die verborgene Liebe zwischen Sonne und Mond. Das Interessanteste aber ist sein dem Daidalos genau entsprechendes, in der Edda und Wilkinasaga geschildertes Fliegen, um dem feindlichen Nidudr (Nidung), d. h. der Nacht, zu entgehen. Auch der Sonnengott Sigfrid erlernt in seiner Jugend das Schmiedehandwerk bei den in demselben erfahrenen Zwergen. Ja selbst in das Christenthum ging diese Hochhaltung der Schmiede über.

St. Eloi, Eligius, Bischof in Noyon und Tournai seit 640, † in der Nacht vom 30. November auf den 1. December 659, hieß im Volke St. Loi und ist der Schmiede Patron, welchem Stande er vor seiner Weihe angehört habe. Daher der Schmiede Fest am 25. Juni, der Gloitag. Er habe, um die Pferde bequemer zu beschlagen, ihnen die Beine abgeschnitten und dann wieder angesetzt.

(750.) Bei einem Bilde in der Spleekapelle unweit Sargans, welches, wenn der Sammler sich recht erinnerte, St. Loi darstellte, erzählte ihm als Knaben sein Vater: Als St. Loi einmal auf den Gruß „Meister" geantwortet: „Ja Meister über alle Meister", habe Gott seinen Uebermuth dadurch bestraft, daß er das abgeschnittene Pferdebein nicht mehr ansetzen konnte, bis er in sich ging und bereute. Noch bequemer hatte es der heilige Abt Kolumban, der,

Digitized by Google

wenn sein Pferd zu beschlagen war, nur dessen Füße in die Schmiede geschickt, das Pferd aber zu Hause gelassen habe. (Aus dem österreich. Klosterleben I. Bd. Berlin, S. 288.) Der nämliche Name kommt aber auch wieder als derjenige eines geschickten Schützen vor.

Wir verweisen übrigens auf die oben mitgetheilten Sagen von Schmieden, die mit dem Tod und dem Teufel den Kampf aufnahmen. (Nr. 685—689).

Des Fürsten der Schmiede, Wieland, Bruder Eigil ist zugleich der Schützen erster Fürst, und seine Kunst hat sich in demselben Zuge weit in die Jahrhunderte hinein erhalten und ist bis vor kurzem in einer nach den folgenden Sagen abgefaßten und dann von unkritischen Chronisten wiederholt veränderten vaterländischen Erzählung für geschichtlich gehalten worden.

(751.) In dieser Zeit kam von Wieland herbeschieden, der junge Eigil (in den Edda-Liedern Egill), sein Bruder, an Nidungs Hof. Eigil war einer der wackersten Männer und hatte vor allen ein Ding voraus: er schoß mit dem Bogen besser als irgend ein Anderer. Der König nahm ihn wohl auf und Eigil blieb lange Zeit dort.

Einmal fiel es dem König ein, zu versuchen, ob Eigil so ein trefflicher Schütze sei, wie von ihm gesagt wurde. Er ließ dessen dreijährigen Knaben herbringen und ihm einen Apfel auf den Kopf legen, und gebot dem Vater nun, nach dem Apfel zu schießen, aber wohl Acht zu haben, daß er ihn treffe, und nur einen Schuß zu thun, nicht mehrere.

Eigil nahm jedoch drei Pfeile, befiederte sie, legte einen auf die Sehne und schoß mitten durch den Apfel, so daß der Bolzen die Hälfte desselben mit sich wegriß und beide Stücke zur Erde fielen. „Dieser Meisterschuß ist lange hochgepriesen worden — und Eigil ward berühmt vor allen Männern und man nannte ihn Eigil den Schützen."

Der König, der den Schuß ebenfalls sehr bewunderte, fragte Eigiln, warum er dem Gebote zuwider drei Pfeile genommen habe. Eigil antwortete: „Herr, ich will nicht gegen Euch lügen; wenn ich den Knaben mit dem ersten Bolzen getroffen hätte, so waren diese beiden Euch zugedacht." Der König aber nahm dieses gut auf, und dünkte Allen, daß er biederb gesprochen habe. (Von diesem Schusse wissen die Edda-Lieder nichts; wohl aber die prosaische Wilkinasaga I. Bd. S. 114. 115.) Dieser ältesten europäischen Apfelschuß-Sage geht indessen eine noch ältere asiatische voraus, indem der persische Dichter Farîd Uddîn Attâr um 1175 erzählt: Ein König habe einem Lieblings-sklaven einen Apfel auf den Kopf gelegt, darnach geschossen und denselben

Digitized by Google

ſtets getroffen; der Sklave aber ſei vor Furcht krank geworden. — Die Erzählung iſt allerdings ſehr mager, beweiſt aber, daß dieſe Mythe ein Geſammteigenthum aller ariſchen Stämme iſt. —

(752.) Ein gewiſſer Toko machte ſich im Dienſte des Königs Harald (von Dänemark) durch ſeine Vorzüge viele Feinde. Einſt rühmte er ſich bei einem fröhlichen Gaſtmahle, er ſei in der Schießkunſt ſo gewandt, daß er einen auf einen Stab geſteckten Apfel aus weiter Entfernung auf den erſten Schuß treffen würde. Dies wurde dem Könige hinterbracht, welcher, um den Schützen zu verſuchen, ihm befahl, ſtatt von einem Stocke, den Apfel von ſeines Sohnes Haupt zu ſchießen, oder aber für ſeine Prahlerei zu ſterben. Toko ermahnte ſeinen Sohn, ſich ruhig zu verhalten, nahm drei Pfeile aus dem Köcher und vollbrachte den gefährlichen Schuß glücklich. Als ihn aber der König fragte, warum er mehrere Pfeile genommen, antwortete er: „Damit ich, wenn der erſte fehlte, mit den übrigen meine Unſchuld und Deine Gewaltthat rächte!“ Dieſen Stürmen folgte indeſſen bald nachher ein ebenſo ſchlimmes Gewitter. Toko wagte nämlich ſeine Kunſt in Handhabung der von den Finnen gebrauchten Schneeſchuhe derjenigen, deren der König ſich rühmte, gleichzuſtellen. Da wurde er aufgefordert, ſeine Gewandtheit am Felſen Kolla zu zeigen. Nachdem er die ſchlüpfrigen Platten an die Füße geſchnallt, trieb er ſein Fahrzeug vom hohen Gipfel in die Tiefe herab. In raſchem Lauf gegen Felſen geſchleudert, konnte er ſich mit unerſchrockener Hand im Gleichgewicht erhalten, und indem er es vermied, auf den Trümmern ſeiner Schneeſchuhe in das nahe Meer geführt zu werden, gewann er das Ufer, wo ihn ein Schiff aufnahm. Der König hielt ihn für todt, während er ſich zu dem Sohne desſelben, Sweno, begab, der die Fahne des Aufſtandes gegen den Vater erhoben. Als die Heere Beider ſich gegenüberſtanden und ein Waffenſtillſtand geſchloſſen werden ſollte, erging ſich Harald im nahen Wald; als er ſich aber hinter einem Gebüſche niederließ, um ein Bedürfniß zu befriedigen, wurde er durch Toko überraſcht, welcher, vor Rachedurſt brennend, ihn mit einem Pfeile tödtlich verwundete. Der König wurde nach Julin gebracht und ſtarb dort bald hernach. (Nach dem Lateiniſchen des Saxo Grammaticus.)

(753a.) William von Cloudesly rühmte ſich vor dem König auf eine gewiſſe Entfernung eine aufgeſteckte Haſelruthe mit dem Pfeile zu ſpalten, und that es wirklich. Der König lobte ihn als den beſten Schützen, was ihn ſo ſehr erregte, daß er ſich anerbot, ſtatt der Ruthe ſeinen Sohn aufzuſtellen und von deſſen Kopf einen Apfel zu ſchießen Der König befahl ihm, dies zu thun, und drohte ihm, falls er fehle, ihn hängen zu laſſen. William that, was er verſprochen, während Alles für ihn zitterte, und der König rief aus: „Gott verhüte, daß Du auf mich geſchoſſen hätteſt; Du ſollſt mein Bogenträger werden.“ (Nach einer altengliſchen Ballade in Percys Reliques of ancient english poetry I.) Beinahe dasſelbe wird wörtlich von drei anderen engliſchen

Digitized by Google

Schützen: Adam Bell, Clym of the Clough und Robin Hood und von dem Frieſen Hemming Wulf erzählt.

(753b.) Ein gewiſſer Fürſt am Rhein, der Bärtige genannt, hatte in ſeinem Gefolge einen Zauberer, Punker mit Namen, welcher bei einer Belagerung Jeden, den er anſah, durch ſeinen Pfeil verwundete und tödtete. Es wird nun erzählt, daß einer der Vornehmen ſeine Kunſt prüfen wollte, ihm ſeinen eigenen kleinen Sohn als Ziel ſetzte und auf deſſen Mütze einen Pfennig legte, den er mit dem Pfeile herunterſchießen ſollte, ohne die Mütze zu treffen. Als der Zauberer erklärte, er würde dies thun, noch lieber aber unterlaſſen, damit er nicht durch den Teufel zu ſeinem Untergang verführt würde, der Fürſt aber ihn bewog, es zu vollführen, ſteckte er einen Pfeil in ſein Koller und ſchoß mit dem andern, den er auf die Armbruſt legte, den Pfennig ohne allen Schaden von der Mütze. Als der Fürſt dann den Zauberer fragte, warum er einen Pfeil in das Koller geſteckt, antwortete er: „Wenn ich vom Teufel verblendet, mein Kind getödtet, hätte ich mit dem andern Pfeil ſogleich Euch durchbohrt, um ſo deſſen Tod zu rächen.“ (Aus dem Lat. des „Hexenhammers“, Mallens maleficarum II, 15.)

Es kann kaum mehr einem Zweifel unterliegen, daß die Apfelſchußſage, werde ſie von Tell oder einem Andern erzählt, mythiſchen Urſprungs iſt. Der Schütze iſt eine der vielen Geſtalten des Sonnengottes, der ſein Ziel nie verfehlt, oder des Donnergottes, von dem das nämliche zu ſagen iſt. Der Pfeil iſt der Strahl, der zugleich belebt und verſengt, oder der Blitz, der zugleich die Luft reinigt und Lebendes vernichtet; er wird daher dem indiſchen Indra, den helleniſchen Apollon und Artemis (Sonne und Mond) und dem nordiſchen Odin (Wodan) als wildem Jäger zugetheilt. Auch der Apfel hat ein mythiſche Bedeutung, auf die wir bei Anlaß der Geſtirne (oben S. 76 f.) hingewieſen; hier mag es ſich vielleicht darum handeln, daß beſonders die Früchte der Erde oder auch die oft als Früchte dargeſtellten Sterne zunächſt vom Sonnenſtrahle getroffen werden; beide ſind ja, wenn dies geſchieht, reif zum Falle. Daß der Vater den Sohn auf das Spiel ſetzt, iſt ein weitverbreiteter mythiſcher Zug, der ſich bei Helios, Kronos (dem Verſchlinger ſeiner Kinder), Zeus (mit Bezug auf Hephäſtos und Dionyſos), Daidalos, Abraham und bei dem chriſtlichen Gotte wiederholt. Dasſelbe iſt auch oft der Fall mit den Töchtern (Iphigenia, Jefthas Tochter u. ſ. w.) und bedeutet die nichts ſcheuende Macht eines Gottes. Der Vogts- oder

Digitized by Google

Königsmord endlich ist der Kampf der Sonne gegen Wolken und Stürme oder der Sonne und des Blitzes gegen die feindlichen Mächte des Winters, Schnee, Eis und Frost, was ja die älteste nordische Sage bereits in Thors Kämpfen gegen die Riesen versinnbildlichte.*)

Eine besondere Art der zauberischen Schützen sind die Freischützen, deren Kugeln immer treffen, nachdem sie in schauerlicher Weise gegen das dem Menschen Heiligste geschossen. In heidnischer Zeit war dies die Sonne; in christlicher ist die ebenfalls scheibenförmige Hostie an ihre Stelle getreten, wie ja auch der Apfel der oben erwähnten Schützen an dieselbe erinnert.

(754.) In einer Sage dieser Gattung wird ein Schütze vom Teufel in Jägergestalt verleitet, sich zum Freischützen zu machen. Erst sträubte sich der Mann, aber sein Weib ließ ihm keine Ruhe. Der folgende Tag war ein Sonntag, da gingen sie trotz des Schnees mit einander in's nächste Dorf hinab zur Kirche und nahmen dort das heilige Abendmahl. Am Tage darauf war das Wetter klar; der Jäger ergriff sein Gewehr, steckte ein weißes Tüchlein zu sich und ging schweigend hinaus in den Wald. Am Mittag, als die Sonne am höchsten stand, gerade über seinem Haupte, nahm er mit zitternden Händen aus seiner Brusttasche das heilige Brot, welches er im Nachtmahl empfangen hatte, breitete das weiße Tuch auf den Schnee aus, stellte sich mit beiden Füßen darauf, lud die Hostie in den Lauf der Büchse und schoß damit mitten in die Sonne hinein. Ein entsetzliches Brausen erhob sich, wild heulte der Sturm durch den Wald, schwarze Wolken fuhren am Himmel auf, Blitze zuckten und der Donner brüllte. Zu Tode erschreckt, wollte der Jäger entfliehen, er raffte das Tüchlein auf — da sah er blutige Fußspuren darin. Und als er nun auf sein Haus zustürzte, schlugen hochauflodernd die Flammen daraus empor, sein Weib und seine Kinder irrten jammernd umher und riefen vergebens nach Hilfe. Wie herbeigezaubert stand plötzlich der fremde Waidmann mitten unter ihnen; seine Gestalt wuchs von Moment zu Moment, immer höher wurde sie, ragte über die riesigsten Tannen hinaus, sein Auge blitzte und mit einer Stimme, die Donner und Sturm übertönte, rief er dem Jäger zu: „Da du das Geheimniß nicht zu wahren vermochtest, so sei verflucht! Jage mit deinem nimmer fehlenden Rohr, bei Tag und bei Nacht, Sommer und Winter, jahraus jahrein, jage, jage!“

---

*) Ueber die weitere Ausbildung der Tellsage s. des Verf. Aufsatz „Die Wahrheit über Tell“ in der „Gegenwart“, 1873, Nr. 19 und 20, und dessen Geschichte des Schweizervolkes, 3. Aufl. Bd. I. S. 215 ff. Vergl. Pfannenschmidt, Der mythische Inhalt der Tellsage, Germ. X. S. 1 ff.

Wie er gesprochen, so geschah es. Weib und Kind verwandelten sich zur heulenden Meute und auf und davon tobte die wilde Jagd. Von dieser Zeit an wurde der Wald unsicher. Jäger und Holzfäller sahen dort bei Tage einen grüngekleideten, finstern Mann, von Hunden geleitet, unter den alten Bäumen wandeln, umkrächzt von dem heisern Geschrei der Raben; in der Nacht aber zog das wüthende Heer mit Hussaruf und Hundegebell über den Forst dahin. (Sagen- und Märchengestalten S. 107.)

(755.) Vor alten Zeiten hat in Zellerfeld ein Förster gelebt, der ist ein Freischütz gewesen. In seinen Lehrjahren hat er nämlich gar kein Glück im Schießen gehabt, und ist darüber ganz tiefsinnig geworden. Also geht er auch einmal ganz verdrießlich im Revier umher und denkt bei sich selber, er will nun die Jägerei ganz aufgeben. Da begegnet ihm auf dem Wege ein Grünrock, der fragt ihn, was er so betrübt aussähe? Da sagt's der Jägerbursche. Wenn's weiter nichts ist, antwortet der Grünrock, dem ist leicht abzuhelfen, es gehört nur ein bischen Muth dazu. Ich will Dir's sagen, Kamerad. Geh' zum Abendmahl und den wahren Leib behältst Du im Munde. Wenn Du dann aus der Kirche kommst, nimmst Du Deine Flinte und gehst in's Holz und da nagelst Du den wahren Leib an einen Baum an und schießest dreimal darnach im Namen des Teufels. Hast Du das gethan, so magst Du in die blaue Luft schießen, Du trifft, was Du willst. Mein Jägerbursch hat sich bethören lassen und ist auf diese Weise ein Freischütz geworden. Er hat als Förster manchmal seine Geschicklichkeit sehen lassen, des Spaßes wegen. Zuweilen, wenn er an langen Winterabenden Gesellschaft gehabt hat, so hat er gefragt, was sie essen wollten, Hasenbraten oder Rehbraten oder einen Auerhahn; hat dann seine Flinte genommen, zum Fenster hinausgeschossen und gesagt: geht in den Garten, oder: Geht in den Hof, oder auf die Gasse, da liegt's. Und wenn sie dahin gegangen sind, wo er gesagt hat, haben sie es gefunden. Manchmal hat er auch gefragt, wo es liegen soll, und jedesmal hat es da gelegen, wo es die Leute haben wollten.

Einmal bat ihn Einer, er möge ihm doch auch die Kunst lehren. Aber das wollte er nicht, und erst nachdem dieser geschworen, er wolle die Kunst nicht weiter lehren, auch Niemand sagen, wie er, der Förster, ein Freischütz geworden sei, erzählte er es ihm. Lange Jahre hatte er so sein Wesen getrieben. Endlich wie er auf dem Todbette liegt und schon im Sterben ist, springt er plötzlich auf und stürzt wie wahnsinnig durch die Stube und schreit: Nein Teufel, noch nicht! Noch sollst Du mich nicht haben! Aber was half es? Mitten in seinem Geschrei stürzte er todt nieder Und wie man genau zusieht, ist ihm der Hals umgedreht und ringsherum ein blauer Streif, wie ein blaues Halsband. Da hat es jener Mensch erzählt, was es für eine Bewandtniß mit dem Förster gehabt habe. (Harrys Volksf. Niedersachsens II. S. 22.)

Damit hängen auch das sogenannte Festmachen und der Wahn vom unverwundbar machenden Nothhemde zusammen, die

Digitized by Google

jedoch mehr in das Gebiet des Aberglaubens als der Sage gehören, obschon dies echt mythische, an die unverletzlichen Gestirne mahnende Züge sind.

Unter den Sagen von Zauberern, welche weder als Schmiede, noch als Schützen auftraten, nehmen wir folgende auf:

(756.) Der einzige Sohn einer Witwe aus Neroth im Trierischen war als Soldat in ferne Länder gekommen und in Gefangenschaft gerathen. Als er hier hart gehalten wurde, beschloß er zu entfliehen und irrte in einem Walde umher, wo er zu einer Hütte kam, in welcher ein Greis wohnte. Als er diesen um Rath fragte, wie er heim kommen möge, entgegnete der Greis, dies Land kenne er nicht einmal dem Namen nach, führte ihn aber zu der nächsten Hütte, wo sein Vater wohnte. Der kannte das Land eben so wenig und führte ihn zu einem noch ältern Greisen, seinem Vater. Als der den Namen Neroth hörte, sprach er: „Ha, ha, da bin ich wohl bekannt, auf dem Nerother Kopf bin ich oft gewesen.“ Er verhieß ihm, falls er ihm folge, ihn noch vor dem Frühstücke hinzubringen, setzte ihm und seinem Sohne zu essen vor und brachte dann drei Böcke, auf welche die Drei sich setzten, und schon um halb elf Uhr Nachts waren sie auf dem Nerother Kopfe Bei der dortigen Pfütze stiegen sie ab, der Greis band dem Nerother einen Seidenfaden um den Leib, steckte ihm einen Ring an den Finger und ließ ihn am Faden hinab. Am Boden angelangt, berührte er nach Vorschrift die sich zeigende Thüre mit dem Finger, sie öffnete sich und er verfolgte einen langen Gang, der in ein Zimmer führte, wo mehrere Herren um einen Tisch tranken und Karten spielten. In einer Ecke stand eine Kiste, auf welcher ein großer zottiger Hund mit glühenden Augen lag. Er berührte ihn mit dem Ringe, worauf sich das Thier in einer Ecke verkroch. Dann nahm er aus der Kiste den goldenen Becher und so viel Kostbarkeiten, als er tragen konnte, eilte aber, nach Vorschrift, so schnell er mochte, und kam wirklich gerade an, als die eiserne Thüre hinter ihm zuschlug, die ihm noch die Ferse verletzte. Der Uralte nahm den Becher, heilte die Ferse, ließ dem Manne alle übrigen Schätze und nahm Abschied von ihm. Der Nerother aber kam zu seiner Mutter, fing einen Handel an und wurde ein reicher Mann. (Eifelsagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. B. S. 3. 17.)

(757.) Bei Joh. Franz Straparola aus dem Mailändischen (Ende des 15. bis Mitte des 16. Jahrhunderts, die Sammlung Venedig 1550—1554) heißt es: Lactantius, der Zauberer, der öffentlich das Schneiderhandwerk trieb, hatte einen Lehrling im Handwerke, der ihn beim Zaubern behorchte. Dieser anerbot seinem armen Vater, sich von ihm als Pferd verkaufen zu lassen, ermahnte ihn aber, den Zaum ja zu behalten, damit er wiederkommen könne. Auf dem Markte erkannte aber der Meister das Thier, kaufte es dem Vater ab, beschwatzte diesen, ihm auch den Zaum abzulassen, band es dann

Digitized by Google

am Hause an und mißhandelte und schlug es. Einst führten die Töchter des Zauberers das Pferd zum Wasser, wo es sich plötzlich zum Fische machte und untertauchte. Schnell wandelte sich der Meister zum Raubfische und machte Jagd auf den Kleinen. Der sprang als Rubin in einem Goldringe in den Korb der Königstochter, die am Strande Steinchen auflas. Sie nahm den Ring heim, wo er sich ihr als schöner Jüngling zeigte, den sie liebgewann, dann aber als Ring in ihrem Besitze blieb.

Nun wurde der König, ihr Vater, krank, Lactantius heilte ihn als Arzt und forderte den Ring als Belohnung. Sie wollte ihn nicht herausgeben, wurde aber endlich dazu gezwungen. Nun sagte ihr der Jüngling, sie solle den Ring, sobald sie zum Zauberer komme, an die Wand werfen. Sobald er auf die Erde fiel, wurde er zum Granatapfel, zerplatzte und die Körner rollten überall hin. Der Arzt verwandelte sich in einen Hahn, um die Körner aufzupicken; eines aber verbarg sich, sprang als Fuchs auf den Hahn, packte ihn und biß ihn todt.

Darauf gab der König dem schönen Jünglinge die Tochter zur Gemalin.

(758.) Ein Zauberer dingte einen Bettelbuben, der in Lumpen seinem Vater Brot zutrug, seine Bücher abzustauben mit dem Gebote, beileibe nicht darin zu lesen. Der Bube that den Dienst fleißig, las aber in den Büchern und lernte daraus die Kunst, sich in Thiere u. a. zu verwandeln. Als seine Zeit aus war, ging er zum Vater, verwandelte sich in ein schönes Pferd und hieß den Alten es auf den Markt führen, aber ja den Zaum zu behalten. Er that es, der Zauberer kannte das Thier, bezahlte theuern Preis und ritt davon, ohne daß der Alte den Zaum beachtet hatte beim Anblicke des Goldes. Als das Roß vor Müde fast zusammen sank, stieg der Zauberer ab und band es an einen Baum. Aber ehe er was Weiteres vornehmen konnte, verwandelte sich das Pferd in eine Krähe und der Zauberer in einen Habicht, als welche sie heftig kämpften. Bald fiel die Krähe zu Boden, war aber sogleich ein Ring. Der Habicht schluckte diesen und erstickte daran. (Schönwerth)

(759.) Der Zauberer im unterirdischen Gange des Rodenecker Schlosses Lauterfresser, der Schrecken der Umgegend, konnte sich in alle beliebigen Gestalten verwandeln. Einst stand er (in Rübezahls Weise) als Strunk am Wege, auf welchen ein Glashändler seine Kräze abstellte. Der Strunk verschwand und das Glas fiel in Scherben. Da jammerte der Krämer und zerraufte das Haar. Sogleich stand an der Stelle ein Stier, den der Mann mit sich fortnahm und verkaufte. Kaum hatte ihn der Käufer im Stalle, als er verschwand und in Gestalt einer großen Fliege auf- und davonflog. Als er ein andermal Butter wünschte, flog er als Mücke in den Schlegelkübel einer Bäuerin. Diese nahm die Mücke heraus und schleuderte sie auf den Boden, auf dem Lauterfresser sogleich seine wahre Gestalt wieder erhielt, aber hinkend blieb. (Zingerle.)

Digitized by Google

Man vergleiche damit die beiden Zauberlehrlingsmärchen bei Bechstein: „Der Zauberer und die zwei Kinder“ und „Der Zauberlehrling und sein Meister“, und folgende schweizerische Originalsage „Jeger-Dovi“.

(760.) Kaspar Zellweger nennt unter den im Jahrhundert vor der Reformation im Lande Appenzell einheimischen Geschlechtern die Jeger. Diesem gehörte ein Mann an, den die Volkssage als Zauberer erster Klasse kennt, David Jeger, in der Landessprache Jeger-Dovi. Sie weiß weder seine genaue Zeit, noch seine Heimatgemeinde zu nennen, und sagt blos, er habe in einer Epoche gelebt, wo die Schweizer bereits in fremde Kriegsdienste zogen. Er war seines Berufes ein Schreiner, sonst aber Zauberer und Geisterbanner. David hatte für seine zwölf Töchter ein kreisrundes Bett verfertigt, worin das ganze Dutzend schlief.

Damals hatte die Tochter eines Königs in Spanien ein sonderbares Uebel befallen, welches an das Besessensein erinnert. Sie war so lahm, daß sie sich gar nicht regen konnte, und die bösen Geister umflogen sie in Gestalt großer, schwarzer Vögel, wobei sie oft ohrenzerreißend kreischten. Alle Aerzte des Landes wurden nacheinander zu der Kranken gerufen, aber keiner wußte das Uebel zu heilen oder nur zu mildern. Da ließ ein unter den Schweizersöldnern dienender Appenzeller verlauten, in seiner Heimat sei Einer, welcher der Prinzessin helfen könnte. Die Sache kam vor den König, der den Soldaten kommen ließ und den David zu sich lud, und zwar viermal, denn der Wundermann beliebte nicht vorher zu kommen, indem er dachte, die Patientin werde ihm nicht fortlaufen. Endlich machte er sich auf, und zwar in seiner Innerrödlertracht, was durch Frankreich allen Gaffern genug zu schauen gab. „Luagid ehr no, dachte David, ehr werid scho wider ufhöre.“

Er kam Nachts auf spanischem Boden an und in einen Wald, wo sich ihm ein einsames Wirthshaus von äußerst verdächtigem Anblicke zeigte. Durch seine Wissenschaft aber durchschaute er es sogleich und trat herzhaft ein, von einer Alten, die mit einem Mädchen allein in der Stube saß, Nachtessen, Wein und ein Bett verlangend. Es war ein „Mörderhus“, die Mörder aber noch abwesend. Die Vettel brachte das Verlangte, worin aber Dovi Blut und Menschenfleisch erkannte. Er faßte die Vettel so scharf in's Auge und befahl ihr, sie alte Hexe nennend, so drohend, rechte Sachen zu bringen, daß sie es zitternd that. Während sie draußen war, eröffnete ihm das Mädchen, da sein Leben jedenfalls verloren sei, möge er gegen die Alte ja rücksichtsvoll sein, da in diesem Falle ihm freigestellt bleiben werde, sich seine Todesart selbst zu wählen, welche außerdem eine schreckliche sein würde.

Sowie David gegessen und getrunken, verlangte er sein Nachtlager. Die Alte wies ihm eines ohne Licht. Er aber machte sogleich hell, wo er dann ein völliges Mordgemach mit Fallthüren erblickte. Er zog das Bett vor die

Digitized by Google

verſchloſſene Thüre, die er außerdem mit allem Vorhandenen verbarrikadirte, und blieb angekleidet und wach. Nicht lange, ſo hörte er die Mörder heimkommen, die bald die Treppe heraufpolterten, und als ſie die Schlafzimmerthüre verſchloſſen fanden, drohend Oeffnung forderten. David hieß ſie kaltblütig Geduld haben, und ſprach, als ſie ſich zum Einbrechen anſchickten, eine Bannformel aus, wodurch ſie augenblicklich, jeder in ſeiner Stellung, erſtarrt daſtanden.

Jetzt begab er ſich hinab in die Wirthsſtube, wo er die Alte, die ſich zuerſt hartnäckig weigerte, unter Androhung gleichen Schickſals nöthigte, ihn, mit Licht vorausgehend, in alle Gemächer und Schlupfwinkel des Hauſes zu führen, wo er in einem die reichſten Schätze an Gold, Silber, Koſtbarkeiten und Geld, in einem andern die ſchönſten und koſtbarſten Waffen und Geräthe, in einem dritten Gewänder und Tücher, in andern eingeſalzene Leichen, im Keller Wein und Speiſen jeder Art, in einem andern friſch herabgeſtürzte Todte und endlich in einem Verließe, welches ihm die Führerin ſorgfältig verbergen wollte, einen Jüngling und ein Mädchen, Beide von wunderbarer Schönheit, entdeckte, welche, im Walde aufgefangen, von den Mördern freiwilligen Hungertod gewählt hatten, um doch miteinander zu ſterben, und bereits ſo entkräftet waren, daß ſie ihm nicht ohne Mühe eröffnen konnten, wer ſie ſeien. Sogleich zwang David die Alte, den Beiden eine Erquickung zu bringen, bannte die Hexe darauf und begab ſich eilig in den nächſten Waffenplatz, wo er, ſo ſehr man es weigerte, befahl und endlich nöthigte, den Befehlshaber, den Alles zu fürchten ſchien, aus dem Schlafe zu wecken, und dieſen, der ihn zuerſt niederſtechen wollte, ihm unverweilt mit einer Truppenſchaar in's Mörderhaus zu folgen, da der Bann mit Tagesanbruch aufhören würde, wo dann die Mörder und die Alte, die man in ihrer Erſtarrung antraf, gefeſſelt und in die nächſten Kerker abgeführt wurden.

Jetzt reiſte der Appenzeller in die Hauptſtadt, wo er vor den König gehört zu werden verlangte, und als die Wachen ihn abwieſen, ſich ſogleich auf den Heimweg machen wollte, indem er ausrief: „Wenn der Chünig mi nöd brucht, i bruch ihn nöd!“ als der König den Mann erblickte und als er hörte, er habe zu ihm verlangt, ihn kommen ließ. Hier ſah er lächelnd eine Schaar der berühmteſten Aerzte, als er ſeinen Namen genannt und in's Krankenzimmer geführt worden, und erklärte, die ſtudirten Herren mögen entfernt werden, damit er ſeinen Verſuch beginnen könne. Die Prinzeſſin lag todtblaß und bewegungslos auf ihrem Schmerzenlager und die ſchwarzen Vögel erhoben, als der Mann eingetreten war, einen noch viel ärgern Höllenlärm und ſchlugen auf die Gequälte mit ihren Flügeln los. Sobald dieſe den Schweizer erblickte, ſagte ſie mit ſchwacher Stimme, dieſer Mann werde ſie heilen. Als David ſie angeſchaut, erklärte er, zur Heilung nichts zu bedürfen als zwei kohlſchwarze Pferde mit weißen Ohren. Der König erſchrak, denn gerade zwei ſolche beſaß er, die ihm jedoch lieber waren als faſt Alles, was er hatte. Er ließ zuerſt

Digitized by Google

im ganzen Reiche ſolche ausſchreiben, gab aber, als dieſe nirgends aufzutreiben waren, und er die Tochter äußerſt liebte, die zwei Thiere her. David zapfte ihnen eine Portion Blut ab, ließ die Königstochter in kaltes Waſſer legen, dann abtrocknen und mit dem Blute waſchen. Sogleich befand ſich die Kranke bedeutend beſſer. David nahm die Kur den andern Morgen wieder vor, da die ſchwarzen Unholde gegen ſie noch viel häßlicher und wilder thaten, und ihr Befinden beſſerte ſich noch mehr. Als ſie nach der dritten Kur aufſitzen konnte, war es, als wenn die Vögel ſich verzweifelnd gegen eine Wiederholung wehren wollten, aber der Zauberer blieb beharrlich, nahm die vierte vor, und die Königstochter ſtand auf von ihrem Lager und war geſund. Die ſchönen Pferde, ſobald der Appenzeller ſie beſprach, hatten ihre frühere Kraft wieder. Der König wußte ſich vor Freuden nicht zu faſſen und hätte der Tochter Wunſch, ihren Erretter, dem kein Menſch ſein Alter anſah, zu heiraten, entſprochen, hätte dieſer nicht zu Aller Staunen erwidert: ſolche Ehre könne ihm freilich nicht zu theil werden, da er daheim bereits ein „Froweli" und zwölf große Töchter habe. Ihr Vater erklärte ihn als ſeinen größten Wohlthäter, ſich aber trotzdem für einen unglücklichen Vater, da vor wenig Tagen ſein einziger Sohn auf räthſelhafte Weiſe verſchwunden ſei. Der Zauberer meinte, auch da könne vielleicht Rath werden, wenn Seine Majeſtät ihn in einen gewiſſen Wald begleiten wolle. Sie brachen ſogleich auf, nahmen auf dem Wege den Truppenbefehlshaber wieder mit, und im Mörderhauſe ſtellte David den zwei erſtaunten Männern dem einen ſeinen Sohn, dem andern ſeine ihm ebenſo abhanden gekommene Tochter vor, worauf ihn Beide mit Dank und Anerbietungen überhäuften. Das Volk der Umgegend wurde drei Tage lang bewirthet und dann die unermeßlichen Reichthümer des Mörderhauſes in die Reſidenz gebracht, wohin man auch das Mädchen desſelben mitnahm. Die Alte und die Banditen entgingen der verdienten Strafe nicht. Der ſchlichte Mann lächelte, als er Vicekönig einer ſchönen Provinz werden ſollte, und meinte, er wolle bleiben, was er bisher geweſen, und lieber „dahäm wieder ſchrinera". Blos ein Goldſtück nahm er als Andenken an dieſe Begebenheit mit und begab ſich, nachdem er ſeinen Landsmann, der ihn dem Könige empfohlen, und den dieſer reich beſchenkte, begrüßt, fröhlich zurück in ſeine Bergheimat. (Erzählte dem Sammler Frau A. Barbara Hohl, geb. Kellenberger, in Vorder-Hasle, Gemeinde Wolfhalden, am 26. October 1870.)

Jeger-Dovi hatte ſich eine „Bäre" (Schubkarren) gefertigt, die von ſelbſt aufwärts, ja über die ſteilſten Felſen ging, ſobald er ſie irgend was zu holen ſchickte. Die Nachbarn plagten ihn aber ſo arg, ſie ihnen zu leihen, daß er im Unwillen, um ihrer los zu werden, das Kunſtwerk auseinander nahm. (Nämliche Quelle.)

Unverkennbare mythiſche Züge finden ſich ferner in folgenden Sagen:

Digitized by Google

(761.) Daß die Hexenmeister und Hexen, so enge man sie auch gebunden, frei wurden, so wie sie die Erde berührten (wie Antaios der Sohn der Erde im Kampfe mit Herakles), ist in der Schweiz und Tirol allbekannte Sage. Zingerle erzählt, wie das mit dem Zauberer Mathias Lauter von Tschötsch in der Umgegend von Brixen geschah. (1859. S. 326 Nr. 573.) Oft baten zum Tode Geführte begleitende Buben, sie mit Koth zu bewerfen, da sie bei jeder Berührung von Erde ihre Fesseln sogleich sprengten. (Ebds. S. 328. 330. 334.)

(762.) Der gallische Glaubensapostel Germanus aus Trier, der um 644 im Jura Grandval baute und im Jahre 666 auf Anstiften des Herzogs Eticho mit seinem Propste Randoald auf der Brücke bei Courrendelin ermordet wurde, wohnte erst in der Höhle eines Felsens zwischen Münster und Courrendelin an der Bern-Baselstraße. Die Grotte liegt in einer Höhe von etwa 60 Fuß, aber der Heilige betrat sie ohne Hilfe einer Leiter, indem ein Wunder ihn jedesmal hinaufhob. (J. Burger in Münchenbuchsee, in Zuberbühlers Sammlung.)

Der irische Beatus, der im Berner Oberlande am obern Thunersee in der nach ihm benannten Grotte hauste, fuhr, so oft er eine der umliegenden Gemeinden besuchen wollte, auf seinem Mantel über den See. (Allgemeine Sage.) Der heilige Wolfgang fuhr auf einem Wagen über die Donau. Der heilige Gebhart theilte den Po und ging trockenen Fußes hindurch, der heilige Benno durch die Elbe, der heilige Gotthart durch die Donau, und so viele Andere. (Menzel, christl. Symbolik I. 299.)

(763.) Zwei Eheleute, edeln Geschlechtes, mit Gütern gesegnet, aber ohne Kinder, was sie sehr schmerzte, beschlossen, um von dem Ihrigen zu genießen, auf Reisen zu geh'n. Kaum waren sie wieder daheim, so befand sich die Frau schwanger, und nun kränkte es Beide erst recht, daß sie nun nichts mehr besäßen. Dennoch freuten sie sich, als ein schöner Knabe zur Welt kam. Der wuchs zu ihrer Freude heran und zeichnete sich in allen ritterlichen Künsten vor Allen aus. Als ihn aber an einem Tanze ein reiches Fräulein verschmähte, erklärte er seinen Eltern entschieden, in die weite Welt zu wollen, wovon er sich nicht abbringen ließ. Beim Abschiede gab ihm die Mutter das wenige Geld, das sie hatte, in die eine und eine eiserne Uhr in die andere Tasche. Als er in einem Walde unter einer Eiche saß und ausruhte, überzählte er sein Geld; die Uhr, deren Schwere ihm lästig und deren Aussehen unscheinbar war, schleuderte er in's nahe Heidekraut. Als er jedoch erwachte, und die Zeit zu wissen wünschte, suchte und fand er die Uhr wieder und öffnete sie. Wie staunte er, als er im eisernen Gehäuse ein silbernes und in diesem ein goldenes entdeckte, worin ein beschriebener Zettel die Worte trug: „Mein Knecht Johannes!" Als er sie aussprach, stand ein graues Männlein vor ihm und fragte freundlich: „Was befehlt Ihr, Herr?" Er wünschte in

Digitized by Google

einer Stunde in London zu ſein, und der Kleine fuhr mit ihm durch die Luft. Aehnlich wurden alle ſeine Wünſche erfüllt und er ſah ſich weit in der Welt um. Jetzt hörte er von einer wunderſchönen Grafentochter in der Nähe, die bisher alle Bewerber abgewieſen. Sogleich befand er ſich beim Schloßgärtner im Dienſte, wo er unter den Fenſtern des Fräuleins, dem der junge ſchöne Gärtner gleich aufgefallen war, durch ſein Männlein binnen drei Tagen einen Luſtgarten ſchaffen ließ, den die Tochter längſt gewünſcht hatte. Als dieſe aus dem Fenſter ſchaute, wandelte durch die Stauden und Blumen ſtatt des Gärtners ein ſtattlicher junger Edelmann. Sie forderte ihn von ihrem Vater zum Gatten und dieſer legte ihre Hände zuſammen. Das Männlein baute ihnen einen Palaſt in der Nähe des Schloſſes; aber der letzte Freier des Fräuleins, ein benachbarter reicher Graf, der einen Schimpf darin ſah, daß man ihm einen Fremdling vorgezogen, ſuchte Rache. Als der junge Mann eines Tages auf der Jagd ſeine Uhr verlor, fand der Feind ſie, kam in den Beſitz des Zaubers und ließ durch das Männlein, das dies ungern genug that, den Palaſt ſammt der Gräfin auf ſein eigen Gebiet verſetzen. Der unglückliche Gatte machte ſich auf, ſie zu ſuchen, und kam zu einer Hütte, deren Bewohnerin, ein Weiblein, ihm Hilfe verhieß. Sie war eines Rieſen Dienerin, deſſen Weisheit und Milde ſie rühmte. Als dieſer erſchien, begleitet, wie immer, von Hunden, Katzen und Raben, die ihn verſtanden, und als er des jungen Mannes Anliegen erfahren, ſandte er ſeine Raben aus, die Uhr zu holen. Es war Nacht, ſie fanden und brachten ſie. Jetzt ließ er ſich und den Palaſt wieder heim verſetzen. (Märkiſche Sage aus Albringwerde in Wolfs Zeitſchr. f. d. Myth. I. Bd. S. 338.)

(764.) Als um 1514 eine große Tagſatzung zu Baden im Aargau ſtattfand und die Ehrengeſandten der dreizehn Kantone und der zugewandten Orte in dem dortigen Herrengarten bewirthet wurden, kam der Steucheler Stadtpfeifer oder Spielmann von St. Gallen in dortiger Stadt unter das Multerthor auf die Brücke, wo er auf den Bänken derſelben etliche vornehme Bürger traf, unter ihnen auch den Theofraſtus Paracelſus, der zu ſelber Zeit in St. Gallen wohnte. Der Pfeifer ſtand bei ihnen ſtill und ſagte endlich: „Jetzt werden ſich die Herren Geſandten zu Baden im Herrengarten luſtig machen, denn ich habe gehört, die angeſtellte Gaſtung finde heute ſtatt. Wenn ich jetzt dort wäre, wollte ich mit meiner Zwerchpfeife ein Trinkgeld aufheben.“ Darüber ſagte Theofraſtus zu ihm: Haſt Du Luſt, das Trinkgeld zu verdienen, ſo gehe nach Hauſe, leg' Dich an, nimm Deine Pfeife zu Dir und komme wieder hierher, ſo will ich Dir ein Pferd geben, darauf Du in einer halben Stunde in Baden ſein ſollſt. Der Pfeifer erwiderte: Herr Doctor, ich weiß wohl, daß Ihr mehr könnet als andere Leute, ich will heim und meine Pfeife holen! Damit ging er, legte andere Kleider an, nahm ſeine Pfeife zu ſich, kam unter das Thor zurück und ſagte: Herr Doctor, jetzt bin ich geputzt, wo iſt nun der Gaul, darauf ich in einer halben Stunde in Baden ſein ſoll?

Digitized by Google

Theofrast antwortete: Gehe hinaus zur Schießhütte, dort wirst Du einen Schimmel gesattelt angebunden finden; lös' ihn ab, sitz' auf, aber hüte Dich, daß Du kein Wort redest, bis Du zu Baden absitzest!

Der Steucheler ging hin, fand den Schimmel bei der Schießhütte angebunden, saß auf und nach einer halben Stunde (es ist sonst 20 Stunden weit) ließ sich das Thier zu Baden an der Schloßhalde zur Erde nieder und verschwand. Sobald der Pfeifer abgestiegen, ging er in den Herrengarten und fing an, auf seiner Zwerchpfeife vor den Herren Eidgenossen meisterlich zu spielen. Als ihn der Ehrengesandte von St. Gallen erblickte, rief er: Steucheler, bist Du auch da? Welcher Teufel hat Dich hierher getragen? Der Pfeifer entgegnete: Ja, Herr, der lebendige Teufel und kein anderer Heiliger. Und nun erzählte er, wie Alles ergangen, schloß aber damit, Gott solle ihn behüten, er begehre auf diesem Schimmel sein Lebtag nie mehr zu reiten.

Der gelehrte Pfarrer Bartholomä Anhorn erzählte dieses Abenteuer dem Bürgermeister Georg Huber im Jahre 1638, ein 86jähriger, wie er es in seiner Jugend vom Steucheler selbst, der damals ziemlich alt war, aus seinem eigenen Munde gehört hatte. (Mitgeth. vom Buchdrucker Wegelin. *)

(765.) Anno 1773 wurden auf der „scharfen Wies" zu Hohentengen drei Zigeuner, ein alter und zwei junge, hingerichtet. Sie hatten unter anderm in Kugelnazisbauern Scheuer zu Oelkofen ein großes Feuer angemacht, ohne daß das vom Orbet herabhängende Stroh Brand gefangen hätte. Ueberdies brannten sie eine heselne Wiede, mit welcher ein Schaub gebunden war, vom Stroh weg, ohne daß das Stroh angezündet worden wäre. Anton Sorg von der Hagelsburg köpfte sie. Als er den Alten enthaupten mußte, sah er drei Köpfe auf dem Hals. Da dies sein erstes Meisterstück werden sollte, erschrak er sehr und fragte den nebenan stehenden Vater: „Welchen soll ich nehmen, Vater?" „Den mittlern," antwortete der alte Sorg, „denn die anderen zwei sind nur hingezaubert!" Und richtig, das war der rechte. Der Kleemeister Sorg ist jetzt im Besitz des Schwertes seines Urgroßvaters. Bis 1806 hatten die Meister das Recht, im ganzen Dienger Amt (in der Wasenmeisterballei Hagelsburg), wo immer sich einer selbst entleibte, mit dem Schwert hinzugehen und soweit sie mit diesem um den Entleibten reichen konnten, Alles für eigen mitzunehmen, was nicht niet- und nagelfest war. Am liebsten waren ihnen geizige Bauern, die sich auf ihrer Kornschütte erhängten. Die Leichname mußten dann entweder unter der Hausschwelle durch oder durch eine hinausgeschlagene Riegelwand entfernt werden, damit der Selbstmörder im Hause nicht geiste. — Die scharfe Wiese hinter der Kirche zu Hohentengen verkaufte laut Originalurkunde von

*) Zum Andenken war in der Laube der Schießhütte bis auf unsere Tage der Schimmel mit rother Decke an der Mauer gemalt und soll das Gasthaus nächst dem Thore das „Rößli" zum Schilde gewählt haben. (Verwaltungsraths-Präs. Näf in St. Gallen.)

Digitized by Google

1483, Jakob „Scharpf" von Freudenberg an Graf Andreas v. Sonnenberg zu Scheer. (Birlinger, Aus Schwaben. I. S. 321.)

(766.) Mit dem Meilitzer Gutsherrn, von Koppy, hatte es eine besondere Bewandtniß; so oft er ausfuhr, konnte man sehen, wie eine Krähe vor seinem Wagen herflog, und während er als Hauptmann in ausländischen Diensten zu Felde lag, haben ihn die Leute gar oft zu gleicher Zeit aus den Fenstern seines Schlosses herausschauen sehen.

Einst befahl er seinem Kutscher, ihn nach Münchenbernsdorf zu seiner Schwester zu fahren, und wenn hinter ihm im Wagen dies oder jenes vorginge, sich dieserhalb nicht umzusehen, sondern nur tüchtig zuzufahren. Wie nun der mit Rappen bespannte Wagen den Lohgrund hinauf in die Nähe des Kreuzweges kam, befahl Koppy dem Kutscher, so rasch zu fahren, als es nur möglich; aber wie ein Sturmwind kam's hinter dem Wagen d'rein gefahren und mit Grausen vernahm der Kutscher hinter sich im Wagen ein heftiges Ringen und Würgen und zuletzt wie ein Knacken, dann wurde es todtenstill. Dem Knechte ließ es keine Ruhe mehr, er sah sich um — da lag sein Herr entseelt im Wagen, das Angesicht im Nacken! Voller Schrecken kaleschte er vollends nach Münchenbernsdorf hinein, die Schwester seines Herrn aber wollte von dessen Leichnam nichts wissen, und so kam er nach Meilitz zurück. Die Leiche blieb auch nicht ruhig auf dem Paradebette, wohin man sie gelegt, liegen, sondern war verschwunden oder anders gelegt, so oft man zurückkehrte, und als man sie endlich mit großem Gepränge begrub, schaute Koppy in eigener Person im zweiten Stocke seines Hauses zum Fenster heraus und hat sich die ganze Feierlichkeit mit angesehen. (Eisel, Voigtl. S. 213.)

(767.) In Sistrans, ohnweit Innsbruck, lebte einmal ein Mann, ein Raufer wie keiner im ganzen Lande; er zog auf alle Kirchweihfeste, wo ehemals die stärksten und muthigsten Burschen absichtlich zum Raufen zusammenkamen, fand aber nie einen, der seiner Meister wurde. Aber diese übermenschliche Stärke war nicht das einzige; er konnte noch andere Künste, er konnte noch mehr als Birnen sieden und die Stängel nicht naß machen. Lief ein tüchtiger Fuchs oder ein tüchtiger Hase im Wald draußen, so richtete ihnen der Sistranser die Latze (Schlinge) gerade hinter dem Ofen auf, und in der Früh hing das Wild gewiß in dem Draht. Wurde Jemandem etwas gestohlen, so ging man zu ihm; denn er konnte das gestohlene Gut bringen machen. Er nahm blos ein kleines in Schweinsleder eingebundenes Büchlein aus dem Kasten und begann zu lesen, und der Dieb mußte, er mochte wo immer sich aufhalten, von einer unwiderstehlichen höhern Gewalt getrieben, die entfremdete Sache wieder aufnehmen und dem Lesenden zutragen, bei dem sich natürlich auch immer der Eigenthümer befand. Dieses Büchlein hatte aber eine solche Kraft, daß der Dieb bei jedem Worte einen Schritt thun mußte; dreimal Wehe also Demjenigen, der etwas Großes, Schweres gestohlen hatte, und mit diesem aus weiter Ferne oder über steile Abhänge gehen mußte, wenn der

Digitized by Google

Mann zu ſchnell las; von weitem hörte man ihn ſchon daher keuchen, ſein Leib war im Schweiß gebadet.

Eines Tages machte ſich dieſer Hexenmeiſter einen Knieſchemel von neunerlei Holz, kniete darauf neben dem Orgelkaſten in der Kirche und ſchaute auf die Leute hinab; da ſah er alle Hexen, wie ſie hinterlings in der Kirche waren. Aber nach der Kirche waren dieſe Hexen haufenweiſe über ihn her und hätten ihn zerriſſen, hätte nicht der Geiſtliche ihn befreit; denn die Hexen merkten es wohl, daß er ſie jetzt Alle kenne.

Dieſer Mann hatte einſt in der heiligen Nacht dem Geiſtlichen die conſecrirte Hoſtie, während dieſer ſie in die Höhe hielt, entwendet, und dieſelbe eingewickelt unter einem Tüchlein mit ſich fortgetragen, und trug ſie nun ſeit dieſer Zeit am linken Arme; daher kamen alle ſeine Künſte und ſeine unbändige Rieſenkraft. Doch am Ende kam bei ihm der Senſenmann, warf ihn mit aller ſeiner Kraft und ſeiner Pfiffigkeit auf das Todbett und er mußte ſterben. Damit aber hielt es ſchrecklich hart; drei Tage und Nächte lag der Raufbold in Zügen und konnte nicht erſterben; man rief wiederholt den Geiſtlichen und nach langem Zureden und Bitten fing der Sterbende endlich an, einzubekennen. Man ſchnitt aus ſeinem Arme die Hoſtie heraus, welche ſchon in den Arm hineingewachſen war, und verbrannte die vorgefundenen Zauberbücher und Schriften. Als man dieſe in die Flammen warf, krachte und donnerte es furchtbar und wurde eine Hitze, daß das Blei von den Fenſtern herabrann, und während dieſes Höllenlärms ſtarb der Raufbold. (Alpenburg, Mythen S. 309.)

(768.) Die Sage läßt Doctor Fauſt gewohnt haben in einem Hauſe neben dem ehemaligen Univerſitätsgebäude zu Erfurt; kaum iſt ein alterthümlicheres in der Stadt als jenes. Es iſt hoch aus Steinen gemauert, die das Alter gebräunt hat, die Ecken ſind rund gemeißelt, die Thür iſt niedrig, in kleinen Spitzbögen ausgezogen, links und rechts in die ſteinernen Pfoſten gehauene Rundſitze, darüber in den Winkeln zwei Mohrenköpfe. Im Innern iſt es gleich alterthümlich, hoher Flur, hohes Parterre, große Säle. Die Seitengebäude ſind auch alt, Gebälk und Mauerwerk grau, die Fenſter wie beim Haupthauſe vergittert, Alles mit hohen Mauern umgeben.

In die Schlöſſerſtraße zu Erfurt, welche vom Anger nach dem Mittel- und älteſten Punkte der Stadt, einer Mühle an der Gera, leitet, mündet zwiſchen zwei Häuſern lauernd das „Doctorgäßchen" ein. Es iſt ſo ſchmal, daß, wer eintreten will, zuerſt lugt, ob Niemand am andern Ende bereits eingetreten iſt; denn zwei Perſonen können unmöglich aneinander vorbei, und da die Häuſer, die das Gäßchen einſchließen, nach oben ſich zuneigen, ſo iſt es ziemlich dunkel darin. Von dieſem Gäßchen erzählt die beſonders in der Schuljugend, welche hier vorbeikommt, lebende Sage: Doctor Fauſt habe einſt, als dieſes Gäßchen ſtadtbekannt, aber anders benannt geweſen ſei, mit Studenten die Wette gemacht, dasſelbe mit einem vierſpännigen Fuder Heu zu paſſiren. Die Wette wurde angenommen und des andern Tages unter ungeheurem Zulauf

Digitized by Google

des Volkes ausgeführt. Vier Ochsen zogen das mächtigste Fuder Heu die Schlösserstraße herauf. Sie machten vor dem Gäßchen Halt. Plötzlich verwandelt sich der Wagen in einen Strohhalm, die vier Ochsen in vier Mistkäfer (nach Anderen in weiße Mäuse), welch wunderlich Gespann dann leicht das Gäßchen passirt und am Ausgange, in der Borngasse, sich wieder in Wagen und Ochsen verwandelt. Seitdem heißt das Gäßchen das „Doctorfaustgäßchen". (Pröhle, Deutsche Sagen. S. 249.)

Was die Versammlungsorte der Hexen und Hexer betrifft, so wird als solcher mit Vorliebe der Brocken oder Blocksberg genannt. Es scheint sich immer mehr zu bestätigen, daß der wirkliche Höhendienst unserer Vorfahren nicht auf entlegenen, schwer zugänglichen Bergen, sondern auf niederen Erhebungen, Hügeln oder Hochs mitten im bewohnten Lande stattfand. Solcher Hos oder Hochs lassen sich bereits im 15. Jahrhundert mehrere nennen, wie 1494 das Donresho bei Wüst-Holtemmeditfurt. Noch häufiger sind die „Bocks-, Blocks-, Blockshoren- und Osterberge", die auch wohl als „Hexenberge" bezeichnet werden, die Stätten des abergläubischen Osterfeuers (Frühlingsfeier). In den deutsch-slavischen Gegenden von Polen, Preußen, Pommern, den Marken bis nach Holstein und vereinzelt wohl noch westlicher waren es die „Blocksberge", meist geringe Erhebungen in dem sonst ebenen Lande, an die sich ähnliche Sagen von Hexenfahrten knüpfen. Wie alle diese Benennungen in heidnischem Brauch und Vorstellung ihren Ursprung haben, so auch der seit etwa 1300 bezeugte Name eines Nachtfahrerberges, „Brochels-", sonst „Prockels-" und „Pruckelberg". Ueberall handelt es sich hier aber nicht um einen einzelnen geographisch bestimmten Berg, sondern um eine mythische Vorstellung, die landschaftlich an besondere Höhen geknüpft wurde. Bei diesem ganzen Vorstellungskreise scheint übrigens eine slavische Grundlage unzweifelhaft. In der Brockengegend, wo gerade die Aussagen von den Blocksbergfahrten sehr selten sind, kommt dafür fast ausnahmslos der ehrliche und eigentliche Namen „Brocken" oder „Brockenberg" vor, der dann also auch hier als Versammlungsort der Unholdinnen gedacht ist. Die älteste bekannte derartige Aussage rührt von einer „Zauberin" Grete Wroistes aus Elb-ingerode her und datirt vom 10. Januar 1540. (Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde, 11. Jahrgang, 1878.)

Digitized by Google

In dem Cult der Dämonen herrschte die Furcht vor wie zum großen Theile auch in demjenigen der Thiere. Als religiöse Grundlage konnte dieselbe vor einer vorgeschrittenen Civilisation und Bildung nicht Stand halten. Die Ausbildung des Familienlebens unter den Menschen, das auf der Liebe beruhte, machte es diesen zum Bedürfniß, auch die geglaubten höheren Wesen, denen sie Alles verdankten, was sie waren und hatten, zu lieben. Zu diesem Ende schwand in der Vorstellung von denselben alles Thierische und machte einer menschenähnlichen Gestalt Platz; es schwand das Dämonische vor dem Erhabenen. Es war kein Widerspruch mehr da zwischen der Erscheinung und der Macht der Götter; denn wenn auch menschenähnlich, wurden sie doch als von höherm, ätherischem Wesen und von unendlich größerer Kraft, vor Allem aber als unsichtbar, allgegenwärtig, allmächtig und allwissend gedacht. Wenn sie auch oft deutlich der Phantasie als riesenhaft erschienen, hatten sie doch nichts mehr von dem rauhen, ungeschlachten Wesen der Riesen. Ihre riesige Größe war etwas Selbstverständliches, nichts Auffallendes, Außerordentliches wie bei den Riesen. Es war endlich eine Folge der Zunahme des Selbstbewußtseins und der Würde bei den Menschen, was die Götter, auf der höchsten Stufe der polytheistischen Religionen, vollends alles Uebernatürlichen und Uebermenschlichen entkleidete und sie zu vollen und ganzen Menschen — nicht herunterſetzte, sondern erhob. Denn bisher waren sie keine Personen, sondern blos Ideen und Bilder gewesen; als Heroen wurden sie Menschen, nur außerordentlich begabte. Sie wurden geboren, lebten, liebten, freiten, kämpften, litten und starben wie die Menschen, und wenn sie nach dem Tode fortlebten oder gar wieder auf der Erde erschienen, so thaten sie nur, was von den Menschen selbst ebenfalls allgemein geglaubt wurde. Mit diesen Stufen des Sagenglaubens wird sich unser drittes und letztes Buch beschäftigen.

Digitized by Google

Drittes Buch.

Die Götter- und Heldensage.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſter Abſchnitt.

Die Götter.

Allgemeines.

Wir haben bisher geſehen, daß die Volksſage ihren Urſprung in der Verehrung der Naturerſcheinungen, und zwar vor Allem der Geſtirne hat, und denſelben ſolche Geſtalten giebt, wie ſie volksthümlicher Faſſungskraft angemeſſen ſind, und darum auch, mit der Bildung der Menſchheit fortſchreitend, gewiſſe Stufen und Perioden durchmachen, von denen eine jede folgende dem Ideal des Menſchenwürdigen näher kommt als die vorhergehenden. Dieſe Geſtalten der Naturerſcheinungen ſind daher im Anfange der Sagenbildung, ſo lange ſich der Menſch noch nicht zur Erkenntniß und Schätzung ſeines eigenen Geiſteslebens emporgeſchwungen hat, noch rein körperlich; erſt ſind es wirklich vorkommende, die Thiere, dann aus Thier- und Menſchengeſtalten gemiſchte, die Nixen, Vegetationsgeiſter und Zwerge, hierauf ganz menſchenähnliche, aber dem Menſchen an Körperkraft überlegene die Rieſen, deren Kraft jedoch nach und nach, in den Hexen und Feen, eine geiſtige wird, während die Größe zur wirklichen des Menſchen herabſinkt; das leitende Princip in den Handlungen dieſer Geſtirnweſen iſt aber der Zauber, d. h. der Kampf des Geiſtes gegen die ihm widerſtrebende Natur. In der nun folgenden höhern Entwicklungsperiode der Sagenbildung geht der Gläubige über die Körperwelt hinaus in die des Geiſtes; die Geſtirne ſind ihm nicht mehr die Götter ſelbſt, ſondern Bilder oder Werkzeuge

Digitized by

derſelben, die Götter ſelbſt aber ſind Geiſter, in der Geſtalt zwar den Menſchen ähnlich, aber feiner organiſirt, unſichtbar, wenn ſie wollen, und unſterblich. Die Götter ſind Abſtractionen aus der Natur, deren höhere Entwicklung der Geiſt ja iſt, — ſie ſind Geſpenſter, d. h. Hirngeſpinnſte; ſie haben daher alle Eigenſchaften, welche der Menſch in der Natur und in ſich ſelbſt vermißt, aber gerne haben möchte: Allwiſſenheit, Allmacht und Allgegenwart. Daher wirken ſie nicht mehr durch Zauber, wie Rieſen und Zwerge, d. h. ſie brauchen nicht die Naturmächte zu überliſten, um ſie ſich gehorſam zu machen, ſondern dieſe ſind ihnen von vornherein untergeben, ihrem Machtſpruch unterthan. Die Götter ſind daher auch den Menſchen ſo ſehr überlegen, daß ſie nicht mehr mit ihnen verkehren, wie Nixen, Zwerge und Rieſen, ſondern in unheimlicher geſpenſtiger Weiſe ihre Anweſenheit gleichſam nur ahnen laſſen, weder zu faſſen, noch genau zu betrachten ſind, und verſchwinden, ehe man ſie nur recht wahrgenommen hat.

I. Im Morgenlande.

Die Götter des Polytheismus waren ſtets Vertreter entweder der Geſtirne oder der irdiſchen Naturmächte, erſteres in gebildeterer, feinerer, letzteres in ſinnlicherer, roherer Auffaſſung. Die drei erſten und oberſten Nationalgötter Indiens, unter denen es urſprünglich keinen eigentlich Höchſten oder Uebergeordneten gab, waren:

1) Der Himmelsgott Váruna (Uranos) mit ſeinem Zwillingsbruder Mitra (jener den Nacht-, dieſer den Taghimmel vorſtellend) und ihren Geſchwiſtern, den Adityas (Kindern der Aditi, einer erhabenen Göttin des Alls), ſowie den Göttern der Lichterſcheinungen, unter welchen die Sonnengötter Surya und Savitri hervorragen.

2) Der Donner- und Schlachtengott Indra, der „Großarmige", der mit des Blitzes und Donners mächtigen Waffen das ſchwarze Gewölk theilt und die Luft reinigt, — mit den ihm untergeordneten Wind- und Regengöttern, und

3) der Gott des Feuers Agni (ignis), zu welchem zunächſt Soma, der Gott des Opfers und Brahmanaſpati, der Gott des Gebetes gehören. Erſt ſpätern Urſprungs iſt die aus dem Letzt-

Digitized by Google

genannten gezogene philoſophiſche Abſtraction Brahma, die Kraft des Gebetes, die Weltſeele, und noch ſpäter deſſen Verbindung zu einer Art von Dreieinigkeit (Trimurti) mit Wiſchnu und Siwa, dem erhaltenden und zerſtörenden Princip an der Seite.

Die der ariſchen Mythe durchaus fremdartigen hamitiſchen und ſemitiſchen Götter, meiſt Perſonificationen der Geſtirne oder Elemente, laſſen wir hier bei Seite.

II. Im Süden.

Deutlichere, ſchönere, menſchlichere Geſtalten als die formloſen indiſchen, die thierköpfigen ägyptiſchen und die fratzenhaften aſſyriſchen Gottheiten waren die **griechiſchen**. Ihnen gingen als Urgötterpaar der Himmel, Uranos, und die Erde, Gaia, voran, urſprünglich wohl eher Zeus, der älteſte Himmels-, Donner- und Sonnengott, aus dem nach Preller (Griech. Myth. S. 38) erſt ſpäter ein Vater Kronos und ein Großvater Uranos abſtrahirt worden ſind. Ihre Kinder waren die ſchon erwähnten ſechs Titanen und ſechs Titaniden, ohne Zweifel die zwölf Monate vorſtellend. Der jüngſte von ihnen, Kronos (Saturn), die verderbliche Winterſonne ſtürzt ſeinen Vater, entmannt ihn (d. h. beraubt ihn ſeiner Kraft), unterwirft ſeine Brüder und verſchlingt ſeine eigenen Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Dieſe ſind ohne Zweifel urſprünglich die von der Sonne verdunkelten ſechs Planeten, wurden aber gerettet, und nachdem ſie herangewachſen, die Männer zu Bildern dreier Geſtalten der Sonne (Sommer-, Herbſt- und Frühlings-, und Winterſonne, oder Sonne am Himmel, — Zeus, im Meere auf- und untergehend, — Poſeidon und in der Unterwelt, untergegangen, — Aidoneus oder Pluton); die Frauen aber zu ebenſo vielen Bildern der Geſtalten des Mondes (Hera: voller, Demeter, Göttin der Fruchtbarkeit: wachſender und abnehmender, und Heſtia, die Verhüllte: Neumond). Ebenſoviel hat aber auch eine andere Deutung für ſich: die Geſchwiſter ſtellen die Theile der Welt und die Elemente vor: Himmel (Zeus), Meer (Poſeidon), Unterwelt (Pluton); Luft (Hera), Erde (Demeter), Feuer (Heſtia). Die Griechengötter zerfallen denn auch, ähnlich denen der Vedas, in drei Klaſſen nach ihrem Aufenthalte, nämlich in Götter des

Digitized by Google

Himmels, des Meeres und der Erde nebst der Unterwelt, oder in die Genossen des Zeus, des Poseidon und des Aidoneus. Aber die Wintersonne wird von der Sommersonne überwunden, Kronos von Zeus gestürzt und das dritte Göttergeschlecht, das vollendetste, alle Schönheit des griechischen Geistes vereinigende, tritt die Herrschaft an. Wie die Titanen und Titaniden, so sind auch die Olympier sechs Götter und sechs Göttinnen, also wieder die zwölf Monate (Zeus, Poseidon, Hephästos, Ares, Apollon, Hermes; Hera, Demeter, Hestia, Aphrodite, Artemis, Athena). Unter ihnen stellen speciell Apollon die Sonne und Artemis den Mond dar; aber auch die übrigen zeigen deutliche Bezüge: die Männer auf die Sonne, die Frauen auf den Mond. Weil jedoch der Sonnengott als solcher auch Himmelsgott ist, so wird, da die weibliche Ergänzung des Himmels die Erde ist, die Mondgöttin sehr oft zugleich Erdgöttin und in diesen beiden Eigenschaften vielfach verwechselt, so z. B. die ägyptische Isis und ihre Metamorphose, die griechische Io, welche von dem hundertaugigen Argos (dem Sternhimmel) bewacht wird, den der Sonnengott Hermes tödtet. Das Bild Beider ist die Kuh, deren Hörner den Mond darstellen. Hephästos ist die Sonne als Feuer, Ares die kämpfende, Hermes die eilende Sonne; nicht unter die Olympier gerechnet wird Dionysos, die fruchtbringende Sonne. Aphrodite ist der aus dem Meere aufsteigende, Artemis der die Gestirne jagende Mond; Athena scheint sich, als Erzeugerin des Oelbaums, mehr auf die Erde zu beziehen; doch erinnert ihr Eulenauge (γλαυκῶπις) ebenso an das Gestirn der Nacht.

Uebrigens hat die Vorstellung von den griechischen Göttern je nach der Bildung und Erziehung des Volkes verschiedene Wandlungen durchgemacht. In der ältesten Zeit, so lange sich das Volk keine Bilder zu machen verstand, am wenigsten von sich selbst, verehrte es schlechterdings die Naturdinge wie sie sind, den Himmel, das Meer, die Gestirne, das Feuer ꝛc. Dabei wurden dieselben natürlich als lebend gedacht, wie noch jetzt die Fetische der „wilden" Völker. Je mehr aber in dem Volke künstlerischer Trieb erwachte, um so mehr wuchs in ihm das Bedürfniß, sich seine Götter menschenähnlich zu denken und später auch, sie zu bilden. Doch erstanden erst nach mühevoller

Digitized by

Entwicklung aus anfänglich rohen Holz- und Steinblöcken die erhabenen helleniſchen Göttergeſtalten, denen nach manchen Anzeichen erſt Thiergeſtalten wie in Aegypten vorangingen, die aber ſpäter theils mit menſchlicher Geſtalt verſchmolzen, theils zu Begleitern der Götter wurden. Da aber weder thieriſche noch menſchliche Geſtalt derjenigen der Elemente glich, welche die Götter urſprünglich bedeuteten, ſo wurde demgemäß zwiſchen den Göttern und den ihnen entſprechenden Naturdingen immer mehr unterſchieden und erſtere endlich völlig von letzteren getrennt und nur noch als die dieſelben beherrſchenden Genien oder Dämonen betrachtet. Zeus war nicht mehr der Himmel, ſondern deſſen Herr, Helios, ſpäter Apollon, nicht mehr die Sonne, ſondern deren Lenker, Poſeidon nicht mehr das Meer, ſondern der Zügeler von deſſen Wogen, die als ſeine Roſſe erſchienen.

So war auch Hephäſtos urſprünglich das Feuer, ſpäter der Dämon des Feuers und endlich ein mit Feuer arbeitender Künſtler, wie der nordiſche Wölund; aber es iſt gewiß überflüſſig und verfehlt, zwiſchen ſeinem Charakter und Ausſehen und dem Feuer irgend welche Aehnlichkeiten auffinden zu wollen, — und ebenſo verhält es ſich mit den übrigen Göttern. Ethiſche Bedeutungen aber, wie Krieg, Liebe, Weisheit, Keuſchheit u. ſ. w., ſind erſt ſehr ſpäte Erzeugniſſe griechiſch-römiſcher, religiös-ethiſcher Speculation.

III. Im Norden.

Die nordiſche Mythologie hat einen düſterern, an Geſtalten ärmern Charakter als die antike. Theils der Umſtand, daß im Norden die Geſtirne öfter verhüllt ſind als im Süden, theils der andere, daß die beiden wichtigſten Weltkörper, Sonne und Mond, in der germaniſchen Sprache das Geſchlecht haben, welches ihrem Charakter widerſpricht (die mächtige Sonne weiblich, der ſanfte Mond männlich), bewirkten, daß dort beide als Gottheiten ziemlich in den Hintergrund traten (oben S. 29 f.).

Der oberſte Gott der alten Germanen, das Haupt und der Vater des Göttergeſchlechtes der Aſen (Aeſir), daher auch Allfadur, Allvater, — war der Gott des Himmels, deutſch Wuotan, Wodan, angelſächſiſch Woden, nordiſch Odhinn, Odin. Sein

Digitized by Google

Weſen umfaßt das All, er iſt daher der weiſe, fürſorgende Welterhalter; erſt ſpäter wurde er zu einem in der Zeit entſtandenen und einſt wieder weichenden Weltherrſcher und als ſolcher auch zum Ordner der Kriege und Schlachten, welcher den Sieg verleiht. Er erfüllte den Menſchen, was die Alten mit „Wunſch“ ausdrückten, d. h. Alles, deſſen ſie zu ihrem Heile bedurften. Die ſieben Sterne des großen Bären hießen ſein Wagen, der Himmelswagen. Er war aber auch der älteſte Sonnengott, wie dies ſtets der Himmelsgott zugleich war (z. B. Zeus); denn obſchon die Sonne im Deutſchen weiblich iſt, mußte doch ihr männlicher Charakter über die Grammatik den Sieg davon tragen (ſ. oben S. 22 f. 27 f. 37. Simrock d. M. S. 180, 205, 208). Wir werden den zahlreichen Zeugniſſen von ſeiner einſtigen allgemeinen Verehrung noch oft begegnen. In Gylfaginning erſcheint er als Glied einer Dreieinheit: Hâr (der Hohe), Jafnhâr (der gleich Hohe) und Thridhi (Odin, der Dritte). Seine Brüder ſind Wili und We (oben S. 19 f.). Auch erſcheint er oft mit zwei Geſellen, Hönir und Lodur oder Loki, welche mit ihm vielleicht die drei überirdiſchen Elemente: Luft, Waſſer und Feuer, bedeuten, — welche Dreiheit, wie bei den Griechen, ſpäter in ein Dutzend vervielfältigt wurde. — Nach den nordiſchen und angelſächſiſchen Stammſagen iſt Odin der Stammvater aller dortigen Königsgeſchlechter.

Mit Wodan wetteifert an Alter und Vorrang der Gott des Donners und Blitzes, alſo auch ein Himmelsgott, deutſch Donar, nordiſch Thorr, Thor. Er reitet nicht, ſondern fährt entweder in einem Wagen mit zwei Böcken, wovon es donnert, oder er geht zu Fuß. Er trägt einen langen feuerrothen Bart (den Blitz) und führt in Eiſenhandſchuhen einen ſteinernen Hammer, Mjölnir (den Donnerkeil oder das Symbol der Weltſchöpfung, wie der ägyptiſche Ftha, der Demiurgos); er ſchleudert denſelben in ſeinem Zorne und Kampfe gegen die Winter-Rieſen (oben S. 355) weithin; in der öſtlichen Schweiz trat an ſeine Stelle der heilige Jakob, welcher ſeinen Wanderſtab vom Kronberge bei Appenzell bis nach Compoſtella in Spanien geworfen haben ſoll. Das Hammerzeichen (T) war daher ein heiliges und ging als entſprechendes dem chriſtlichen Kreuzzeichen voran. Von der Mythe, daß Thors Hammer einſchlage, kommen Flüche wie der

Digitized by Google

Hammer ſchlage Dich. Auch die Bezeichnung des Teufels als „Meiſter Hämmerlein", wie deſſen rother Bart führen auf Thor zurück. Dem Donnergott heilig war der Hirſchkäfer, Schröter, auch genannt Donnerguge oder Donnerpuppe, welcher nach der Sage Kohlen in's Haus trägt und es anzündet, — ſowie unter den Pflanzen der Donnerbart (Hauswurz), der Donnerbeſen, das Donnerkraut, die Donnerdiſtel, namentlich aber die Eiche. Auch der Donnersberg und zahlreiche mit „Donner"-, in Skandinavien mit „Thors"- zuſammengeſetzte Ortsnamen, wie nicht minder zahlreiche ſkandinaviſche Namen wie Thoralfr, Thorhildr, Thorketill u. ſ. w., ſind auf ihn zurückzuführen, wie auf Wodan der Wuodenesberg in Heſſen, der Godesberg, ehemals Gudenesberg bei Bonn, der Odenwald, der Odensberg in Schonen, Odhinsve (Odenſe) auf Fünen und zahlreiche Orte mit Odhins- oder Othens- in Schweden und Norwegen und mit Woodnes- oder Wednes- in England.

In Schweden und Norwegen ſcheint Thor, in den übrigen germaniſchen Ländern Odin mehr verehrt worden zu ſein; dort erſcheint Thor unter den Ahnen Odins, hier, und auch in der isländiſchen Edda, als des Letztern Sohn. Im „Grimnismal" der alten Edda ſagt Odin: Odhin heiß ich nun, Thundr (Donner, Thor) hab' ich geheißen. — Wahrſcheinlich war daher Thor der ältere Gott, welcher ſpäter durch Odin verdrängt und herabgeſetzt wurde. Thor hat in der That in Allem das alterthümlichere Gepräge; er iſt der Gott des Volkes und geht zu Fuß mit dem Hammer in der Hand; Odin iſt der Gott des Adels, reitet und führt den Speer. Im Tempel zu Upſala ſtand, nach Adam von Bremen, Thor in der Mitte, Odin und Freyr zu ſeinen beiden Seiten. Ueberdies iſt Thor Herr über Leben und Tod. Er ſchlachtet ſeine Böcke und ißt ſie in Geſellſchaft, belebt ſie aber wieder durch Weihung der aufgehobenen und auf die Felle gelegten Knochen, — ein Zug, der auch in vielen Märchen wiederkehrt (z. B. vom Machandelboom) und in den Sagen vom Nachtvolk (oben S. 204 ff.). — Die Römer (Tacitus) verglichen Odin mit Mercur*), Thor wurde ſpäter mit Jupiter

*) Sollte es mit des Letztern griechiſchem Namen (Hermes) zuſammenhängen, daß eine Bildſäule der heidniſchen Germanen Irmanſul oder

Digitized by Google

zuſammengeſtellt, und daher wurden auch die nach Mercur und Jupiter benannten Wochentage von den Deutſchen dem Wodan und Thor gewidmet. (Dies Mercurii — Wodanstag, engliſch Wednesday — Mittwoch; Dies Jovis — Thorstag, engliſch Thursday — Donnerstag.)

Ein fernerer germaniſcher Gott, den die Römer (Tacitus) mit Mars zuſammenſtellten und der auch deſſen Tag erhielt (Dies Martis — engliſch Tuesday — Dienstag), war (gothiſch) Tius, (althochdeutſch) Ziu oder Zio, (altnordiſch) Tyr, (genit. Tys), (angelſächſiſch) Tiw, welche Formen alle mit Deus und Ζεῦς, Διός, verwandt ſind, und nicht weniger mit dies, Tag, was indeſſen Alles aus der Wurzel div, leuchten, ſtammt, daher Tius-Zio wahrſcheinlich der älteſte Himmels-, Tages- und Sonnengott, der „Gott" ſchlechtweg iſt, der wohl erſt mit der Zeit, wie Thor herabgeſetzt wurde und daher auch mit Letzterm urſprünglich zuſammenfallen muß (wie Simrock d. M. S. 367 vermuthet). Tyr galt als Sohn Odins; aber Odin und Thor ſelbſt haben Beinamen, welche wieder auf Tyr zurückführen (Erſterer: Sigtyr, Hangatyr u. ſ. w., Letzterer: Reidhartyr u. ſ. w.). Auch ihm waren Berge heilig, ebenſo Pflanzen; wie Odin einäugig, wurde er zum Zeichen göttlicher Einfachheit und Urſprünglichkeit einhändig gedacht, weil nach der Edda (Oegisdrecka, Einleitung) ihm der Wolf Fenrir die rechte Hand abgebiſſen habe. In Deutſchland heißt er auch Er, Eri, Ear, Eor (Ares?). Der Dienstag heißt in Schwaben und der Schweiz Ziestag, in Baiern und Oeſterreich Erktag. In Dänemark nennt man den Teufel „alter Erich".

Der nordiſche Freyr, hochdeutſch Frô (wovon das weibliche „Frau"), war aus dem Geſchlechte der Wanen, das zwiſchen den Aſen und Alfen ſtand und in der Sagenwelt ſpärlich erwähnt wird, wurde aber den Aſen beigeſellt, in Folge eines Friedens nach langem Streite, welchen die gegenſeitige Hingabe von Geiſeln beſiegelte (die Wanen erſcheinen ſonſt weiter nicht als beſondere Weſenklaſſe in der

Yrmenſul hieß (wie die griechiſchen „Hermen")? Hiärmen heißt noch in Weſtfalen ſowohl der Teufel (der oft die Rolle der ehemaligen Götter erhält), als ein ſtarker Mann (Kiärſpels-Hiärmen, der Löwe des Kirchſpiels).

Digitized by Google

Sage). Freyr vertritt, gegenüber dem düstern ernsten Charakter der vorher genannten drei Götter, das heitere freundliche Element. Er gab aber weder einem Wochentage den Namen, noch wurde er mit einem römischen Gott in Parallele gesetzt. Mit dem Kriege hat er nichts zu thun; Fruchtbarkeit und Friede sind sein Werk. Das Pferd Freyfaxi und der Eber Gullinbursti (dessen Goldborsten die Nacht gleich dem Tag erhellten) waren ihm, dem Sonnengotte, geweiht; er war der Sohn Niördhrs (wohl eine männliche Variation der Erdgöttin, gothisch Nairthus, bei Tacitus Nerthus), welcher nach der Edda über Wind, See und Feuer gebietet und daher ohne Zweifel auch Sonnengott war.

Söhne Odins sind Baldr und Hermodhr; der nordische Mythos von Baldrs frühem Tode durch seinen blinden Bruder Hödhr auf Anstiften Lokis, die schönste und ergreifendste Episode der nordischen Mythologie, bedeutet des Tages oder Sommers Untergang, den er bei dem Herannahen der Nacht oder des Winters findet. Baldr ist ein Sonnengott, der gleich jedem solchen untergehen muß, um einst wieder verjüngt aufzuerstehen. Die Mistel, welche ihm den Tod giebt, ist ein Winterkraut, und die Feuer zur Sommersonnwendzeit im Norden wurden zu seinem Andenken gebrannt, weil zu dieser Zeit der junge Sonnengott des Frühlings dem kräftigern des Sommers weicht.

Heimdallr war der Wächter der Götter, denen er auf dem Gjallar-, d. h. gellendem Horne jede Gefahr anzeigte; andere Asen waren der sangreiche Bragi, der richtende Forseti, der Baldr rächende Wali, der winterliche Uller, der alle Götter überlebende Widar u. s. w. Der Asen zählte man gewöhnlich (außer Odin) zwölf; doch war man nicht einig über ihre Namen; Manche der Genannten wichen in verschiedenen Aufzählungen Anderen. Gewöhnlich aber füllte die Zahl, die als jene der Monate zum Wesen einer Götterschaar gehört, ein Sohn der von den Asen überwundenen Jötunn, der vor ihnen herrschenden Riesen, Loki, der Sohn Forniotrs, nach anderer Angabe des Farbauti und der Laufey, der das Feuer bedeutet, ursprünglich wohl von dessen beiden Seiten, der wohlthätigen und der verderblichen (s. „Die Sagen von Loki", Haupts Zeitschr. VII. S. 1 ff., von Weinhold), mit der Zeit aber immer mehr blos als

Digitized by Google

zerſtörendes Element. Obſchon ſtets Begleiter der Götter, namentlich Thors (des Blitzes Feuer iſt natürlich Genoſſe des Donners), ſinnt er doch fortwährend auf Zwietracht und Verrath, bis er dafür die gerechte (oben Nr. 626 berichtete) Strafe erleidet; er erſcheint ſeit der Chriſtenzeit häufig mit dem Teufel verwechſelt und vermengt. Identiſch mit ihm iſt Logi (die Lohe, verzehrende Flamme), der ſich mit ihm im Schnelleſſen mißt, und auch deſſen Herr, Utgardloki. Sein älteſter Name, als Genoſſe Odins, iſt übrigens Lodr (der Lodernde). Nach ihm iſt der letzte Wochentag benannt (nordiſch Laugardagr, Lögerdag, ſpäter nach Saturn Saturday, endlich nach dem hebräiſchen Sabbath, „Samstag" oder, mit gänzlichem Verluſte eines ſelbſtſtändigen Namens, Sonnabend, Abend vor dem Sonntag). Lokis Bruder, Oegir, Aegir, vertritt, wie jener das Feuer, ſo das ſchreckende, verderbliche Meer (oben S. 357), wie der dritte Bruder Kari (ebendaſelbſt) den verheerenden Sturm. Als Sohn Farbautis hat Loki den Byleiſtr und Helblindi zu Brüdern. Erſterer, der „Sturmlöſer", entſpricht dem Kari, Letzterer, der an Hel erinnert, dem verſchlingenden Meergott Oegir. Nach Weinholds Unterſuchungen vertrat übrigens Loki urſprünglich alle drei Elemente zugleich, mit denen er auch ſtetsfort in der Mythe vertraut erſcheint. Als Vertreter aller zerſtörenden Mächte iſt er denn auch Todesgott und fällt, wie auch ſein Tag, mit Kronos-Saturn zuſammen. Er muß überhaupt, wie er auch von dem ältern Rieſengeſchlechte ſtammt, der Odin'ſchen Götterwelt vorangegangen ſein. Aber er überlebt auch die Naturreligion und wird in dem homeriſchen Eddalied Oegisdrecka oder Lokaſenna zu der Götter böſem Gewiſſen, das auf ihren Untergang hindeutet. Weinhold will ihn ſogar im Reinecke-Fuchs wiederfinden.

Den Aſen entſprechen, in Verdoppelung des griechiſchen Olymp, Aſinnen, deren ebenfalls bis auf zwölf angenommen, aber mit noch größerer Willkür gezählt wurden, als ihre männlichen Genoſſen. Die zwei bedeutendſten ſind: Odins Gattin Frigg und die nordiſche Aphrodite, Freya, die aber als Schweſter Freyrs, des nordiſchen Apollon, auch an Artemis erinnert. Friggs und Freyas Namen und daher auch Perſonen müſſen (wohl als Erdgöttin) urſprünglich vereinigt geweſen ſein; ihnen iſt der ſechste Tag der Woche geweiht (Friggiar-

Digitized by Google

dagr nordiſch, Friatac althochdeutſch, Freitag). Andere Aſinnen ſind: Sif, Thors, Nanna, Baldrs, Idun, Bragis Gattin, Gefion u. ſ. w. Auch Sif, deren Haar (das Gras und Korn) Loki abſchneidet, iſt eine Erdgöttin, ſo auch die pflügende Gefion, während Nanna und Idun jünger ſind und bereits den Uebergang zu ethiſchen Ideen bilden. Dem Loki entſpricht in der weiblichen Götterwelt ſeine fürchterliche Tochter Hel, die Unterwelt, urſprünglich jedoch die älteſte Erdgöttin, der wir wieder begegnen werden, und dem Oegir ſeine Gattin Ran.

Die nordiſchen Götter bewohnten eine Burg, welche ſie mitten in der Welt gebaut hatten, Asgard genannt. Mitten in der Burg lag das Idafeld (Idavöllr), wo die Aſen richteten. Es war umgeben von zwölf Häuſern der Aſen, jedes mit einem beſondern Namen, welche die Aſen aus Erz, Geſtein und Holz errichtet, theilweiſe mit Silber und Gold gedeckt hatten und darin alle Geräthe von Gold waren. Die zwölf Häuſer ſind die Häuſer des Thierkreiſes, das Gold die Sterne wie in allen Sagen. Merkwürdig iſt, daß der Name Ida im Norden wiederkehrt, wie er in Kleinaſien und auf Kreta einen alten Götterſitz, die Heimat der ebenfalls in der Bau- und Bildnerkunſt bewanderten idäiſchen Daktylen (oben S. 281) bezeichnet hatte, ſollte er etwa auch an „Eden“ erinnern? Verwahrt ja Idun, Bragis Gattin, in einem Gefäße die Aepfel, welche die Götter genießen ſollen, wenn ſie altern; denn ſie werden Alle jung davon, und um ihrer willen wird ſie von den Rieſen durch Lokis Verrath geraubt. Eine dunkle Stelle in einem der älteren Eddalieder läßt ſie von der Weltеſche herabfallen und im Thale der Nacht weilen. Es iſt, wie Perſephone, die Blumenwelt, welche jährlich abfällt und doch, ewig jung, wieder erneuert wird. In Asgard, und zwar in den Häuſern Walhall und Wingolf, werden die Helden aufgenommen, welche auf dem Wahlplatze fallen; ſie heißen da Einherier und vergnügen ſich mit Eſſen, Trinken und kriegeriſchem Spiel.

Wie mächtiger Donner und blutiger Nordlichtſchein hören und leſen ſich die Geſchichten, welche die beiden Edden von den nordiſchen Göttern und ihren Kämpfen mit den Rieſen erzählen. In der deutſchen Volksſage hat ſich nichts davon in der urſprünglichen Form

erhalten. Soweit sie die Mythen bewahrt hat, die früher Deutschland und Skandinavien gemein waren, in letzterm Lande aber, das die Römer nicht erreicht, länger und vollständiger fortdauerten, — das ist in vielen, theilweise von uns bisher mitgetheilten Sagen von den Thieren, Zwergen und Riesen enthalten. Die Götter sind in unserer Sage, ihres mehr geistigen als körperlichen Wesens wegen, weit mehr verwischt worden. Die deutsche Volkssage kennt im Grunde nur noch den höchsten Himmelsgott und die höchste Erdgöttin, Beide in abgeblaßter, gespenstiger Gestalt, und das übrige Götterheer nur noch als Ganzes, als umziehende Schaar, die namentlich nächtlicher Weise ihr Wesen treibt, weil das Christenthum den Tag in Beschlag genommen und dem alten Heidenwesen nur die Nacht übrig gelassen hat. Und in dieser, im glänzenden Heer der Sterne, unter der schützenden Aufsicht des milden Mondes, aber auch unter dem strömenden Einflusse der wilden Stürme und der düsteren Wolken waltet und schaltet der alte Göttermythos noch immer trotz Taufe und Abendmahl, trotz Priesterthum und Kirche.

Von deutlichen Ueberresten der in der Edda erzählten Göttergeschichten in unserer Volkssage sind uns nur folgende wenige Beispiele bekannt geworden, die wir ihren Urbildern anreihen:

(769.) Die Götter wollten bei Oegir (dem Meergotte) zu Gast sein, erfuhren aber durch Zaubermittel, daß demselben der erforderliche Braukessel fehle. Oegir, der den Göttern schaden wollte, bat Thorn, ihm den Kessel zu schaffen. Thor erfuhr durch Tyr, daß dessen Stiefvater, der Riese Hymir (Ymir), der an des Himmels Ende wohnte, einen solchen Kessel besitze. Beide Asen machten sich auf den Weg dorthin, wo sie des Riesen Kebsweib unter Kesseln verbarg, weil ihr Geselle oft Gästen gram und grimmes Muthes sei. Als Hymir heim kam, verrieth ihm das Weib die Asen und vor seinen Blick barst eine Säule, hinter welcher sie waren, und alle Kessel brachen bis auf einen. Der Riese wagte ihnen jedoch nichts anzuhaben und bewirthete sie, wobei Thor allein zwei Stiere von drei vorhandenen verzehrte. Sie mußten daher am andern Tage, um Speise zu schaffen, auf Fischfang ausgehen. Als Köder holte Thor im Walde den Kopf eines wilden Stieres. Während dann Hymir zwei Walfische fing, warf Thor den Köder nach der Midgardsschlange aus, zog sie zum Schiffsrande empor und schlug sie mit dem Hammer auf den Kopf, daß die Erde erbebte und die Schlange zurücktaumelte. Noch mehr Kraftproben verlangte dann Ymir von Thor, der zuletzt den Kessel, den Tyr nicht bewegen konnte, aufpackte und davon trug. Hymirs ihn ver-

Digitized by Google

folgende Genossen erschlug er mit dem Mjölnir und brachte den Kessel glücklich zu den Göttern, die daraus bei Oegir nun jährlich zechten. (Aeltere Edda, Hymisquidha.)

(770.) In Trient wird an der Fastnacht auf dem Platz unter einem kupfernen Kessel gefeuert und Plenta gekocht, worauf Erwachsene und Junge um das Feuer sitzen, trinken und tanzen. Nun kommen Andere und versuchen den Kessel zu stehlen, was dem Gewandtesten zuweilen gelingt, indem er über Alle mit dem Kessel davonspringt.

Alljährlich am nächsten Sonntage nach Michaelis versammeln sich die jungen Leute beiderlei Geschlechtes auf dem Bergschlosse bei Gablingen in Schwaben, bringen einen großen kupfernen Kessel, in dem man Käse kocht, stellen ihn in die Mitte des Schloßhofes und füllen ihn mit Wasser aus dem Schloßbrunnen. Dann umringen den Kessel so viele Raum finden können und fangen an zu trinken; aber sogleich springt Einer aus seinem Verstecke, drängt Einige der Umstehenden weg, entreißt ihnen den Kessel, schleppt ihn eine Strecke weit und versteckt sich wieder. Die Anderen verfolgen ihn und beklagen den Raub des Kessels. Diesen Brauch heißt man „Balfaribrauch, Balfaribrauch". (Panzer.*)

(771.) Freyja wünschte einen kostbaren Halsschmuck, Brisinga-Men, den die Zwerge gefertigt, zu besitzen. Um ihn zu erlangen, gab sie sich ihnen preis (was für die ursprüngliche Identität der Götter und Zwerge spricht); Odin aber ließ ihr das Kleinod durch Loki entwenden. (Olaf Trygvasonar Saga 17.)

(772.) Wound, ein König in endlosem Gürtel und weitem Mantel, hatte eine Gemalin Freid, die das schönste Frauenbild war und sich ganz in ihre Haare hüllen konnte. Um aber einen Halsgürtel zu haben, der alle Herzen für immer fesselt, gab sie sich den Zwergen preis. Wound wurde in der That von dem Schmuck gefesselt; doch als er den Preis erfuhr, entwich er von ihr und nahm das Kleinod mit. Da suchte ihn Freid durch alle Länder und weinte Abends Thränen, deren jede eine Perle wurde. Endlich fand sie ihn wieder und zeigte ihm die Perlen, deren gerade so viel waren als Sternchen im Halsband. Da ward er gerührt und reichte ihr zur Versöhnung den Schmuck. Weit sei er herum gewandert; aber Keine habe er gefunden, ihr gleich an Schönheit. (Oberpfälzer Sage bei Schönwerth.)

Daß Frigg und Freya ursprünglich eine Person, die Erdgöttin, waren, erhellt hieraus klar.

---

*) Der Kessel des Meergottes, in welchem er braut, ist natürlich das Meer selbst; aber auch das in diesem abgespiegelte Himmelsgewölbe, welches die Mächte des Tages (Asen) und der Nacht (Joten) einander entreißen.

Digitized by Google

(773.) Den schönen Mythos von Baldur liest man am Besten in Simrocks Edda, S. 317 ff. (Gylfaginning 49), worauf wir verweisen. Weniger bekannt und fremdartiger ist seine Entstellung in einer von Saxo Grammaticus (III) überlieferten dänischen Sage (erzählt von Menzel, Unsterblichkeitslehre II. S. 200), nach welcher Hotherus (Höder) ein König von Dänemark und Norwegen ist, der mit Balderus, Odins Sohn, um Nanna kämpft, sie erringt und schließlich, von Baldur wieder besiegt, ihn durch List tödtet.

(774.) Zwei mächtige Brüder, Hather und Hother, geriethen in Streit. Der Letztere wurde verjagt, verliebte sich in die schöne Nanna, eine Nordfriesin, und wollte sie verführen. Allein sie war bereits mit Baldur, dem weisesten aller Riesen, vermält. Da schenkte die Zauberin Hel dem Hother ein gefeites Kleid und belehrte ihn, wie er den guten Baldur tödten könne. Hierauf überfiel er denselben, brachte ihn um und raubte ihm die schöne Nanna. (Nordfriesische Sage auf Sylt.)

Der wundervolle Baldur-Mythes ist hier allerdings sehr verstümmelt und entstellt, aber die Erinnerung an ihn unverkennbar.

(775.) Von der Asin Idun sagt das Eddalied „Hrafnagaldr Odhins" (Odins Rabenzauber):

Im Thale weilt die vorwissende Göttin,
Herab von Yggdrasils Eiche gesunken,
Alfengeschlechtern Idun genannt,
Die jüngste von Iwalts älteren Kindern,
Schwer erträgt sie dies Niedersinken,
Unter des Laubbaums Stamm gebannt.

In Bragis Gesprächen (Bragarödur), in der sogenannten jüngern Edda, wird Idun von Loki den Riesen ausgeliefert, aber auf Befehl der Asen wieder geholt, indem Loki, in Freyas Falkengewand, sie durch die Lüfte mit Adlersschnelle, dem nachfolgenden Riesen kaum entgehend, wieder nach Asgard trägt und die Asen ein Feuer anzünden, wodurch sie den Riesen fangen und tödten.

(776.) Ida, Gräfin von Toggenburg, wurde fälschlich der Untreue beschuldigt und auf Befehl ihres strengen Gemals aus dem Fenster der Burg in den Abgrund gestürzt, aber von Engeln aufgefangen und in einen Wald gebracht, wo der Graf sie auf der Jagd wieder fand und ihre Unschuld erkannte. Sie blieb aber im Walde und besuchte nur täglich die Frühmesse in der Kirche, wobei ein Hirsch mit Lichtern auf dem Geweih ihr voranging. (Legende in der Grafschaft Toggenburg, Kanton St. Gallen.)

Dasselbe wird von einer Ida von Hohenfels in der Oberpfalz und von der frommen Ruchtrud von Almanshofen in Baden erzählt. Beide Iden wiederholen in ihrer unfreiwilligen Luftreise und Verborgenheit, wie im Namen, Idun, die fallende, schwindende und wieder erscheinende Vegetation, die nordische Persephone.

Digitized by Google

(777.) König Gylfi beherrſchte das Land, das nun Swithiod (Schweden) heißt. Von ihm wird geſagt, daß er einer fahrenden Frau zum Lohn der Ergötzung durch ihren Geſang ein Pflugland in ſeinem Reiche gab, ſo groß als vier Ochſen pflügen konnten Tag und Nacht. Aber dieſe Frau war vom Aſengeſchlecht, ihr Name war Gefion. Sie nahm aus Jötunheim vier Ochſen und ſpannte ſie vor den Pflug. Da ging der Pflug ſo mächtig und tief, daß ſich das Land löſte und die Ochſen es weſtwärts in's Meer zogen, bis ſie in einem Sunde ſtill ſtehen blieben. Da ſetzte Gefion das Land dahin, gab ihm Namen und nannte es Seeland. Und da, wo das Land weggenommen war, entſtand ein See, den man in Schweden nun Löger (Mälar) nannte. Und im Löger liegen die Buchten ſo wie die Vorgebirge in Seeland. (Jüng. Edda, Gylfaginning 1.)

(778.) Karl der Große war auf der Jagd von einem Hirſch verwundet worden. Da heilte ihn die heilige Luſthildis durch bloße Berührung mit dem Finger. Um ſie zu belohnen, verſprach er ihr ſo viel Land, als ſie, während er ſchliefe, mit ihrer Spindel würde umfurchen können. Da ſetzte ſie ſich zu Roß, ſchleifte die Spindel an einem Faden hinter ſich her, jagte blitzſchnell voran und umritzte durch dieſe Art ein weites Gebiet, welches noch jetzt der Liſtelberg heißt. (Simrock Rheinſagen S. 146.)

Luſthildis iſt eine deutliche Wiederholung von Gefion. Beide ſind offenbar Nachtgöttinnen, welche dem ſchlafenden Tage ihr Gebiet abringen. Den Pflug der Gefion werden wir bei Berchta wieder finden; die Spindel der Luſthildis erinnert an die Schickſals- oder Nachtgöttinnen (Nornen), wie auch in vielen Sagen ein geſponnener Faden als Maß gilt, z. B. bei Kriemhilds Roſengarten im Heldenbuch. Ihr Name Hilde deutet ebenfalls auf Berchta oder Hulda (ſ. unten).

Zweiter Abſchnitt.

Die Schatten der Götter.

I. Spukgeiſter und Geſpenſter.

Die Götter ſind in ihrer individuellen Geſtaltung und Ausbildung das, was die Menſchen gerne wären. Daher macht der Volksglaube aus jedem Menſchen nach dem Tode Das, wofür er die Götter hält, einen Geiſt, ein Geſpenſt. Der Menſch wird, wie er glaubt, nach dem Tode unſterblich wie ein Gott; er wird allwiſſend, indem er vom Himmel herab beobachten kann, was auf

Digitized by Google

der Erde geſchieht; er wird allmächtig, indem er bei der Gottheit für ſeine Angehörigen oder (als Heiliger) für ſeine Verehrer Fürſprache einlegen darf (wie er ja ſchon im erſten Leben durch Gebet und Opfer allmächtig gedacht wird und den Willen der Gottheit beſtimmt), — und er wird endlich auch allgegenwärtig, indem er „geiſtet“ oder „ſpukt“, wo, wann und in welcher Geſtalt es ihm beliebt (oder auch vorgeſchrieben wird).

Solcher Geſtalten menſchlicher Geſpenſter giebt es denn auch mannigfaltige; die Sage ſieht indeſſen ihr Umherwandeln und Spuken in der Regel als Strafe für begangene Unthaten an. Wie zu den Götter-Geſpenſtern, nimmt ſie auch zu den Menſchen-Geſpenſtern die Geſtalten und Kennzeichen von Naturerſcheinungen her, welche für die Sinne etwas Auffallendes haben. Zuerſt wie immer von den Sternen.

Die Sterne leuchten, ſind feurig, daher feuerfarbig, in rothen Gewändern. Ein Volksſpruch ſagt von einem Verräther, er verdiene einen „rothen Rock“, was keinen andern Sinn hat, als: er ſollte „verbrannt werden“. Dies iſt auch des Herakles verzehrendes Sonnengewand. Dionyſos war roth gekleidet, roth färbte man dieſes Gottes Schnitzbilder (wie der indiſche Siwa roth iſt), aber auch anderer, namentlich Naturgottheiten, des Pan, des Priapos, der Satyren, ja nach Plutarchos gar die Bilder aller Götter. So tief wurzelte dieſe Idee, daß, ſagt Mone, „Jeſus auf alten Gemälden faſt durchgängig ein röthliches Kleid, als sol novus, wie ihn die Kirchenväter nennen“, trug. (Creuzers Symb. Bd. I. S. 126—129.)

Daher ſpuken denn die Menſchen-Geſpenſter mit Vorliebe in feuriger Geſtalt, als Irrlichter und Irrwiſche, Feuergeiſter oder feurige Männer (oben S. 63).

Sie haben Menſchengeſtalt, bald baumhoch, bald zwergig, nur im Rücken ausgehöhlt wie eine Mulde (was auch von den Walddämonen geſagt wird), oft eine Fackel in der Hand. Sie zeigen ſich bald einzeln, bald mehrere zuſammen, laufen häufig hin und wieder, mit und gegen einander, wobei, namentlich wenn ſie ſich ſchütteln, Feuerfunken wegfahren. Reichen ſie die Hand, ſo raucht und brandet der Händedruck. Sie laſſen ſich vorzüglich zu

Digitized by Google

heiligen Zeiten, im Spätherbſt und Winter ſehen, Abends und Nachts, ausnahmsweiſe Tags. Jedoch in's Dorf gehen ſie nie, immer drum herum, und gelten beim Volke überall als Abbüßer früherer Verbrechen, meiſt Diebſtahls, Markenverrückens, Betruges. Es giebt gute und böſe. Sie thun Niemandem etwas, wenn man ſie nicht beleidigt, und ruft man ſie, ſo leuchten ſie einem Nachts heim oder zur Arbeit, wofür ſie Lohn erwarten, Broſamen, Mehl, ſchwarze Pfennige, am liebſten ein ſchwarzes Huhn. Täuſcht man ſie oder beleidigt ſie, ſo führen ſie irre oder hucken auf und man muß ſie ſchwer tragen, bis ſie abſpringen. Sie ſetzen ſich auch auf Wagen und fahren mit. Auf Schlachtfeldern ſind ſie oft zahlreich. Im Zorn zünden ſie zuweilen Häuſer an.

(779.) Wer in ſeines Anſtößers Boden hinübergepflügt oder einen Markſtein verſetzt, muß nach dem frühern Volksglauben in Sargans und anderswo als Irrwiſch, „füriger Mann“ (andernorts „brändliga Ma“) wandern, bis er erlöſt wird. Sie brennen lichterloh, daß man durch die Rippen hindurchſchauen kann. Auf Betende gehen ſie los, Fluchen vertreibt ſie. Redet man ſie an, ſo müſſen ſie Rede ſtehen; wer aber ihnen das erſte Wort läßt, fährt übel, noch übler, wer ihre dargebotenen Rechte faßt, ſtatt ihnen ein Scheit Holz, einen Rechen-, Furken-, Schaufel- oder Peitſchenſtiel zu reichen, in welchem Falle ihre fünf Finger angebrannt erſcheinen. (Allgemein ſchweizeriſch, wie bei Hebel auch.)

(780.) Ein wandernder Hauſirer berichtet: „Ein helles, großes Feuer, es war ein brennender Mann, der in ſeinen Lebzeiten Marken gerückt hatte, brannte vor drei Jahren in einer ſtockfuhdunkeln Auguſtmitternacht auf der Wieſe, die jetzt dem Bruggmüller gehört. Ich ſah furchtlos dem um die Marken fahrenden brennenden Manne zu. Erzürnt darüber, ſetzte er ſich blitzſchnell auf meinen Kaſten und drückte mich beinahe zu Boden. Erſt als ich unter die Hausthüre kam, rannte er wieder in die Hölle, wo er ſeine Sünden abbüßen muß.“ (J. K. Tobler von Wolfhalden. „Die Wege des Herrn,“ 1864 S. 43.)

(781.) Im untern Toggenburg und anderswo nennt man die ſogenannten brennenden Männer „Zößler“, d. h. Funken werfend. In der Gegend von Uzwil ſprang ein ſolcher immer im Felde herum. Einſt bat er einen Begegnenden dringend, Schaufel und Haue zu holen, um eine Marke, die am unrechten Orte ſtehe, zu rücken, da er vorher weder Raſt noch Ruhe habe. Der Mann gewährte ihm und wollte dem glühenden Manne, als der Stein geſetzt war, die Hand reichen; dieſer aber begehrte blos den Hauenſtiel, in welchem man hierauf die fünf Finger eingebrannt ſah. (Aus Nieder-Uzwil.)

Im Ganterswiler Felde habe es früher ganze Schaaren Zößler gegeben, so daß sie gleichsam eine Kette bildeten. Sie sprangen einander nach. (Dorther.)

Schwarzenbacher, die in der heiligen Nacht über die Brücke beim Töbeli gingen, sahen zwei solche, aber ohne Kopf, und einen schwarzen Hund mit feurigem Auge. (Mündlich bei Ober-Uzwil.)

Vergl. bei Lütolf S 135. „Von den Züttern oder fürwigen Mannen."

(782.) Der Laufenburger Schiffer Josef Zimmermann, der eines Abends spät mit seinem Weidlinge von Säckingen heimwärts fuhr, sah, als er dem sogenannten Scheffigen (Landungsplatze) gegenüber war, den jenseitigen steilen Abhang herunter einen feurigen Mann kommen und fortwährend winken, ihn herüber zu holen. Der Schiffer, wohl überlegend, daß er keine andere Wahl habe, wenn er heim wolle, fuhr hinüber und ruderte mit ihm an's jenseitige Ufer zurück. Dort wollte ihm der Brennende zum Danke die Hand reichen, statt deren der Zimmermann ihm blos das Ruder bot, in welches deutlich alle Finger eingebrannt erschienen, wie am Platze, wo er gesessen, der ganze Sitztheil. (Rueb.)

(783.) Ein Gamser, Christelis Franz, verließ spät Abends das Wirthshaus im Dorfe, um sich in sein Wohnhaus im nächsten Weiler zu begeben. Es war tief Nacht, und statt die etwas weitere Landstraße, wählte er den nächsten Fußweg über die Hub, obschon er oft gehört, es sei dort nicht geheuer und Wenige es um diese Zeit gewagt hätten. Er gewahrte indessen nichts, bis nahe seinem Hause (er sah es bereits) er durch's Dunkel den unheimlichen Ruf hörte: Wo soll ich ihn hin thun? Wo soll ich ihn hin thun? — Der Franz, einen Spaßmacher hinter'm Rufe vermuthend, antwortete: Du Narr, wo Du ihn genommen hast! — Plötzlich schoß es dem Blitze gleich heran und vor ihm stand ein schwarzer Mann mit weißer Zipfelkappe, neben ihm ein Markstein. Jetzt wußte der allmälig nüchtern Gewordene schon, wen er vor sich habe, und um auf alle Fälle sicher zu sein, rief er den bekannten Spruch: Alle guten Geister loben Gott den Herrn, und das erste und das letzte Wort sollen mein sein. — Dann fragte er den Unbekannten, woher er so spät komme, und wollte ihm die Hand reichen. Dreimal versuchte er es und dreimal griff er wie in den Wind. Dann erwiderte jener seufzend, er habe einst zu dieser Stunde diesen Markstein verrückt und müsse seither wandern, bis Jemand mitleidig den Stein an seine Stelle setze. Geschehe das nicht, so verzögere sich seine Erlösung, bis aus einem diese Mitternacht hervorkeimenden Tannenschößlinge eine Wiege werde; das Kind darin, sobald es erwachsen sei, werde es zuwege bringen. Auf seine dringende Bitte (er hätte Franzen zu Tode geredet, wenn dieser sich nicht das letzte Wort vorbehalten) versprach der Gamser getröstet durch die weiße Mütze und ein zum größern Theile weißes Hemd, was den Geist als erlösbar darstellte, Hilfe, holte daheim Pickel und Schaufel und folgte dem Geiste bis zu einer bezeichneten Stelle, wo er

Digitized by Google

den Markstein eingrub. Sogleich verschwand der Geist vor seinen Augen, erscholl ein Freudengeschrei durch die Lüfte und zeigte ihm in der Nacht eine Erscheinung, er habe Ruhe gefunden und wolle für seinen Retter flehen, daß er bald zu ihm gelange.

Wirklich erkrankte der Mann bald, und an seinem Todbette erschien der Erlöste, welcher ihm die Hand reichte, um ihn in's Land des ewigen Friedens zu geleiten. Seine Nachkommen wurden reich. (Lehrer Chr. Schöb von Gams.)

(784.) Auch in der baierischen Oberpfalz kennt man die „feurigen Männer", „feurigen Landsknechte", die sich in finsteren Nächten neben Wäldern zeigen und dem Wanderer um ein Trinkgeld heimleuchten. Auf dem Pinzerberge bei Auerbach sieht man sie nicht selten. Sie haben die Gestalt einer Back-Mulde. Oft führen sie auch irre. Sie sind „arme Seelen," die auf Erlösung harren. Andern Orts heißen sie Lichtträger. (Globus IV. Bd. 1863, S. 171.)

(785.) Im hintern Reichenstein bei Zweisimmen im Kanton Bern hauste ein Freiherr, der den Schlündibach so in den Burggraben leitete, daß ein kleiner See die Burg umgab. Der Volkdränger starb, und wenn das Wetter ändern will, sehen Gläubige einen feurigen Ritter durch den Graben hinfahren. (Sam. Wiedmer, Münchenbuchsee, in Zuberbühlers Sammlung.)

(786.) Im deutschen Valserthale Rätiens erzählt man, einst haben die Valser die schöne Alp Lamperts an die Blegnothaler verkauft und man habe gemeinschaftlich die Marksteine gesetzt. In der Nacht sei jedoch ein Blegner herüber gekommen, habe den Markstein ausgegraben und weiter gerückt. Bei dem Thun sei er aber erlahmt und todt liegen geblieben, und so wie die Zeit jährlich wiederkehre, reite er dort auf flammendem Rosse, von bösen Geistern gejagt, um und müsse reiten, bis die Marke wieder am alten Platze stehe. (G. Theobald, das Bündner Oberland, 1861, S. 172.)

(787.) Im Flumser Rathhause war ein runder Tisch in der vordern, alten Stube. Einst wollte im Hause gegenüber Jemand Nachts Licht machen, kam aber nicht zurecht damit, ging als er Licht im Rathhause sah, hinüber und erblickte um den runden Tisch feurige Männer sitzen, deren einer dem Erschrockenen zurief: Du, wärest Du nicht mein Götti (Pathe), würdest Du „z'Huttlen (zu Fetzen) verrupft!" (Von einem Kantonsschüler.)

Wenn die Sage einen sog. Bilmezschnitt kennt, d. h. einen unsichtbaren nächtlichen Diebstahl, wobei Einer auf einem Bocke, am linken Fuß eine goldene Sichel, durch die Saat reitet und einen Schnitt (Bocksschnitt) durch die ganze Kornsaat thut (s. oben S. 275), und wo man den Thäter sehen kann, wenn man einen Maulwurfsrasen herausschneidet und verkehrt auf den Kopf nimmt, die Wurzeln

Digitized by Google

oben, das Gras unten; wenn man erzählt, wie das Flachspferdchen Einem nächtlich ſein Hirſefeld abfrißt, wie ein Nachbar dem andern über die Marke pflügt oder gar den Markſtein verſetzt und ſpäter dafür als feuerſprühender Wandler büßen muß, oder wie durch Meineid Güter, Wälder, ganze Alpen gewonnen werden, ſo iſt das nichts Anderes, als wenn Hermes ſchon als Knabe Apollons Rinder und dann deſſen Köcher ſtahl und jedem der Götter etwas, oder Herakles Anderen Rinder und Roſſe und Königreiche, und dem Apollon den Dreifuß u. ſ. w.; es iſt das Walten des in der Nacht die himmliſche Weide abmähenden Mondes, am Tage des ohne Grenze überallhin pflügenden Sonnengottes. — Hierher gehören ſowohl Gefions abgepflügtes und Luſthildis abgeſponnenes Land (ſ. Nr. 777 und 778), als weitere auf lebende Menſchen übertragene Sagen von geſpenſtigem Charakter.

(788.) Oeſtlich von Kleindietwil im berniſchen Bezirk Aarwangen zieht ſich eine niedrige Hügelkette von Süden nach Norden. Auf einem der Hügel lag ein Schloß, bewohnt von einem harten Zwingherrn, der das Landvolk quälte. Als einſt ein hablicher Bauer unweit davon mit zwei ſchönen Ochſen pflügte, erſchien der Zwingherr und forderte ihm die Thiere ab. Der Bauer erwiderte, das ſolle geſchehen, ſobald die Furche zu Ende gepflügt ſei. Der Herr wartete, aber als der Pflug gewendet werden ſollte, kehrte ſich der Bauer, den Karſt in der Hand, plötzlich um, ſchlug den Dränger zu Boden und begrub ihn in der Furche. (Rud. Friedr. Stucker in Zuberbühlers Sammlung.)

(789.) Hinten im Lutherenthale war einſt ein Herr von Waldsberg die Geißel des Landes. Einſt, als er mit Knechten und Hunden hinausritt auf die Jagd, fand er im Thale ein Bäuerlein mit den Ochſen mühſam ein Fuder Heu einſchleppen. Uebermüthig, befahl er ihm, das Fuder den Luthernberg hinan zu fahren, wo nicht, ſo nehme er ihm das Thier. Der Bauer flehte zur Mutter Gottes und fuhr die ſteile Wand hinan. Dort ſteht die alte Bergkapelle, unten aber im Felde ein ſteinern Kreuz.

Denſelben Bauer fuhr er ein andermal an, als er ihn am Pflügen traf. Er befahl, das Thier herzugeben, die Muttergottes werde ihm auch heute helfen. Da bat der Bauer, ihn nur noch die letzte Furche ziehen zu laſſen. Der Edeling gab es zu, rief aber, als er den Mann zu mehreren Malen dieſelbe Furche und tief ziehen ſah, „Halt, Schurke! das iſt keine Furche mehr, das iſt ein Grab, das Roß und Reiter bergen möchte. Spann los!“ Der Bauer gehorchte, machte aber zugleich die Pflugſchar los und zerſchmetterte dem

Digitized by Google

Zwingherrn das Hirn, so daß er in die Grube hinabsank. Der Bauer deckte mit Erde zu, und dort steht darum das steinerne Kreuz. (Kas. Pfyffer, der Kanton Luzern, I. Bd. S. 241. 242.)

Mit diesen Sagen ist auch eine antike solche verwandt:

(790.) Nachdem Kadmos den Drachen, welcher die Quelle des Ares bewachte und Menschen zerriß, getödtet hatte, säete er, auf Anrathen der Athene, dessen Zähne in die Erde. Daraus erhoben sich sogleich bewaffnete Männer. Kadmos, um sie von sich abzuhalten, warf Steine unter sie, worauf sie allsogleich einander selbst anfielen, wobei die Meisten erschlagen wurden. (Apollod. III, 4, 1.) Die andere Hälfte der Zähne schenkte Athene dem Aietes, Sohn des Sonnengottes Helios. Diese säete Jason und warf, als die Gewaffneten auf ihn los wollten, auf Medeens Rath ebenfalls einen Stein (oder Steine) unter sie, worauf sie sich selbst bekämpften und Jason sie nieder machte. (Apollod. I, 9, 23.)

Es ist dies der Streit der Nachtgestirne, welcher ein Ende hat, sowie der Feuerball der Sonne aufgeht, was Phädrus mit dem Fabelchen ausdrückt: De principatu contendebant sidera, Sol oritur, omnis cessat hic contentio.

Ebenso bedeutet die Sage vom Grenzzwiste zwischen Nachbarstaaten oder Gemeinden, wo Wettläufer mit dem Hahnenschrei ihre Wohnung verlassen und der zu spät anlangende Müde den Sieger noch weiter trägt, bis er erschöpft sterbend niedersinkt, seien es nun die Philänen zwischen Karthago und Kyrene, wo ihre Altäre noch lange verehrt waren, oder Zwei zwischen Glarus und Uri oder zwischen dem rhätischen Maienfeld und dem walgauischen Balzers (Flugi S. 101), ursprünglich den Streit und Wettlauf zwischen Sonne und Mond mit dem Siegen des einen und dem Sterben des andern. Wenn es sich dabei auch um Lebende, nicht nur um Gespenster handelt, so sind dessenungeachtet die Züge dieselben; was in der ältern Sage und Mythe noch lebte, das ist für die neuere, unter der Herrschaft des Christenthums, gestorben, spukt aber noch immer.

(791.) In den Gesta Romanorum (wohl schon um Mitte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben) steht: ein König wollte seine Tochter nur Dem zur Gemalin geben, der sie im Wettlaufe besiege; wer aber den Kürzern ziehe, dem werde der Kopf abgeschlagen. Ein armer Jüngling unternahm das Wagestück. Er warf ihr zuerst einen Kranz von Rosen auf die Bahn; sie hob ihn auf und während sie ihn auf den Kopf setzte, kam er ihr vor. Zürnend schleuderte sie den Kranz weg und überlief ihren Gegner. Zum zweiten Male warf er einen goldenen Gürtel hin, sie nahm ihn auf und gürtete sich damit; als sie aber sah, daß sie zurückblieb, riß sie ihn in drei Stücke, lief

Digitized by Google

dem Jünglinge wieder vor, ſchlug ihn in's Geſicht und rief: Armſeliger, Du ſollſt mich nimmermehr zur Gemalin haben. Da warf er zum dritten Male einen Beutel hin, in welchem ein vergoldeter Apfel ſteckte mit der Inſchrift: Wer mit mir ſpielt, wird des Spieles nie müde. Sie fing mit dem Apfel an zu ſpielen, der Jüngling erreichte das Ziel vor ihr und erhielt die Königstochter.

(792.) Einſt ſtritten die Urner und die Glarner lange und heftig über die Grenzen ihrer gegenſeitigen Weiden. Da beſchloſſen endlich beide Völkerſchaften, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche aus beiden Ländern tüchtige Läufer mit dem erſten Hahnenſchrei abzuſenden, und wo Beide zuſammentreffen, die Marke zu ſetzen. Jetzt wählte man beiderſeits die beſten Jäger zum Laufe und jedenorts einen Hahn. Die Urner fütterten aber den ihrigen äußerſt dürftig, damit er vor Hunger früh krähe, während die Glarner dem ihrigen vollauf gaben, um ihn freudig und üppig zu machen. Am beſtimmten Morgen krähte der Hahn in Altdorf zuerſt und der Urner Läufer lief, während der Glarner, wo der Hahn faul ſchlief, erſt ſpät abkommen konnte. Und ſo geſchah es, daß der Urner, wo es noch „Urnerboden" heißt, weit in die ſtreitigen Matten herabkam, als der Glarner erſt keuchend und erhitzt bei ihm anlangte. Faſt niederſinkend vor Mattheit und Kummer, daß ſeine Landsleute ihm die Schuld des Verluſtes beimeſſen werden, flehte er den Sieger ſo bewegt an, ſich von ihm noch ſo weit tragen zu laſſen, als er mit ſeinen letzten Kräften vermöge, daß der Urner, ihn anſehend, nachgab. Da trug ihn der Glarner noch eine gute Strecke weit, bis er todt niederſank.

(793.) Verwandt mit dem Wettlaufe iſt das Mähen um die Wette; beides bedeutet der Sterne Wettſtreit, welcher ein Ende nimmt, wenn die Sonne aufgeht. Der Himmel iſt, wie ein Garten, ſo auch eine endloſe Wieſe.

Auf der Gaißenwieſe bei Waldthurn ſieht man Mitternachts zwölf Geiſter mähen. — In einer kleinen Wieſe am Unterkofelgut in Ulten ſah man öfters um Mitternacht drei Männer unter Heulen und Fluchen mähen. Wetzten ſie, ſo flogen die helllichten Funken davon. (Zingerle.) — Dieſe Züge erinnern, wie an den Mythos von Kadmos (Nr. 790), ſo auch an folgenden der Edda:

(794.) Odin zog von Hauſe und kam an einen Ort, wo neun Sklaven Heu mähten. Er fragte ſie, ob er ihre Senſen wetzen ſolle. Sie nahmen ſein Anerbieten dankbar an, er zog einen Wetzſtein aus ſeinem Gürtel und ſchärfte die Senſen. Nun ſchienen ſie ihnen weit beſſer zu ſchneiden und ſie feilſchten um den Stein. Da warf er den Stein in die Luft, und da Alle ihn greifen wollten, kamen ſie ſo in's Handgemenge, daß ſie einander mit ihren Senſen tödteten. (Edda, Bragaröður, 58.)

Digitized by Google

(795.) Vor alter Zeit lebte im bernischen Ober-Aargau ein sehr reicher Bauer, der weit herum Güter besaß und eine einzige Tochter hatte, Namens Verena. Bei ihm diente ein treuer Knecht, Ulrich, mit Verenen im Hause aufgewachsen. Deshalb waren sich Beide seit der Kinderzeit in Liebe zugethan, und Ulrich bat endlich den Meister um ihre Hand. Der Bauer hatte dies erwartet; er war Ulrichen gut und verhieß ihm, um seinen Nachbarn gegenüber doch etwas zu thun, die Tochter, falls er, die Sense in der linken Hand, ein Kreuz in seine Großmatte mähe. (Das Kreuz, das seine Strahlen nach den vier Weltgegenden wirft, ist ein altes Sinnbild der Sonne.)

Ulrich ging die Bedingung ein und mit dem ersten Tagesgrauen frisch an's Werk. Verena blieb bei ihm und reichte dem Geliebten von Zeit zu Zeit einen Labetrunk. Aber ein Bauer, dessen Sohn Verenen ebenfalls gerne gehabt hätte, ließ dem Mäher vergifteten Wein reichen. Ulrich fühlte sich matt davon, wollte aber nicht aufhören, begehrte, als er noch einige Striche zu mähen hatte, von Verenen ein Glas Wasser, trank es, mähte mit dem letzten Reste seiner Kraft das Kreuz zu Ende und sank todt in's Grab. Verene fiel zu ihm. Manche wollen den Namen des Dorfes Madiswil davon herleiten. (Jak. Huber in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung aus Münchenbuchsee.)

(796.) Es bleibt der nämliche Zug, wenn statt des Mähens Lebendiger von Geistern gehackt, geklopft oder sonstwie gearbeitet oder Lärm gemacht wird. — Hinter dem bernischen Gurnigelberge, an der Grenze von Nünenen, ist ein großer Hügel, aber fortwährend dem Herunterbrechen ausgesetzt. Die schönen Wiesen des Nünenenberges reizten den verwegenen und ungerechten Besitzer des Gurnigels, sein Vieh dort zu weiden, was er, trotz den Einsprachen der Nachbarn, rücksichtslos that. Ja er steckte willkürlich für seine Weide einen Zaun aus. Jetzt klagten sie beim Landgerichte, und der Usurpirende habe (wie in einer Unzahl Sagen) von dem streitigen Erdreich in seine Schuhe gethan und dann vor Gericht geschworen, wenn er nicht auf seinem Eigenen stehe, wolle er nach seinem Tode nicht ruhen, bis er den „Gurnigelhubelbruch" herunter gegraben habe. Nun behielt er die Weide, wurde aber, als er gestorben war, von Holzhauern oft gehört, wie er arbeitete, mit der Spitzhacke Felsenstücke ausgrub und ablöste und dann in die Tiefe rollen ließ. (Friedr. Hügli und Rud. Stucker in Zuberbühlers Sammlung.)

(797.) Auf Schloß Brandis unterhalb Lüzelflüh lebte in alter Zeit ein reicher, aber geiziger und wegen seiner Härte gefürchteter Zwingherr. Als einst der warme Fluhluft von den Bergen kam und den Schnee schmolz und die Emme hoch anschwoll, fragte der zum Jagdtreiben aufgebotene Müller im Dorfe um Erlaubniß, heute daheim bleiben zu dürfen, da er nothwendig schwellen müsse, wenn ihm das Wasser nicht die Mühle wegnehmen solle. Der Zwingherr aber befahl ihm, beim Treiben nicht zu fehlen, da man eine Bärenspur entdeckt habe. Der arme Müller, welcher im Thale unten das Wasser

Digitized by Google

seine Mühle wegreißen sah, rannte angstvoll hin, nach den Seinen zu sehen. Da fehlte der Säugling. Als er das bejammerte, erschien der Herr zu Pferde und schalt ihn, daß er sein Geschäft verlassen. Der Mann erhob seine geballte Faust gegen ihn und nannte ihn Mörder und des Teufels Sohn. Da schlug ihn des Ritters Streitaxt todt zu Boden. Die Müllerin aber fluchte diesem, daß er keine Ruhe finden solle. Seitdem, so oft der Fluhluft kommt und die Emme überfließt, stöhnt es in des Ritters Grabe auf dem Kirchhofe zu Lüzelflüh, er muß auf, die schwere Streitaxt fassen, wo er lockere Pfähle findet, hämmern, wo keine sind, neue einschlagen, und erst wenn der Hahn kräht, darf er sich wieder zur Ruhe legen. (Joh. Ellenberger in Zuberbühlers handschriftlicher Sagensammlung in Münchenbuchsee.)

(798.) In der Spessartgegend erzählt man, im Schloßkeller einer ehemaligen Burg in der Kertelbachswiese sei ein Kessel voll Gold neben einem Tische, an welchen ein graues Männlein immerfort rechne und Geld zähle. Mittags schlage es elfmal auf den Deckel des Kessels, dann erwachen drei Gestalten in einem Winkel aus ihrem Schlafe, treten hinaus, messen die Felder, schlagen Pflöcke und setzen die Steine, die sie ehemals verrückten, wieder an ihren Ort. Mit dem zwölften Glockenschlage schwinden sie wieder in den Keller, schlafen bis Mitternacht und gehen, feurig, wieder an ihre ewige Arbeit. (Herrlein, Sagen des Spessarts.)

(799.) Ein Senn, sagt man in Flums, welcher oft Vieh vernachlässigte, mußte nach seinem Tode „geisten", d. h. fortsennen. Viele sahen ihn so, namentlich wie er alljährlich zu gewisser Zeit ein Beil wetzte. Einst fragte ihn einer, was er damit wolle. Auf diese Frage, war die Antwort, habe er bereits sieben Jahre gewartet. Der Fragende, wenn er ihn erlösen wolle, solle die Nacht bereit sein, er werde mit einer Kuh kommen, und falls er ihr mit diesem Beile, eines Hiebes, beide Vorderbeine abzuhauen vermöge, sei alles von ihm verdiente Gold sein. Es gelang. (Rud. Stucki.)

Und so setzten sich Sagen von Erscheinungen Verstorbener als Spukgeister und Gespenster bis auf die Gegenwart fort. Jede Familie weiß solche zu erzählen und die Leichtgläubigkeit und Wundersucht der Menschen vermehrt sie noch immer in's Unendliche. Ursprünglich haben sie alle, wie jene von allgemeinem Spuk an gewissen Orten, ohne individuelle Zuspitzung, ihren Grund in der Koboldsage, — den ihrigen in der durch die Begierde des Menschen nach Allmacht und Unsterblichkeit hervorgerufenen Göttermythe. Zur fortwährenden Nahrung und Verbreitung der Gespenstergeschichten mögen indessen auch hier und in anderen Fällen krankhafte Visionen und Hallucinationen das ihrige beigetragen haben. Für den vorurtheilslosen Menschen

Digitized by Google

kann nicht nur keine wirkliche Erſcheinung Verſtorbener, ſondern auch keine „magiſche Erzeugung“ des Bildes Sterbender durch dieſelben ſtattfinden. Mit Recht hebt Perty (die myſtiſchen Erſcheinungen ꝛc.) hervor, daß alle Geiſter der Geiſterſeher, Tiſchklopfer und Pſychographen noch nie den mindeſten Aufſchluß über das „Jenſeits“ gegeben haben; aber auch für die von ihm angenommenen „magiſchen Kräfte“ liegt nicht die Spur eines Beweiſes vor. Das öfter erzählte Zuſammentreffen einer Erſcheinung auf dieſelbe Stunde mit dem Tode der erſcheinenden Perſon iſt ohne Zweifel entweder Zufall, oder der Viſionär hatte Grund, den Tod des Betreffenden zu fürchten, oder das Ganze iſt eine durch Verwechslung der Zeit oder auch durch Wunderſucht hinterher entſtandene Sage. — Daß aber auch der Betrug ſich vielfach der Geiſtererſcheinungen zu ſelbſtſüchtigen Zwecken bedient und ſolche künſtlich in Scene geſetzt hat, iſt bekannt genug.

II. Der ſpukende Odin.

a) Geſpenſtige Wanderer und Reiter.

Keiner der alten germaniſchen Götter hat ſo viele Erinnerungen unter dem Volke zurückgelaſſen wie Wodan (denn die Uebrigen ſind eben nur ſeine Vervielfältigungen). Als Himmelsgott, mit dem einen Auge, der Sonne (weil das andere, der Mond, untergegangen, oder umgekehrt),*) überſchaut er in der Mythe, auf ſeinem Throne Hlidhskialf ſitzend, die geſammte Welt, oder blickt vom Himmel durch ein Fenſter zur Erde nieder, welche Vorſtellung das Volk auch von dem chriſtlichen Gotte noch immer hat.

„In den altnordiſchen Liedern und Sagen,“ bemerkt Uhland (Sagenforſchungen I. S. 138), „erſcheint oft ein großer alter Mann, einäugig, bärtig, mit niedrigem Hute, in einen Mantel eingehüllt. In der Wildniß und in der Königshalle, im Seeſturm und im Schlachtgewühl zeigt er ſich; jungen Königsſöhnen und lebensmüden Helden tritt er nahe, hier gabenſpendend und hilfreich, dort zankſtiftend und todbringend. Mancherlei Namen führt er; bald wird er nicht genannt, doch kenntlich bezeichnet, bald auch hat er den rechten Namen,

*) Dieſer Anſicht iſt auch Simrock. (Deutſche Myth. S. 205—207.)

Odin, der Asen Höchster." Er trägt einen breiten Hut (die den Himmel bedeckenden Wolken) und einen weiten gefleckten Mantel (Wolken- oder auch Sternenhimmel), welche beide immer noch in der deutschen Volkssage spielen, und einen wunderbaren Speer, das Zeichen seiner Kraft und Macht. Weil sein Auge beständig wandert, muß auch er wandern, und diese seine rastlose Wanderung ist es, welche sich auch auf andere Persönlichkeiten, theils zur Strafe, wie auf Pilatus und den ewigen Juden, theils ohne diesen Zweck, wie auf verschiedene Heilige und endlich auch auf Gespenster von Menschen übertragen hat. Aber er wandert nicht immer zu Fuß; er hat ein außerordentliches Roß, Sleipnir; es hat acht Füße und ist das beste aller Rosse. Ein nordisches Räthsel (Hervörsaga) heißt: „Wer sind die Zween, die zur Versammlung fahren? Drei Augen haben sie zusammen, zehn Füße und einen Schweif, so schweben sie über die Lande." Es ist der einäugige Odin auf seinem achtfüßigen Rosse. Sein Gespenst spukt jetzt noch, wenn auch auf Menschen-Gespenster übertragen, in der Volkssage. Selbst die Erinnerung an Sleipnir hat sich erhalten, indem in Tirol das „Wildg'fahr" sowohl die Bedeutung der wilden Jagd, als die eines einzelnen spukenden Ungeheuers in Pferdegestalt mit acht Füßen hat.

Grimm erzählt, als schaumburgische Sitte: In Schaaren von zwölf, sechzehn, zwanzig zieht das Volk aus mit Sensen zur Mahd (s. auch oben Nr. 794). Es ist so eingerichtet, daß Alle am letzten Erntetag zugleich fertig sind, oder sie lassen einen Streif stehen, den sie am Ende mit einem Schlag hauen können, oder sie fahren nur zum Schein mit der Sense durch die Stoppeln, als hätten sie noch zu mähen. Nach dem letzten Sensenschlag heben sie die Werkzeuge empor, stellen sie aufrecht und schlagen mit dem „Streek" dreimal an die Klinge. Jeder tröpfelt von dem Getränke, das er hat, sei es Bier, Branntwein oder Milch, etwas auf den Acker, und trinkt selbst, unter Hüteschwingen, dreimaligem Anschlag an die Sense und dem lauten Ausruf Wold, Wold, Wold! Die Weiber klopfen alle Brodkrummen aus den Körben auf die Stoppeln; jubelnd und singend ziehen sie heim. Unterbleibt die Feierlichkeit, so ist das nächste Jahr Mißwahs an Heu und Getreide. In Niedersachsen, ebenfalls nach

Digitized by Google

Grimm, läßt man bei der Kornernte ein Büschel Getreide auf dem Felde ſtehen für Wodens Pferd, ſo auch in Schweden und Mecklenburg. Hier wird gerufen:

Wode, Wode,
hale Dinem Roſſe nu voder,
nu Diſtel unde Dorn,
tom andern Jar beter Korn.

David Franck (Mecklenb. I. S. 56. 57), welcher eine andere Form des „Wode, Wode!“ von „alten Leuten“ gehört hat, fügt bei, auf adelichen Höfen werde, wenn der Roggen geſchnitten ſei, den Erntemeiern „Wodelbier“ gereicht; auf „Wodenstag“ jäte man keinen Lein, damit „Wodens Pferd“ den Samen nicht zertrete; in den „Zwölften“ ſpinne man nicht und laſſe keinen Flachs auf dem Rocken, „der Wode jage hindurch“; ausdrücklich wird berichtet, dieſer „wilde Jäger Wod reite auf weißem Roſſe“. (Grimm 3. Ausg. I. S. 142.)

Im Osnabrückiſchen, in der Gegend von Biſſendorf und Gesmold, bindet man, wenn der Roggen abgemäht iſt, zwei Garben mit einem Stricke zuſammen, giebt ihnen die Geſtalt einer Puppe, ſtellt ſie dann aufrecht hin und Mäher und Binderinnen rufen jubelnd: „de aule! de aule!“ —

In der Gegend von Lückeburg werfen die Knechte, wann das letzte Korn abgemäht iſt, die Kappen in die Höhe und rufen: Waul, Waul, Waul! womit meiſt Spott auf Mädchen verbunden wird. (Kuhn in Von der Hagens Jahrb. IX. S. 101. 102.)

Jonas, der Mönch im longobardiſchen Bobio, in der erſten Hälfte des 7. Jahrhunderts, ſagt von Tuggen, in der unſeren rätiſchen Urbewohnern benachbarten alamanniſchen Landſchaft March (Schwyz, Marca Rhaetiae): Dort wohnen benachbarte Stämme der Sueven (Schwaben). Als St. Kolumban ſich dort aufhielt und zu den Bewohnern jenes Ortes gelangte, fand er ſie im Begriffe, ein heidniſches Opfer zu bringen; ſie hatten ein großes Geſchirr, das ſie cupa (Kufe) nennen, welches 26 modios (Eimer) faßte, voll Bier in der Mitte. Der Mann Gottes trat hinzu und erkundigte ſich, was ſie damit im Sinne haben? Sie ſagten, ſie wollen es ihrem Gotte Wodan, den Andere Merkur heißen, opfern. (St. Kolumbans Leben.)

Digitized by Google

(800.) In der Vorstadt zu Brugg liegt ein kleines Haus, das einer fremden im Auslande lebenden Herrschaft gehört und von einer daneben wohnenden Magd in Stand gehalten wird. Alle Läden sind geschlossen, nur zu einem Fenster schaut seit undenklichen Zeiten immer derselbe Mann heraus, so oft die Witterung ändern will. Er trägt einen grauen Hut auf dem Kopfe. Man nennt ihn Günnä, ohne weiter was von ihm zu wissen, als daß er sich hier angekauft und Unrecht begangen haben soll, und daß ihm die Magd, der er jedoch nie begegnet, jeden Morgen das Bett frisch machen muß, wofür jedesmal ihr Lohn auf dem Nachttischlein liegt. (Rochholz.) An einigen Orten der Schweiz heißt Wodans wilde Jagd auch „Guenis Heer" oben S. 187 und unten S. 528.

(801.) Bei dem Städtchen Werdenberg, im Ried, wo ehemals der Galgen stand, und an den Wassern in der Umgebung sieht man zuweilen Nachts einen dunkeln, unheimlichen Wanderer langsam und schweigend dem Wasser nach auf- und abgehen. (Nikl. Senn.)

Eines der Hauptgespenster in Sargans ist ein Mann, der in einem „Lamphute" im Grafenschlosse zuweilen schweigend umhergehend gesehen wurde. (Jugend-Erinnerung des Sammlers.)

(802.) Auf dem Gräfenberge in der Spessartgegend wandeln von Zeit zu Zeit drei finstere Gestalten, vermummt wie Räuber, mit großen Schlapphüten. Das Volk hält sie für drei Gräfenberger, die treulos die gegenüber auf dem Klosterberg wohnenden und ihnen verbündeten Templer überfallen und umgebracht hatten. (Herrlein, Die Sagen des Spessart.)

(803 a.) Ein Weib von Buchs ging von Hag über das Ried heim. Bei der Bülsbrücke trat ein riesiger Mann hervor, welcher nur ein einziges Auge auf der Stirne hatte, groß und glühend. Er sprach kein Wort, begleitete sie eine Strecke weit und verschwand dann, wie er erschienen war. (Nikl. Senn.)

(803 b.) Einige Buchser gingen vor vielen Jahren auf die ob Wartau und Sargans befindliche Alp Balfris, um nach ihrer Habe zu sehen. Es wurde spät und sie mußten im dortigen Hause übernachten. Bei ihnen war auch ein Katholischer. Mitten in der Nacht erwachten sie am lauten Rosenkranzbeten des Letztern, was er so eifrig that, sagt einer der mitgewesenen Reformirten, „als ob er es vom Stück hätte" (für's Stück bezahlt würde). Sie gewahrten indeß den Grund davon bald. Es war nämlich zur Thüre herein ein großer Mann getreten, einen gewaltigen Hut auf dem Kopfe. Derselbe ging zum Sennengeschirr, verrichtete mit Geräusch seine Arbeit, als hätte er vollauf zu thun, und entfernte sich nachher wieder. Der Katholik berichtete, von diesem „Grünhütler" schon früher gewußt zu haben; er habe nicht geschlafen und ihn gleich erkannt.

Am Morgen lag fast knietiefer Schnee auf der Alp. (Nikl. Senn.)

Digitized by Google

(804.) Am linken Main-Ufer, wo der Weg von Leider nach Stockstadt führt, ist der Weg des sumpfigen Landes wegen oft gefährlich und der Wanderer verirrt leicht. Dort lebt jedoch ein guter Geist in einem Schlapphute, blauer Jacke und kurzen ledernen Beinkleidern, der schon Manchen zurecht wies. Man heißt die Stelle „am guten Manne". (Die Sagen des Spessarts, von Herrlein.)

(805.) Der ewige Jude, welcher, als der leidende Erlöser unterm Kreuze müde an seinem Hause in Jerusalem ausruhen wollte, diesen hart wegtrieb und dafür von ihm die Strafe erhielt, ewig zu wandern, ohne je ausruh'n zu dürfen, den man deshalb zu allen Zeiten und überall gesehen haben will, Tag und Nacht, auch beim Essen ewig wandernd, ist auch in der Schweiz überall gut bekannt, auch in der sonst sagenärmern Ebene. In den Gemeinden Gaiserwald und Andwil erschien er einst als ein steinalt und zerrissen aussehendes Männchen, welches Almosen sammelte und durch sonderbares Benehmen, besonders die beständige Unruhe und daß er sogar das Essen gehend einnahm, sich verrieth, was er auf Anfrage auch gestand. In Niederbüren, wo er ebenfalls erschien, weiß man hingegen, viel antiker und mythischer, von seiner Riesengröße, und sagt, sein Schatten habe eine halbe Stunde weit gereicht. Von Hochaufgeschossenen heißt es in jener Gegend: „Er ist fast so groß als der ewige Jude!" Er besitze immer denselben Groschen in der Tasche, der sich nach jedem Ausgeben wieder drinn finde. (A. Ruggle.)

Auch im Badischen Schwarzwalde (in Rötenberg) sagt man, der ewige Jude und der ewige Jäger seien Eines. (Meier.)

(806.) Der unermüdete Wanderer um die Erde, auch Nachts, der christlich „der ewige Jude" heißt, ist unstreitig Odin. Eine Aargauersage weiß, wie er alljährlich vom Pilatusberge her durch das Aargau an den Rhein wandert. Im Freiamt heißt er Pilatus, an anderen Orten „der Pilger von Rom", weil er in Pilgertracht erscheint, mit großem Rundhute, hohem Stabe, langer Kutte mit Mantelkragen, in stark beschlagenen Schuhen. In Lengnau, Endingen und katholisch Frickthal nennt man ihn den ewigen Juden. Bereist er diesen Landstrich, so übernachtet er immer in demselben Wirthshause, geht aber nie zu Bette, sondern läuft immer in der Stube (an anderen Orten um einen Tisch, den er in die Mitte stellt) herum bis zum Morgen. (Rochholz.)

Bei Müllenhoff S. 292 klagen die Zwerge über ihres Königs Tod: „As Pilatie duad, Hatje Pilatie duad!"

(807.) Als Pilatus, wegen schlechter Verwaltung aus Judäa abberufen, vor den Kaiser Tiberius trat, sein Strafurtheil zu empfangen, empfing ihn dieser auf's freundlichste, und so wiederholt ihn immer wieder vorbescheidend, bis man seinen Leib untersuchte und den Zauber in Jesu Rock entdeckte,

Digitized by Google

den er auf dem Leibe trug. Jetzt wurde er hingerichtet und in den Tiber geworfen, wo aber so schreckliche Stürme hervorbrachen, daß man die Leiche in's ferne Gallien nach Vienna brachte und in den Rodan senkte. Als hier dasselbe geschah, entfernte man den Todten wieder, und zwar nach Lausanne, wo auch in demselben Jahrhundert ein Bischof von Genua ihn kennt. Auch hier duldete es den Todten nicht. Der Züricher Schriftsteller Konrad de Mure im dreizehnten Jahrhundert nennt seinen Wohnsitz auf dem Septimer in Rätien: eine Unzahl Sagen aber verlegt diesen für immer in den kleinen See auf dem Pilatusberge, welchen der Geist aber oft verließ, um den Berg zu durchstreifen oder auf einem Felsen zu sitzen oder mit einem Andern, dem Könige Herodes in Streit zu gerathen, auch laufend umherzuirren, immer aber Sturm und Wetter sendend, die Hirten erschreckend, ihre Heerden zersprengend, das beste Vieh über die Felsen hinabstürzend. Die Bewohner der Gegend bewegten einen fahrenden Schüler, ihn durch Zauber zu besiegen. Die Beschwörungen begannen, wurden immer stärker und brachten den Geist endlich so weit (in seinem Eifer machten seine Fußstöße den Hügel, wo er ihm gegenüber stand, noch heute graslos), daß Pilatus Ruhe versprach, wenn er ihm eine schwarze Ruthe gebe, in den See zurückzukehren und ihm gestatte, alljährlich einmal auf die Oberfläche zu kommen. Es wurde zugesagt und nun sprengte Pilatus so dem See zu, daß man die Huftritte noch immer auf einem der Felsen am See erblickt. Alljährlich am Charfreitag steigt er herauf und irrt um den See herum; wer ihn aber gewahrt, stirbt vor Ende des Jahres. Schmäht man ihn aber oder wirft Steine in den See, so sendet er heftige Ungewitter. Letzteres galt so fest, daß die Obrigkeit von Luzern das Besteigen streng verbot und daß selbst Vadian es dahin gestellt läßt, bis 1585 der Stadtpfarrer Müller mit Gesellschaft hinaufzog, Steine ohne Folgen hineinwarf und den See durchwaten ließ.

Hier tobt „der wilde Türst" von den Hörnern oder aus dem See mit der Jagd und Hundegebell an der Alphütte vorbei und in's Land hinab. (Lütolf.) Südwestlich von Vienne nennt man einen Berg Pilat mit einem See, aus welchem Ungewitter entstehen. *) (Lütolf.)

(808.) Auf dem Vigilijoche, vier Stunden von Meran, liegt der Jochersee, in welchen Pilatus und ein Graf Fuchs gebannt sind. Fuchs saß steinreich auf Löwenberg und lebte in Saus und Braus, spielte Tags, durchbuhlte die Nacht und besuchte jahrein jahraus den Gottesdienst nicht. Kein Mahnen half. Als einmal wieder Ostern war und das Halleluja erscholl,

*) Pilatus ist beim Volke noch vielfach einer der „Wetterherren" und man sagt von der Osterzeit: „Pilatus verläßt die Kirche nicht, er richte denn zuvor noch einen Lärmen an." Daher kommen auch aus seinem See (freilich aus allen „verwünschten" Seen) Gewitter. (Rochholz.)

Digitized by Google

durchbirschte er die heilige Nacht und trieb mit Dirnen ein loses Spiel. Da stieg der alte Schloßkaplan noch in später Nacht in den Rittersaal hinauf und warnte vor Entweihen der Auferstehungsnacht. Manche Herzen wurden gerührt, nur der Graf blieb kalt und ließ den Priester vom Joch in den See werfen. Dann trieb er sein Leben wild und frech fort, bis er einst, wo er „mutterseelenallein" zum Jocherſee empor ritt, — nie wieder zurückkam. Er sei in Gestalt eines Wolfes im See, aus dem er oft emporsteige, sich zu sonnen. Murrt und wogt der See, so sagen die Umwohner, Pilatus und der Graf raufen mit einander. Der See soll mit dem Kalterer zusammenhangen. (Zingerle.)

(809.) Am Martinitage*) verzehrt in Schwaben nicht nur fast jede ordentliche Familie gemüthlich die „Martins- oder Hafergans" (die Sage will, der heilige Bischof Martin sei durch eine Gans verrathen worden. — Hippels Lebensläufe in aufsteigender Linie, I. Thl., Berlin 1828, S. 230), sondern am Abende des Tages, wenn die Sonne untergegangen ist und die Lichtlein angezündet sind, verwandelt sich in jedem Dorfe Einer in den heiligen Martin, d. h. er vermummt sich in einen alten Schafpelz, dessen Wolle nach außen gekehrt ist, setzt eine hohe schwarze Pelzmütze auf, die ihm bis über die Ohren geht, schwärzt sich Gesicht und Hände mit Kohlen oder angebranntem Korke und staffirt sich mit einem Worte so aus, daß er ein recht grausliches und bärenmäßig-schreckhaftes Aussehen bekommt. Dann ist er der Pelz-Märte. Nun hängt er einen alten, mit Nüssen, Aepfeln, Birnenschnitzen u. s. w. gefüllten Sack um, bewaffnet sich mit einer langen Gerte, ergreift dann eine Kuhschelle oder ein ähnliches Instrument und geht damit auf die Straße, seine Ankunft in die Häuser durch lautes Klingeln anzukünden. Der Pelz-Märte, der Pelz Märte! rufen die Mütter und die Kleinen werden schreckensbleich. Aber noch größer ist der Schreck, wenn der Pelz-Märte, wie in der Schweiz der St. Niklaus, mit Poltern in die Stuben tritt und in tiefem Baßtone und mit verstellter Stimme examinirt, ob die Kinder brav oder böse gewesen und in

---

*) Grimm führt Stellen an, welche den Flug des Martinsvogels, l'oisean St. Martin, sant Martins Vögalin, im Kinderliede „sunte Martens Vogelken", bald mit rothem Rocke, bald mit goldnen Flügeln vielbedeutend nennen. In der Schweiz heißt so Thors kleiner Liebling coccinella septempunctata, der Sonnekäfer, das Sonnekind.

In Sargans rufen die Kinder, indem sie das liebliche Thierchen an dem in die Höhe gereckten Finger hinauf laufen lassen:

Marti-Marti-Vögili,
flüg über ds Töbili,
säg Vater und Muater söllend guat Wetter schicka!

Darum heißt dasselbe auch „Sonnekäferchen" (s. oben S. 127 f.).

Digitized by Google

letzterm Falle sie zur Strafe herausfordert. Gewöhnlich nimmt es jedoch auch hier ein befriedigendes Ende, und wenn die Kinder genug geängstigt, so werden die guten mit dem Naschwerke beschenkt, die bösen mit Mahnreden abgespeist. (Griesinger, Silhouetten aus Schwaben, 1863, S. 252.)

(810.) In Schwaben nennt man die letzten drei Advents-Donnerstage vor Weihnachten „Klöpflestage" und die Nächte „Klöpflinsnächte", was der Verfasser der Silhouetten aus Schwaben (Ausg. 1863, S. 195. 254) aus der alten Zeit erklärt, wo die Christen, noch unterdrückt, sich jene Abende heimlich durch Klopfen an die Fenster auf die nahende hohe Zeit aufmerksam zu machen gepflegt hätten. Jene Abende nämlich ziehen die halberwachsenen Buben mit Erbsen, die sie oft ihren Müttern stehlen, in den Dörfern herum und werfen solche oder Wicken, Linsen oder Gerstenkörner in die Fenster, daß oft welche zersplittern. Es heißt auch „die heilig Anklopfet", und meist fordern und erhalten sie von den Weibern Gaben, wozu die Verse auffordern:

„Anklopfet Hämmerle!
's Brot liegt im Kämmerle,
Aepfel raus, Bira raus,
sonst ist's mit der Freundschaft aus"

Aber der bekannte „Pelz-Märte" bleibt auch nicht aus, er schleicht, diesmal ohne seine Schelle, unvermerkt herbei, eine furchtbare Peitsche in der Hand, mit der er die Muthwiller auf zehn Schritte weit treffen kann, worauf sie schreiend, von ihm verfolgt, davon laufen, wobei etwa besonders frech Gewesene oft getroffen werden. In dieser Zeit jedoch heißen sie ihn „Schante Klaas", St. Niklaus, dessen Fest auf den 6. December fällt. Die Protestanten sagen mehr „Pelz-Märte". Am Vorabende der Christbescheerung, dem letzten Donnerstag-Abende vor Weihnachten, erscheint er nicht allein, sondern mit ihm eine Begleiterin, die Einer aus dem Himmel gleicht. Sie trägt ein schneeweißes Gewand bis zu den Knöcheln hinab und auf ihrem Haupte eine Goldkrone, ihr Gesicht von hellen Locken umrahmt, wie man die heilige Jungfrau malt. (Silhouetten aus Schwaben, S. 254—258.) (Ueber den dem Pelz-Märte ähnlichen tirolischen Klaubauf s. oben S. 366.)

(811.) Am 5. December ist der Vorabend des heiligen Nikolaus (im untern Vorarlberg und Rheinthal „der Klös", im obern „der Chlos", in Sargans und anderswo „Samichlaus", Sanct Niklaus) und der Nikolausmarkt (rheinthalisch und für Appenzell „der Klösler"), wo in beiden Landschaften am Rheine die Kinderbescheerungen gekauft werden und der Hausvater „de Chlosa stört", d. h. auf die Stör bittet, die Kinder rüsten lange vorher ihre Gebete, d. h. eine Anzahl Vaterunser oder gar Rosenkränze, die mit Kreide an der Wand oder durch Einschnitte (Chrinnen, d. h. Rinnen, Kerbe) in ein Kerbholz notirt werden. Entweder liegt am Morgen des 6. früh Alles auf dem Tische, ein wahres Jubelfest beschenkter Kinder, oder der heilige Bischof

Digitized by Google

mit Inful und Stab, der Knecht mit dem Sacke, worin er Böse mit fortschleppt, kommt am Vorabend in die Häuser und bescheert und droht und mahnt. Manche legen Heu und Wasser für seinen Esel vor die Thüre. Neben Kleidungsstücken, Spielsachen, Süßigkeiten finden sich Aepfel, Birnen, Birnenbrot in glänzenden Schüsseln und auf Tellern. Der Klaus bringt auch die neugeborenen Kinder aus dem Paradiese und anderswoher. (Vonbun). *)

(812.) Der Name Woud, Woudl, Wouzl kommt in der baierischen Oberpfalz (außer der Sage Nr. 772) sonst noch vor, und namentlich bei den meisten jener wunderlich geformten Felsblöcke, bei denen der Teufelsspuk eine Rolle spielt. Auch hier reitet er den Grau-Schimmel; aber er und sein Roß haben keine Köpfe. Im oberpfälzischen Juragebiete schreckt man weinende Kinder mit der Drohung: Sei still, der Wouzl kommt! oder, wie ein altes Wiegenlied um Königstein sagt: „Da Wouzl kummt und nimmt — da mit. Er is schon drauß'n mit sein Gäul."

(813.) Am Rigi vorüber, gegen Zug, erhebt sich der Roßberg, an dessen südlichem Fuße Goldau lag. Dort wohnte in einer tiefen Felsenspalte der „Bannhölzler", der Arther und Zuger wilde Jäger, und reitet auf seinem geisterhaften Schimmel um die weite Almend von Walchwil und von der Lorze bis zur Sil, von Küßnach bis Immensee und vorbei am Kapellbusche wieder zum Zugersee in einem Ritte, Schweif und Mähne des Rosses glühend und Hufe und Nüstern funkelnd, wie die Augen. Er trägt einen schwarzen, breitgekrämpten Hut (wie im Norden Odins), einen schwarzen Mantel, und vom fahlen Antlitz fällt ein feuriger Bart. Von seinem Peitschenknalle widerhallen Berg und Thal, er ragt über alle Bäume, wenn er daher brauft. Mitternachts reitet er den Schimmel zur Schwemme, dann rollt der See und zischt, als ob Feuer ihn berühre; dann stürzt das Thier hinein und schwimmt nach Immensee und zurück, wo ein rother Streif die Spur zeigt. Er reitet durch den „Kappelbusch" heim und stellt das Roß in den Stall. Als einst drei Bursche im Kappelbusche Sonntags kegelten, rief einer, der wiederholt fehlte, unwillig: „Bannhölzler, komm, kegle Du statt meiner!" Sogleich brauste der Bannhölzler heran, riß ihm die Kugel aus der Hand

---

*) In Luzern war früher Sitte, daß Kinder, die das vermochten, neben die aus Pfaffenkäppchen- oder anderm Holze gefertigten, mit „Hicken" (Einschnitten, im Sarganserlande „Chrinnen" — Runen genannt) versehenen Stäbchen („Beile") und neben das Körbchen oder „Beckeli", worin der „Samichlaus" seine Bescheerung thun sollte, ein Schüsselchen süßen Nidels mit funkelneuem Löffel für den himmlischen Gast hinlegten.

Niklausens Vorbote, wie der Diener der „Sträggele" (s. unten S. 561) ist der „Schmutzli" (Klaubauf, Knecht Ruprecht), der Aepfel, Birnen, Nüsse und — Ruthen brachte und wohl vom rußigen Gesichte den Namen hatte. (Lütolf.)

Digitized by Google

und warf sie so weit, daß sie im „Kaiserberge", zwischen Zuger- und Aegerisee, in einer Felsenspalte steckte. (Reithard Ged. und Sagen a. d. Schw. S. 303. Rochholz II. Bd. XXIX. XXX.)

(814.) In einer stürmischen Nacht wurde der Schmied zu Eckersdorf in Schlesien plötzlich aus dem Schlafe geweckt. Es war ein unheimlich aussehender Fremder da, der sein Pferd beschlagen lassen wollte. Auch das Pferd sah nicht aus wie andere und obendrein vernahm er beim Arbeiten ein fortwährendes Wimmern und Wehklagen, ohne erfahren zu können, woher es komme. Als er fertig war, lohnte ihn der Fremde überreichlich, saß auf und war im Hui fort. Zugleich verstummte das Wehklagen.

Am Morgen hörte der Schmied, ein Nachbar sei in der Nacht unselig verstorben und er habe ihn als „das Teufelsroß" beschlagen. (Rud. Drescher.)

Zu Buchau bei Neurode rief das Pferd des vermummten Reiters beim dritten Eisen: „O wih, Gvotter!" Der Schmied starb sehr bald. (Ders.)

(815.) Am Grenchnerberge sagt man, wenn von der „Egg" her über den Berg das schauerliche Rufen und Stöhnen, Johlen und Gellen mit allen Stimmen erschallt, „der Beseriß- (d. h. Besenreis-) Dönnel hünet", und macht die Fensterladen zu. Es krache dann in den Tannen, als müsse der alte Wald gefällt werden, ein Rudel Lichter tanze vor dem Sturme her, balle sich zu Feuerkugeln und in ihrer Mitte schreite der Alpengeist, der Dönnel mit rothem langen Barte, in der Hand eine Kienfackel, auf den Schultern eine halbe frischgeschlachtete Kuh. Das Vieh im Stalle schützt vor ihm ein schwarzer Ziegenbock. Im Sennhause angelangt, scheuert er das Geschirr, käset und spielt dabei den berühmten „Liren- oder Trüllbudertanz", der alle Geschirre, Geräthe, Käse und die Thiere in Bewegung bringt, welcher nichts zu widerstehen im Stande ist. (Rochholz, Naturmythen, Lpzg. 1862, S. 49, nach Fr. Jos. Schild von Grenchen. „Aus dem Leberberg, Gedichte und Sagen." Biel 1860, S. 77. Der Dönnel sei ein Senne gewesen, der betrügerisch gehandelt habe.)

(816.) Ein Buchser begab sich in die Alp und übernachtete dort im „Geißbachställeli". In der Geisterstunde rumpelte es, das Thörchen wurde geöffnet und ein unsichtbares Wesen tappte auf's Heu, wo es den Mann anblies, so daß er am Morgen einen furchtbar geschwollenen Kopf hatte. Man sieht in dem Geiste den sogenannten Haschier von Altendorf-Buchs, welcher nach dem Tode so in seinem Hause rumorte, daß man ihn durch zwei Kapuziner in das schauerliche Geißbachtobel bannen ließ, wo er nun als Geißbachzopfi (von seinem Zopfe) sein Unwesen treibt und auf einem Schimmel herum reitet. (Nikl. Senn.)

Das Volk sah eben so gläubig den zweitletzten Zürcherschen Landvogt auf Forsteck, einen Escher, wegen angeblich tyrannischen Waltens nach dem

Digitized by Google

Tode auf einem Schimmel beim Eglensee (s. Nr. 76) zu Salez und an anderen Orten im Ried und Walde herumreiten. (Derselbe.)

(817.) Bei Oberriet spukt am Rhein ein Schimmelreiter, der „Oberrieter Johler". Er sei zur Revolutionszeit am Rhein angelangt, und weil die Schiffsleute nicht da waren, in den Strom gesprengt und umgekommen. (Nikl. Senn.)

Ein alter Mann in Einsiedeln, der in seiner Jugend als Schlosser in Flums arbeitete, sah dort oft Nachts einen Schimmelreiter am Bache hingalopiren und hörte ihn durchdringend rufen: Röllibach (mach?) die rechte March. Beim Justuskapellchen erblickte man einen baumgroßen schwarzen Mann mit einem Hute.

Auch auf der „Heidenburg", einem bewaldeten Hügel auf der „Breite" bei Bassersdorf, Kanton Zürich, sieht man in dunkler stürmischer Nacht oft einen kopflosen Reiter auf einem weißen Pferde von der Burg herunter, aus dem Walde hervor, in's offene Gelände in schnellstem Laufe forteilen und plötzlich verschwinden.

Der Landammann und Bannerherr Wolf Dietrich Reding, reicher Besitzer auf Iberg bei Schwiz, hatte den Ibergern den Boden und Bau einer Kapelle versprochen, zögerte aber und starb, ehe er Wort gehalten. Da ging es dort herum seltsam zu und ehrliche Männer bezeugten, den Landammann auf einem Schimmel hin und her reiten gesehen zu haben. Da bauten die Erben 1650 die Kapelle. (Lütolf.)

Auf dem Waldwege bei Einsiedeln fürchteten noch lange nach der Revolution Nachtwandernde den „Huuper", der auf einem Schimmel vom „teufa Brüggli" daher gesprengt kam und mit dem Rufe: Hup, hup! hip, hip! oft den Wandernden auf den Nacken sprang und sich, zum Ersticken schwer, weit (z. B. bis zum Horgenberg-Gatter) tragen ließ. Oft führte er ganz vom Wege ab; ja man habe so Irregeführte schon todt gefunden. (Ein gewesener Einsiedler Lehrer. Mittheilung durch P. Gall Morell.)

(818.) Im Tempel zu Arkona auf Rügen hatte der slavische Gott Swantovit einen Schimmel, den Niemand besteigen durfte als der Priester. Auf diesem zog der Gott jede Nacht aus, ritt seinen Ritt und am Morgen stand das Roß mit Staub und Schweiß bedeckt im Stalle. (Saxo Gramm.)

(819.) In Mellin reitet Einer ohne Haupt auf einem Schimmel um die Grenzen. Es ist der Richter Pohlmann, der einst Erde eines fremden Bodens in seine Stiefel zu falschem Eidschwure gethan. Oder man hat in der dortigen Klosterstallung einen Schimmel für den verzauberten Mönch, der den nächtlichen Grenzenritt thun muß. (Kuhn nordd. Sagen.) Je nach dem Wetter, das sein Erscheinen andeutet, richtet man die Feldarbeiten ein.

In der Eifel zeigt sich auf der Hochebene zwischen Kirchweiler und Hohenfels allnächtlich ein Reiter ohne Kopf auf einem Schimmel

Digitized by Google

galoppirend, worauf Geheul und Wimmern vernommen wird. (Wolfs Zeitschrift für d. Myth. I. S. 316.)

(820.) Ein kohlschwarzer Reiter muß auf einer Berghöhe im Urschaithale in Unter-Engadin mit seinem Schimmel über die alte Mauer setzen, welche die Grenze bildet zwischen den Alpweiden von Fettan und Steinsberg. Kommt er an's Ende der Weiden, wo die Grenze eine Einbiegung macht, so öffnet sich die Erde und verschlingt Roß und Reiter. Hier hat er durch einen falschen Rechtsspruch die Gemeinde Fettan verkürzt. (Schweizerischer Merkur 1835, S. 234.)

Baierisch Hintelang und Wertach stritten um eine Alpe. Doctor Bach, der Wertacher Dechant, schwur seinem Orte, den Löffel unter'm Hute, die Alpe zu und muß nun daselbst auf dem Schimmel herumreiten. (S. Nr. 223.)

(821.) Gegen das Versprechen eines neuen Kleides wollte ein Mädchen Nachts in das verfallene Kirchlein von Pappelsee gehen. Da traf es an der Thüre einen Schimmel und dabei ein Streitroß mit einem aufgepackten Bündel. Das Mädchen nahm den Bündel, verbarg sich damit hinter einem Düngerhaufen, als der Schimmelreiter hinter ihr nachgesprengt kam, und brachte ein prächtiges Geschmeide heim. (Fr. Mihm, Koburg. Sagen.)

(822.) Zwischen Remigen und Riniken im Aargau stand einst, wo jetzt ein Steinbruch ist, ein schönes Schloß. Dessen Besitzer wünschte eine nahe Wiese, um welche die zwei Gemeinden sich stritten, und wußte sie durch einen Schiedspruch zu erlangen. Aber sein Schloß verfiel, die Wiese verwilderte, sie ist jetzt Wald, und nach dem Tode reitet er nächtlich auf einem Schimmel rastlos Mönthal zu, vor ihm her ein brennender Mann, der ihm leuchtet. (Birrcher, das Frickthal 1850. S. 43.)

(823.) Vom Papste Benedikt VIII. aus Tuskulum (1012–1024) sagt, nach antipäpstlichen Nachrichten, das im Jahre 1673 gedruckte Büchlein „Perspektiv" auf S. 46: „Dieser Papst hat durch böse Kunst können die Buhlen ihme nachlauffen machen in die Wälder, oder wo er hat wollen, und ist auch nach seinem Todt auf einem schwarzen Roß gesehen vmb einander reitten".

(824.) In der Umgegend von Eisgrub in Mähren hörte Einer Pferdegetrapp hinter sich und erblickte, umschauend, einen Reiter, dem der breite Hut sein Gesicht verdeckte, auf einem dreibeinigen Rosse. Er flüchtete in ein Gitterthor hinein, aber sein Begleiter folgte ihm. Als er den gespenstigen Reiter nicht los werden konnte, schoß er nach ihm. Da erfüllte ein entsetzliches Getöse die Luft und es schien, als wäre ein großer Stein aus der Höhe in den nahen Teich gefallen. Nach kurzer Zeit sahen zwei Müller denselben Reiter. (Vernaleken.)

Der Teufel reitet häufig ein dreibeiniges Pferd, so auch viele Hexenmeister.

Digitized by Google

(825.) Der Volksheilige Oswald, hoch verehrt im rätiſchen Churwallen (Graubünden nebſt Sargans), und bald als northumberländiſcher König († 642), bald als König im Etſchlande verehrt, wo er, von Feinden vertrieben, zum Iſinger hinauf zog und dort lebte und ſtarb, zu deſſen Zeit weder Krieg, noch Seuche, noch Theure und Hunger waren, die Wieſen noch einmal ſo viel trugen als heute, und Niemand arm war, iſt, als Wetterherr (am 5. Auguſt, ſeinem Todestage) hoch angeſehen. Man hält eine Proceſſion aus Schenna und Hafling zu ſeiner Kapelle am Iſinger, wo ſein Bild unter Alpenroſen gefunden, in die Kirche von Schenna gebracht wurde, aber jede Nacht lichtſtrahlend wieder auf den Berg unter die Alpenroſen ritt, welche dort „Oswaldſtauden" heißen. — Er iſt nach obigem zugleich Thor und als vom Raben begleitet, Wodan (Aſawalt, Aſenkönig). (Zingerle.)

(826.) In Freudenthal (öſterr. Schleſien) kommt am Vorabende Martini (10. November) der heilige Martin auf einem Schimmel geritten und bringt Geſchenke, worunter ein „Martinshörndl" (Gipfl) nicht fehlen darf. (Vernaleken 1859, S. 62.)

In Schleſien heißt es, wenn der erſte Schnee fällt: „Der Märten kommt auf ſeinem Schimmel geritten". (Nieritz, deutſcher Volkskalender für 1866, S. 55.)*)

Am Nieder-Rhein ward noch vor vierzig Jahren der Vorabend des Martinstages durch Anzünden von Feuern auf allen Höhen und Bergen gefeiert und noch jetzt hat dieſer alte Brauch hie und da noch nicht aufgehört und ſammelt die Jugend Holz und Stroh zum „Martinsfeuer":

Wir holen Holz und Stroh,
Hohoho! Froh, froh, froh!
Heiliger Sanct Martino!

Das verbrennen ſie, voran ein St. Martin auf einem Stecken reitend, auf einem Dorfplatze. (Nieritz, deutſcher Volkskalender 1866, S. 56.)

---

*) In Lengenfeld, bei Velburg in der baieriſchen Oberpfalz, ſammeln ſich alle Pferdebeſitzer aus weiter Umgegend am Martinstage bei der Martinskapelle außer dem Dorfe. Nach dem Gottesdienſte erſcheint der Pfarrer mit der Proceſſion, betet mit den Leuten und ertheilt den Segen. Hierauf umreiten die Bauern die Kapelle dreimal und ſpenden beim dritten Umritte reichlich Geld vor des Heiligen Bilde, das auf einem gedeckten Tiſchlein ſteht. Den Pferden kann alsdann ein Jahr lang kein Unheil zuſtoßen. (Rochholz.) In Schwaben geſchieht Aehnliches am St. Leonhardstage. (Birlinger, Aus Schwaben I. S. 49 f.) Die Legende weiß, wie der heilige Aemilian, als Benediktinerabt auf einem Schimmel durch die Lüfte reitend, ein großes Kriegsheer zum Siege geführt habe. (Aus dem öſterreichiſchen Kloſterleben. I. Bd. S. 288.)

Sein Fest fällt in den Spätherbst, wo schon im Heidenthum von der guten Jahreszeit Abschied genommen und der Beginn des Winters gefeiert wurde. Wo seine Leiche durch's Land fuhr, grünte und blühte Alles wie im Frühling, obwohl er am 11. November starb. (Menzel, christl. Symbolik II. S. 111. 112.)

(827.) An beiden Moselufern zeigt man Reste von Templermauern, wo aber die Geschichte keine Templer kennt; man schildert sie als nächtliche Räuber, die, um nicht entdeckt zu werden, ihren Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlugen. Aehnlich in Wüstenbrühl und Larscheid. In der Christnacht habe man sie vernichtet. (Wolfs Zeitschr. für d. Myth. II. Bd. S. 414.)

(828.) Mitten im Dorfe Uttigen im Bernerlande sind Reste einer, wie man glaubt, ehemaligen Zwingherrenburg. Die Besitzer davon waren eine Geißel der Umgegend. Durch unterirdische Gänge konnten sie in das etwa zehn Minuten weit vom Schlosse gelegene „Heidenbühlewäldchen" gelangen, und um Verfolger irre zu leiten, ließ sie ihren Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlagen, so daß man sie in der Burg wähnte, wenn sie fort, oder fort, wenn sie daheim waren. Endlich jedoch wurde vom Volk ein Dienstmädchen gewonnen, ein Zeichen zu geben, wenn sie bei Hause wären. Als es einst ein weißes Tuch aushängte, drang man auf die Räuber, deren Anführer einem Pfeilschusse erlag. Das Nest wurde geschleift. (Vergl. Nr. 621.) Seither will man oft einen grüngekleideten Mann gesehen haben, der auf den Ruinen herum wandert. (Joh. Rolli in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung.)

Vergl. Grimm Sagen 128 (wo der Raubritter Johann Hübner Odins Kennzeichen trägt), S. 271. 272.

(829 a.) In einer Neujahrsnacht waren Mehrere mit dem alten Görschel aus Schwarzbach auf einen Kreuzweg gegangen, um zu „horchen". Sie sollten im Kreis, den sie bildeten, stillstehen, und sich nicht fürchten, es komme, was da wolle. Zuerst war eine Kutsche gekommen, hernach aber ein Reiter, der „den mit der rothen Weste" verlangte. Hernach kam ein Fuder Heu und nochmals ein Reiter, der den mit der rothen Weste haben wollte. Jetzt wurde diesem Angst und er lief davon. Der Reiter aber war dicht hinter ihm d'rein und verfolgte ihn bis an seine Wohnung. Hier warf der Fliehende zwar die Hausthür hinter sich zu, nach drei Tagen aber ist er gestorben. Das Pferdeeisen des Reiters ist noch heute an der Thüre sichtbar. (Eisel, Voigtl. S. 60.)

(829 b.) Am Weihnachtsheiligenabend kehrten zwei Ronneburger von Naulitz heim. Wie sie das kleine Wässerchen dicht am Dorfe überschritten haben, reitet im hellen Mondscheine Einer an ihnen vorüber. Der saß auf einem gewaltig großen Pferde und auf dem Kopfe hatte er einen Bonapartshut. Ein Sturmwind aber fuhr hinter ihm her und zog dem einen der Beiden

Digitized by Google

den Rücken zusammen, als wenn's ihm aufhuckte. Dieser legte sich bald darauf und starb. (Ebendas. S. 61.)

(830a.) Einst lebte auf der Herrschaft Dobrawitz ein sehr strenger Gutsherr, der immer zu Pferde die Arbeiten seiner Unterthanen besichtigte. Vom Volke wurde er sehr gehaßt und man stellte ihm nach dem Leben; er aber rettete sich jederzeit durch die Raschheit seines Pferdes. Als er aber einmal seinen Diener ermordet und den Leichnam desselben in einen Abgrund gestürzt hatte, ereilte ihn die Strafe. Seit dieser Zeit muß er in allen seinen Waldungen auf einem feurigen Pferde herumreiten. Ein Postillon, der um Mitternacht nach Dobrawitz fuhr, hat ihn gesehen; die Pferde haben ihn schon von weitem gehört, der Postillon vermochte aber erst, als er herabgesprungen war, die scheu gewordenen Thiere zu bändigen. Er ist vor Schrecken ohnmächtig worden. (Grohmann, Böhmen S. 94.)

(830b.) Der Schuster von Ritonic ging mit seinem Freunde einmal über Feld. Da sagte der Schuster: „Du wirst diese Nacht vielleicht Dinge sehen, die Du noch nie gesehen hast. Halte Dich nur ruhig!" Als sie vor Mitternacht in einen Wald kamen, zeichnete der Schuster mit Kreide ein Rad und stellte sich und seinen Begleiter hinein. Um Mitternacht begann im Wald ein entsetzliches Getöse und zwölf gerüstete Männer ritten im Fluge vorüber. Als sie der Beiden ansichtig wurden, riefen sie ihnen zu, sie sollten ihnen folgen. Die beiden Männer aber rührten sich nicht und so brauste der Trupp vorüber.

Von diesen zwölf Reitern erzählt man sich zu Domousnic Folgendes: Es lebte hier einst ein ungeheuer reicher Graf, der nichts Gutes that, sondern nur Schätze sammelte. Bei seinem Tode sollen jene zwölf Reiter ihn sammt seinem Schatze geholt haben. Den Schatz vergruben sie im nahen Walde und bewachten ihn. Um den Schatz zu heben, muß man alle zwölf Männer erlösen, was dann geschieht, wenn man jeden Einzelnen im Zweikampfe besiegt. Einst zog ein junger Bauer von der nahen Kirchmesse nach Hause. Er hatte ein Gläschen über den Durst getrunken und schlief im Walde ein. Um Mitternacht ward er durch ein Getöse erweckt und als er aufblickte, sah er die zwölf Reiter, in ihrer Mitte eine eiserne Kasse. Der Bauer bekreuzigte sich und schrie: Jesus, Maria! Da ließen die Reiter die Kasse fallen und jagten stöhnend weiter. Die Kasse hob der Bauer auf. Seit dieser Zeit hat man nichts mehr von den zwölf Reitern gehört. (Ebendas. S. 95.)

b) Der wilde Jäger und die Geisterkutsche.

Wir haben bereits die wilde Jagd erwähnt: es bleibt uns noch ihr Haupt, der wilde Jäger, in Person übrig. Wir haben in demselben ebenso wie in dem einsamen und gespenstigen Wanderer

Digitized by Google

und Reiter, Wodan zu erkennen, welcher, als Gott des Himmels, auch der Herr der Stürme, der Wolken und des Sternenheeres ist, welche Erscheinungen zusammen die schreckenden Phantome des „wüthenden Heeres“ bilden. Als Meister aller lärmenden und tosenden Mächte war er der Gott der Kriege, als solcher auch der Herr der Jagd. Ein alter Schwur (in einem ungedruckten Gedicht des Rüdiger von Munir) war „bi Wuotunges her“. In Schweden sagt man noch jetzt, wenn nächtlicher Lärm sich erhebt, „Oden far förbi“; in Schonen nennt man nächtliches Geräusch „Odens Jagd“, in Holstein, Mecklenburg und Pommern sagt man: „De Wode tüt“, oder „Wode jaget“, und macht mitunter eine „Fru Gode“ oder „Frau Gaude“ aus „Frô (Herr) Woden“. In Oesterreich heißt der wilde Jäger Wotu, und wenn er die „saligen Fräulein“ verfolgt, Wut oder Wode, in Schwaben Berchthold (Masculinum der unten zu erwähnenden Berchta), auch der „grüne Jäger“. In Baiern heißt ein roher und wilder Mensch ein Woudi. In Mittel- und Süddeutschland spricht man ferner vom „wüthenden“ oder „wütischen Heer“, in Baiern und Oesterreich vom „wilden Gjoad“, „wilden Gfahr“, „wilden Grist“ (Geritt) u. s. w., in Schwaben vom wilden Gjäg, sowie vom Modes-, Modis-, Wuetes- oder Wuotesheer*), in der Schweiz von „Wüetisheer“, corrumpirt „Muotis-, Muoltis-, Guetigs-, Guenis-Heer“, -Eel oder -Ee**); in der mittleren Schweiz aber jagt der Thürst (Thor? oder Thurse, Riese?)***) und an verschiedenen Orten der Schimmel-

*) Im Remsthale will man das „Modisheer“ nur gehört haben, wenn dem Lande Krieg, Pest oder Theuerung bevorstand. Sein Weg ging über die Milchstraße hin. (Meier.)

**) M tritt hier an die Stelle von W, wie in unzähligen deutschen Dialecten (z. B. mir, mer, für wir), so auch in dem schweizerischen Kinderräthsel:

De Muot
mit de breit Huot
het meh Gäst,
als der Wald Tannäst,

d. h. Wuotan mit seinem breiten Hute (dem Wolkenhimmel) hat mehr Gäste (die Sterne), als der Wald Tannäste.

***) Mit diesem Namen stimmt, daß in Schwaben (unten Sage 831a) der wilde Jäger einen Hammer trägt.

Digitized by Google

reiter (von Odins Schimmel Sleipnir), auch Hellrüter (Höllenreiter), und in der Altmark: Helljäger. Im Berner Oberlande heißen die in den Alpen donnernden Wetterriesen „die Roththalherren“ (s. Nr. 662), in Hessen der wilde Jäger „der Rodensteiner“ auf Rodenstein und Schnellart, und die Aargauer sagen bei den zeitweiligen, kanonenähnlichen Luftdetonationen, das sei „der Rotenburger“, was sie auf einen frühern Zwingherrn der Luzerner Rotenburg beziehen, welcher nach im Leben verübten Unthaten, so oft Unwetter oder Krieg drohe, mit seinem Waffengetöse sich hören lasse. (Rochholz.) In Irland heißt der wilde Jäger, der mit Elfen umzieht, O'Donoghue, und erhebt sich auf weißem Rosse aus dem See von Killarney; in England hat der Jäger und Räuberhauptmann Robin Hood (der allerdings eine historische Person ist) Vieles mit dem wilden Jäger gemein (nach Kuhn, in Haupts Zeitschrift V. S. 480 ff. sogar den Beinamen von Wodan).

In Niedersachsen und Westfalen heißt der wilde Jäger „Hackelbärend“, Hackelberg oder Hackelblock, angeblich nach einem braunschweigischen Oberjägermeister des 16. Jahrhunderts, Hans von Hackelnberg, welcher, bald zur Strafe für sein allzu eifriges Jagen, bald aus Neigung, seit seinem Tode spukt. Der Name ist aber wahrscheinlich ein alter mythischer, zusammenhängend mit der längsten Nacht, im Norden Hökunott, Haukanott, in der Schweiz Häggelenacht, mit Hagen (nordisch Högni), dem Mörder des Sonnenhelden, mit dem Riesen Ecke, mit den Hexen, mit dem „Höllenkönig“ oder Hellekin (Dimin. von Hel), corrumpirt in „Erlkönig“, Harlequin, Carolus Quintus (wie in Hessen der wilde Jäger heißt: Karlequintes). An vielen Orten, z. B. in Böhmen, fällt der Nachtjäger mit dem Teufel zusammen; in Meißen heißt er Hans Jagenteufel. In Dänemark jagt König Woldemar (Wod, Wodan), in Schleswig König Abel, im Badischen „Junker Marten“, in Hessen auch Karl der Große, in Frankreich Artus, Roland oder König Hugo.

Das Gefolge des wilden Jägers bilden die gewaltsamen Todes Umgekommenen und die ungetauft gestorbenen Kinder, natürlich eine christliche Vorstellung, welche dem heidnischen Gott giebt, was der christliche nach engherzigem Dogma verschmäht, ebenso aber auch die

Digitized by Google

aus ſträflicher Neugier oder Leichtfertigkeit ihre Chriſtenpflicht vergeſſen, darum in die wilde Jagd aufgenommen werden und für die Erde verſchollen bleiben. Im Heidenthum beſtand die wilde Jagd eben aus Allem, was zu Wodan gehört; und das waren, außer ſeinem achtfüßigen Sleipnir, ſeine beiden Raben, Hugin (der Gedanke) und Munin (die Erinnerung), welche auf ſeinen Schultern ſaßen und ihm alles in der Welt Vorgehende berichteten, ſeine beiden Wölfe, Geri und Freki, welche er täglich füttert (ſ. oben S. 135 und 149), die ihm heiligen Habichte u. ſ. w.; er ſelbſt verwandelte ſich, als Herr des Windes, in einen Adler, oder auch in eine Schlange, das Bild des Lebens und der Geſundheit. Den Zuſammenhang der wilden Jagd mit den Geſtirnen zeigt die Benennung des Sternbildes vom Großen Bären als Wodanswagen (angelſächſ. Woenswaghen, mittelhochdeutſch Himelwagen, däniſch Karlswogn, ſchwediſch Karlwagn) und der Milchſtraße (Himmelsſtraße) im Gäliſchen als Gwydions (Wodans) Burg. Das Nämliche bezeugt auch die mit der deutſchen verwandte griechiſche Sage von Orion, der noch in der Unterwelt das Wild verfolgte und als Sternbild den Verfolger der Himmelsthiere darſtellte. Wie Orion geblendet wurde und wie Wodan einäugig iſt, ſo erſcheint der wilde Jäger oft ohne Kopf oder mit dieſem unter dem Arm. In der griechiſchen Mythe wird Orion vom Skorpion in die Ferſe geſtochen, in der deutſchen Hackelberg vom Eber in den Fuß gehauen. Mit Recht erinnert Simrock (D. M. S. 198) auch an den Rieſen Wate (ein Name mit Wuotan), der ſeinen Sohn Wölund auf den Schultern durch's Waſſer trägt, wie Orion das wunderbare Kind Kedalion (und Chriſtophoros das Jeſuskind). Statt des wilden Jägers erſcheint jedoch häufig in der Sage des Volkes ſein Wagen, der Wodans-Schlitten, endlich auch moderniſirt als Geiſterkutſche, die nach chriſtlicher Auffaſſung natürlich ein Teufels- oder Höllenwagen iſt (verſch. Beiſp. in Norks Myth. d. Volksſ. S. 69 ff. und 1051), und deren Bezug auf die Sterne vorzüglich deutlich aus Sage 861 erhellen wird, die aber auch den rollenden Wagen des Donnergottes oder den Wagen, auf dem die Todten in die andere Welt fahren, bedeuten kann.

In vielen Sagen dieſes Kreiſes iſt aber auch alle Erinnerung

Digitized by Google

an bestimmte Gestalten verschwunden und nur noch die unklare Vorstellung eines nächtlichen Lärms geblieben, welcher sehr oft euphemistisch als Musik bezeichnet wird (solche nehmen ja Manche, besonders nach reichlichem Genusse geistiger Getränke, oder nach Anhörung wirklicher Musik, deutlich in den Ohren wahr). Bisweilen hat diese Nachtmusik noch den Namen der wilden Jagd (oder des wüthenden Heeres) bewahrt, bisweilen aber auch diesen nicht mehr. Oft schreibt man sie auch, wie die nächtliche Einkehr in Alphütten und Ställen (oben S. 204 ff.), dem räthselhaften „Nachtvolke" zu, welches stets das Sternenheer bedeutet.

(831a.) Im Buchwald bei Neuenburg sah man den „ewigen Jäger" zu Fuß mit einem Hammer, der an einem ledernen Riemen hing, mehrere Hunde bellend voraus, zuweilen auch nur einer, den er an einem langen Riemen führte. Er jagte auch auf einem Schimmel, großen Lärm machend, aber ohne Kopf. So vom Buchwald bis Herrenalb, namentlich im „Gaisthale", ferner im Enzthale auf dem Heiminhart, auf dem Eiachberg zwischen Wildbad und Dobel, wo er die Menschen irre führt. Auch hier hat er den Hammer, mit dem er im Walde bald hier, bald dort klopft. Er heißt auch der „Schimmelreiter" und trägt den Kopf unter'm Arme. Er müsse „umgehen", weil er einst im Uebermuth „in die Sonne geschossen" habe.

In Schönbuch zwischen Tübingen und Böblingen ist er ein grüner Jäger, der durch Brüllen, Aufsitzen und sonstigen Spuk erschreckt, im Walde blitzschnell mit Holloh und Hundebellen vorbeifährt und „Ranzenpuffer" heißt. Auch hier schlägt er mit seinem Hammer an die Bäume. Er hat sich schon als Kalb gezeigt, auch als Hund und Schwein und als Reh, Hase und Ochs, ja als eine Heerde Schweine, als Hirsch und Roß.

Bei Herrenalb heißt der ewige Jäger „Neck", und hat auch den Hammer, oft auf einem Hirsche mit Hunden fahrend. (Meier.)

Bei Dirlinsdorf im Elsaß hauste ein gespenstischer Schmied, den man oft im Berge schlagen und hämmern hörte. Zuweilen sah man ihn zum Berge heraus kommen und sein Vieh am Bache tränken. (Wolf Zeitsch. f. d. Myth. I. Bd. S. 402.)

(831b.) Auf der Insel Mön liegt der Grünwald, in welchem allnächtlich der Grönjette zu Pferde jagt, sein Haupt unter'm linken Arme tragend, in der Rechten den Spieß, um ihn die Hundemeute. Zur Erntezeit legen die Bauern ein Gebund Hafer für sein Pferd hin, damit er ihre Saaten nicht niederreite. (Jette heißt Riese und grön kann „grün" und „Bart" heißen; Grimm zieht letzteres vor. Sollte man nicht auch an Grani, den Hengst Sigurds, auch einer Gestalt Odins, denken dürfen?) Er jagt nach der Meer

Digitized by Google

frau. Ein Bauer sah ihn einst zurückkehren, die todte Meerfrau quer über das Pferd hingelegt. „Sieben Jahre, rief er, jage ich ihr nach, auf Falster habe ich sie erlegt." (Thiele.) Die wilde Jagd heißt dänisch auch „Gröns Jagd".

(832.) Im Kanton Luzern erzählt man, es habe einst ein Burgfräulein leidenschaftlich die Jagd geliebt. Als einmal ihr Geburtstag auf einen Fastenfreitag fiel, überkam sie ein Gelüste, frisches Wildpret zu speisen. Alle Anwesenden mißbilligten das, nur ihr Geliebter stimmte gleich bei. Beide ritten mit ihren Hunden hinaus, kamen aber nie wieder zurück. Sie fahren jeden Fastenfreitag um Mitternacht, und auch sonst in gewissen Nächten des Jahres als die wilde Jagd in's Land hinaus, wo man dann von den schroffen Felsen des Pilatus durch das ganze Land das Gejägt mit Pferdeschnauben und Hundegebell, bald hoch in der Luft, bald ganz nieder über den Boden hin, wie Sturmwind ziehen hört. Dann heißt es: „die Sträggele und der Türst kommen". (Kasimir Pfyffer, der Kanton Luzern, St. Gallen 1858, I. Bd. S. 237.) Das ist im anstoßenden Emmenthale „das Türstengejägt", und Türst der Name des Thor oder Thurs (Riese).

(833.) In der Rheinprovinz sagt man, der wilde Jäger habe einen eisernen Hut auf und einen blechernen Rock an („der blecherne Jäger"), trage ein glänzend Gewehr auf der Schulter und habe zwei Hunde an einem Stricke. Er pfeift im Gehen und jagt vom Asberge nach der Löwenburg und von da zurück. Dann muß er in ein Thal unweit Asberg; dort ist eine goldene Kiste vergraben und jeden Abend muß er nachsehen, ob sie noch da ist. Dann öffnet sich dort die Erde zu einem Grabe, worein sich der Jäger legt, dann schließt es sich. Am Morgen öffnet sich das Grab, er steht auf und macht seinen Weg wieder. Begegnenden soll er nichts thun und zwei Holzhauern, die ihm einst nachpfiffen, sogar gebratenes Wildpret gereicht haben, über dessen Geschmack nichts ging. (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. III. S. 53.)

(834.) Einer aus dem Traversthale ging mit seinem Hund auf die Jagd. Als er oben auf dem Creux du Vent (ein Halbkreis senkrechter Felsen) anlangte, sah er einen großen Mann an einen Stein gelehnt, gehüllt in einen weiten grauen Mantel, auf dem Kopfe einen großen breitkrempigen Hut, der das Gesicht völlig verdeckte. Der Mann, neugierig, trat grüßend näher, hatte aber kaum den Mund geöffnet, als ihn ein Wirbelwind wohl zwölfmal im Kreise herumdrehte, und als er zur Besinnung kam, er sich unten im Thale fand, wo er gefrühstückt. Den Hund sah er nie wieder. Dagegen wollte er zur Weihnachtszeit, wenn der „wilde Jäger" mit Peitschenknallen, Jagdruf und Hundebellen über das Traversthal hinbrauste, den Hund stets aus dem Lärmen heraus erkannt haben, weil das treue Thier jedesmal ob dem Hause vom Zuge etwas zurückblieb. (Mündlich aus Travers, Kohlrusch I, 419.)

Digitized by Google

(835.) In Niederſachſen wollte man wiſſen, Hans von Hakelnberg ſei im ſechzehnten Jahrhundert braunſchweigiſcher Oberjägermeiſter und ein leidenſchaftlicher Jäger geweſen; er habe einſt Nachts geträumt, einem wilden Eber zu erliegen, bald darauf das Thier getroffen, es erlegt und in der Freude darüber es ſo mit dem Fuße geſtoßen, daß des Ebers Hauer ihn tödtlich verwundete. Seither fahre er durch den Thüringerwald, den Harz, am liebſten den Hakel zwiſchen Halberſtadt und Dornburg, ihm voran eine Eule (Tut-Oſel, Tur-Urſel), eine geweſene Nonne, die ſich nach ihrem Tode an ihn ſchloß. Wer dem Zuge begegne, werfe ſich ſtill auf den Bauch, bis das Hundebellen, Peitſchen und der Huhu-Ruf über ihn hinaus ſei. Nach Anderen lebte er fromm unweit Uslar, liebte aber das Waidwerk ſo ſehr, daß er auf dem Todtenbette flehte, für ſeinen Theil Himmel bis zum jüngſten Tag am Sölling jagen zu dürfen. Im badiſchen Wieſenthale hauſt er eben ſo und heißt hier Habsberg. (Grimm; Mone Anz. IV, 309.)

(836.) Eine intereſſante halb mythiſche, halb hiſtoriſche Sage lebt im nördlichen Böhmen vom Berner Dieterich (Banadietrich). Dieſer war ſo tugendhaft, daß ihm ein Engel die Speiſe brachte und der Wind oder auch die Sonneſtrahlen den Mantel trugen, bis es dem Teufel gelang, ihn durch dasſelbe Kunſtſtück, das er bei St. Beat u. A. verſuchte, das Strecken einer Bockshaut, auf welche er die beim Gottesdienſte Sündigenden aufſchrieb, wobei er ſie zerriß und den Kopf an die Kirchenthüre ſchlug, zum Lachen und zur Sünde zu bringen. Sogleich ließ der Wind den Mantel fallen und die Engelſpeiſe blieb aus. Der Held ſank ſo tief, daß er ſich erkundigte, wie er die größte Sünde begehen könne, und dann Brot in die Schuhe that und die Gottesgabe ſo mit Füßen trat. Er betete nicht mehr, beſuchte keine Kirche und trieb ſich ſtatt deſſen leidenſchaftlich jagend in den Wäldern umher. Als er ſo eines Sonntags während des Läutens in wüſter Gegend auf ſeinem feurigen Roſſe wie ein Sturmwind einherflog, rief eine gewaltige Stimme vom Himmel: „Banadietrich, Banadietrich! wie lange willſt Du noch jagen?“ Da erzitterte er zum erſten Male und rief: „So lange Gott will!“ Das war ſein Glück; er wäre bei einer frechen Antwort ſogleich der Hölle zugeritten, nun aber antwortete eine Stimme: „Nun, ſo ſollſt Du jagen bis zum jüngſten Tage!“ Und das that er. (Vernaleken.)

(837.) Der Geiſt im Odenwalde. Simon Daum, ein 46jähriger Mann, erklärte im Verhöre zu Oberkainsbach 1742, er habe „das Weſen auf dem Schnellart“ vielmal aus- und einziehen gehört, aber nie geſehen, und jedesmal als großes Getöſe, gleich einem Fuhrwerke mit Pferden und dgl. Es komme gewöhnlich eine Stunde nach eingetretener Nacht oder eine vor Tag, gerade durch ſeinen (Daums) Hof, und zwar zur Zeit bevorſtehender Kriege und Völkermärſche. So hörte er wie zu Anfang des Krieges in Schleſien 1740 „er“ vom Schnellart ab und nach Rodenſtein zog.

So bei Karls VII. Krönung 1742 und ſchon ein halb Jahr vor Anfang des ſpaniſchen Krieges 1734 und beim Ende 1735. — In einem Verhöre 1743 ſagte derſelbe, das Geiſterheer ſei, als die Franzoſen über'n Rhein gekommen, ab- und nach etwas Zeit wieder zurückgezogen. Kurz vor der Dettinger Schlacht ſei Abends in der Dämmerung ein unſichtbarer blaſender Poſtknecht den Schnellartsberg hinaufmarſchirt und folgenden Morgen wie eine Menge Reiter den Berg ab und weiter. — 1748 zeigte er an: als das letzte Volk nach Brabant marſchirte, ſei das Geiſterheer mit Reiten und Fahren durch den Hof gezogen. So noch zweimal und mit Getös von Pferden und Wagen und Peitſchenknallen, daß man es weit gehört. Daums Witwe Eliſabeth zeigte 1748 im December an, daß vor vierzehn Tagen der „Landgeiſt" vom Schnellart bei ihrem Hauſe vorbeigefahren ſei. Sie habe, vor dem Hauſe herumgehend, ein Anhauchen geſpürt und plötzlich gemerkt, daß ſie unter'm Halſe eines Pferdes ſtehe, auf dem ein Reiter ſitze. Als ſie in die Stube gelaufen, haben die drinnen geſagt, es habe dreimal an einen Pfoſten geſchlagen, daß die Fenſter zitterten, wie jedesmal, wenn der Geiſt durch den Hof ziehe. Auch Daums Sohn Joh. Peter eröffnete, der Landgeiſt ſei wirklich in der Nacht des 6. vom Rodenſtein aus und wieder in den Schnellart gezogen.

Im April 1759 zeigte die Daum an: Letzten Palmtag, etwa eine Stunde Nachts, habe es am Schnellartsberge ſehr gekracht, wie wenn man Baumäſte abhiebe, endlich habe eine mit Pferden beſpannte Kutſche langſam den Berg herab zu fahren geſchienen und ſei in der Ebene nicht durch ihren Hof, ſondern in der durch den Bach führenden Straße ſehr ſchnell fortgefahren, wie wenn man ſchnell über Steine raßle.

Am 19. Januar 1763 ſagte Joh. Hartmann von Ober-Kainsbach, letzten zweiten Chriſttag und am dritten, ehe die kaiſerlichen Truppen durchgezogen, ſei am Schnellart ein großer Lärm entſtanden, der ſich allmälig ſeinen Gütern genähert; doch habe er am Boden nichts wahrnehmen können, nur in der Luft ein Bellen vieler junger Hunde, die von Jemanden gehetzt ſchienen. Geſtern Abends haben die Seinen ihn hinausgerufen, weil am Schnellart wieder Lärm ſei; da habe er ein erſtaunlich Getöſe und Geräuſch in der Luft vernommen, welches quer über ſeine Güter vorbei zog, und diesmal, als wenn viele große Hunde zuſammen bellten und Jemand ihnen zurief: „Heu, Heu!"

Am 20. habe Johannes Weber nach acht oder neun Uhr Abends ein ſtarkes Getöſe vernommen, als führen Wagen den Berg hinauf gegen des Schnellarts Schloß, mit Pferdetraben, Räderknarren und dem Rufe: Hohn! Hohn! (Wilh. von Waldbrühl nach den amtlichen Einvernahmen, in der Zeitſchrift „Die Natur" 1857, Nr. 39.)

(838.) Nach der Sage in Dänemark liebte König Waldemar ein Mädchen von Rygen (Tovelille), trauerte über die Maßen, als ſie ſtarb, und konnte ſich auch von der Leiche nicht trennen. Dieſe folgte ihm überall, wo er

Digitized by Google

durch das Land zog. Als dies dem Hofgesinde lästig wurde, fand einer seiner Mannen einen Zauberring am Finger der Todten, von welchem diese Anziehekraft ausging (wie in der Sage vom Kaiser Karl). Als er den Ring anthat, wendete sich des Königs Leidenschaft ihm eben so zu, was dem Manne endlich den Entschluß aufnöthigte, den Ring im Gurrewalde, wenige Meilen von Helsingör, in ein Moor zu werfen. Sogleich übertrug sich des Königs Liebe auf diesen Wald, er baute darin das Gurre-Schloß und jagte dort Tag und Nacht; ja er sagte: Gott möge sein Himmelreich behalten, wenn er ihn nur immerdar im Gurrewalde jagen lasse. Jetzt reitet er jede Nacht „von Burre nach Gurre" und heißt „den flyvende Jäger" oder „den flyvende Markolfus". Wer sein Huien, Hoho-Rufen, Lärmen und Peitschenknallen vernimmt, stellt sich hinter die Bäume. Dann kommt der Jagdzug heran, voran kohlschwarze Hunde, hin- und her laufend, die Erde beschnüffelnd und die glühenden Zungen aus dem Maule hängend. Dann erscheint „Wolmar" auf „schneeweißem Rosse" in sausendem Galopp, zuweilen sein Haupt unter'm linken Arme tragend. Tritt ihm Jemand entgegen, besonders alte Leute, so befiehlt er ihnen drohend, ihm die Hunde zu halten. So läßt er sie oft stehen, oder giebt zuweilen mit einem Schusse ein Zeichen, worauf die Hunde die Bänder zerreißen und schnaubend weiter laufen. Eilt er fort, so hört man ihn die Hecken hinter sich zuschlagen, und in mehreren Gegenden des Landes, wo die Höfe eine Durchfahrt bieten, jagt er (Thüren und Schlösser springen auf) zum einen Thore ein und zum andern hinaus. Weihnachts läßt man für ihn Nachts ein Thor offen; auch über die Dächer fährt sein Zug. In Gurre gehen alte Weiber um Johannis Nachts hinaus auf die Landstraße, ihm die Hecken zu öffnen. Seine Straße heißt „Voldemars vej" (Weg) Auf Wallöe-Schloß hatte er eine Schlafstube mit zwei Betten, wo er als schwarzer Hund oft übernachtete. So an anderen Orten. Zuweilen gab er Solchen, die seine Hunde hielten, etwas, das wie Kohle aussah, aber schön roth Gold wurde; umgekehrt erhielt ein Bauer, der bei Wardingberg in Waldemars Thurme ungläubig übernachtete, um ihn zu sehen, ein Goldstück, das ihm ein Loch in die Hand brannte und als Kohle zur Erde fiel. (Pröver af Danske Folkesagn samlede af J. M. Thiele, Kiöbenh. 1817 und H. Steffens Novellen, I. Bd. 1837 S. 19.) Bei Helsingöer ist auch Hamlets Heimat und Grab. Auch er ist ein fliegender Nachtjäger, aber als Mörder, auf schwarzem Pferde. (Steffens.) Auf Fünen jagt der Palnajäger (Palnatoke?).

(839a.) Im Kanton Bern, unweit Rüti, liegt der Wald, welcher noch Burg heißt, weil auf einem einzelstehenden Hügel drin eine Burg gestanden habe, deren Bewohner Zwingherren waren. Wegen seiner Geistererscheinungen heißt er an vielen Orten Teufelsburg. Um diesen Hügel ging nach einer Rüti-Sage ein großer Hund, der „Burgmuni". Auf der Straße aber lasse sich

Digitized by Google

zuweilen ein furchtbares Geraſſel hören, welches vom Ausreiten des Burgherrn herrühre. (Stefan Schluepp in Zuberbühlers Sagenſammlung.)

(839b.) Im romantiſchen Graubünden nennt man den wilden Jäger la cavalcada nocturna, und auf den Spitzen des Berges Recon ob Vionnaz in Wallis hört man oft Nachts „die hölliſche Reiterei", welche dort herum hauſt und ſtürmt, und die nichts zu verſcheuchen vermag, als nächtliche Opfer in einer kleinen gnadenreichen Kapelle. (Kuenlin.)

(840.) Ein Bauer kam trunken Nachts aus der Stadt und hörte im Walde die wilde Jagd, die Hunde und den Ruf des Jägers. Mitten in den Weg! rief eine Stimme. Er achtete ihrer nicht und blieb. Plötzlich ſtürzte aus den Wolken der Wod, ein langer Mann auf einem Schimmel, und rief: Haſt Kräfte? Wir wollen's verſuchen. Hiermit reichte er ihm eine Kette, an welcher Beide ziehen ſollten. Damit ſchwang ſich Wod hoch in die Luft; der Bauer aber hatte die Kette um eine nahe Eiche geſchlungen, und der Jäger zerrte vergebens. Du haſt die Kette gewiß um den Baum gewunden? fragte der Wod. Der Bauer, der ſie ſchnell wieder abgelöſt, leugnete es. So mehrere Male, und der Jäger rühmte nun des Mannes Kraft und verſprach ihm Lohn, da auf dieſe Weiſe ſchon viele Männer ſein geworden ſeien. Nun bellten die Hunde, die Wagen rollten, die Roſſe wieherten und die Jagd ging an: Hallo, hallo! Wol! Wol! Der Bauer ging ſchon ſeines Weges, als plötzlich ein Hirſch aus den Höhen vor ihn ſtürzte, der Wod vom Schimmel ſprang und das Wild mit den Worten zerlegte: Blut ſollſt Du haben und ein Hintertheil dazu! — Herr, ſagte der Mann, Dein Knecht hat nicht Eimer noch Topf. — Da hieß ihn Wod den Stiefel ausziehen, goß ihn voll Blut und ſagte, er ſolle nun mit Fleiſch und Blut heim zu Weib und Kind. Der Bauer ging, fühlte aber die Bürde immer ſchwerer und ſchwerer, und fand zu Hauſe den Stiefel voll Gold und ſtatt des Hinterſtückes einen Lederbeutel voll Silber. (Liſch, Mecklenb. Jb. V, 78—80; Grimm.)

(841.) In Sachſen liebte ein reicher Fürſt Jagd und Wald in dem Grade, daß er einem Knaben, der eine Weide zu einer Schalmei geſchält, den Leib aufſchneiden und ſeine Gedärme um den Baum treiben, und einen Bauer, der auf einen Hirſch geſchoſſen, auf denſelben feſtſchmieden ließ. Zuletzt brach er ſeinen Hals auf der Jagd, und iſt nun der wilde Jäger, auf einem Schimmel reitend, deſſen Nüſtern Funken ſprühen, gerüſtet und peitſchenknallend, mit ihm zahlloſe Hunde, und rufend: Wod! Wod! Hoho! Hallo! Ordentliche Straßen meidet er, und trifft er zufällig auf einen Kreuzweg, ſo ſtürzt er mit dem Roſſe zuſammen und rafft ſich erſt jenſeits wieder auf. (E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen. I, 401—404.)

(842.) Ein Mann aus Liebsdorf im Elſaß war eines Abends ſpät auf dem Berge, welcher „der Eſel" heißt, um zu holzen, und hörte den „Nachtjäger" in den Lüften und ein Bellen und Schreien: „Husdädä, hau, hau!

Digitized by Google

hu, hau! husdädä!" über seinem Kopfe. Keck griff er in die Höhe und faßte was Lebendiges, das er mit nach Hause nahm. Hier sah er ein weißes Hündchen, das aber weder Augen noch Ohren hatte und nichts that als „winsla und grimsla". Der Mann aber wurde urplötzlich krank, mußte das Bett hüten, und als es immer schlimmer mit ihm wurde, rieth ihm Jemand, das Thierchen wieder auf den Esel tragen zu lassen. Als das geschehen war, genas er. Im Sundgau und Ober-Elsaß sagt man „das Nachtgejäg" und im Münsterthale „Pfaffengejäg". (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. 402.)

(843.) Mit Ende Octobers des „Kirmesmonates" bis Neujahr walteten im Glauben des schlesischen Landvolkes unheimliche Mächte, und nicht selten hört man um Goldberg und Hainau Nachts die Aeußerung: Machen wir, daß wir fortkommen: „Siste ni, 's kimt a Unhêmlich." Am tollsten ging es her von Allerheiligen bis Weihnacht (Vortage und Beginn der Julzeit); an der Spitze des Spukes ist der Teufel als Nachtjäger. Schon Prätorius in seiner Daemonologia Rubinzalii 1662 II erzählt, man höre im Riesengebirge nächtlich oft „Jägerruf, Hornblasen und Geräusch von wilden Thieren", dann heiße es „der Nachtjäger jagt". In Nordwestschlesien erscheint er als Reiter, in den anderen Landestheilen meist zu Fuße.

In den Dörfern um Goldberg, Schönau und Lähn war er ein „pferdefüßiger Reiter ohne Kopf, auf schnaubendem Rosse mit drei Köpfen, um ihn die unaufhörlich klaffende Meute von zwölf Hunden mit feurigen Zungen", früher alljährlich, „seit der Franzosenzeit seltener" (in Süßenbach). Ein Mann, der spät Nachts von Armeruh nach Süßenbach ging, vernahm plötzlich einen schrecklichen Lärm hinter sich, gellendes Pfeifen, Peitschenknallen, Tuten, Blasen und Gebelle, daß ihm Hören und Sehen verging. So sehr er rannte, holte ihn der Jäger doch ein, und er fühlte deutlich, wie ihm ein Pferd seinen Kopf über die eine Schulter legte und das Schnauben der Nüstern. Weiter geschah ihm jedoch nichts.

Bei Peterswalde weiß man von Geistern mit klaffenden Wunden oder den Kopf unterm Arme, die zu Fuß und Roß, umgeben von feuerspeiendem Gethiere, den Berg durchjagen.

Im Eulen- und im Riesengebirge ist er Fußgänger, ein grüner Jäger ohne Kopf, hinter sich eine Koppel klaffender scheckiger Hunde. Das Volk sagt ausdrücklich: „der Nachtjäger ist der Rübezahl".

Die Hunde sind oft nur ganz kleine sogenannte „Pimmerla", die im Zuge leicht zurückbleiben und nicht über Gräben wegkommen. Dann winseln sie erbärmlich, und wer ihnen hinüber hilft, erhält vom Nachtjäger einen Thaler. Geht man ihm nicht aus dem Wege, so schießt er auf Einen, und es entsteht eine schwere Entzündung. Einsame Wanderer hörten auch schon seinen Ruf: „Hast Du nicht einen Hasen gesehen?"

Ein Bauer war einst so keck, dem in der Luft Vorüberziehenden zuzurufen, er möge für ihn auch ein Wild schießen. Mitternachts darauf fiel ein

Digitized by Google

„Menschenviertel" (nach Andrer Mittheilung ein Hase) durch den Schornstein auf seinen Herd, was, als er die Bescheerung vergrub, dreimal wiederkehrte, bis ein Geistlicher ihn befreite. Dies Wild sind auch hier die „Puschweiblan", mit Moos bedeckte Weibchen, auch Holz- oder Rüttelweibchen. Auch hier retten sich die Verfolgten auf den Stamm eines Baumes, bei dessen Fällen der Bauer „Gôt wâls" gesprochen.

Das Gefolge sind „arme Seelen" unselig Gestorbener. Auch sie retten sich auf Baumstämme, in deren Rinde, während sie fielen, drei Kreuze gehauen worden. (Dr. Rudolf Drescher, Globus X. Bd. 1866, S. 240.)

(844.) Wenn der wilde Jäger die Riesen im Grindelwald jagt, müssen ihm die Thüren des Melkhauses auf der Scheideck offen stehen, weil die Fahrt hindurch zum Faulhorn führt. So fährt der Zwingherr auf Botenstein im Bezirke Zofingen über den Schwarzenhauser Berg und mitten durch die Scheunentenne des obern Bolihofes im Dorfe Wittwil hindurch. Der Rodensteiner nicht minder nimmt seinen Zug beharrlich durch die Scheune des Bauers Simon Daum. (Rochholz, Naturmythen, Lpzg. 1862, S. 24, 25.) Der wilde Jäger kam in Gadendorf bei Panker spät Abends durch die große Thüre in's Haus und nahm ein Brot vom Brotschragen herab, worauf er zur Seitenthüre des Hauses wieder hinaus ritt, und als er draußen den Bauer traf, sagte er ihm: Weil ich dies Brot hier bekommen habe, soll's in Deinem Hause nie dran fehlen. Das geschah. (Müllenhof, Schleswig-Holsteinische Sagen, Nr. 497. Aehnliche Durchzüge des wilden Heeres durch Wohn- und Wirthshäuser erwähnt Menzel, Odin S. 272.)

So brausen im Berner Oberlande die „Ostfrisen" durch Wald und Alp und Gaden hindurch.

(845.) Im Harz heißt es hier und da, der „wilde Jäger" mache seinen Zug alle sieben Jahre; er komme in einem Windstoße, in welchem man seine Jagdmusik vernehme. In Osterode sagt man: „Wenn's in der Nacht (dreimal) um Hilfe ruft, gehe ja Niemand hinaus, denn es ist der Pöpas (der wilde Jäger). (Harzsagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. 197.)

(846.) Auf der Straße von Huttwil nach Rorbach erblickt man links neben Rorbach einen steilen Hügel mit geringen Ueberresten einer ehemaligen Burg, jetzt „das Schlößli" genannt. Die ganze Umgegend ist öde und der Wanderer vernimmt nichts als das eintönige Rauschen der Langeten. Einst aber war es laut hier, als der Tyrann auf Rorbach mit seinen Dienern tagtäglich hinüber ritt auf den Berg jenseits seiner Burg zum Schloßherrn auf der Altburg, wo sie miteinander Anschläge machten gegen das Landvolk.

Einst wollten sie die Rorbacher zwingen, ihnen eine Brücke zu bauen über dem Dorfe hin, von einem Berge zum andern, damit sie sich ebenen Weges besuchen können. Das aber erregte einen Aufstand und beide Zwingherren wurden vertrieben. Seither ziehen die Beiden, bei jedem heftigen

Digitized by Google

Ungewitter unter Lärmen und Peitſchenknall durch die Luft von einem Berge zum andern. (Joh. Riſer aus Rorbach in Zuberbühlers Sagenſammlung.)

(847.) In England ſagt Einer in Walter Scott's Roman „Woodſtock" (10. Kap.): „Ein oder die andere Art von böſem Geiſte war immer um Woodſtock her zu finden. Da iſt kein Mann und keine Frau in der Stadt, die nicht Geſchichten von Erſcheinungen im Walde oder um das alte Schloß her gehört hätten. Zuweilen iſt es eine Koppel Hunde, die vorbeiſauſen und das Huſſaſa der Jäger und Hörnerſchall und Pferdegetrappel, das man erſt in der Ferne, dann ganz dicht in der Nähe hört, dann iſt es wieder ein einſamer Jäger, der Einen fragt, ob man ihm ſagen könne, welchen Weg der Hirſch eingeſchlagen."

Shakeſpeare in „Die luſtigen Weiber von Windſor" vierter Act, vierte Scene, erwähnt die alte Sage von dem Jäger Herne, welcher im Windſor-Walde in Winternächten allerlei Spuk verübt. Der Name Herne wird wohl derſelbe ſein mit Herla. (Oben Nr. 444.)

(848.) Auf der Nordſeite des Solothurner Dorfes Ichertswil ſtand früher ein Zwingherrenſchloß, deſſen Beſitzer ſein Weſen ſo lange trieb, bis das ſich ermannende Landvolk ihn vertrieb und die Burg in Schutt verwandelte.

In dem auf den Trümmern wachſenden Buchenwalde hielten ſich ſpäter zwölf kleine Jagdhunde auf, die Nachts durch Feld und Wald und Berg und Thal heftig bellend, bis zu den menſchlichen Wohnungen kamen. (Stefan Furrer in Zuberbühlers Sammlung.)

(849.) Vor etwas mehr als hundert Jahren hörte man ſehr oft in den oberen deutſchen Pfarreien des Kantons Freiburg, beſonders in Rechthalten, in den Schloßweiden des Herrn von Forel zwiſchen elf und zwölf Uhr Nachts den Nachtjäger mit vielen Hunden und dem üblichen Geſchrei. Antwortete man ihm, ſo näherte er ſich plötzlich und glich dann einem mausgroßen, ungeſtalteten Weſen, und die Hunde waren anfangs ſo groß als ein Manneskopf, dann rund wie Aepfel. Sparte man das Kreuzzeichen, ſo kam man ſelten ohne Backenſtreiche oder Ausſchlag davon.

In einem Maiſäß der Pfarre Montbovon, genannt la gîte (das Vorſäß) du Chasseur, hörte man oft, wenn die Jagdzeit begann, des Nachtjägers Hundegebell und Ho, Ha, Ho. Dann mußten die Sennen jene Weide verlaſſen, ſonſt blieb nichts an ſeiner Stelle, und der unholde Waidmann machte, daß die Küh nur ſchlechte Milch gaben.

Ein Küherbube, der einſt den Nachtjäger foppen wollte und aus Leibeskräften Ho, Ha, Ho! rief, erhielt unverſehens einen ſo heftigen Kolbenſtoß auf den Rücken, daß er ganz ſchwarzbraun ausſah. Auch hier heißt es, es ſei ein Reicher aus Montbovon geweſen, welcher ſeine Jagdluſt auch an Sonn- und Feiertagen nicht laſſen konnte. (Kuenlin.)

Digitized by Google

(850.) Im solothurnischen Leberberge (Jura) kam in Grenchen, wenn es rauh Wetter geben wollte, ein gespenstischer Alter vom Altwasser her, dem Eiholze zu, mager, bleich, mit kreideweißem, langem Barte und hohlen Augen, auf der Achsel ein Zwilchbündel, an dem er schwer und „bärzend" (stöhnend) trug. Am Wittibache legte er das Bündel ab, öffnete es und daraus kugelten schwarze Hündchen, jedes auf der Stirne nur ein Aug („Einauger"), die heulend den Alten umsprangen; zuletzt aus den zwei Endzöpfen des Bündels grüne Jägermännchen. Jetzt wirbelte der Alte in die Luft und fuhr mit dem Zuge auf und davon, mitten drin auf dreibeinigem schwarzen Hengste ein großer grüner Jäger, der „Schwed" (zur Erinnerung an den Einfall Bernhards von Weimar 1637 in den Jura). Der blies in's Horn zur Jagd, die unter „Utä, utä! und Hossässä! wie im Wetter unter dem Heulen der Hunde und dem Hin- und Herrennen der kleinen Jäger ihm nach dem Witi- und dem Moosbache zu, durch's „Leusemoos" und beim Bachtlebade vorbei, zum Galenwege tobte, der dort über den Jura nach Gallien geführt hat. Wer der wilden Jagd, dem Schweden, dem „Bachtlegeschrei" begegnete, blieb nur verschont, wenn er zu einer der drei ob dem Galenwege befindlichen Eichen mit Heiligenbildern flüchten konnte. Der Zug stürmte über den Berg in's jenseitige Thal. (Aus dem Leberberg, Gedichte, Sagen und Erzählungen in Solothurner Mundart von Fr. Jos. Schild, II. Bändchen, 1866, S. 57.)

(851.) Im Entlebuch der Schweiz wird jener übermüthige Spieler, der im Zorne, daß er verloren, seine Waffe gen Himmel zuckte, um Gott zu verwunden, worauf Blut heruntertropfte, als der angesehen, welcher zur Strafe als der Türst Nachts ewig über Berg und Wald hinjagen muß. (Mündliche Erzählung.)

(852.) Der „Türst", von dem man im Solothurner Gäu weiß, sei in der Heidenzeit Reichsvogt gewesen und habe beim Chapeller Born gewohnt. Seine Stallungen waren voll Rosse, er hatte hundert Hunde und für jeden eine Hundemagd. Zur Erntezeit ritt er dann mit all diesen Thieren durch die Saaten und rief: „Drei Schritt abweg!" Im Grenchner Schlosse beim Bachteler Bade wohnte seine Geliebte, und noch heute rollt er da krachend als Feuerrad über die Jurawände herab. Seit ihn der Teufel geholt hat, ist er das „Gäuthier" und muß Nachts hoppen, „huhu" rufen und damit „Hudelwetter" ankünden. (Schweiz. Unterhalt.-Bl. 1848, Nr. 36.)

Derselbe Name mit Türst ist zweifelsohne der in Will. Harrison Ainsworths Roman „Die Hexen von Lancashire" erwähnte, die Wanderer in den Gebirgschluchten von Lancashire, wo manche keltische Reste sind, Nachts schreckende, „furchtbare, zottige Dämon, Namens Hobthurst". (3. Buch, 4. Kap. Kretzschmars Uebersetzung. Leipzig 1849, 5. Bd. S. 157.) Der Name

Digitized by Google

Hob Thurſt iſt analog mit dem Begleiter und Herolde der Feen und Elfen, Hob-Goblin (in Shakeſpeares luſtigen Weibern von Windſor).

(853.) Am Weſtende des Thunerſees ſteht auf einem Hügel der Strätlingerthurm, von welchem ein Strätlinger (ſie kegelten mit goldenen Kugeln) einſt ſeinen Feind, den von Oberhofen, über den See mit einem Pfeile erſchoß, und deſſen letzter Beſitzer, als ihm die Bewohner der Gegend aufſäßig waren, dieſe durch einen unterirdiſchen Ausgang und das bekannte Verkehrtaufſchlagen der Pferdehufeiſen äffte. Dort wollen Viele einen alten Herrn im Jagdkleide und grünem Hute geſehen haben, wie er mit ſeinem Hunde um die Ringmauer wandelte. In der Tiefe liegen reiche Schätze, deren Schlüſſel an einem Holunderſtrauche hängen ſoll.

(854.) Wer in Niederöſterreich in den ſogenannten Rauchnächten Mitternachts hinausgeht auf einen Kreuzweg, die Zukunft zu ſchauen, ſieht ein weißes Roß an der Spitze eines Zuges, darf jedoch weder ihm folgen noch zurückbleiben, blos gerade vor ſich hin. Nur wer das Pferd erblickt, erfährt die Zukunft. Oft hört man in dieſen Nächten Hörnerruf, Hundegebell und Hallogeſchrei. Man nennt es die wilde Jagd und glaubt, der Bergmann, oder Wota und Frau Holke jagen um dieſe Zeit in den Lüften, die Niemand ſtören darf. Tags gewahrt man dann Blutſpuren von den erlegten Thieren. (Vernaleken. S. 23.)

Die in letzter Sage erwähnte „wilde Jägerin" kommt auch allein vor und jagt ſogar „weiße Weiber", d. h. Moos- oder Holzweibchen.

(855.) Die Häuſer des Dorfes Sukow, am öſtlichen Ende der Lewitz gelegen, ſind faſt kreisförmig um die Kirche herum gebaut worden, davon die zwölf Bauern mit ihren Wohnhäuſern faſt zwei Drittel des Kreiſes einnehmen. Geht nun ein Bauer aus ſeiner Hinterthür, ſo kommt er in ſeinen Obſtgarten; an dieſen ſtößt eine Hopfenplantage und hinter dieſer befindet ſich eine Wieſe, daran unmittelbar die Lewitz liegt.

Manche Sage von der wilden Jagd und den weißen Weibern wiſſen dieſe Bauern, und ich will erzählen, was mir davon mitgetheilt worden iſt:

Im Hauſe des jungen Warnke, rechts an der Diele, unter dem Kuhſtall, wohnten zwei unterirdiſche Weiber, die dem Dorfe ganz beſonders dadurch läſtig wurden, daß ſie ungetaufte Kinder ſtahlen und dafür ihre Wechſelbälge unterſchoben; weshalb jedes neugeborne Kind ſorgfältig bewacht wurde, und zur Nachtzeit ein brennendes Licht bei der Wiege ſtehen mußte. Auch neckten ſie gerne und auf mancherlei Weiſe die Leute.

Alle Neumond, Abends im Zwielicht, wenn Warnkes beim Abendbrot ſaßen, rief eins dieſer Weiber mit ihrer hellen Stimme: „Lehnt uns Jug'n Bruhkätel 'n bät'n!"*)

*) „Leiht uns Euren Braukeſſel ein bischen!"

Digitized by Google

Die Bauersfrau ging dann in die Küche, holte den Keſſel, ſetzte ihn auf die Diele und nach dem Abendeſſen war er verſchwunden.

Am dritten Abend, zur ſelben Stunde, rief das weiße Weib wieder: „Hieer is Jug'n Bruhkätel werra; wie bedanken uns ock."*)

Die Frau ging nun hin und ſah ihren Keſſel auf der Diele ſtehen, darin ſich dann immer einige Kannen ſchönen Biers befanden.

Eines Abends, es war im Spätherbſte, hatten Warnkes Mutter und das Dienſtmädchen in der Backkammer, welche ſich rechts am Gang bei der Hinterthür befand, eingeſäuert, um am andern Morgen zu backen. Während das Mädchen den Teig zudeckte, ging Mutter Warnke noch einmal zur Hinterthür hinaus. Als ſie eben draußen war, hörte ſie in der Lewitz das Getöſe der wilden Jagd und ſagte zu ihrer Dirne: „Doa is de oll Wäderhex Wauer all werra."**)

Kaum war ſie wieder zur Hinterthür herein, da kamen die großen und kleinen Hunde der wilden Jägerin mit ihrem „Juckjack, huuch" ihr nach, drangen in die Backkammer, fielen über den Teig her und ſchlürften, als ob ſie bei der Tranktonne wären.

Die alte Frau ſprach in ihrer Angſt zum Mädchen: „Nu fret't Düvelstüg mie all den Deeg up."***)

Zu gleicher Zeit gab die wilde Jägerin ihr Hornſignal; da ſtürzte die ganze Meute zur Thür hinaus.

Neugierig, wie Warnkes Mutter war, ſchielte ſie aus der Thür und ſah, wie hoch zu Roß die wilde Jägerin aus dem Hofthor jagte, die beiden weißen Weiber mit den Haaren zuſammengeknüpft vor ſich über dem Pferde hängend.

Seit jener Zeit ſind die weißen Weiber aus dem Warnkeſchen Hauſe verſchwunden. (Niederhöffer, Mecklenburg, III. S. 190.)

(856.) Zur Zeit als die Allmend noch unvertheilt war und alles Land gemeinſam beweidet wurde, ſeien über den ebenen, jetzt ganz mit Walde bewachſenen Eiberg eine Schaar Jünglinge aus Nieder-Bipp geſchlendert. Da habe einer aus ihnen aus Muthwillen geäußert: Das iſt ein „tufelsſchöns" Plätzli; hätten wir jetzt „tüfelsſchöne" Roſſe, ſo könnten wir „tüfelsſchön" reiten. Kaum war das ausgeſprochen, ſo ſtanden Pferde vor ihnen, ſo ſchön, wie man ſie ſchöner nicht hätte wünſchen können, und mit Zaum und Sattel, gerade als hätten ſie auf die Jünglinge gewartet. Dieſe beſannen ſich nicht lange, ſie ſaßen auf, und es waren genau ſo viel Roſſe als Reiter, keines mehr, keines weniger. Nun ging es aber ſo ſauſend und ſchnell auf und davon, daß es alle Vorſtellung übertraf. Das kam Einem von ihnen unheimlich vor,

*) „Hier iſt Euer Braukeſſel wieder; wir bedanken uns auch."

**) „Da iſt die alte Wetterhexe Wauer ſchon wieder."

***) „Nun frißt das Teufelszeug mir all den Teig auf."

Digitized by Google

er beſegnete ſich und fiel glücklicherweiſe vom Gaule, d. h. hoch herab in's Geſtrüppe, wo er ſich tüchtig zerkratzte, während die Anderen ſammt ihren Thieren verſchwanden, ohne daß man je wieder eine Spur von ihnen fand.

Auf ähnliche Weiſe ſetzten ſich einmal in Attiswil Jünglinge im Mondſcheine auf einen Beinſchlitten, der ihnen gemeinſam gehörte, um einen abſchüſſigen Feldweg hinab zu fahren. Nun habe Einer gerufen: Jetz fahret dem Tüfel zuo! Da fuhr es ab, aber nicht den Rain hinunter, ſondern aufwärts in die Luft. Auch hier beſegnete ſich der Hinterſte und ſtürzte, ohne beſchädigt zu werden, zur Erde; die Uebrigen kamen mit dem Schlitten Gott weiß wohin; wenigſtens hat nie wieder ein Menſch von ihnen gehört. (Jakob Zurlinden in Zuberbühlers handſchriftlicher Sagenſammlung, Münchenbuchſee.)

(857a.) Nach einer Iſerlohner Sage fährt zu Zeiten (12 Uhr Mittags und Mitternachts) durch den „Königsweg" (den König Witekind von Hohen Syburg aus nach Soeſt zieht) eine glühende Kutſche, mit ſechs Bären beſpannt, vom Bamberge aus und verſchwindet im Weſten der Stadt. Eine Frau, die ſich im Königswege befand, hörte einſt die Kutſche heranbrauſen und konnte nichts mehr, als ſich auf's Angeſicht niederwerfen, worauf das „hölliſche Fuhrwerk" über ſie ſchadlos hinfuhr. (Märkiſche Sagen in Wolfs Zeitſchrift f. d. Myth. II. Bd. 82.)

(857b.) Nicht zur Mittnachtſtunde, wo ſonſt die Geiſter umgehen, ſondern viel ſpäter, wo der Schlaf am tiefſten iſt, raſſelt zu Wien, daß die Fenſter klirren, der ſchwarze oder ſchwere Wagen, in dem der Teufel fährt. Man hütet ſich, an's Fenſter zu gehen, wenn man nicht vom Vorüberfahrenden eine Maulſchelle oder fünf Finger lebenslänglich der Wange eingebrannt haben will. Manchem wurde der Kopf ſo verdreht, daß das Geſicht im Nacken war oder er wurde ihm gar weggeriſſen. (Vernaleken 103—104.)

(858.) Auf dem Moosberge, Gemeinde Aarwangen im Kanton Bern, hauſten in den zwei einander gegenüberſtehenden Gebäuden, Schloß genannt, zwei feindliche Brüder, deren Haß ſo weit ging, daß ſie ſich einander im gleichen Nu erſchoſſen. Seither hörte man oft einen Knall, wie vom Schuſſe, hört man ſie im Spigwalde jagen oder ſieht ſie mit ihren weißen Pferden in der großen Kutſche zum Hofe hinein fahren. (Aarwangerſage in Zuberbühlers Sammlung.)

(859.) Vor Zeiten wohnte zu Gerzenſee im Kanton Bern ein ſteinreicher aber äußerſt habgieriger Bauer. Dieſer erfuhr einſt von einem Bettelmann, in der nahen Burgruine liege ein großer Schatz auf einem Wagen. Die Deichſel rage, Einige ſagen Nachts vor Oſtern, Andere in der Faſtnacht, unter dumpfem Rollen und winſelnden Tönen klafterlang aus dem Boden und dann könne man den Hort heben. Es bedürfe aber dann unverbrüchlichen Schweigens, und eines Paares ſchwarzer Ochſen mit noch nie gebrauchtem

Digitized by Google

Geſchirre. Auch wachſe der Schatz je um eine Kiſte Gold, ſo oft er einen ſchwarzen Bock ſchlachte. Der Geizige verſchaffte ſich und that Alles und in der beſtimmten Nacht begab er ſich mit einem Schatzgräber an Ort und Stelle, wo Schlag zwölf Uhr die Deichſel unter den angeführten Tönen hervorſchoß. Die Thiere wurden vorgeſpannt und angetrieben. Er ging ſchwer, Ruck um Ruck, und endlich kamen bereits die Vorderräder zum Vorſchein, als der Bauer ſich nicht mehr enthalten konnte zu rufen: Es geht, es geht! Urplötzlich verſank mit Krachen der Wagen in die Tiefe zurück, die Zugthiere mit ſich reißend. Der Bauer blieb ſinnlos und iſt nie wieder erwacht.

In jener Nacht aber hörte man Mitternachts Peitſchenknallen, Rufen und Poltern. (Beinahe ganz gleich die zwei Seminarzöglinge Nikl. Junker und Alb. Gaßmann, Münchenbuchſee 1859. In Zuberbühlers Sammlung.)

(860.) Einſt ſchritt an einem Feiertage nach eingebrochener Nacht ein Kloſterherr zu Neuſtadt von Rothenfels am Maine her ſeinem Kloſter zu. Plötzlich vernahm er von Würzburg her luſtigen Hörnerſchall näher kommend und über den Strom her nahte ein glänzender Zug, voraus reitende Jäger mit klingenden Hörnern, dann ſtattliche Geiſtliche und Ritter hoch zu Roſſe, den Jagdſpeer in der Fauſt, hierauf Karoſſen mit ſchönen Frauen und ſchließlich ein großer Troß mit Jagdgeräthen und Bracken an der Leine. Der Jagdzug ſchwebte, ohne Boden oder Waſſer zu berühren, an dem Staunenden vorüber und verlor ſich im Kloſterwalde.

So ſah er es ein Jahr ſpäter an demſelben Tage wieder, und vernahm, eine Jagdgeſellſchaft aus Würzburg habe in früherer Zeit ſich ſelbſt am Feiertage das Waldvergnügen nicht verſagen können, und übe nun nach dem Tode die Geiſterjagd im Neuſtadter Forſte fort. (Herrlein, Die Sagen des Speſſarts.)

(861.) Wenn am Himmel ſich Wolken aufthürmen und Gott das Land wäſſern will, ſo fahren aus den Trümmern der Burg Reifenſtein (Baſelland, Schweiz) hoch zum Sternenzelt Fräulein und Ritter in feurigen ſechsſpännigen Wagen. Da glänzt und glitzert und funkelt Alles wie Edelgeſtein. Aber ſie ziehen nicht in die Gefilde des Himmels. Eine Zeitlang fahren ſie um das unbegrenzte Himmelsgewölbe und kehren dann wieder in die Burgruine zurück. (Lenggenhager, Schlöſſer und Burgen in Baſelland, Lieſtal 1848, S. 203.)

(862.) Im „Feengarten", einer Maſſe unbehauener Felsſtücke beim Kromlech auf dem Langenberg im Breuſchthale, erſcheint zuweilen Nachts eine Schaar weißgekleideter Jungfrauen, Feen, die einen Reigen tanzen. Manchmal kommt vom entgegengeſetzten Berge ein Wagen mit feurigen Roſſen durch die Luft und alſobald verſchwinden die Jungfrauen. Eine von ihnen ſteige in's Thal hinab, in der Kirche von Haslach zu beten. Sobald ſie ihren Weg zum Berge wieder antritt, verſchwindet der Wagen bei ihrem Anblicke, der indeſſen den Ort im Kreiſe

Digitized by Google

umfahren hatte, und die weißen Jungfrauen erſcheinen wieder. (A. Stöber, d. S. d. E.)

(863.) Auf den Scheibenfeldern unfern Nickelsdorf ſieht man Nachts eine Kutſche angefahren kommen, vor der der Sturmwind tobend einherſauſt. Auf dem hohen Bocke ſitzt der Kutſcher ohne Kopf; manchmal lenkt er vier Rappen, manchmal kommt die Kutſche aber auch ohne alles Geſpann daher. Einer ſah ſich von der mit ſchwarzem Flor behangenen Kutſche, ſo ſehr er ſich auch auf die Seite drücken mochte, noch an den Kleidern geſtreift; dann ging's immer querfeld über die ſteilen und hohen Raine den Tauchlitzer Abhang hinunter, bis endlich Alles unter furchtbarem Gepolter in die dortige Lehmgrube geſtürzt und verſchwunden iſt. (Eiſel, Voigtl. S. 106.)

(864.) Es war in der Neujahrsnacht, als ein Mann von Köſtritz nach dem Dürrenberg hinaufging. Wie nun die Allee daher ein Wagen auf ihn zukommt und er verwundert ſtehen bleibt, um zu ſehen, wer doch ſo ſpät in der Nacht noch hier zu fahren habe, hält der Kutſcher an und fragt, ob er nicht ein paar Speichen in das Rad machen wolle, dasſelbe ſei zerbrochen. Holz und eine Axt waren zu Handen und der Mann iſt auch bereit, der d'rin ſitzenden vornehmen Herrſchaft dieſen Dienſt zu erweiſen. Wie er fertig iſt, wird er bedeutet, zum Lohne die abgefallenen Holzſpäne an ſich zu nehmen. Er dachte zwar, daß er etwas mehr verdient hätte, und wollte ſchon gehen, ohne davon einzuſtecken, als ihm einfällt, doch bei Tage nachzuſehen, was für Holz es geweſen. Er nimmt denn um deswillen einige Späne an ſich, die ſich am andern Morgen auch noch in ſeiner Taſche vorfanden; es waren aber ebenſoviele Goldſtücke, während diejenigen, die er hatte liegen laſſen, in einen Haufen Steine ſich verwandelt hatten. (Ebendaſ. S. 108.)

(865.) Ein Edelknecht wird von dem heimtückiſchen Schloßvogte auf ein entferntes Schloß ſeines Herrn geſchickt, mit dem Auftrage, bei Todesſtrafe vor Sonnenuntergang zurückzukehren. Der Edelknecht begiebt ſich traurig auf den Weg, obwohl er weiß, daß der Auftrag unausführbar iſt. Im Walde trifft er auf einen ſchwarzen, mit ſchwarzen Roſſen beſpannten Wagen und in dem Wagen ſitzt ein weißer Herr, der fragt ihn nach der Urſache ſeines Kummers, und als er dieſe erfahren, nimmt er ihn zu ſich auf den Wagen, knallt furchtbar mit der Peitſche, die Roſſe ſchnauben und der Wagen ſauſt über die Wipfel der Bäume, daß dem Jünglinge Hören und Sehen vergeht. Zu Mittag iſt er in dem Schloſſe ſeines Herrn. Nachdem er dort den Auftrag des Vogts ausgerichtet, geht die Fahrt wieder zurück. Als die Sonne untergeht, ſieht der Vogt zum Fenſter hinaus, ein furchtbarer Peitſchenſchlag und ein Wagen mit vier weißen Roſſen fährt über die Zugbrücke, auf demſelben der Edelknecht. Abermals knallt nun der Fuhrmann mit der Peitſche und in demſelben Augenblicke ſinkt der Schloßvogt todt zu Boden. (Grohmann, Böhmen S. 98.)

Digitized by Google

(866.) In einem Thale bei Bunzlau wohnte vor vielen Jahren ein wilder Herr, deſſen größte Luſt es war, den Leuten zu ſchaden. Als er alt geworden war und nicht mehr gehen konnte, ließ er ſich einen goldenen Wagen bauen. Mit dem fuhr er nun rings in der Gegend herum und verwüſtete alle Felder. Eines Tages fuhr er über einen Weg, worauf drei Knäblein ſaßen. Unbekümmert um das Geſchrei der herbeieilenden Eltern, jagte er über die unſchuldigen Weſen fort. Da zuckte plötzlich aus heiterm Himmel ein Blitz herab und ſchlug den Mann mit dem goldenen Wagen tief in den Boden hinein. Alle neun Jahre nun ſtieg er einmal, und zwar in der Walburgisnacht, aus der Erde heraus und umfuhr um Mitternacht ſein ehemaliges Beſitzthum. Sein Wagen war aber rothglühend und überall, wo er vorbeikam, verſengte er Gras und Getreide. Schon vor vielen Jahren wagten vier Bauern den Verſuch, den Ritter zu erlöſen. Sie waren auch faſt am Ziele; nach zahlreichen Beſchwörungen kam der Wagen herauf und man wollte ihn eben mit dem Blute einer ſchwarzen Henne beſpritzen, als einer der Bauern „Herr Jeſus!“ ausrief und ſogleich fuhr der Wagen mit fürchterlichem Krache in die Erde zurück und zog die Bauern nach ſich. (Ebendaſ. S. 99)

(867.) In der Zeit, als die heidniſchen Wenden noch Mecklenburg bewohnten, verehrten ſie die Siwa, die Göttin der Fruchtbarkeit, hauptſächlich an dem Orte, wo jetzt die Stadt Schwaan liegt, welche von dieſer Gottheit ihren Namen führt und noch in alten Urkunden Siwan heißt. Auf der einen Seite fließt die Warnow in ihrem breiten Wieſenbett vorüber, an der andern Seite liegt der Krützenſee.

Alljährlich um die Zeit der Sommerſonnenwende umfährt in ſtiller Nacht ein Wagen dieſen See dreimal in immer weiteren Kreiſen und lenkt dann in die Mitte des Sees, in deſſen Tiefe er verſchwindet. Die Spuren der Räder ſieht man am nächſten Morgen deutlich am Ufer des Sees.*) Jede Nacht aber entſteigt dieſem Krützenſee ein Hammel oder ein Schafbock und nimmt ſeinen Weg nach der Warnow an der Teufelskuhle, einer ſumpfigen, grundloſen Stelle, unweit des Weges von Schwaan nach Roſtock vorbei; in der Warnow aber verſchwindet er.

In alter Zeit iſt in dieſe Teufelskuhle ein Fuhrwerk mit vier ſchwarzen Pferden nebſt dem Fuhrmann, welcher des Nachts ſich von der Landſtraße

---

*) Dieſe Sage erinnert an das, was Tacitus über die Verehrung der Göttin Nerthus — Mutter Erde — bei den früheren Germanen des nördlichen Deutſchlands erzählt, daß dieſe Göttin nämlich zu gewiſſen Zeiten in einem verdeckten, von Kühen gezogenen Wagen, den nur der Prieſter berühren durfte, die Länder beſuchte, in denen dann Friede und Freude herrſchte; daß aber nach ihrer Rückkehr der Wagen nebſt Zubehör in einem verborgenen See von Sklaven gewaſchen wurde, welche letzteren dann der See verſchlang.

Digitized by Google

verirrt hatte, hineingerathen und darin umgekommen. Seitdem macht dieſes Fuhrwerk allnächtlich dieſelbe Fahrt.

Einſt kam ein Schwaaner Schuhmacher aus Roſtock des Weges, hatte ſich aber etwas verſpätet, und da es dunkel geworden war, hörte er einen Wagen hinter ſich kommen. Er ſtand ſtill und als das Fuhrwerk ihn eingeholt hatte, bat er den Kutſcher, ihn mitzunehmen. Dieſer erlaubte es ihm, hinten aufzuſteigen, machte es ihm aber zur Bedingung, ſogleich hinabzuſpringen, wenn er flöten würde.

Die Fahrt ging mit den vier munteren ſchwarzen Pferden raſch von Statten. Plötzlich gab der Kutſcher das verabredete Zeichen; der Schuſter ſprang vom Wagen und ſtand dicht vor der Teufelskuhle, in welche das Fuhrwerk hineinſtürzte und verſchwand. (Niederhöffer, Mecklenburg III. S. 62.)

(868.) Wer ſich in gewiſſen Nächten (glaubte man in der Kinderzeit des Sammlers und erzählte damals ſein Vater) an Kreuzwegen, „wo Brut und Bohr" (Braut und Bahre) vorbei müſſen, hinſtellte, konnte die Muſik des ſogenannten Nachtvolkes hören und lernen. Er darf jedoch keinen Laut von ſich geben, komme da was will. Einſt wagte das Einer und ſah die ſeltſamſten Geſtalten, auch Vater, Mutter und Geſchwiſter vorbeiziehen. Hinten nach wankte ein alter lahmer Geiger und rief, als er beim Lauſcher anlangte: „öuw überchummi ſchu noh" (Euch bekomme ich ſchon noch). Da platzte der Zuſchauer mit den unbedachten Worten heraus; „a Drägg überchunſcht" (einen Dr. bekommſt du), erhielt aber Ohrfeigen von des Alten Geige und Alles verſchwand.

Ganz ſo hörten zu Soden im Aſchaffthale des Speſſarts Schatzgrabende, die ſich Mitternachts auf eine angegebene Stelle begeben, dort gegraben und bereits geglaubt hatten, auf eine Truhe zu ſtoßen, plötzlich Hufſchläge und ſahen einen Reitertrupp auf ſich zuſprengen. Sie ſchwiegen, bis hinten nach noch Einer geritten kam, aber auf einem Beſen, ein altes ſchlotterndes Männlein, und ſie um den Weg fragte, den die Reitenden eingeſchlagen; ſie gaben keine Antwort, worauf das Männlein ſie ſchimpfte und ebenfalls rief: „Die Reiter hol' ich doch ein!" Nun konnte ſich Einer der Schatzgräber nicht enthalten, hellauf zu lachen und (etwas feiner als der unſerige) zu rufen: „Ja, blaſen!" Klatſch, hatte er eine ungeheure Ohrfeige, und Schatz und Alles war verſchwunden. Der Berg, wo dies geſchah, heißt noch: „Der Teufelsritt". (Herrlein, Sagen des Speſſarts.)

(869.) Die Brüder Ruedo aus der Pfarre Rechthalten im Kanton Freiburg kehrten einſt benebelt aus Ueberſtorf heim. Auf der Almend von Brünisried hörten ſie in merklicher Entfernung eine Nachtmuſik wie von Geigen und Pfeifen; Peter, der ältere, jauchzte und tanzte, Chriſten, der jüngere, fürchtete ſich und ſchalt Petern wegen ſeines Leichtſinnes. Die Muſik flog rauſchend über ihre Köpfe, aber ohne daß ſie Spielleute oder ſonſt irgend was geſehen hatten. (Kuenlin.)

Digitized by Google

(870.) Auf dem isolirten Hügel „Thiergget" (Thiergarten?) unterhalb Mels, wo zuweilen das ehemalige Landgericht sich versammelte, bildeten sich früher an schönen Abenden geisterhafte Zirkel und hörte man eine geheimnißvolle Musik, so daß der Horcher den Weg verlor. (Sarganser- und Melserſage.)

(Vergl. Grimms Sagen 171. 172. 277. 278. 308—312.)

III. Die Nachtfrau und ihr Gefolge.

Dem männlichen Princip in der Welt des Seins, als dem Himmel, stand auch bei den alten Deutschen das weibliche als Erde gegenüber. Die Erde, die Quelle aller Fruchtbarkeit, war ihnen die Mutter aller Wesen; ihrem Schoße entsprang was lebte und webte. Bei der Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit ihres Wesens haben sich, wie aus dem Himmel mehrere Götter, aus ihr mehrere Göttinnen entwickelt. Simrock, dem wir uns hier aus voller Ueberzeugung anschließen, und im Wesentlichen auch der Sammler unserer Sagen, nehmen an, daß die spätere Göttin der Unterwelt, Hel (goth. Halja, althochd. Hellia, mittelhochd. Helle, neuhochd. Hölle, von hilan, verhehlen), die „verborgen wirkende Mutter alles Lebens", die Quelle sei, aus welcher alle weiblichen Gottheiten der Deutschen entsprungen sind. Wie Alles aus ihr hervorgegangen, so muß auch Alles zu ihr, der gemeinsamen Mutter, zurückkehren; daher sie, wie die Göttin des Lebens, so auch die des Todes, im wohlthätigen wie im schreckenden Sinne ist, aber mit der Zeit, als die verschiedenen Seiten ihres Wesens auseinander fielen, unter ihrem ältesten Namen nur die letztgenannte Seite, als Herrin der furchtbaren Unterwelt, bewahrte, so daß die jüngere Edda von ihr die schauerlich-prächtige Schilderung machen konnte: ihr Saal heißt Elend, Hunger ihre Schüssel, Gier ihr Messer, Träg ihr Knecht, Langsam ihre Magd, Einsturz ihre Schwelle, ihr Bette Kümmerniß und ihr Vorhang dräuendes Unheil.*)

*) An dieses Bild, wie auch an Odins Jagd und sein Roß, an den Höllenhund und an die Hähne der Götterdämmerung erinnern folgende Volksreime:

Aus welcher Gegend kommt Ihr?
Von Sonnenaufgang.
Wohin gedenkt Ihr?
Nach Sonnenniedergang.

Digitized by Google

So wurde in dieſer ihrer Auffaſſung halb ſchwarz, halb menſchenfarbig gedacht, was wohl die beiden urſprünglichen Seiten ihres Weſens, die freundliche und die ſchreckliche, oder die Herrſchaft über Leben und Tod, über Belohnung und Strafe bedeutet. Dieſe Doppelfarbe tragen auch häufig in der Sage verwünſchte Jungfrauen, und beinahe regelmäßig eine der drei Spinnerinnen oder Nornen (oben Nr. 705). Auch ſpalten ſich die Farben in zwei Geſtalten, in eine weiße und eine ſchwarze Frau, welche in freundlicher und feindlicher Weiſe auf des Menſchen Leben einwirken. In vielen Märchen

---

In welches Reich?
In die Heimat.
Wo iſt die?
Hundert Meilen in's Land hinein.
Wie heißeſt Du?
Springinsfeld
grüßt mich die Welt,
Ehrenwerth
heißt mein Schwert,
Zeitvertreib
nennt ſich mein Weib.
Spät-es-tagt
ruft ſie die Magd,
Schlecht und recht
nennt ſich der Knecht,
Sauſewind
tauft ich mein Kind,
Knochenfaul
ſchalt ich den Gaul,
Sporenklang
heißt ſein Gang,
Höllenſchlund
lock' ich den Hund,
Wettermann
heißt mein Hahn,
Hupfinsſtroh
heißt mein Floh.
Nun kennſt Du mich mit Weib und Kind
und allem meinem Hausgeſind.
(Volkspilgerlied bei Muſäus, Märchen V, 130)

werden dieſelben zu der guten verſtorbenen Mutter und der böſen Stiefmutter, und ihr Wirken ſpiegelt ſich in der belohnten Tochter der erſtern und der beſtraften der zweiten. (Goldmarie und Pechmarie und viele ähnliche in Schweden und Norwegen.) Es ſind die obere und die untere Erdgöttin, die der Vegetation und die des Todtenreichs, wie ſie z. B. auch in den ſemitiſchen Religionen Phönikiens und Aſſyriens ihre Rolle ſpielen. (Hierüber der Anhang: Die Höllenfahrt Iſtars.) Zu den Vervielfältigungen Hels gehören auch die „neun Mütter" Heimdals, d. h. die neun Welten des Nordens, als Mütter des jungen Sonnengottes (oben S. 21).

Hel iſt alſo die Göttermutter, und zwar ohne Zweifel jene, welche nach Tacitus (Germ. 45) die ſuebiſchen Aeſtyer an der Oſtſee verehrten und als deren Symbol ſie Eberbilder (formas aprorum) trugen, durch welche ſie ſich im Kampfe geſichert glaubten (die Namen „Helm" und „Held" ſind daher offenbar mit Hel verwandt), indem ſie damit den Feind zu ſchrecken meinten. Von anderen ſuebiſchen Stämmen weiß Tacitus (Germ. 40), daß ſie die „Mutter Erde", und zwar unter dem Namen Nerthus verehrten (welcher Name bekanntlich in Folge falſcher Schreibweiſe in des Beatus Rhenanus Ausgabe der Germania von 1533 bis in die neueſte Zeit und bei Unkundigen noch jetzt mit dem in keiner Quelle vorfindlichen Hertha vertauſcht wurde und wird, aber auch in obiger Form ſchwerlich echt iſt [Mannhardt, Baumcultus S. 570 ff.]). Auf einer Inſel des Weltmeeres*) wurde der Nerthus verhüllter Wagen in einem heiligen Hain verwahrt und bei ihrer angeblichen Gegenwart von Rindern im ganzen Gebiete ihrer Verehrung herum gezogen, wo dann Freude und Friede herrſchten. Dann wurden Wagen und Verhüllung und wie das Volk glaubte auch die Göttin ſelbſt im heiligen See gebadet, die dabei Dienenden aber ertränkt, d. h. ihr geopfert. Ganz Aehnliches geſchah bei dem Cult der phrygiſchen „Mutter Erde", Reia oder Kybele (Mannhardt, Baumcultus S. 573 ff.) und geſchieht

*) Nach Maack (Germania IV. Bd.) der früher vom Feſtlande losgeriſſene und mit Fehmern verbundene nordöſtliche Theil von Holſtein (um den See von Siggen).

Digitized by Google

noch jetzt bei Frühlings- und Erntegebräuchen des Landvolkes (ebendaſelbſt S. 581 ff.).

Es kann nicht zweifelhaft ſein, daß jene „Göttermutter“ und dieſe „Mutter Erde“ zuſammenfallen. Auch der Gott Freyr, dem der Eber heilig war (oben S. 161), zog im Frühling auf einem Wagen durch das Land, und ſeine Schweſter Freya irrte umher, um ihren Gatten zu ſuchen (Gylfaginning 35). Beider Vater hieß Njördhr, welcher Name mit „Nerthus“ offenbar verwandt iſt und daher wahrſcheinlich (wie Freyr und Freyja) urſprünglich ein Geſchwiſterpaar bezeichnete, das aber unter ſich vermählt war und jene ähnlich heißenden Kinder zeugte. (Tacitus nennt den Gatten, die Edda die Gattin nicht; aber Loki wirft dem Njördhr, Oegisdrecka 36, vor, mit der eigenen Schweſter den Freyr erzeugt zu haben.) Der Name der Nerthus iſt auch erhalten in Jördh, der Gattin Odins und Mutter Thors, welche aber eine ſpätere Fiction iſt, weil Thor urſprünglich nicht Odins Sohn, ſondern ein älterer Gott war. Unter den Aſinen galt Frigg als Odins Gattin; ſie war alſo die neue Erdgöttin, auf welche die wichtigſte von Hels Eigenſchaften übergegangen. Mit Recht halten Simrock (D. M. S. 326 ff) und Henne (der Sammler der Sagen), Grimm gegenüber, daran feſt, daß Frigg und Freyja urſprünglich ebenſo Eines ſind, wie Odin und Freyjas Gatte Odhur, daher auch die Oberpfälzer Sage von Wond (Wodan) und Freid ganz dasſelbe erzählt, was die ſkandinaviſche Sage von Odhur und Freyja, und nach der Edda die Gefallenen zwiſchen Odin und Freyja getheilt werden. Auch iſt Letztere die Hebe der Aſen, was nach germaniſchen Begriffen nur die Hausfrau ſein kann. Die Longobarden (Paulus Diakonus) nannten die Gattin „Gwodans“, „Frea“. Frigg und Freyja ſind alſo die ſpätere Spaltung einer Perſon (auch Saxo verwechſelte ſie); die ernſtere und die heiterere Seite der Erdgöttin ſind in beiden auseinander gehalten.

Ein Beiname Freyjas in der Edda heißt Gefn, was ſpäter zu dem Namen einer beſondern Göttin Gefion wurde, welche wie Hel die Seelen der Verſtorbenen aufnahm, wie Nerthus mit Ochſen fuhr, mit dieſen Land vom Feſtlande als Inſel (Seeland) abpflügte

Digitized by Google

(oben Nr. 777, nach Gylfaginning 1), und welcher wie der Freyja buhlerische Vergehen nachgesagt wurden.

Weitere Vervielfältigungen der Göttermutter und Erdgöttin Hel sind die Nornen und die Walküren, bei welchen ihre Kennzeichen sich stets wiederholen, welche aber zugleich diejenigen von Mondgöttinnen angenommen haben. Unter den Namen der Walküren erscheint stets Hilde, was augenscheinlich auf Hel zurückführt, und zwar um so mehr, als in manchen Volkssagen Held eine verwünschte Jungfrau heißt (ostschweizerisch heißt die Hölle „Held", mittelschweizerisch „Hell"). Die Walküre Hilde hat in Vielem auffallende Züge Freyjas (Simrock a. a. O. S. 348 f.), und unter ihrem spätern Namen Brynhild, solche Friggs (siehe in der Edda: Sigrdrifumal 4 und Helreidh 8, verglichen mit der Einleitung zu Grimnismal; beide, Frigg und Brynhild, sind dort Beschützerinnen eines Agnar). Brynhilds göttlicher Charakter erhellt auch daraus, daß im Mittelhochdeutschen und in den Niederlanden die Milchstraße Vronelden-straet (Frau Hilden- oder Brunhildenstraße) heißt. Ebendort heißt eine mythische Persönlichkeit, welche das Spinnen begünstigt, Verelde, in Niedersachsen Ver Hellen, in Schleswig-Holstein Ver Wellen, Alles Variationen von „Frau Hilde". Aus diesem Namen machte nach Grimm der mittelalterliche Verfasser des lateinischen Gedichtes Reinardus eine Pharaildis, Farahild, wie nach seinem Berichte*) Herodias seit ihrem Tode hieß, d. h. eigentlich Salome, Tochter des Herodes und der Herodias, die Urheberin der Enthauptung Johannes des Täufers, welche der Aberglaube des Mittelalters an die Spitze des wilden Heeres stellte, bisweilen auch die antike Artemis (Diana). Da letztere die ausgesprochenste Mondgöttin ist, so erhellt, daß wir es hier mit einer Anzahl verschiedenartig scheinender und doch zusammengehörender Personificationen zu thun haben. Die gespenstisch wandelnden Frauengestalten sind alle die weiblichen Ergänzungen zum höchsten Gotte, welcher Himmels-, Sonnen- und Tagesgott ist.

---

*) Schon vor ihm (1139—1164) wird sie genannt von Burchard von Worms († 1024), und noch früher vom Bischof Ratherius zu Verona († 974).

Digitized by Google

Dem Himmel steht gegenüber die Erde,
„ Tag „ „ „ Nacht,
„ Sonnengott „ „ „ Mondgöttin.

Die nächtliche Göttin wechselt daher in ihren Bezügen auf Erde, Nacht und Mond.

Man fabelte, daß der dritte Theil der Menschen der Nachtfrau gehöre, ohne Zweifel, weil in der Regel der dritte Theil der Zeit (acht Stunden) dem Schlafe gewidmet ist (wie der Freyja die Hälfte, weil Tag und Nacht im Ganzen gleich vertheilt sind), und daß dieser Theil der Menschheit, was offenbar auf die fantastischen Situationen der Träume hindeutet, die Nacht mit ihr auf Bäumen zubringe. Beinahe das Nämliche wurde in Frankreich von der Dame Habonde (lat. Domina Abundia) gesagt, einem Dämon, der Nachts in die Häuser und Keller einfalle und von Allem zehre, was zu finden ist, ohne daß es deshalb abnehme, an welchem gespenstigen Treiben der dritte Theil aller Menschenkinder theilnehme (Bischof Wilhelm von Auvergne und der Roman von der Rose). Denselben Namen (Abundantia) hat die Asin Fulla; sollte das Ganze eine mißverstandene Auslegung vom Begriffe des vollen Mondes sein? (Simrock D. M. S. 353.) — Auf diese nächtlichen Gestalten und Fahrten bezieht sich, was (in Laßbergs Liedersaal III. S. 10) eine leichtfertige Frau sagt, welche außer dem Hause ihren Buhlen besuchen möchte:

Ich muß uz farn
mit der nacht frawen,
da muß ich beschawen
baidi not und arbeit.

Ganz dasselbe nun, was von Farahild und Abundia im Mittelalter geglaubt wurde, nämlich geheimnißvolles nächtliches Umherziehen, berichtet die deutsche Volkssage verschiedener Gegenden von der Frau Holle oder Holda, auch Hulda, welche Namen an Hel und Hilde erinnern und offenbar dasselbe sind.

Hulda ist eine freundliche Göttin in der Volkssage und bedeutet „Frau", wie Holde, Helden „Männer" bedeutete. In Burchard von Worms Sammlung der Decrete (Köln 1548) steht die Frage: „Credidisti ut aliqua femina sit, quae hoc facere possit, quod

quaedam a diabolo deceptae se affirmant necessario et ex praecepto facere debere, i. e. cum daemonum turba in similitudinem mulierum transformata, quam vulgaris stultitia Holdam vocat, certis noctibus equitare debere super quasdam bestias, et in eorum se consortio annumeratam esse.“ Sie iſt den guten Menſchen geneigt und faſt in ganz Norddeutſchland bekannt. Schneit es, ſo macht ſie ihr Bett, daß die Federn fliegen (die Erde im Winter). Zur Mittagsſtunde ſieht man ſie als ſchöne weiße Frau in See und Brunnen baden und verſchwinden. Ihr nachgehend, kann man in ihre Wohnung gelangen. Sie fährt auf einem Wagen, aber (als Mond) auch ſchreckhaft durch die Lüfte mit dem wüthenden Heere. Hexen ſind ihre Geſellſchaft, und „Hollefahren“ heißt in Oberheſſen Hexenfahrt. Dann iſt ſie langnaſig, großzahnig, alt, ſtrupphaarig. Man ſchreckt Kinder mit ihr. Ein Unordentlicher, Ungekämmter „iſt mit der Holle gefahren“.

Holla iſt als Mondgöttin Spinnerin und liebt Flachs und Hanf und Arbeit. Fleißigen Dirnen ſchenkt ſie Spindeln und ſpinnt ihnen Nachts die Spule voll. Faulen brennt ſie den Rocken an oder beſchmutzt ihn. Kehrt ſie um Weihnachten in's Land, ſo werden alle Rocken reichlich angelegt und für ſie ſtehen gelaſſen; kehrt ſie Faſtnachts heim, muß Alles abgeſponnen ſein und man verſteckt die Rocken vor ihr. Trifft ſie Alles, wie ſich's gebührt, ſo ſegnet ſie. Wenn Faſtnachts geſponnen wird, mißräth der Flachs; die Spinnräder werden daher verſteckt. Den „Samstag der Hulla“ wird auf der Rhön keine ländliche Arbeit verrichtet, wie im Norden von Jultag bis Neujahr weder Rad noch Winde ſich drehte.

Dieſe häusliche Idee ging auch über auf Odins Gattin Frigg. Orions Gürtel hieß „Friggs Rocken“, wie ſpäter „Marienrocken“.

Norwegen und Schweden kannten eine Berg- und Waldfrau Hull, Huldra, die ſie (es iſt der wechſelnde Mond) bald jung und ſchön, bald alt und finſter dachten. Im blauen Kleid und weißen Schleier naht ſie ſich den Weideplätzen und den Tänzen, an denen ſie theilnimmt; ſie hat indeſſen einen Schweif, den ſie ſorgſam zu verbergen ſucht. Nach Einigen iſt ſie vorne ſchön, hinten

Digitized by Google

häßlich. Sie liebt Muſik und Geſang; ihr Lied aber iſt ſchwermüthig und heißt „Huldreſlaat“. In den Wäldern iſt ſie grau gekleidet, alt, an der Spitze ihrer Heerde, den Melkeimer in der Hand. Sie ſoll den Menſchen ungetaufte Kinder forttragen. Oft erſcheint ſie als Herrin der Berggeiſter, des „Huldenvolkes“ (auf Island „Huldufolk, Huldumenn“).

Im Oberinnthal iſt Hulda die Königin der Saligenfräulein, mit denen ſie in unterirdiſchen Prachtgemächern der Gletſcher wohnt. (Wolfs Zeitſchr. f. d. Myth. II. S. 343. 354. Alpenburg S. 3.)

Luther überſetzte die hebräiſche Prophetin Chuledda oder Chulda mit Hulda.

Wie Frau Holle bis in's Voigtland, über die Rhön hinaus im nördlichen Franken, in der Wetterau bis zum Weſterwald und aus Thüringen in das angrenzende Niederſachſen und dann in den höchſten Norden reicht, aber in Friesland, Nordſachſen, Schwaben, Baiern, Oeſterreich und der Schweiz unbekannt iſt (Grimm), ſo kennen dieſe Länder die Berchta (in Thüringen und Franken beide Namen). Daß ſie jedoch auch das Volk als ein und dasſelbe Weſen anſieht, zeigt der Doppelname Hilde-Berta, entſtellt „wilde Berta“, und Brech-Höldere, womit man in Schwaben unartige Kinder ſchreckt und ſich darunter ein alt häßlich Weib denkt. (Meier und Grimm.)

Auch ſie hält ihren Umgang in den zwölf Nächten zwiſchen Weihnachten und Dreikönigen, wo ihr Tag gefeiert wird (in Luzern, Zürich, Aargau iſt der 2. Januar oder, falls Neujahr Samstags iſt, der 3. der „Berchtelis-, Bergelistag, urkundlich St. Berchtentag“, und wurde früher von den Zünften mit einem Eſſen, vom Volke mit Lärm, Schellen, wilder Muſik („Berzelen“) gefeiert. Im Elſaß liefen Knaben und Handwerksgeſellen zur Weihnachtzeit von Haus zu Haus („Bechten“), und im Salzburgiſchen 100—200 Burſchen („Berchten“) bei hellem Tage verkleidet und mit Peitſchen und Kuhglocken umher, ſo auch im Pinzgau, im Gaſteinthale durch's ganze Thal („Berchtenlaufen, Prechtenſpringen“). Auch ſie führt die Aufſicht über das Spinnen. Dem Mädchen, das den letzten Tag im Jahre ſeinen Rocken nicht abſpinnt, heißt es im Saalfeldiſchen, beſchmutzt ihn das

Digitized by Google

zottige Ungeheuer „Bergda“. An ihrem Feſte iſt die althergebrachte Speiſe Brei und Fiſche, Faſtenſpeiſe. In Saalfeld beſchloß man den letzten Jahrestag mit Knödel und Häringen. Fehlte man dagegen, ſo „ſchnitt einem Berchta den Leib auf, füllte ihn mit Häckerling und nähte ihn mit einer Pflugſchar mittels eiſerner Kette zu“.*)

In Italien wurde Berchta aus Epiphania zur Fee Befana, einer Tänzerin, mit welcher man Kinder ſchreckt. Sie iſt die Berekynthia, deren Bildſäule in Autun Gregor von Tours (de gloria confessorum), wie ihres Wagens erwähnt, der pro salvatione agrorum et vinearum mit dem Bilde durch Ochſen herumgeführt wurde, vor ihr her Muſik und Geſang. Ja es deutet darauf ſchon die Weberin Arachne bei Ovid (Met. VI, 5).

In Eſchenloh bei Partenkirch in Oberbaiern gingen Weiber, „Berchten“, meiſt drei, in alten Mannskleidern und vermummt (eine am Gürtel eine Kette, eine mit der Ofengabel, eine mit dem Beſen), in die Häuſer, wo ſie lärmten und dann Birnen, Brod und Nudeln bekamen. Zu Holzberndorf in Mittelfranken ſtellten ſonſt junge Leute die „Eiſenberta“ (andernorts eiſerne Berta, Iſanberchta) in einer Kuhhaut mit Hörnern vor, Aepfel, Birnen, Nüſſe und eine Ruthe tragend und von Haus zu Hauſe die Kinder lohnend oder ſtrafend. (Panzer.)

Wie unter'm Namen Hulda und Werra, iſt ſie Nachts in Begleitung, und zwar der Heimchen, kleiner Kinderweſen (nach manchen Sagen: ungeborener Kinder, weil die Kinder vom Himmel, von den

---

*) Im Voigtlande that dasſelbe die „Werre“, die Reineſius (geb. 1587, † 1667) ſchildert: „Furibundam, silvescente coma, facie lurida, cetero habitu terribilem, cum comitatu Maenadum Werram“ (wilde Jagd). Witte ſagt um 15 0: „Nam in hodiernum diem domini nativitatem et epiphaniam dicere solent Browe Here Blughet“ („Schweig, oder die eiſerne Bertha kommt!“ ſchreckte man Kinder) und Vintler i. J. 1411: „Precht mit der langen Nas“. An Epiphaniä backte man fette Kuchen, den Leib zu ſchmieren, „damit Frau Berche Meſſer abglitſche“ (Schmeller I, 194), oder: „nach Wihenacht am zwelften Tage, nach dem heilgen ebenwihe (worin Grimm irrig was anderes ſah als epiphania), do man ezzen ſolt ze Nahte, do ſprach er zem Geſinde und zuo ſin ſelbes Kinde: ezzet hiute faſt durch min Bete, daz iuch diu Stempe niht entrete!“ (Stampa iſt in Tirol allgemeiner Name der Berchta, und werden von ihr unter dieſem Namen dieſelben Züge erzählt.)

Digitized by Google

Sternen geſandt ſind, ſpäter ungetaufter), und führt einen Pflug mit ſich, was ſie zugleich als Göttin der Erde und Vegetation, wie die Verwandtſchaft ihres Zuges mit dem Geiſterwagen kennzeichnet. Im Voigtland zieht die Buſchgroßmutter mit ihren Töchtern, den Moosfräulein, durch das Land.

Martin von Amberg im 14. Jahrhundert nennt ſie Percht mit der eisnen Nas, und meldet, die Leute laſſen ihr in der Perchtnacht Eſſen und Trinken ſtehen.

In ſehr vielen Orten um Bamberg und in der Stadt kommt vor Weihnacht die „eiſerne Beata“, vermummt, Aepfel, Nüſſe, Schuhe, Strümpfe unter die Kleinen vertheilend, die ſie zum Fenſter und der Thüre hineinwirft.

Bei Augsburg heißt es: heut kommt der Klas (am Klasenabende, im Bambergiſchen „der Hel-Niklas“, in Erbſenſtroh gehüllt), morgen die „Buzebercht“, eine vermummte Frau, die Haare verwirrt herabhängend, das Geſicht ſchwarz und in ſchwarzen Lumpen, einen Hafen mit Kläre (Stärke) tragend und Begegnende beklecksend.

In Nürnberg nannte man die Nacht der drei Könige die Bergnacht, in welcher Buben und Mädchen in den Straßen umher liefen, mit Hämmern, Schlägeln und Krügeln an die Hausthüren klopften (Klöpflenacht), was 1616 abgeſchafft wurde.

In Mühldorf in Oberbaiern ſtellte man in der hl. Dreikönigsnacht für die Frau Beat Küchel n auf den Tiſch. Dort, in Bergen und anderswo, drohte man Mädchen am Vorabende zum Neujahr, ſpinnet rein ab, ſonſt kommt Frau Bercht, ſchneidet Euch den Bauch auf, füllt ihn mit Haar- (Flachs-) Wickeln und zündet ſie an. (Panzer 118. 119.)

Im alten Frankreich ſah man ob dem Portal mehrerer Kirchen eine gekrönte Königin, den einen Fuß platt wie ein Gansfuß, la Reine pédauque. Daraus machte man Karls des Großen Mutter la reine Berte au grand pié, „Berhte mit dem Fuoze“, wie man die „Spinnerin Berta“ in der Burgunder Königin des 10. Jahrhunderts ſuchte. Auch in Italien redet man von tempo ove Berta filava. Der Plattfuß iſt nicht nur jener bei den „drei ſpinnenden Baſen“ und der „tretenden Stampe“ (im fränkiſchen Nordgaue „die Trampe“,

Digitized by Google

trampen heißt ſtampfen), ſondern echt antik der Schwanenfuß der Leda, und ſie die „Schwanenjungfrau“ (Suane-Hilde).*)

Der Name Hollas lebt auch noch in dem beim Volke beliebten Hollunderſtrauche, ſchweiz. Holder (altd. Hollun-tra, Hollenbaum), deſſen Zweige in vielen Gegenden am Frohnleichnamtage auf alle Straßen und Plätze der Dörfer und Städte geſtreut und deſſen Blüthen und Beeren mediciniſch und letztere auch als eine Lieblingsſpeiſe gebraucht werden. Falſch iſt die Ableitung von „hohl“; denn ebenſo iſt der Name des ſogar abergläubig verehrten Wachholderſtrauches (Juniperus), ſchweiz. Reckholder, deſſen Beeren in der Sage die Peſt abwenden und deſſen Holz in jedem Hauſe als Wohlgeruch verbrannt wird, wohl nichts als der Volksname Brechholdera (Berchta-Holda).

In Werdenberg glaubte man, das Verbrennen von Hollunderholz bringe einem Hauſe Unheil.

In Thüringen geht dem wilden oder wüthenden Heere der Frau Holle ein alter Mann mit weißem Stabe voran, um die Begegnenden zu warnen und den Weg rein zu halten. Er führt den Namen des getreuen Eckhart und erinnert an den antiken Hermes, als Führer der Verſtorbenen in die Unterwelt. In der Lauſitz nimmt ſeine Stelle bei Berchta der „Knecht Ruprecht“ ein. Derſelbe heißt als umgehendes Schreckbild für die Kinder auch Klaubauf oder Bärtel (oben S. 366).**) Berchtold (Masculinum vom Berchta) heißt der wilde Jäger in Schwaben; er iſt weiß gekleidet und hat ein weißes Pferd und weiße Hunde. Eckhart iſt aber in Thüringen auch der Wächter vor dem Berge der Frau Venus, welche daher mit Hulda zuſammenfällt, wie dies auch der Letztern Identität mit Freyja bezeugt, die im Norden dieſelbe Stelle einnimmt wie Aphrodite im Süden.

*) Die hl. Bertha Avennacensis im Bisthum Rheims leitete mit ihrem Rocken einen entfernten Brunnen in ihr Kloſter (Acta S. S. Maji p. 114 b).

**) Hollepeter iſt als Kobold im Gefolge der umziehenden Holda bekannt (Schmeller Bair. W. B. II. 171), und derſelbe mit dem nordfränkiſchen Hullepöpel (Popele) und Hullebetz (Holle-Berchtold). In der Gegend Danzigs ſagt man: Peter Holl, Petroll, ſogar Patroll. Dahin gehört Peter, Peterli als Teufelsname. (Wolfs Zeitſchr. f. d. Myth. II. Bd. S. 193 ff.)

Digitized by Google

Der Berg der Frau Venus ist der Hörselberg bei Eisenach, in welchem sie, nun wieder gleich Hel in ihrer letzten Bedeutung, aber in freundlicherer, ja verführerischer Weise, eine Unterwelt beherrscht, wie Persephone, und irrende Ritter zu sich lockt, wie den vielbesungenen Tannhäuser, der so wenig erlöst wird, als der dürre Stab wieder Blüthen trägt. Aehnliches verlautet vom Ursel- oder Urschelberge in Schwaben. In der Schweiz heißt im Liede vom „Tannhuser" Venus „Frau Brene", woraus eine „heilige Verena" entstand. Ohne Zweifel hängen „Vrene-Hilde" oder „Held", „Vronelde", „Brunhild" zusammen.

Berchta (althochd. Perahta, die Glänzende) ist auch der Name der „weißen Frau", welche in deutschen Schlössern spukt, wie z. B. Agnes von Orlamünde zur Strafe für ihren Kindermord, aber ursprünglich gleich den unzähligen verwünschten weißen Frauen in Ruinen, Höhlen und unterirdischen Gemächern, mythisch und eine der vielen Gestalten der Erdgöttin ist. Auffallend gemahnen aber alle diese mythischen Züge unseres Nordens an die südliche antike Sage von der Göttermutter Rheia oder Kybele und ihrem Begleiter Attis oder Pappos. (Diod. III. 58. 59.)

Tacitus nannte die deutsche Erdgöttin, die wir unter den Namen Hel, Jördh, Frigg, Freyja, Hilde, Holle und Berchta kennen gelernt, außer Nerthus auch Isis, indem er (Germ. 9) berichtete, daß ein Theil der Sueven ihr opfere, und daß das Sinnbild ihres Dienstes ein Schiff sei, was, wie er meinte, auf ferne Herkunft deute. Dieses Schiff ist aber ureinheimisch; denn man kennt in verschiedenen Gegenden Deutschlands feierliche Umzüge mit Schiffen (auf Rädern), und abwechselnd auch solche mit Pflügen und Wagen; ja der Wagen der Nerthus mußte ebenfalls, wie Simrock richtig vermuthet, zugleich ein Schiff sein, wenn er von der Insel auf das Festland gelangen sollte.*) Alle diese Fahrzeuge sind Sonnen- und Mondbilder, wie wir oben (S. 45 f.) gezeigt haben (s. Simrock d. M. S. 354 ff.), und hängen mit den Fahrten Huldas und Berchtas zusammen.

*) Solche Wagenschiffe haben sich in der Fastnacht erhalten; doch scheint es uns gewagt, wenn Simrock den italienischen Namen Carneval, der doch offenbar von carne vale! (Fleisch, lebe wohl!) kommt, von car naval (Schiffswagen) ableiten will.

Digitized by Google

Dies ist ohne Zweifel auch der Fall mit einer weitern in diesen Kreis gehörenden Gestalt. Im 15. Jahrhundert erzählt Gobelinus Persona, daß nach sächsischem Glauben „Frau Hera“ (ob mit der griechischen Hera verwandt?) in den Zwölften durch die Luft fliege und reiche zeitliche Güter verleihe. Sie heiße auch (wohl als Diminutiv) Herka oder Harke, Fru Harke, auch Fru Harfe, Harfen, Arke, und dieser Name ist in der Mittelmark bis zum Harz der Name der in den Zwölften umziehenden Göttin. Eine angelsächsische Segensformel lautet: Erce eordhan modor. Berge unter dem Namen Herkenstein und Harkenstein giebt es an mehreren Orten, in denen nach der Sage Herka mit den „Unterirdischen“ (Zwergen) und ihren aus wilden Thieren bestehenden Heerden haust. Auch sie bedrohte faule Spinnerinnen und sorgte außerdem für Flachs, Getreide und Gemüse.

Herka oder Helka heißt in der Heldensage Etzels Gattin, und sie hat in der Dietrichssage eine Schwester Bertha. Sollte der Name wohl ursprünglich derselbe und nur der Anfangsbuchstabe verändert sein? Damit hängt offenbar auch zusammen, daß mittelhochdeutsche Dichter das Schicksal als „Frau Sälde“ personificiren, und daß in Tirol die Sage geht, Frau Selga (hier spielt der Begriff „selig“), „eine Schwester der Frau Venus“, ziehe zu Fronfasten Nachts mit gespenstigem Volke herum und bestimme bei einem Feuer, wer nächstes Jahr sterben müsse, kenne auch aller Menschen Verhältnisse und die Orte, wo edles Metall liege.*) Die Fru Gode, Fru Gaue, Fru Wauer (oben Nr. 855), von welcher in Mecklenburg und Brandenburg gefabelt wird, hat Grimm als ein Mißverständniß aus „Fro (d. h. Herr) Wodan“ (der auch Gode heißt), betrachtet, könnte aber doch auf einer eigenthümlichen Auffassung jener Gestalten beruhen; im Berner Oberland erscheint eine von den Bergen niedersteigende feenhafte Ehestifterin Frau Ute; in Folge einer Beleidigung verschwindet sie für immer. In Niedersachsen heißt die Umziehende (nach Kuhn) Fru Freke (Frigg oder Diminutiv von Frea, Freia) in der wendischen Mark „die Murrane“. Bei den vicentinischen und

*) Zingerle in Germania, Bd. II. S. 436 ff.

Digitized by Google

veroneſiſchen Deutſchen fahren vereint der wilde Mann und die Waldfrau, zu welcher Zeit weder Jäger noch Hirt ſich hinauswagt. Die ebenfalls in dieſen Kreis gehörenden Namen Nehalennia (keltiſche Göttin) und Oſtara (wovon „Oſtern“) ſind zu wenig aufgeklärt, um beſprochen zu werden. (Vergl. Grimms und Simrocks deutſche Mythol.) Hinſichtlich der Verbindung unſerer Erdgöttin mit der heiligen Gertrud und Urſula verweiſen wir auf Simrock (D. M. S. 358) und auf die nächſtfolgenden Sagen.

Locale Variationen Huldas und Berchtas ſind endlich in der Schweiz die Sträggele und das Poſterli. Erſtere iſt Begleiterin des wilden Jägers Thürſt (oben Nr. 832), aber auch eine menſchenfreſſende Rieſin, mit der man den Kindern und unfleißigen Spinnerinnen droht. Der Name kommt wohl vom italieniſchen Strega, Hexe; denn die Hexen wurden in ihren ſcheußlichen Proceſſen mit all' den erwähnten „Nachtfrauen“ in Verbindung gebracht. Das Poſterli iſt eine zur Karikirung gewordene Wendung unſeres Sagenkreiſes. Am Donnerstag in der vorletzten Woche vor Weihnachten verſammeln ſich die jungen Männer jeder Pfarrei und berathen einen Auszug in eine benachbarte Gemeinde. Dann ertönt ein ohrenzerreißendes Getöſe von Kuh- und Ziegenglocken, Keſſeln und Pfannen, Blechplatten und Hörnern, und man zieht an den verabredeten Ort. Mitgeführt wird auf einem Schlitten oder zu Fuß die Hauptfigur in Geſtalt eines alten Weibes, einer Ziege oder eines Eſels, das Poſterli (die Poſterligeiß, daher auch Poſterlijagd), oft blos als Strohpuppe, welche letztere am Beſtimmungsorte, wo es an ein allgemeines Zechen geht, zurückgelaſſen wird. Im Berner Oberland, wo der Brauch auch einſt exiſtirte, aber durch die Reformation verdrängt iſt, nennt man noch das Umziehen auf die Alpen oder von denſelben „poſternächteln“. Der Name iſt räthſelhaft. Daß alle dieſe Erſcheinungen und damit zuſammenhängenden Gebräuche in den Zeiten der Sonnenwenden, namentlich aber derjenigen des Winters*) ſpielen, beweiſt am beſten ihren Zuſammenhang mit dem Laufe der Geſtirne.

*) Vergl. W. Menzel, die Sonnenwende im altdeutſchen Volksglauben, Germania II. S. 228 ff.

Digitized by Google

Folgende Sagen mögen das Obige erläutern:

(871.) Bei Hermeskeil ſitzt Frau Holl im Berge und ſpinnt. In Tillingen heißt es, ſie bewohne neugebaute Häuſer, die noch nicht geſegnet ſind. Sie neckt gerne Kinder, wirft ihnen was nach, daß ſie fallen, oder rupft ſie an den Kleidern. Das Volk meint, ſie heiße „Frau Holl, weil ſie die Kinder holt". (Moſelſagen in Wolfs Zeitſchr. f. d. Myth. I. S. 191.)

Frau Holle iſt auf dem ganzen Harze bekannt. Auf dem Oberharz heißt ſie Haulemutter, Klagemutter, Klagefrau, aber auch Frau Holle, in Walkenried Frau Rolle und Frau Wolle, in Hohegeiß Frau Wulle, in Neuſtadt unter'm Hohenſtein Frau Hulle. Sie beſudelt den Rocken, der am Sonn- („Frau Hollen-") Abend nicht abgeſponnen iſt. Früher habe ſie Kinder geraubt und erzogen, und man ſchreckt unartige Kinder damit. Kinder kommen an vielen Orten aus Teichen und Brunnen. Schneit es, ſo ſagt man in Wildemann: „Die alte Hexe zieht nach dem Brocken!" (Harzſagen in Wolfs Zeitſchr. I. S. 195—197.)

(872.) Auch die Haulemutter (Mutter Holle, Frau Holle, die alte Hel) kommt in den Harziſchen Sagen vor.

Einmal des Morgens ganz früh kommt ein Bergmann von ſeiner Arbeit nach Haus. Da hört er eine weinerliche Stimme, die aus einer Hausthürſchwelle herauszukommen ſcheint. Er tritt näher und ſieht ein altes Mütterchen in einer Hausthür ſitzen, das thut ganz erbärmlich, daß es ihm recht zu Herzen gegangen iſt; denn es iſt Winter und recht kalt geweſen. Da fragt er ſie: Mütterchen, was fehlt Euch denn? Ach, mich friert, ach, mich friert, ſagt ſie klagend, und mich will Keiner in's Haus aufnehmen. Du lieber Gott, ſagt der Bergmann, was es doch für unbarmherzige Menſchen giebt! Kommt, Alte, geht mit mir und wärmt Euch in meinem Hauſe. So geht er, die Alte ihm nach, und kommen Beide in's Haus. Da ſetzt Euch hinter den Ofen und ruht Eure alten Glieder. Der Bergmann aber ſetzt ſich an ſeinen Tiſch, um noch ein wenig zu eſſen. Er hat alſo dem Ofen den Rücken zugekehrt und wie er denkt, er will den erſten Biſſen an den Mund führen, kommt auf einmal eine lange dürre Hand über ſeinen Kopf her und nimmt ihm die Biſſen vom Tiſche weg. Wie der Bergmann ſich umſieht, da ragt das alte Weib über den Ofen weg und hat ſich durch die ganze Stube hergeſtreckt und greift mit der Hand nach ſeinem Eſſen und ruft: Ich will auch was haben, ich will auch was haben, ich will Dich auch haben! Da erkennt der Bergmann, daß es die Haulemutter iſt, die er in's Haus aufgenommen hat, greift fluchend nach einer Axt und haut damit auf die alte Haulemutter ein. Die macht ſich geſchwind wieder ganz klein und flieht vor den Schlägen des Bergmannes zu dem geöffneten Hauſe hinaus. (Harrys Volksſ. Niederſachſens II. S. 9.)

(873.) Im untern Berge bei Haslach am Main wohnt Frau Hulda, beim Landvolke „Frau Hulli" mainaufwärts „Holle", „Holla", ſchön,

Digitized by Google

geisterhaft, den Menschen geneigt, gewöhnlich in weißem Gewande und im Schleier, der sie oft ganz verhüllt, oft den Rücken hinabhängt Sie hilft frommen Mädchen und Frauen bei der Feldarbeit, beim Spinnen u. a. Hausarbeiten und leuchtet Nachts Verirrten. Wer ihr aber nicht gehorcht oder sie beleidigt, oder Mädchen, die nicht fleißig spinnen, die straft sie, verwirrt den Rocken und führt beim Wandern irre. Am „Frauhullistein" am Fuße des unter'n Berges ruht sie aus und von den „Kötzenstollen" haben sich in den Stein zwei Löcher eingedrückt. Unweit im Mainarme zwischen dem Ufer und dem Floßwörth ist ihr „Badeplatz", wo sie oft allein, oft mit zwei gleich schönen Frauen badet, gewöhnlich vor Tagesanbruch oder Tags zwischen elf und zwölf Uhr. Man sah sie dabei zuweilen, goldgelbes Haar den Rücken hinab, der Leib weiß wie Schnee. Oft sah man sie im Mondscheine auf einem Felsen sitzen, meist aber wenn die Reben blühten und ihr Duft Alles erfüllte. Da sang sie, während ihr weiß Gewand in's Thal hinab leuchtete, wunderliebliche Lieder; doch warnte man, nicht darauf zu hören, weil man sonst „bis zum jüngsten Tag" mit ihr im Walde herumfahren müsse. Ein junger Bursche in Haslach, der sich nicht abhalten ließ, sich der Sängerin zu nähern (er sang selbst schön), kehrte erst morgen heim und erklärte, er wünsche nichts als sein Lebenlang zuzuhören. Drei Tage darauf starb er.

Man sah sie auch durch den Wald reiten, den Schimmel mit Silber und Glöckchen reich verziert, die wunderbar harmonisch klangen. Das Thier berührte die Erde nicht, sondern schwebte leicht hin, oft hoch von Berg zu Berg. Hörten die Haslacher oder Grünenwörther dies Geläute, so sagten sie: „Horcht, der Rollegaul (Hollegaul?) zieht um!" Man lauschte ihm oft bis Mitternacht, wo es bald nah, bald fern klang und wie wenn jedes Glöckchen anders gestimmt wäre. (A. Fries in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 23—29.)

(874.) Beim Oberteiche auf dem Harze beginnt der Rehberger Graben, eine Wasserleitung, welche durch einen 400 Lachter langen Kanal sämmtlichen Wasserrädern der Bergstadt Andreasberg die Aufschlagewasser zuführt Ein ebener schöner Weg windet sich am Rehberge dahin. Aus den düsteren Waldungen dieses Berges heben sich kolossale Felsspitzen empor und scheinen den Wanderer durch ihre gewaltige Höhe und ihren mächtigen Umfang schrecken zu wollen. Darunter hin geht ruhig in dem Graben das Wasser seinem Ziele zu, rechts umfluthet im tiefen Thalgrunde die Oder mit Zischen und Brausen die riesigen Felstrümmer. Staunen erregen die zum Himmel emporstrebenden Berge, Bewunderung erwecken die aus ihnen himmelansteigenden Felsmassen. Wohin das Auge blickt, überall neue Gruppen, prächtige Naturbilder, großartige Erscheinungen; hier das tiefe felsige Thal mit seinem tobenden Flusse, dort die hohen Berge mit ihren zackigen und wilden Klippen, ihren rauschenden grünen Tannen. Das ganze großartige Naturgemälde beschließt der kühne Felsen Hahnenklee.

Digitized by Google

Drei junge Mädchen, welche sämmtlich verlobt waren, gingen im Gespräche über ihre Geliebten an einem schönen Sonntag Nachmittags nach dem Orte, der jetzt noch die drei Jungfern heißt. Unter halbaufgewachsenen Tannen ließen sie sich nieder auf das Moos, plauderten von ihrer Hochzeit und waren, wie die Andreasberger gewöhnlich, frohen Muthes. Da schaute die eine in die Höhe und verstummte, und den anderen ging es nicht besser, denn sie sahen, daß ihnen gegenüber, hinter einer Tanne, ja sogar darüber weg, ein gräuliches Weibsgesicht zum Vorschein kam. Die Augen des Ungethüms glotzten theils gutmüthig, theils zornig und wüthend, bald auf dieses, bald auf jenes Mädchen. Die Haare der Schreckensgestalt wallten in langen zottigen Locken über ihre entblößten Schultern und ihren breiten gelben Nacken herunter. Der übrige Theil des Körpers war hinter der Tanne versteckt, über welche sie wegsah. Mit hohler, gleichsam aus dem Grabe kommender Stimme sprach sie: „Welche von Euch Dreien diese Nacht zwischen 11 und 12 Uhr nach dem Hahnenklee kommt und denselben scheuert, die soll bald ihren Bräutigam heiraten." Darauf verschwand sie. Nachdem die Mädchen sich von ihrem Schrecken erholt hatten, gingen sie nach Hause und verabredeten, da alle Drei gern heiraten wollten, daß sie zur befohlenen Stunde an einem Platze über Andreasberg zusammentreffen und thun wollten, was Frau Holle — denn sie ist es gewesen — gesagt hat.

Der Abend rückte heran und die Mädchen waren 10½ Uhr an dem verabredeten Orte. Die Nacht war trübe; die Eulen erhoben ihr schaudererregendes Geschrei; in der Ferne hörte man Donner, sah aber keinen Blitz, auch weder Mond noch Sterne. Alles war so unheimlich und schaurig. Da verfolgten die drei Mädchen, in sich gekehrt und ohne zu reden, ihren Weg nach dem Hahnenklee. Aber an den Ort gekommen, den man Gesehr nennt, sprach das eine Mädchen: „Nein, ich gehe nicht weiter. Wer weiß, welche Fallbrücke uns das Weib gelegt hat!" und — wandte um. Bald darauf machte es das zweite ebenso; das dritte, ein gutes und frommes Mädchen, sprach: „Und wenn es mir das Leben kostete, ich gehe und thue, was mir befohlen ist." Kaum war es nun glücklich auf dem Hahnenklee angekommen und legte Hand an's Werk, so erschien ihm abermals Frau Holle und sprach freundlich und lieblich: „Du hast Wort gehalten; ich halte auch Wort. Du bist also die folgsame und daher auch die bevorzugte unter Euch Dreien. Wisse, bald wird Dich Dein Bräutigam als glückliche Braut zum Altar führen; dagegen sollen die beiden anderen losen Dirnen nie zum Traualtar gelangen." Kaum war das Wort verklungen, so war die Gestalt verschwunden. Die Wolken brachen, der freundliche Mond blickte durch's Gewölk und begleitete das überglückliche Mädchen nach seiner bescheidenen Wohnung. Das Mädchen, welches auf dem Gesehr umgekehrt war, hatte einen Bergmann zum Bräutigam und die Hochzeit war vor der Thür, ja, der Tag schon bestimmt gewesen. Am Montage nach dem verhängnißvollen Sonntage brachte man ihren Bräutigam in Stücken

Digitized by Google

nach Hause; er war in den Schacht gestürzt und gänzlich zerschmettert. Die Braut grämte und härmte sich so ab, daß man nach drei Tagen sie und ihren Bräutigam in einem Grabe zur Ruhe bestattete. Des zweiten Mädchens Bräutigam ist im Kriege, von einer Kugel getroffen, todt zur Erde gesunken; nach einigen Wochen kam die Trauerbotschaft. Die Verlobte betrauerte ihren Geliebten viele Jahre und starb als alte, verlassene Jungfrau, deren Hoffnungen nicht erfüllt wurden. Das muthige und tapfere Mädchen aber, das dem Rufe des Schicksals folgte und den Hahnenklee scheuerte, bekam bald seinen Bräutigam zum Manne und bei dem frohen Hochzeitsmahle, als nach Tische der gebräuchliche Lobgesang gesungen und das „Danket dem Herrn" gebetet war, guckte abermals Frau Holle über den Ofen herüber und reichte dem nächstsitzenden Gaste für das Brautpaar eine silberne Wiege, die bei näherer Untersuchung ganz voll blanker Andreasberger Sechsgroschenstücke war, womit das junge Ehepaar seinen Haushalt gut anfing und glücklich, wohlhabend, ja reich beendigte.

Daher stammt auch die Redensart, wenn ein Mädchen auf Andreasberg keinen Bräutigam bekommt, so muß es den Hahnenklee scheuern. Ebenso sagt man da, wo der Ofen zwei hinter einander liegende Stuben heizt, und so in der Wand steht, daß man darüber wegsehen kann: „Sprach sachte, de Fra Holle horcht!" (Pröhle, Deutsche Sagen S. 38.)

(875.) Im Egerlande darf man in der Sct. Thomasnacht nicht spinnen, sonst kommt Frau Holle und straft die Frevler. Ein junges Mädchen hatte aber daran nicht gedacht und ging mit ihrer Spindel an diesem Abende wie gewöhnlich in die Rockenstube. Sie staunte, als sie die Stube leer fand, spann aber doch und meinte, die anderen würden schon kommen. Um 9 Uhr aber öffnete sich die Thüre und herein trat Frau Holle mit ihrem Gefolge. Sie war klein und häßlich und war von einer Menge kleiner mißgestalteter Wesen begleitet. Frau Holle sprach zur Magd mit furchtbarer Stimme. Du hast am Thomasabende gesponnen! und gab ihrem Gefolge ein Zeichen; das fiel über die Magd her und peitschte sie so lange mit Ruthen, bis sie ohnmächtig zu Boden sank.

Im Budweiser Kreise erzählt das Volk von einem alten Mütterchen, welches zu Weihnachten mit einem Bündel von Brennnesseln von Haus zu Haus geht und die Hausfrauen fragt, ob die Mägde schon alles Werg versponnen haben. Erhält es eine bejahende Antwort, so läßt es eine Brennnessel zurück und das Haus ist dann das ganze Jahr vor Unglück bewahrt. Erhält es eine verneinende Antwort, so werden die Mägde von dem Mütterchen mit dem Nesselbündel tüchtig durchgepeitscht. (Grohmann, Böhmen S. 46.)

(876.) Beim thüringischen Dorfe Schwarza zog Weihnachts einst Frau Holle vorüber, und vorne im Haufen ging der treue Eckart und mahnte die Begegnenden aus dem Wege, damit ihnen kein Leid widerfahre. Ein paar Bauernknaben hatten gerade in der Schenke Bier geholt und wollten

Digitized by Google

es nach Hause tragen, als der Zug erschien. Sie schauten ihm zu. Die Gespenster nahmen die ganze Breite der Straße ein und die Dorfjungen wichen mit ihren Kannen in eine Ecke abseits. Bald nahten verschiedene Weiber aus dem Zuge und tranken. Die Knaben schwiegen aus Furcht stille, hatten jedoch nicht wenig Angst, was sie über ihre leeren Krüge daheim sagen sollten. Endlich trat Eckart zu ihnen und sprach: Das rieth Euch Gott, daß Ihr kein Wörtchen gesprochen, sonst wären Euch die Hälse umgedreht worden. Nun aber flugs heim und saget keiner Seele etwas von der Geschichte, dann werden Euere Kannen immer voll Bier sein und nie leer werden. Die Knaben folgten und es kam so. Die Kannen wurden nie leer und drei Tage nahmen sie sich in Acht. Endlich vermochten sie nicht länger den Mund zu halten und eröffneten ihren Eltern die Sache. Da war es aber aus und die Krüge versiegten. (Grimms deutsche Sagen I. S. 9. Goethes Gedichte.)

In den schwäbischen Sagen (Betzingen), wo die im „Muotesheere" statt der Füße Fischschweife haben, fliegt der größte Fisch dem Zuge voran und warnt die Leute gleichermaßen. (Meier S. 129)

Auf dem Heuberge ruft Einer von dem Heere: außer'n Weg! außer'n Weg! daß Niemanden Schaden geschehe! So auch auf dem Schwarzwalde, in Mittelstadt, in Blaubeuren, in der Gegend der Nagold, bei Neubulach (wo man den Eckart, der sonst keinen Namen hat, „Ermahner" nennt. (Meier, S. 130—134.)

(877a.) Vor alter Zeit wohnte auf dem Stoellen'schen Berge eine großmächtige Riesenfrau, mit Namen „Frau Harke" oder auch Harfe. Die wollte einmal mit einem großen Steine den Dom zu Havelberg zerschmettern; er glitt ihr aber aus der Hand und fiel auf die Stoellen'sche Feldmark, wo er lange lag und die Löcher noch sehen ließ, wo sie ihn mit den Fingern gefaßt hatte, so wie Streifen, wo sie in ihrer Wuth hinein biß. Der Havelsberger Bischof habe darauf einen andern Stein nach den Stoellen'schen Bergen geworfen, und seit der Zeit sei die Zauberin dort verschwunden. (Kuhns märkische Sagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. 255.)

(877b.) Zu Nagy-Harsany in Ungarn an der Ebene unter dem Berge wohnte eine alte Hexe. Die hatte eine schöne junge Tochter mit Namen Harka, die der mit der bösen Mutter im Bunde stehende Teufel zu heiraten wünschte. Die Mutter sagte zu, stellte aber auf das Flehen der Tochter die Bedingung, daß er in einer Nacht den Harsanyer Berg mit einer Henne und einer Ziege aufackere. Der Teufel ging daran; aber eben als er vor zwölf Uhr die letzte Furche zu machen hatte, ging Harka in den Hof hinaus und ahmte den Hahnenruf nach, worauf der Teufel die Arbeit gleich aufgeben mußte, aber in seiner Wuth einen seiner Stiefel nach Beremend, den andern gegen Siklos schleuderte. Aus dem herausgefallenen Sand entstanden die zwei Berge bei Beremend und Siklos. (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 255. S. oben Nr. 664.)

Digitized by Google

(878.) In uralter Zeit lebte in der Gegend des heutigen Audorfs ein altes, sehr armes Bäuerchen. Das hatte einen Knaben bei sich, den es wie sein Kind liebte. Als dieser stark genug war, sandte es ihn in die Berge, gute Weide aufzusuchen. Der ging mit seinem Hunde den ganzen Tag hindurch umsonst in der Wildniß herum und legte sich Nachts auf's Moos. Wie staunte er am Morgen, eine wunderschöne Jungfrau unter einer nahen Buche sitzen zu sehen! Sie kam auf ihn zu, grüßte ihn hold mit seinem Namen, führte ihn auf eine herrliche Weide und nannte sich „das Waldfräulein Hechta", Eigenthümerin des Waldes. Dann hieß sie ihn mit seinen Kühen kommen und so oft er ihrer bedürfe, dreimal an die Buche klopfen. Er that's den folgenden Tag, weidete den Sommer hindurch, verkehrte viel mit Hechta und gewann sie immer lieber. Als der Herbst kam, eröffnete sie ihm, sie werden sich drei Jahre meiden müssen, und gab ihm einen Ring, der sich schwarz färben werde, sobald er ihr die Treue breche. Dann sei jedoch schneller Tod sein Loos. Das Bäuerlein konnte die fetten, schönen Thiere nicht genug bewundern. Der Jüngling dachte nur an Hechta zwei Jahre lang, bis er im Frühling des dritten einer Hochzeit beiwohnte, wo ein neben ihm sitzendes „Diendl" ihm gar sehr gefiel, so daß er sie zu heiraten dachte. Als er am Morgen erwachte, war Hechtas Ring kohlschwarz. Er erschrak und suchte Rath beim Pflegevater. Beide gingen zum Einsiedler „unter der Wand" und baten um Hilfe. Der jedoch hieß den Jungen sich zum Tode bereiten, falls die Frau sich nicht seiner erbarme. Da begaben sich Beide zum Weideplatze hinauf, betend, der Hirt ein hölzernes Kreuzlein tragend. Als sie anlangten, saß Hechta auf einem bemoosten Steine, schwarz gekleidet und Trauer im Gesichte. Der Bursche kniete vor sie hin und bat umsonst um Verzeihung; sie antwortete nichts als mit klagender Stimme: „Weh, es ist zu spät! der Meineid muß gerächt werden." Dann stampfte sie dreimal mit dem Fuße und es sprudelte ringsum Quelle auf Quelle, bis die grüne Ebene ein weiter See war. Es ist der „Hechtsee" nahe bei Kufstein. Von ihr und dem Jünglinge sah man nie mehr was und der Alte starb ein Jahr später an dem Tage, an dem der Jüngling die Untreue gebüßt hatte. (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 352–354.)

(879a.) Zwischen Gotha und Eisenach liegt in Thüringen der Hörsel- oder Hörselen- oder Horselberg, wo das „Thüringerwaldheer" mit Frau Holle und dem treuen Eckart aus- und einzieht. Er ist lang gestreckt, grabhügelförmig, kahl und in der Schlucht, die hinein geht, glaubt der Wanderer ein Rauschen zu hören, was christlich für das Klagen der „armen Seelen" galt und dem Berge den Namen mons horrisonus und „Hörseelenberg" gab. Es ist also ein Tartaros der alten Deutschen. (Sollte derselbe verwandt sein mit „Horsa", Roß? der Ort, wo Abends das Sonnenroß ein- und das der Nacht auszieht?) Im Volksmunde heißt es „Hörschelberg" und die Schlucht das „Hörschelloch" und die mit drei Begleiterinnen, hier „Nonnen" genannt, Nachts herausziehende Nachtfrau „die alte Urschel", die „grün", in

Digitized by Google

Jägerfarbe, gekleidet ist. Wir sehen in ihr jene heilige „Ursula“ mit ihren sonst jedenfalls sinn- und geschichtlosen 11.000 „Jungfrauen“, vor Attila fliehend, Deutschland den Rhein hinab durchwandernd und überall Spuren in der Sage zurücklassend. Es sind die in der Nacht über die Erde wandernden Sterne, die Jungfrauen mit ihrer Führerin, deren drei wir als Ainbet, Warbet und Vilbet begegnet sind, die Amazonen mit ihrer Königin. Des altrömischen Sonnengottes Quirinus oder Romulus Gattin, somit die Mondgöttin des primitiven Roms, hieß, auffallend hierher klingend, Hersilia und „Herse“, die Gattin des unzweifelhaft für den Sonnengott zu haltenden Danaos, und eben so eine Tochter des eben dasselbe bedeutenden Kekrops (Apollodor II, 1. 5. III, 14. 2. 3.) Der Name ist lediglich „Hercha“ in anderer Form.

(879b.) Im bairerischen Altmühl- und Donauthale ziehen Nachts die 11000 Jungfrauen mit Rocken oder Spindel im Mondschein um und überweben das Land mit Seide; ihre Führerin heißt „die Mutter Gunt“. (Langhofer, altbaier. Gedichte 1854. II. 325.)

(880.) Im Bernerlande kommen die ledigen Jungfrauen nach ihrem Tode sämmtlich auf das „Giritzen-“ (d. h. Kibitzen-) Moos, wo sie ewig spinnen müssen; im Sarganserlande auf das „Schauer Ried“; in Tirol die Hagestolzen auf das Sterzingermoos, wo die Jungfern traurig klagen, die Männer das Moos ausmessen; Beerameisen ringeln (d h. Ringe durch die Nase zieh'n), Steinböcke salzen, Felsen abreiben, Nebel schöbern, d. h. häufeln, Wolken schieben. (Alpenburg S. 350. 351.)

Nach der Sage um Amberg kommen sie in den Haidweiher, wo sie „Gobizl“ (Kibitze) hüten müssen und die Hände über's Wasser emporstreckend rufen: „Einen Mann! Einen Mann!“ (Schönwerth S. 175.)

(880a.) In der Oberpfalz kennt die Sage den Hetschaberg, hoch, grün, hinten großer Wald Im Innern wohnt der Teufel mit der Hölle. Auf ihn werden böse Geister vertragen. (Schönwerth III. S. 178.)

In Oesterreich schwören Viele: „Wäre ich nur im Stande, den und jenen auf den „Hetscherlberg“ zu wünschen.“ Diesen denkt man sich ganz mit Dorngestrüppe bewachsen, auf seinem Gipfel einen Teich und darin die Verwünschten als Fische, woher keine Wiederkehr ist. (Vernaleken, Mythen und Bräuche, S. 155, wo er jedoch irrig erklärt „Hetscherl d. i. Hagebutten“. Es ist die Herka, Hetscha und der Hörselberg; auch der „Heuchelberg“, von dem die Zwergstimme ruft, er stehe in Brand [Nr. 435], ist derselbe, der Herchaberg.)

(880b.) Bei Pfullingen in Schwaben liegt der „Urschelberg“. Wenn die Kinder ihn besteigen, Holz zu holen, kommen sie vorüber am „Remselesstein“, wo jedes zwei bis drei durchlöcherte Hornknöpfe (Remsele) „als Opfer für die alte Urschel“ hinlegt und bei der Zurückkunft nachsieht, ob sie sie weggenommen. Weiter oben suchen sie nach „Sonnesteinen“, d. h. solchen, denen die Sonne ihr Bild, ein rundes Loch, eingebrannt hat, und werfen sie

Digitized by Google

beim „Hämmerle", einem durchbrochenen Felsen, eine steile Stelle hinunter. Das, dessen Stein am weitesten rollen gesehen wird, sagt: „Die Urschel hat mein Opfer am liebsten genommen!" Etwa siebzig Schritte unterhalb des Hämmerle war früher hart am Wege ein unergründetes Loch, der Eingang in der Urschel unterirdisch Schloß. Auf dem „Hörnle", einem Vorsprunge des Urschelberges, ist „das Nachtfräuleinsloch", worein jeder Vorübergehende dem Nachtfräulein einen Stein opfert, wo nicht, so legt es ihm einen Stein in den Weg oder spielt ihm sonst einen Streich.

Unweit des „Hämmerle" soll einst ein reiches Schloß mit allen Schätzen in die Tiefe versunken sein. Eine Frau aus Reutlingen sah in einer Nacht das Schloß in aller Pracht vor sich. Sie ging hinein und fand Männer und Frauen darin, die ihr zu essen und trinken gaben. Im Urschelberge selber, den eine goldene Kette umschließe, wohnt die alte Urschel. Ein Pfullinger ging Nachts hin, fand ihr Schloß, zog an der Glocke davor, antwortete aber dem weißen Fräulein, das hervortrat und ihn um sein Begehren fragte, verlegen: er sei verirrt, worauf sie im Berge eine Laterne holte und ihm traurig auf keine Frage antwortend bis zu seinem Hause leuchtete.

Die Urschel zürnt aber auch und hat einst einen Bauer, der Laub geholt, mit Wagen und Ochsen an jener steilen Hämmerlestelle so hinabgeworfen, daß zwar weder ihm, noch den Thieren etwas geschah, das Laub aber zerstreut wurde. (Sagen aus Pfullingen in Ernst Meiers „Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben", Stuttg. 1852, S. 3—6.)

Erschien die alte Urschel, so trug sie bald weiße, bald schwarze Kleider nebst weißen Zeugschuhen und rothen Strümpfen, und im Gürtel oder an einer goldenen Kette ein großes Schlüsselbund. Aber sie erschien auch schon mit Ziegenfüßen und als Fuchs. (Ebend.)

(881.) Bei Pösneck sieht man einen Berg, der ganz in zwei Theile gespalten ist und mit dem es denn auch eine eigenthümliche Bewandtniß hat. Da jener Berg noch zusammenhing, schritt einst ein schönes weißes Fräulein mit einer Krone auf dem Haupte aus ihm hervor und trug einem Hirten an, sie zu heiraten. Der folgte ihr denn auch in den Berg hinein, wo großes Wohlleben und Schätze vollauf waren, von denen er sich mitnehmen durfte, so viel er nur mochte. Endlich aber, nachdem dies so eine Weile gegangen, meinte er, er habe nun genug, und da warb er denn doch lieber um eine Andere. Bei seinem Reichthume konnte es denn auch nicht fehlen, daß eine vornehme Gutstochter ihm Zusage machte; doch es kam anders. Beim Nachhausereiten von jener verirrte er sich und wie sein Pferd plötzlich still steht, befand er sich am Berge und vor ihm das zürnende Fräulein. Sie fragte streng, wo er gewesen? Und da er verstummte, spaltete sich der Berg und unter furchtbarem Krachen versank das Fräulein unter der einen Hälfte, die andere aber begrub ihren ungetreuen Liebhaber. (Eisel, Voigtl. S. 101.)

Digitized by Google

(882.) „Der Tanhäuſer" war in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ein, muthmaßlich baieriſcher, Minneſänger, deſſen Lieder meiſt aus Tanzweiſen beſtehen. Seinen Namen feiert die Volksſage. Er ſei auf ſeinen Fahrten in der Frau Venus Berg (man meint den Haſel- oder Hörſelberg bei Eiſenach) gelangt. Nachdem er dort lange in Freude und Luſt zugebracht, trieb ihn ſein Gewiſſen, herauszugehen, und Frau Venus mußte ihm Urlaub geben, als er die heilige Jungfrau angerufen. Er wanderte nach Rom zu Papſt Urban (IV. 1261—1264), dem er beichtete. Urban aber, hart, wies auf den dürren Stecken, den er hielt, und erklärte, wenn dieſer grünen werde, ſollen ſeine Sünden vergeben ſein. Der Sänger zog verzweifelnd fort, den Papſt reute ſein Urtheil zu ſpät, als am dritten Tage der Stecken ausſchlug; Tanhäuſer kam wieder zu Frau Venus, die ihn freudig empfing, und in ihrem hohlen Berge muß er weilen bis zum jüngſten Tage. Vor dem Berge ſitzt der getreue Eckart, um die Leute vor des Tanhäuſers Schickſale zu warnen.

Man kannte aber auch einen Venusberg zu Uffhauſen bei Freiburg im Breisgau, wo die Tannhäuſerſage ebenfalls localiſirt iſt (Schreiber Taſchenb. 1839, S. 348), einen zu Waldſee in Schwaben, bei Fellbach in Vorarlberg (Alpenburg S. 332), und einen in der Schweiz auf dem ehemaligen Landgerichtshügel „Thiergget" (Thiergarten) bei Mels, und ein Geſchlecht Tanhuſer lebte am Strilſerberge in Graubünden und im Luzerniſchen. (Lütolf S. 90.) Im Entlebuch, zu Eſcholzmatt iſt ein „Tannehus" und dort, wie im Sarganſerland erzählte man die Sage vor mehr als fünfzig Jahren und hatte an beiden Orten ein „Tannhuſerlied".

Zu Menzingen im Kanton Zug verſetzte eine alte Sage jene Spieler, welche ſich an Gottes Blut verſündigt, in den „Frau Frenen Berg".

In den Luzerner Protokollen des ſechszehnten Jahrhunderts werden Solche gebüßt, welche entweder behaupteten, ſie ſeien „fahrende Schüler" oder „in Frow Venus Berg" geweſen.

Junker Melchior Zurgilgen aus Luzern, der 1519 mit Anderen nach Jeruſalem gepilgert, ſchreibt, man zeige in Cypern noch „Veneris Gart", in welchem Pallas, Juno und Venus ſich um den Preis der Schönheit gezankt und „by der ſelben Stadt (Paphos) lit ein hocher Berg, würt genannt Frow Venus Berg, wan da hat ſi gewonet, da etlich Lüt ſie vermeinend im Berg verſchloſſen ſin und gros Luſt und Freud darin haben, daran doch nüts iſt."

(883.) Das Tannhuſerlied
vom Thiergarten unterhalb Mels.

Tannhuſer war ein wundriger Knab,
groß Wunder goht er ge ſchauen;
er goht wohl uf der Frau Frenes Berg
zu den drei ſchönen Jungfrauen.

Digitized by Google

Er ſchaute zu einem Fenſterli in,
groß Wunder kann er da ſchauen;
drum goht er uf der Frau Frenes Berg
zu den drei ſchönen Jungfrauen.

Sie ſind die ganze Woche ſchön,
mit Gold und Side behangen,
hand Halsgeſchmeid und Maien uf,
am Sonntag ſind's Ootern und Schlangen.

Tannhuſer, lieber Tannhuſer min,
wend Ihr bei uns verblibe?
Ich will Euch die jüngſte Tochter gän
zu einem ehelichen Wibe.

Die jüngſte Tochter die will ich nit,
ſie treit den Tüfel innen;
Ich gſeh's an ihre brun Augen an,
wie er in ihre thuot brinnen.

Tannhuſer, lieber Tannhuſer min,
Du ſolleſt uns nit ſchelten;
wann Du kommſt in der Frau Frenes Berg
ſo muoſt Du es engelten.

Jetzt tritt er bald in's ſiebente Jahr,
ſo brichtet die alte Märe,
daß er in großen Sünden lag,
ſin Seel verdammet wäre.

Frau Frene hat ein Figenbaum,
er leit ſich drunder zu ſchlafen;
es kam ihm für in ſinem Traum,
von Sünden ſoll er laſſen.

Und wie es Morgens am Tage war,
Tannhuſer wollte ge bichten;
er wollte gehen für den Pfarr,
wohl ſine Sünden verrichten.

Der nahm die Sünd ihm aber nit ab,
und ſprach, zum Papſt müeß er wandren;
da kehrt er ſinen Pilgerſtab
gen Rom mit vielen andren.

Wan er gen Rom wohl ini kam,
war er mit blutten Füeßen;
er fiel auch nider uf ſini Knie,
ſin Sünden wollt er abbüeßen.

Digitized by Google

Der Papſt treit ein Stab in ſiner Hand
vor Dürre wollte er ſpalten.
So wenig der Stab mehr Läubli treit,
ſo wenig kannſt Gnad erhalten.

Er kneuet vor dem Chrüzaltar
mit usgeſpannten Armen:
Ich bitt es Dich, Herr Jeſus Chriſt,
Du welliſt Dich min erbarmen.

Wan er für's Thor wohl ußi kam,
begegnet ihm Ueſi lieb Frauen.
Behüet Dich Gott, Du reini Magd,
Dich darf ich nimmer anſchauen.

Wenn ich kein Gnad erhalten mag,
geh ich zum Frenesberg wieder,
und ſchlafe dort bis zum jüngſten Tag,
bis Gott mich ſelber thuot wecken.

Jetz währet es nit gar dritthalb Tag,
der Stab fieng an zu gruonen,
er treit drü roti Röſeli z' Tag,
drei wunderſchöne Bluamen.

Der Papſt ſchickt us in alle Land,
ſi können Tannhuſer nit finden,
er liegt ſchon in der Frau Frenes Berg
bei denen drei ſchönen Chinden.

Es währet nit gar ein halbes Jahr,
do war der Papſt geſtorben;
jetz iſt er verdammt in Ewigkeit,
muoß ewig ſin verdorben.

Drum ſoll kein Papſt, kein Kardinal
keinen armen Sünder verdammen;
der Sünder mag ſin ſo groß er will,
kann Gottes Gnad erlangen.

(Aus den Variationen im Oberlande und im Entlebuch vergleichend möglichſt hergeſtellt, was bei einigen wenigen Strophen, beim jetzt vorhandenen Material wenigſtens, unmöglich war.)*)

(884.) Vom Schloßgarten zu Ichſtedt in Thüringen, nahe dem Kiffhäuſer, führt ein mannshoher ſchmaler Gang in den Berg, zu einem Gemach,

*) Vergl. Gräſſe, Der Tannhäuſer und der Ewige Jude. Dresden 1861, beſ. S. 21, 50 ff. und 53 ff.

Digitized by Google

das Eisloch genannt. Hier waltet, nur Sonntagskindern erkennbar, die Eisfrau. Ihr Haar ist silberfarben, ihr Gesicht bleich, ihr langes Gewand schneeweiß; sie selbst ist lautlos, nur das Klirren des Schlüsselbundes, den sie am Gürtel trägt, kündigt ihr Nahen an. Um Mitternacht zeigt sie sich in der Nähe des Eisloches, im Schloßgarten und zündet sich auf einem Baume ein Licht an. Ihr Gesellschafter ist ein silbergrauer Hase. Faule Arbeiter fallen im Eisloche, in das sie unwiderstehlich getrieben werden, und brechen den Arm. Ein Brunnen aber im Eisloche, den die Eisfrau gegraben, schützt die Umgegend vor Ueberschwemmungen, indem er alles überflüssige Regenwasser in seine unergründliche Tiefe aufnimmt. (G. Schöne in Wolfs Zeitschrift für d. Mythologie, III. Bd. 1855, S. 84.)

(885.) Die weiße Frau soll eine sehr schöne Frau gewesen sein, die ein König heiratete. Sie verrieth aber ihren Gemal und vermälte sich mit dessen Gegner. Als sie auch diesem untreu ward und mit einem Kriegsobersten entflohen war, ließ sie ihr zweiter Gemal in einem weißen Thurm auf dem weißen Berge bei Prag einsperren und vermauern. Aus diesem Thurme nun geht die weiße Frau um Mitternacht hervor. Sie hält ein weißes Tuch in der Hand, das mit Blut befleckt ist.

Ein Soldat, der vor den Magazinen des Schlosses Schildwache stand, sah sie einmal in der Nacht und erzählte es seinen Kameraden. Ein junger Rekrut vermaß sich, sie anzusprechen. In der folgenden Nacht erwartete er die Erscheinung. Um Mitternacht kam denn auch wirklich die weiße Frau aus dem weißen Thurme hervor und fing an zu weinen und zu klagen. Der Rekrut faßte ein Herz und fragte sie, was ihr fehle und wie sie zu erlösen sei. Da antwortete die weiße Frau: „Wenn Du, ohne Laut von Dir zu geben, drei Stiche aushältst, die ich Dir mit Deinem Bajonnette in die Brust gebe, so werde ich erlöset sein!" Der Rekrut ging darauf ein. Aber schon beim ersten Stiche, den die weiße Frau ihm versetzte, schrie er laut auf: „Jesus, Maria, Du hast's mir gegeben!" „Und Du mir noch mehr," antwortete die weiße Frau; „siehst Du jene drei Bäumchen, die dort stehen? Wenn diese drei Bäumchen werden ausgewachsen sein, so wird man aus ihrem Holze eine Wiege machen und das Kind, das in dieser Wiege liegen wird, das erst wird mich wieder erlösen können. Und wenn mich auch das nicht erlöst, so muß ich nun umgehen, so lange die Welt Welt sein wird." (Grohmann, Böhmen S. 56.)

(886.) Wenn in der weitverzweigten Familie des fürstlich reußischen Regentenhauses ein Todesfall bevorsteht, sieht man eine hohe weiße Frauengestalt durch die Räume des fürstlichen Palais schreiten am Johannisplatze in Gera. Die Diener der alten Hoheit, der Witwe Heinrichs XXX., haben die Ahnfrau oft gesehen und auch das Rauschen ihres seidenen Kleides deutlich hören können, die alte Hoheit aber hat dann immer gesagt: sie wisse das längst, es brauche sich aber Niemand darüber zu ängstigen. Einmal ist das

Digitized by Google

Geſpenſt ſogar vor den Augen einer bei der Hoheit verſammelten zahlreichen Abendgeſellſchaft erſchienen und iſt hernach durch ein Zimmer verſchwunden, welches ohne Ausgang war. Man will wiſſen, daß es ehedem eine Gräfin von Orlamünde geweſen. (Eiſel, Voigtl. S. 99.)

(887.) Eines ſchönen Herbſtabends ſaßen in der Schenkſtube des Dorfes Heilingen noch eine Anzahl Bauern bei einem Glaſe Dorfbieres zuſammen und ſprachen über Dies und Jenes, was man ſich ſo des Abends im Hexengrunde zu erzählen pflegt. So dauerte es denn auch nicht lange, ſo wurde vom weißen Fräulein geredet, das droben in der Burg über dem Dorfe des Nachts umherirrt, und von den Schätzen und Reichthümern, die oben verſunken liegen in Schutt und Trümmern des alten Baues und von denen ſie in guter Stunde bisweilen den ſie beſuchenden Menſchenkindern etwas ſchenkt. Vor Allem aber ſprachen die Zecher, wehmüthig auf das dünne Getränk blickend, womit ſie ihren Durſt ſtillten, von den weiten, tiefen Kellern der Burg und dem koſtbaren Wein, der unten in Bergestiefe in ungeheuren Fäſſern verborgen liegt und von dem ſie gar ſo gern ein Pröbchen gekoſtet hätten.

Das Alles hörte die muthige Tochter des Wirthes ruhig mit an. Als aber die guten Bauern ſich gar zu ſehr nach dem edlen Stoffe ſehnten, trat ſie zu ihnen und erbot ſich, noch heute Abend nach der Burg hinauf zu gehen und ihnen einen Krug Wein herabzuholen. Und, obwohl die Bauern das Mädchen anfangs auslachten und es ihr nicht glauben wollten, daß ſie ihr Verſprechen halten könne, machte ſich die Unerſchrockene auf, kam unangefochten in der ſtillen, mondhellen Herbſtnacht in dem Burghofe an und traf richtig dort das weiße Fräulein, welches plötzlich aus einem Pförtchen ihr entgegentrat und ihr auf ihre Bitte den mitgebrachten Krug mit dem ſchönſten Weine füllte. Freudig brachte das Mädchen nun den wartenden Zechern den verſprochenen Wein und dieſe tranken den ſtattlichen Krug mit vollem Behagen in kurzer Zeit aus. Allein es hatte ihnen dermaßen geſchmeckt, daß ſie noch mehr des edlen Getränkes begehrten und die Wirthstochter inſtändigſt baten, noch einmal nach der Burg zu gehen und noch einen zweiten Krug ſich zu erbitten. Dieſe aber weigerte ſich, dies zu thun, und entſchloß ſich erſt dann dazu, als ihr die durſtigen Bauern viel Geld für ihren Weg verſprachen. Als ſie jedoch wieder in die Ruine kam, wollte ſich das weiße Fräulein trotz allen Rufens und Bittens nicht zeigen. Endlich erſchien es, doch traurig und mit verhülltem Antlitz, und ſprach: „Zum letzten Male haſt Du von mir Wein erhalten und nie wieder darf ein Menſchenkind von ihm trinken. Denn wer der Geiſter Gaben um Geld verkauft, der iſt ihrer nicht werth!“ Damit verſchwand das weiße Fräulein.

In jener Nacht aber ſind Keller und Fäſſer der Burg viel hundert Klaftern tief in die Erde geſunken und niemals wieder werden ſie an's Licht kommen. (Holzlandſagen S. 121.)

Digitized by Google

(888.) Von zwei schönen und lieblichen Grafentöchtern war die eine, Frau Fasten (Mißverstand aus „Fronfasten"), beim Volke beliebt und hatte ihre Freude am Spinnen, was sie daheim rastlos trieb, und auch die Mädchen der Nachbarschaft lehrte, wobei sie ihnen Rädchen und Hanf und Flachs schenkte. Manchen Abend trat sie in ihre Stuben, wo die Spinnerinnen der Gegend spannen und sangen. Nicht so die andere, Frau Brene, die ihre Lust lediglich am Tanzen hatte, und während die Schwester ihrem Lieblingsgeschäfte oblag, mit ihren Freiern ganze Nächte um die Linde oder in den benachbarten Burgen tanzte und je wilder und schwindelnder desto lieber. Sie wünschte sich oft, ewig tanzen zu können.

So geschah es. Sie wohnten noch immer in den Felsgewölben der Oberländer-Berge, wo unzählige Lichter in den Gletscherſälen brennen und edle Metalle und Steine erglänzen und eine entzückende Musik erschallt. Den Zugang bildet ein wildes Gletscher- und Bergthal, dessen graue Steine die Tänzer sein sollen, die sich hinein und in ihre Schwindeltänze verlocken ließen. Die milde Schwester aber erscheint noch im Kreise munterer Spinnerinnen, wo ihre Anwesenheit Gedeihen verbreitet. Nur wer nach dem Feierabendläuten spinnt, verliert am Gesponnenen oder er spinnt sich — ein Leichenhemde, weil die Frau Fasten plötzlich erscheint und ihm den Hals umdreht. (Wälti, Illustr. Zeitschr. f. d. Schweiz. II. S. 278.)

Verhalte sich's nun wie es will, so waltet hier das Doppelwesen der milden Spinnerin Holde, die zugleich strafende Berchta ist, und der am Himmel hintanzenden Frea, Farahild, Bronelde.

(889.) In dem alten Schlosse zu Neuhaus, das jetzt dem Grafen Černin gehört, befindet sich in einem der Zimmer eine Statue aus weißem Marmor, welche die weiße Frau darstellt. Diese Frau wurde von ihrem Gatten, der ein Rosenberger war, im Trunke erschlagen und erschien seit jener Zeit immer, wenn ein Unglück in der Familie geschehen sollte. Es gab aber auch im Schlosse zu Neuhaus eine schwarze Frau. Diese erschien an einem Tage im Schlosse, raubte den Erstgebornen der Familie und entfloh mit ihrem Raube durch die Mauer, die sich vor ihr öffnete und hinter ihr schloß. Da erschien plötzlich die weiße Frau an einer durch eine Steinplatte verschließbaren Oeffnung an der Außenseite des Thurmes und erschrak darüber so, daß sie zu Stein wurde. Seit dieser Zeit steht sie als Marmorbild im Neuhauser Schlosse und nur um Mitternacht erwacht sie aus ihrer Erstarrung und durchwandelt mit Schlüsselgerassel das ganze Schloß.

Als die schwarze Frau mit ihrem Raube verschwand, streifte sie an der Mauer, und an dieser Stelle ist auch bis auf den heutigen Tag ein unverwüstlicher schwarzer Fleck zu sehen; ebenso die Oeffnung, wo die weiße Frau erschien, als die schwarze den Raub ausführte.

Man erzählt, daß die weiße Frau in derselben Nacht erschlagen wurde, an welcher Ziska zur Welt kam. (Grohmann, Böhmen. S. 68.)

Digitized by Google

(890.) In der Gegend von Schwiz weiß man Gemüthliches von „Frau Zälti" (Frau Selde, salida), dem „Fraufasten-Müetterli", welche den Kindern hold ist, umsomehr als keines ihrer eigenen lebend das Tageslicht erblickte. Darum schützt und führt sie die ungetauften (beim Volke „ungefreuten") an den Grenzen des Himmels (den sie nicht betreten dürfen) und der Erde umher.

Sie spinnt an den „zalten", d. h. eben Fronfastentagen, z. B. zu Brunnen, auf der über das Lehwasser gebauten Brücke emsig. Dann duldet sie kein Gespenst neben sich und leidet nicht, daß Jemand diesen Abend sich an die Kunkel mache. Was sie spinnt, sehen nur Fronfastenkinder.

So auch an der Brücke an der Steinenstraße, wo ein Bursche sie einst muthwillig gestört habe und dafür durch drei Männer gestraft wurde, die Nachts in seinen Gaden tretend ihn mit einem Messer in den Kopf schnitten und in die Oeffnung glühende Kohlen thaten, wofür er lange an fürchterlichem Kopfweh litt.

In Uri nennt man sie „Frau Selten" und wußte früher Manches über sie. Man sah sie Nachts durch die Kreuzgasse wandern. (Lütolf.)

(891.) In den Luzerner Strafprotokollen (Thurmbuch) von 1572 steht vom Streggelnjagen in der St. Niklausennacht (S. 561) in Kriens, wo junge Bursche den Leuten das Vieh verstellten und besonders dem Pfarrer viel Trutz und Schmach bewiesen, indem sie ihm das Vieh heraus ließen und einem Pferde den Schweif abhieben.

In ähnlicher Weise jagten sie in der Ablaßwoche die Pfaffenkellnerin. Zwen von ihnen hatten Büchsen und schossen damit. Auch hier litt der Priester am meisten. (Lütolf S. 100.) Der Name der Pfaffenkellnerin (s. Nr. 598—601) ist in einigen Theilen der Urschweiz statt des Türsts in den Vordergrund gekommen. (Lütolf.)

Im Iberg (Schwiz) wußte man früher viel von der „Pfaffenkellnerin", wie sie Nachts an den Wassern rennt, und vorzüglich den Bergbach die „Jessenä" hinauf mit Geschrei wie von Schweinen mit einer Schaar Junger. Dann ändere das Wetter. Damit setzte man in Verbindung einen großen schwarzen Hund, der sich oft unten am Tschalun auf einem Stege über die Jessenä hinlege. (Ein ehemal. Lehrer in Einsiedeln.)

(892.) Auch im Kanton Zürich nennt man Sträggele (Strunze) eine alte Frau, die in der Fronfastennacht, am Mittwoch vor Weihnacht, herumspukt und Mädchen neckt, die ihr Tagewerk nicht gesponnen. Die Nacht heißt „Sträggelenacht".

In Richterswil ist von alters her der Brauch, daß in der letzten Woche des Jahres „Krungeli" herumgehen mit Säcken und Schellen (Krungelinacht) und oft Kinder in den Säcken mitnehmen. In der darauf folgenden „Haggenasennacht" geschieht dasselbe, außer daß sie statt eines Sackes auf dem

Digitized by Google

Kopfe papierene Roßköpfe tragen, die mit Lichtern erhellt ſind. Im Aargauer Freiamte heißt dasſelbe Häggele und die Spuknacht Häggelenacht. (Vernaleken S. 118.) Reithard ſchildert „die Klungerin mit rothen Augen, brennendem Haare, ſcharfen Klauen, einem Höcker, ihr Kleid aus tauſend Stücken zuſammengeſetzt". Sie ſitzt Kindern auf die Bruſt. (Gedichte und Sagen aus der Schweiz. 1853, S. 126.)

Bei Brunnen (Schwiz) ging ehedem am Dreikönigsabend und in derſelben Nacht ein möglichſt großer Lärm vor ſich, indem zuerſt kleine Buben, dann die Männer alle Blashörner, Treicheln, Rätſchen, Geißeln in volle Thätigkeit ſetzten und unter Poltern und Schreien bei Fackel- und Laternenlicht ihren Unzug hielten. Solches galt dort den zwei Waldfrauen Strudeli und Strätteli. Jetzt führen nur noch ſieben- bis achtjährige Buben den Spektakel auf, und man glaubt, wenn man nicht wacker trichle und lärme, gebe es wenig Obſt. Im Berner Lauterbrunnenthale heißen die Hexen Strudeln. (Lütolf.)

(893.) Den Thurm von Gourze unweit Cully (Waat) umſchwebt der Geiſt der Königin Berta,*) das Land ſchützend und ſegnend. Jeden Winter, wenn feuchte Nebel ſich an den Abhängen der Berge lagern, erſcheint ſie in weißem leuchtenden Gewande über ſeinem grauen Gemäuer und ſtreut aus voller Futterſchwinge die Saat zu einer reichen Ernte aus. Später zur Weihnachtszeit in der heiligen Chriſtnacht durchzieht ſie als Jägerin, ebenfalls in leuchtendem Gewande, einen Zauberſtab in der Hand, begleitet von einer luftigen Schaar Geiſter, von dort aus ihr Reich, vor jedem Hauſe Halt machend und nachſehend, wo Ordnung und Fleiß walten. (Kohlruſch I. 401.)

(894.) Der Kirchenkalender führt am 4. oder 5. Januar die heilige Jungfrau Faraildis oder Farildis aus königlichem Stamme der Merowinger zu Gent auf, eine Tochter Theodoriks († 613), welche dieſer, obwohl ſie Jungfrau bleiben zu wollen erklärte, aus königlichen Freiern endlich einem Edeln Guido vermählte. Was erfolgt? **Conuiuiis perpetratis et nuptiis de more regali celebratis, cum iam finito diei spatio, nocteque imminente cum marito praecipiente, turba pedissequarum comitante, maritalem ingrederetur thalamum, femineo ritu non distulit thorum adire decorum: et licet maritali videretur gaudere concubitu, Dei tamen interueniente gratia, et libidinis incendia compescuit et virilem amorem, si aliquis sub mente fuerat, prorsus edomuit. Viro namque thalamum subeunte et libidinis incendium in ea exercere cupiente, virgo — ad Deum**

*) Königin Berta, wenn ſie in Solothurn wohnte, ging trockenen Fußes über die Aaren; ihre Dienerin mußte, wenn ſie ihr folgen wollte, auf der Königin lang nachwallenden Schleier treten. (Zeitung „Der Bund" 1857, Nr. 115.)

Digitized by Google

profudit oracula — et cum profudisset, in illo feruor extinctus est libidinis. Nec in nocte prominenti, nec in nocte sequenti, et, ut breuiter dicam, nullo tempore vitae suae stimulo libidinis stimulari meruit. Sed cum vir more virili libidineum exercere vellet concubitum, prece intercedente virginea, licet ignea exagitante libidine, non tamen ea frui poterat in virgine. Dafür ſteht ſie allnächtlich um Mitternacht oder beim Hahnenſchrei auf und geht dreißig Jahre lang allein, oder von Wenigen begleitet, in's Münſter. Guido, der dies einem ehebrecheriſchen Verhältniſſe zuſchreibt, mißhandelt ſie mit Schlägen, was ſie zuerſt geduldig hinnimmt, dann aber zu Gott bittet, er möge ihren Quäler mit einer ſchweren Sucht ſtrafen. Guido ſtürzt mit dem Pferde auf der Jagd ſo gefährlich, daß er ein Jahr lang leidet und mit Noth dem Tode entgeht. Bei den Thränen des ganzen Landes bleibt Faraildens Auge allein trocken. Als er geneſen, ihre Minnė abermal erzwingen will, ſchlägt er ſie abermal auf ihr beharrliches Weigern, und zwar täglich, bis er an Gliederkrankheit ſtirbt. Sie bleibt Witwe und nimmt wilde Feldvögel nach Hauſe, die ihr Niemand verletzen darf. Als ein Knecht einen gekocht und verzehrt, läßt ſie ſich die Knochen und Federn bringen, macht ihn wieder lebendig und ſchickt ihn mit den anderen auf die Weide. Sie ſtarb neunzigjährig und ihre Reliquien blieben im Münſter zu Gent, wo ihr Bild in der Hand oder zu den Füßen eine „Trapgans" hatte. (Acta Sanctorum Bollandi, Januarii Tom. I. p. 170—172.)

(895.) Neſa von Brunberg (zwiſchen Litenheid und Rikenbach) ließ ſich von einem reichen Ritter von Rätenberg verlocken, ihrem Elternhauſe den Rücken zu kehren und ihm auf ſein Schloß zu folgen, obwohl der Ritter ſchon verehelicht war. Die rechtmäßige Gattin hatte er vertrieben. Sie lebten in Saus und Braus auf Rätenberg und jagten auf ſchönen Roſſen und im prunkenden Kleide in der um Brunberg liegenden Fetzwaldung, wobei ſie an den Fenſtern ihrer elterlichen Wohnung unter Hörnerklang vorbei brauſten. Das brach ihrer Mutter das Herz. Vom Sterbebette ließ ſie Neſen durch einen Diener zu ſich entbieten. Kaum aus dem Hauſe getreten, vernahm dieſer den Lärm der Jagd im Fetzwalde und ſtieß im Waldesdunkel auf einen verfolgten Hirſch, hinter ihm ein Rudel Hunde und hinter dieſen den Ritter von Rätenberg und Neſa zu Pferde. Der Diener rief ſeine Botſchaft: Neſa hielt ihr Thier an und ſchaute unſchlüſſig auf ihren Gefährten. Der aber ſpottet: Bah, alte Weiber wollen alle Tage ſterben und ſterben doch nie. Stirbt ſie, ſo wird ſie den Himmel wohl finden; wir aber verlieren den Hirſch. Vorwärts! — Damit ſpornte er ſein Roß, gab demjenigen, welches Neſa ritt, einen Hieb und vorwärts brauſte die Jagd.

Daheim ſtarb die Mutter unter Beten für ihr Kind, als ſie die Kunde vernahm. Der Rätenberger ſetzte ſein Sündenleben mit der Leichtſinnigen noch einige Jahre fort, bis er verarmte, ſeine Burg verkaufen mußte und im heiligen Lande verſcholl. Neſa aber ſang in armer Kleidung von Halle zu Halle, bis

Digitized by Google

ſie erkrankte vor Noth. Da ergriff ſie eine mächtige Sehnſucht, das Haus ihrer Väter noch einmal zu ſehen, und den Tod im Herzen, ſchleppte ſie ſich hin bis wo am Eingange in die Fetzwaldung der Weg von Rickenbach nach Kirchbach in zwei ſich theilt, aber nicht weiter. Hier hatte einſt der Diener ſie an der Mutter Sterbebette gerufen, und hier gab ſie unter einer Tanne den Geiſt auf.

Und unter dieſer Tanne ſah nachher Mancher Nachts ein weibliches Weſen ſitzen mit allen Zeichen der Verzweiflung. Fragte ein in der Waldung verirrter Wanderer die Geſtalt um den Weg nach Wolfikon und Kirchberg, ſo ſchoß ein blitzartiges Leuchten aus ihren Augen und ſie wies ihn irre, daß er ſtundenlang in dem Forſte herumlief und ſich zuweilen Krankheit und Tod holte. Deshalb warnte man Kinder, das „Fetzfräuli" ja um nichts zu fragen und nicht auf ſie zu horchen. Eine fromme Seele oben errichtete an der Tanne ein Bild der Mutter Gottes, wie um den der Mutter angethanen Hohn zu ſühnen.

Eines ſtürmiſchen Winterabends eilte ein achtzehnjähriges Mädchen den Fußweg von Rikenbach her. Man ſah ſeinem ganzen Weſen Angſt und Eile an. Am Eingange der Fetzwaldung hielt es ſtille, ungewiß welchen von den zwei Wegen weiter. Plötzlich gewahrte es unter der Tanne ein altes Weibchen, das ihm guten Abend zunickte. Um Gotteswillen, begann das Mädchen, wo geht man nach Wolfikon? Das Weibchen blickte die Fragende etwas Zeit an; gerade in dieſem Alter war ſie geweſen, als ihr Unglück begonnen; ſchon wollte ſie den falſchen Weg weiſen, als das Mädchen, ihr Hohnlächeln und das Augenfeuer wahrnehmend, beifügte: Meine Mutter liegt im Sterben und will mir noch ihren letzten Segen geben. Weiſet mich recht und wäret ihr ſelbſt das Fetzfräuli — Gott wird es Euch vergelten. — Da kam ein milderes Licht aus Neſas Augen, ſie wies dem Mädchen den Weg und war erlöſt. (Sailer, Chronik von Wil I. Bd. 1864, S. 132.)

(896.) Nachtberg heißt in Tirol der fichten- und föhrenwaldige Berg, der die zwei Thäler Brantenberg und Thierſee von einander ſcheidet. Er war einſt voll Hoch- und Rothwild, das viele Jäger und Wilderer hinzog; aber mancher Schütze verſchwand ſpurlos darin, ohne daß man erfuhr wie. Einſt trug ein Senn aus einer der Alpen des Berges Butter und Käſe in's Thal und ſah plötzlich auf einem Hügel eine hohe Frau ſtehen, die ein königlich Anſehen hatte und einen grünen Hut und ein langes dunkles faltenreiches Kleid trug. Er blieb verwundert ſtehen und folgte zögernd, als ſie ihm winkte. Als er näher kam, überfiel ihn ein Schauer über den geiſterhaften Blick neben Schönheit ohne Gleichen. Sie erzählte, hier haben einſt Fürſten und Edle gejagt, aber die „böſen Menſchen" vertilgen das Wild. Sie wolle ihn zu deſſen Schirmer ernennen und er ſolle jeden Wilddieb erſchießen. Als er ſich weigern wollte, drohte ſie, ſeine Heerde, die ſie bisher behütet, zu vernichten. Da verſprach er und hielt Wort. Wo ein Wilderer verſchwand, galt

Digitized by Google

er als verderbt von der „Kaiſerfrau". Das Wild nahm wieder wunderbar zu und blieb. (Tirolerſagen von Zingerle in Wolfs Zeitſchr. f. deutſche Myth. II. Bd. S. 55.)

(897.) Dem im dreizehnten Jahrhundert lebenden Dichter Thomas von Erceldoune erſchien am Eildonhügel am Huntlyufer eine ſtattliche Jägerin mit Bogen und Pfeil, drei Jagdhunde an der Leine, ſie von ſtrahlender Schöne, ihr Kleid grasgrün, ihr Schimmel an jedem Mähnenhaare ein Silberglöckchen. Kaum hatte er ſich um ihre Gunſt beworben, ſo verwandelte ſie ſich in die abſcheulichſte Hexe, er mußte Abſchied nehmen von „Laub und Gras", drei Tage lang ihr durch dunkle Höhlen folgen und Blutſtröme durchwaten. Mitten auf einer Wieſe ſtand ein Apfelbaum, von deſſen Früchten er nicht koſten durfte. Sie betraten ein Schloß, wo die Leute tanzten, dreißig Rehe in der Küche friſch bereitet lagen und die Hunde am Boden Blut leckten. Sie verlieh ihm die Gabe der Weisſagung und entließ ihn nach ſieben Jahren, die ihm wie eine Woche verfloſſen. Einſt ſaß er daheim beim Mahle mit dem Grafen von March, als ein Geſchrei entſtand über einen Hirſch, der aus dem Walde bis zu Thomas Wohnung gelaufen kam. Er ſah dies als Mahnung an, folgte dem Hirſche und wurde nie mehr geſehen. (W. Scott, Dämonologie, deutſch von Bärmann I, 191 und Irvings Abbotsford.)

Antiochus ließ ſich durch den Ritter Leontius aus einer alten Burg drei „gleichſchwere" Dinge herausholen: ein Roß, einen Falken, ein Jagdhorn. Kaum hatte er ſie und war aufgeſeſſen, ſo verlockte ihn ein plötzlich erſcheinender Hirſch in die Hölle, und er blieb verſchwunden. (**Gesta Romanorum**, deutſch von Gräſſe, Anhang Nr. 18.)

Die Sage iſt aber noch viel älter und keltiſch. Der waleſiſche Barde Merdin, der unter Artus gegen die Saxen ſtritt, erſcheint in der dem neunten Jahrhundert angehörigen **Historia Britonum** des Nennius als der Wunderknabe Ambroſius, der Sohn eines römiſchen Conſuls unter König Vortigern und bei Gottfrid von Monmouth (1130—1150) wieder als der Barde Merlin, Sohn eines Dämons, oder in der Bretagne und Normandie eines Teufels, berühmter Zauberer, der von der ſchönen, von ihm geliebten Vivione um ſeine Kunſt betrogen und im bretagniſchen Walde von Breceliande in einen unſichtbaren Kerker verſchloſſen wurde.

(898.) Auf dem Jagberge, einem Hügel unweit Thun, ſtand vor alten Zeiten ein gleichnamiges Schloß, deſſen Bewohner ſich durch Geiz und Gewaltthätigkeit gegen die Umgegend auszeichneten, bis dieſe ſich ermuthigten, wider die Burg auszogen und ſie zerſtörten.

Als eines ſchönen Lenzmorgens ein Landmann in einer Wieſe, der Ruine nahe, arbeitete, hörte er ein Geräuſch im nahen Wäldchen und ſah, als er darauf zuging, eine in Trauer gekleidete Frau herum gehen und hörte ſie ihre Thorheit bejammern, wodurch ſie ihr Glück allein auf Geld und Gut

Digitized by Google

gebaut, was ihr jetzt nichts helfe. Sie hieß ihn, der ein braver Mann sei, morgen vor Sonnenschein in die Ruine kommen, wo er nichts zu thun habe als die Hand auf das Gefäß zu legen, worin ihr Schatz liege, komme was da wolle. Der Landmann erschien, trat hinein, entsetzte sich aber so, als auf dem Gefäße die abscheulichsten Thiere herumkrochen, daß er, ohne Versuch, sich zu nähern, davon floh. (C. Stucki und Joh. Chr. Neuenschwander in Zuberbühlers handschriftlicher Sagensammlung, Münchenbuchsee 1850.)

(899.) Auf Neu-Eberstein bei Gernsbach quälte ein harter Vogt die Mägde, die rastlos spinnen und haspeln mußten. Dabei half ihnen indeß zuweilen das Berg- oder Rockenweibchen und erzählte ihnen unterhaltende Märchen dazu. Unter ihnen war ein schönes Mädchen, das einen jungen Burschen liebte, dem aber der Vogt nachstellte. Um sie zu kirren, befahl er ihr aus rothen und weißen Nesseln zwei Hemden zu weben, aus letzteren ein Todtenhemd für ihn, aus ersteren ein Brauthemd für sich, worauf er, vorher nicht, ihre Heirat mit ihrem Geliebten zugeben wolle. Als sie darüber trostlos war, stand das Rockenweibchen bei ihr und versprach ihr das Gespinnste aus den Nesseln. Nun sah man das Weibchen allmorgenlich über der Murg vor ihrer Felsenburg sitzen und spinnen, und der Arge staunte, als eines Morgens das Mädchen ihm die feinen und zierlichen zwei Hemden brachte. Er eröffnete ihr, sie morgen zum Altare zu führen; aber am Morgen war er todt und sie trat mit ihrem Bräutigam zur Kirche. (Karl Simrock Sagen aus Baden und der Umgegend S. 38. A. Schreibers Handbuch für Reisende nach Baden S 291. Sagen und Geschichten der Stadt Baden, Karlsruhe S. 50. 168.)

(900.) Im Schutte der Wildenburg, noch auf alträtischem Boden, liegen ungeheure Schätze, gehütet von zehn der häßlichsten Kobolde, Geistern der ehemaligen Burgherren. Um Mitternacht kriechen sie hervor, springen, leuchtend wie Irrwische, herum, raufen sich die Haare, toben und heulen, daß es den Nachbarn in Mark und Bein fährt und die Alpen bewegt. Zu gewissen Zeiten ändern sie ihre Gestalt, wo dann einer jung und frisch, ein anderer alt und kränklich, einer schwarz erscheint; bald sind sie Riesen, bald häßlich höckerige Zwerge, ja Schweine, Hunde, Katzen, Böcke, Höllendämpfe ausathmend. Besonders spuken sie in den Quatember- und anderen heiligen Zeiten weit herum. Dem Wildenburger See entlang wandelt eine alte Frau, die, wenn sich Jemand naht, eifrig die Hände reibt und klagt und winselt Noch näher rümpft sie die Nase und ein sich immer verlängernder Rüssel hascht nach der Beute, wenn diese nicht rasch entflieht. Weiter vorwärts stößt man auf einen gewaltigen Mann mit großem breitgeränderten Hute, in weitem schwarzen Mantel. Zuletzt steht mitten in der Straße ein Ungethüm mit Ziegenbart und Räuberblick, den Weg verrammelnd.

Alle diese Ungeheuer sind in ewigem Hader, sitzen aber doch zuweilen um ihre riesigen Kessel, wo sie schäckernd ihr Gold zählen. Plötzlich

Digitized by Google

werfen sie Alles hin, fallen auf ein neues über einander her und schlagen sich wüthend. (Dalp, Die Schweiz in ihren Ritterburgen, II. S. 441. 442.)

(901.) In Kuhns Märk. Sagen Nr. 217 jagt die Frau Gode mit Hündchen, deren Schellen klingen.

Eine reiche vornehme „Frau Gauden" liebte mit ihren 24 Töchtern die Jagd so, daß sie sagte, dürfte sie immerfort jagen, sie wolle den Himmel missen. Mitten in einer wilden Jagdlust wurden die Töchter plötzlich zu Hündinnen, welche Gaudens Jagdwagen umklafften, und der Wagen erhob sich zu den Wolken zwischen Himmel und Erde. So jagen sie fort. In den „Twölven" lenkt sie den Wagen zur Erde und fährt in der Christ- oder der Altjahrnacht durch die Dörfer. Wo sie eine Thüre offen findet, schickt sie ein Hündchen hinein, das Niemanden schadet, als daß es Nachts die Ruhe stört. Tödtet man's, so ist es Tags ein Stein, kommt aber Nachts wieder. Dann bringt es Menschen- und Viehseuche und Feuersnoth, und kehrt erst in den nächsten Zwölfen zu Gauden zurück. Einst verirrte sie sich Nachts auf einen ihr feindlichen Kreuzweg, wo ihr was am Wagen zerbrach. Da weckte sie zu Boek einen Knecht und bat ihn um Beistand. Er besserte den Schaden und erhielt als Lohn den Koth ihrer Hündlein. Unwillig nahm er einige Häuflein, die daheim Gold waren.

Einen Mann aus Conow, der ihr eine neue Deichsel machte, und eine Frau in Göhren, die ihr einen Stecken in die Deichsel schnitt, lohnte sie mit den Spänen, die ebenfalls Gold waren. Besonders liebt sie kleine Kinder. (Lisch, Mecklenb. Jahrb. VIII, 202 ff.)

Ueber Frau Gode, vergl. Grimm deutsche Mythol. Kap. X (Göttinnen).

Die Thüringer Sage kennt eine Frau Motte, am Gutenberge hausend, die in der Weinachtzeit hergezogen kommt. (Sommer Nr. 8.) „Bei der Moht-Krenk" schwört man in Köln. (Weyden, Vorzeit Kölns 243.) [Ist es das Weibliche zu Muotis, Muot?]

(902.) In Norwegen heißt es: Seelen, die nicht so viel Gutes gethan, daß sie in den Himmel, aber auch nicht so viel Böses, daß sie in die Hölle kämen, müssen zur Strafe bis an's Ende der Welt „umreiten", an ihrer Spitze Guroryſſe oder Reiſarova, mit dem sie kennzeichnenden langen Schwanze (wie Holla, Huldra, was mit Gurra derselbe Name ist, so daß der Gurrewald von ihr den Namen hat). Nach ihr folgt im Zuge eine Unzahl beiderlei Geschlechtes, von vorne angesehen Reiter und Rosse stattlich, hinten am Zuge der lange Schweif Guros. Die Rosse sind kohlschwarz mit glühenden Augen, gelenkt mit feurigen Stangen und Zäumen. Der Zug geht über Wasser wie über Land und sein Lärm schallt von weitem. Wo sie den Sattel auf ein Dach werfen, in dem Hause stirbt gleich Jemand. Sehen sie Mord oder Schlägerei, so rasseln sie laut mit ihren Eisenstangen. Der Zug geht gewöhnlich um die Julzeit; hört man ihn, so legt man sich platt hin und stellt sich

Digitized by Google

ſchlafend, weil ſchon Lebende mitgeriſſen wurden. Auch Rechtſchaffene müſſen dulden, daß Jeder des Haufens auf ſie ſpeit. Der Zug heißt aaskereia, aaskerey, aaskereida, asgardreid, was klar zeigt, daß es die Todten, die Einheriar ſind. Bisweilen ſieht man ihn nicht und hört ihn blos durch die Lüfte ſauſen. Wer in den drei Julnächten ſeine Stallthüre nicht bekreuzt, findet die Roſſe ſchweißtriefend und abgeplagt, weil ſie mitgenommen worden ſind.

In Schmidts Faſtelabendſammlg. p. 76 werden zuſammengeſtellt „der Woor (Wodan), die Goor (Hulda) und der wilde Jäger". (Grimm.)

(903a.) Spät Nachts ging ein Wagner von Opburg, wo er gearbeitet, nach Kolba zurück, es war am Dreikönigsabende, und ſtieß an der Orla auf Perchta, deren zerbrochenen Pflug klagende Heimchen umgaben. Sie bat ihn, zu helfen, und reichte ihm als Lohn von den abgehauenen Spänen. Er verſchmähte dieſe, fand aber im Schuh einen hineingefallenen Span als Gold. Ein Knecht, der das gehört, wartete nächſtes Jahr an der Orla, ſah die Perchta mit ihrem Kinderzuge kommen, und erklärte auf ihre Frage, was er wolle, diesmal habe er beſſer Werkzeug. „Nimm, was Dir gebührt!" rief ſie und hieb ihn mit ihrem Beil in die Schulter. Daſſelbe wiederholt ſich bei Kaulsdorf, in Preßwitz und zwiſchen Pößneck und dem Forſthauſe Reichenbach. — Unter dem Gleitſchfelſen bei Tiſchdorf traf ein Landmann ſie mit den Heimchen auf einem Wagen, an dem er eine Nothachſe machte, die Späne verſchmähte, und einen im Schuh als Gold fand. (Börners Volksſagen aus dem Orlagau S. 126.)

(903b.) Eine Spinnerin kam in der Dreikönigsnacht wohlgemuth vom Neidenberge her. Da ſchritt ihr Perchta mit großem Zuge des Heimchenvolkes entgegen, alle Kinder von gleicher Art und Größe, eine Schaar davon einen ſchweren Ackerpflug, eine andere Wirthſchaftsgeräthe ſchleppend, alle laut klagend, daß ſie keine Heimat mehr hätten. Darüber mußte die Spinnerin laut lachen. Perchta aber trat auf ſie zu und blies ſie an und auf der Stelle erblindete ſie. Jetzt mußte ſie betteln und ſaß nach einem Jahre am Wege, als Perchta wieder vorüberzog. Diesmal ſprach ſie: Voriges Jahr blies ich hier ein paar Lichtlein aus, heuer will ich ſie wieder anblaſen. Sie blies der Magd wieder in die Augen und dieſe ſah nun.

(904a.) So lange die Heimchen mit ihrer Königin Perchta im Lande verweilten, herrſchte ein fröhliches Treiben in den Dörfern Cosdorf und Rödern (Orlagau), denn die Heimchen kannten Alles, was den Landbau angeht, man war traulich mit ihnen und Alles gedieh wohl. Da kam aber einſt ein ernſter Mann aus der Ferne, der niemals lachte; der lehrte dem Volke einen neuen Glauben und hat die Leute gegen Perchta mit ihren Heimchen ſo eingenommen, daß man die Kinder vor ihnen barg und ihrer fernern Hilfe ſchmähte.

Da war es denn an einem Dreikönigsabende, als unterhalb Presnitz an der Saale der Fährmann gerufen wurde. Eine verſchleierte ſtattliche Frau

Digitized by Google

in schlossenweißem Kleide stand vor ihm und um sie her eine Menge trauernder Kinder. Es war Perchta mit ihren Heimchen, die nun die Gegend verlassen wollten. Dreimal beim Uebersetzen war der Kahn übervoll gewesen, jenseits aber zimmerte Perchta an ihrem Pfluge und ließ dem Fährmanne als Lohn die Späne, die sich später in Gold verwandelten.

Von jetzt ab verödeten die Fluren; im Kriege wurden Cosdorf und Rödern verwüstet und heute ist ihre Stelle nicht mehr zu finden. (Eisel, Voigtl. S. 21.)

(904 b.) Eine Frau in Bodelwitz klagte am Grabe ihres einzigen Kindleins schon die dritte Nacht und weinte und härmte sich über alle Maßen. Da zog Perchta einher mit ihrem Heere von Kinderseelen. Auch das Kindlein der Weinenden war darunter, das Krüglein aber, das es trug, war bis an den Rand gefüllt, daß er gar schwer war und es den Anderen kaum folgen konnte. Wie es die Mutter hob, sprach's: „Mutter arm, ach wie warm," dann aber bat es, nicht mehr zu weinen, denn „siehe, Mutter, hier im Kruge sind Deine Thränen und kommen noch viele hinein, kann ich nimmer zur Ruhe gelangen!" (Ebendas.)

(905.) Ein Sohn des Höchenblaikner Hofbauern im Alpbachthale Tirols kam einst spät in der Gömnacht heim und führte sein Roß zur Tränke. Da sah er die Perchtl mit ihrem Kinderheere über den Hof und vorbeiziehen. Alle Kindlein trugen weiße Hemden, nur war das des letzten etwas zu lang, so daß es immer darauf trat und im Gehen gehemmt war. Da rief der gutmüthige Bursche: „Huderwachl (Huder = Hudeln, und „wachl" von „wackeln") hintennach! Geh her, ich will Dir das Hemat aufbinden!" Das Kind kam, er nahm ein Strumpfband und band dem Mädchen das Hemdlein hinauf. Da sprach es: „Jetz dank i Dir schön, jetz hab i einen Namen!" und verschwand. Jetzt drehte sich die alte Perchtl, die schon ein gut Stück voraus war, um und rief: „Hab Dank, Bueb, daß Du den armen Huderwachl durch den Namen erlöst hast. Dafür sollet Ihr auch auf dem Hof hier gesegnet sein bis in den neunten Stamm!" Und das geschah. Der neunte Höchenblaikner wurde 1809 von den Baiern erschossen und der Hof zerfiel und kam in andere Hände. (Alpenburg, Mythen S. 64; Zingerle.)

Vergl. Grimm Sagen 4—8, 170, 267, 268 und 313. Nork Myth. d. Volkss. S. 443 ff. Börners Volkssagen aus dem Orlagau, Zingerle, Alpenburg Panzer, E. Meier, Rochholz, Lütolf u. s. w.

IV. Die Geisterversammlungen.

a) Der Todtenritt, der Todtentanz und die Nachtprocession.

Daß die Sterne die Seelen oder auch die Wohnsitze der Verstorbenen sind, ist eine alte volksthümliche Vorstellung, aus welcher

Digitized by Google

von selbst die sagenhafte Ausschmückung und Weiterführung hervorgeht, die nächtliche Versammlung und Bewegung der Sterne auch wie eine solche der als Geister belebten Todten aufzufassen.*) Daß diese schauerliche, markerschütternde Phantasie in Vielem mit der wilden Jagd, dem Geisterwagen und dem Zuge der Nachtfrau (Holle oder Berchta), sowie mit den nächtlichen Hexenmahlzeiten, Hexentänzen und Hexenfahrten des Volksglaubens zusammenfallen und vermengt werden mußte, ist sehr natürlich. Die Vorstellung wirkte auch so tief auf die Gemüther, daß es sehr nahe lag, ruchlosem Zusehen oder gar Einmischen in das nächtliche geisterhafte Treiben eine Bestrafung des Schuldigen folgen zu lassen, welche bald in einer Verwundung oder Verletzung, in Blendung, in Entführung durch das Geisterheer oder gar in grausenhaftem Tode, sogar durch Zerreißen in Stücke bestand. Die Vorstellung vom Treiben der Todten selbst nahm verschiedene Formen an. Bald zogen sie in Leichenprocession dahin, bald hielten sie in nächtlich erleuchteter Kirche Messe oder Predigt, oder in Schloßruinen ein Geistergericht, auch spielten und zechten die Geister, bald jagten sie dahin wie das wüthende Heer oder benützten die Geisterkutsche (den Wodanswagen), an dessen Stelle auch, wie bei der Isis, ein Schiff oder, wie bei dem schweizerischen Posterli, ein Schlitten trat, bald endlich tanzten sie auf den Gräbern, und dieser schauerliche Todtentanz findet sogar in Sagen auf Lebende Anwendung, die zur Strafe für ein Vergehen immer tanzen müssen, ohne anders zu können. (Grimm Sagen 231.) Es ist in beiden Fällen der rastlose nächtliche Tanz der sich um die Welt drehenden bleichen Gestirne.**) Bei der Leichenprocession tauchte

*) Ein alter Hirt zu Brodewin in der Uckermark erzählte dem Sagenforscher Kuhn: Jeder Mensch habe sein Licht am Himmel, und wenn er sterbe, so gehe es aus, es kommen aber statt der alten immer gleich wieder neue zum Vorschein, da immer wieder neue geboren werden. (Haupt, Zeitschr. IV. S. 390.)

**) Es ist dies die Idee zu Goethes Todtentanz, wo der Thürmer um Mitternacht hinab schaut auf die Gräber und die Todten aus den Gräbern steigen, die Gewande abwerfen und sich im gräßlichen Gerippetanze klappernd tummeln sieht, wo er einen der Laken aus Posse entwendet und vom Bestohlenen von Ort zu Ort verfolgt wird, „langbeinigen Spinnen vergleichbar",

Digitized by Google

manchmal das gräßliche Doppelgeſicht auf, indem der Neugierige im Zuge ſich ſelbſt erkannte, was ſeinen baldigen Tod zur Folge hatte. Die höchſte poetiſche Ausbildung erhielt aber dieſe ergreifende Vorſtellung in der nächtlichen Entführung der Liebenden durch den todten Geliebten, welche Idee ſich eng an die wilde Jagd anſchließt. Der wilde Jäger jagt nämlich nach vielen Sagen eine Frau (Waldfrau) oder ſeine Geliebte oder Gattin; wenn er ſie hier zu den Todten abholt, iſt es dasſelbe. Er iſt Odin, ſie die Fürſtin des Sternheeres, die Mondgöttin, welche der Himmelsgott mit ſeinen Wolken umhüllt und entführt, oder auch die Erde, welche er in Nebel einhüllt, deſſen fantaſtiſche Formen einer geiſterhaften Verſammlung verglichen werden können. Es ſind nun gerade hundert Jahre, ſeitdem (im Muſen-Almanach für 1774) dieſe ergreifende Idee unſerer erſten und unübertroffenen deutſchen Ballade, Bürgers Lenore, das Leben gab.

(906.) In der Stadt Autun liegt bei der Kirche des heiligen Stephanus ein Friedhof, in deſſen Nähe man ehedem häufig Nachts Pſalmen ertönen hörte. Einſtmals beſchloſſen zwei fromme Bürger, bei Nacht daſelbſt ihre Andacht zu verrichten. Als ſie in die Nähe kamen, vernahmen ſie plötzlich wunderſeltſame Geſänge und Harmonien; ſie waren gar erfreut darob, traten in die Kirche und ſetzten ſich in ein Eckchen, wo ſie eifrig beteten. Als ſie ſich erhoben, ſahen ſie die Kirche voll ihnen unbekannter Perſonen, die ſangen; was ſie jedoch wunderte, war, daß keine Kerze oder ander Licht brannte und es doch völlig hell war. Als ſie genauer hinſchauten, nahmen ſie wahr, daß dieſe Helle von den Singenden ausging. In Staunen verſunken, ſtanden ſie da, als ſie Einen aus den Verſammelten auf ſich zukommen ſahen, der zu ihnen ſprach: „Ihr habet Unrecht, uns in unſeren heimlichen Gebeten zu ſtören; geht alſobald weg, ſonſt müſſet Ihr ſterben.“ Der eine der Bürger lief, ſo ſchnell er konnte, hinweg; der andere blieb, ſtarb jedoch nicht lange nachher. (Gregor. Turon. de gloria confessorum.)

(907.) Der 1018 geſtorbene Thietmar, Biſchof von Merſeburg, erzählt, als Beleg dafür, daß die Todten nicht todt ſeien, ſondern auferſtehen werden, ein Prieſter in Wallislevo (Walsleben), der früh Morgens bei Tages-

---

bis es zu des Mannes Glück „ein Uhr“ ſchlägt und das Gerippe unten zerſchellt. Ganz verſchieden hiervon iſt jedoch der künſtleriſch dargeſtellte Todtentanz (von Holbein, Manuel u. A.), welcher nichts mit der Mythe zu thun, ſondern eine rein chriſtlich-ethiſche Idee zur Grundlage hat. Vergl. Wackernagels Abhandl. in Haupts Zeitſchr. IX. S. 302 ff.

Digitized by Google

anbruch Meſſe zu leſen pflegte, habe einſt, auf den Kirchhof kommend, eine große Schaar getroffen, welche einem vor der Kirchthüre ſtehenden Prieſter Opfergaben brachte. Er ſei, ohne Einen zu kennen, durch ſie der Sakriſtei zugegangen; eine Jüngſtverſtorbene jedoch, die ihm wohl bekannt war, habe ihn gefragt, was er wolle, und dann gemeldet, das ſei ſchon verrichtet. Er werde nicht lange mehr leben. Letzteres geſchah. Zu ſeiner eigenen Zeit (fährt er fort) haben in einer Kirche Magdeburgs die Wächter Nachts Aehnliches getroffen und die Magiſtrate geholt, welche auf dem Kirchhofe, von ferne ſtehend, aufgeſteckte Lichter erblickten und den 15. Pſalm und den Morgenlobgeſang vernommen, näher tretend aber nichts mehr geſehen. Ebenſo gleich habe ein Prieſter zu Deventer in der Kirche und auf dem Kirchhofe die Todten opfern ſehen und ſingen gehört. (Ditm. I. Buch 7.)

(908.) In Rapperswil glaubte man bis auf unſere Zeit, was ſchon Tſchudi berichtet, die dortige Glocke, womit man das ſogenannte „Endzeichen" läutet, wenn Jemand am Verſcheiden iſt, habe beim Auszuge der Bürger im Jahre 1388 zur Näfelſerſchlacht dreißigmal angeſchlagen, ſo viele nachher fielen, und in der Nacht habe der Meßner alle, Mann um Mann, jeder ſein Haupt wie einen Hut unter'm Arme, den Kirchengang hin, zum Todtenopfer gehen geſehen. (Aus Rapperswil.)

(909.) Zu Gſteig im Berner Oberlande hält ein verſtorbener Pfarrer den Todten ſeiner Gemeinde eine ewige Predigt; ſowie auf den Klang der Glocken die Lebendigen ankommen, ſchwinden die geſpenſtigen Zuhörer wieder in ihre Gräber hinab. Wer ein Todtengebein auf die linke Achſel nimmt und rückwärts in die Kirche geht, kann Dieſe wahrnehmen. (Sonntagspoſt 2. Probenummer, Sonnt. 25. Dec. 1864, S. 7.)

Auf Island glaubt man, daß zu beſtimmten Zeiten ein ganzer Kirchhof aufſtehen könne; die Todten halten dann in der Kirche Gottesdienſt, deſſen Anblick jedoch, wenn er etwa Vorübergehenden zu Theil wird, gar gräßlich ſein ſoll. (Maurer, Isländ. Volksſagen.)

(910.) Manche, die um Mitternacht am Friedhofe zu Neuſtadt in der Oberpfalz vorbeigingen, fanden die Kirche erleuchtet und erblickten, wenn ſie eintraten, die Verſtorbenen der Gemeinde. Auf dem Altare brannten Lichter, welche die noch lebende Gemeinde andeuteten; welches Licht nun zunächſt erloſch, ſo ſtarb Der, den es andeutete, zunächſt. Ein Todter nannte an der Thüre, entgegenkommend, die Namen.

Auch in Gefrees ſtehen während der Metten die Todten aus den Gräbern auf und halten das Hochamt in der Kirche. Eine fromme Tochter, die ihre verſtorbene Mutter ſehr liebte, ging einſt hin, ſie zu ſehen, und ſetzte ſich in ihren Stuhl. Da klopfte es ihr hinterrücks auf die Schulter, ſie ſah die Mutter daſtehen, welche ſie mahnte, beim Verlaſſen der Kirche ja ihr Tuch wegzuwerfen. Sie that es und am Morgen fand man das Tuch in tauſend

Digitized by Google

Fetzen zerrissen vor der Kirchenthüre (was der Tochter Schicksal geworden wäre). (Schönwerth.)

(911.) In den Zwanziger-Jahren dieses Jahrhunderts erwachte der Pfarrer zu St. Nikolaus bei Innsbruck Mitternachts zwischen dem Allerheiligen- und dem Allerseelentage. Als er vom Fenster nach dem Gottesacker hinüberblickte, sah er auf jedem Grabe Lichter brennen, auf manchen deren mehrere und Alles voll Leute dort herumgehen. Der Pfarrer weckte die Hauserin und schalt, daß sie ihn nicht geweckt, es sei schon angezündet zum Umzug auf den Gräbern. Diese schaute auch hinaus und wunderte sich, sagte aber, es sei erst zwölf Uhr Nachts. Dennoch ging der Geistliche auf den Gottesacker, um in die Sakristei zu gehen; wie er diesen aber betritt, ist Alles finster. Nun überfiel ihn ein Schauer. Er betete. Jetzt kam der Nachtwächter und sagte: Das war eine merkwürdige schöne Allerseelenbeleuchtung auf dem Gottesacker. (Alpenburg.)

Ein Fräulein in Salzburg, welches die Roratemesse in der Adventzeit nie versäumte, erwachte einst, wie sie wähnte, früh fünf Uhr, zog sich hastig an und eilte zum Dome. Verwundert, daß sie die Straßen völlig leer sah, sputete sie sich umsomehr, als sie die Töne der Riesenorgel vernahm. Als sie auf den Domplatz trat, sah sie die hohen Fenster hell erleuchtet, fand aber die Thüren geschlossen. Verwundert ging sie hin und her, hörte den Schlußgesang des Hochamtes und darauf — ein Uhr schlagen. Das waren die Bewohner des Untersberges, die zu dieser Festzeit ihre Höhlen verließen und in Salzburg und Seekirchen oft ihren Gottesdienst hielten. (Vernaleken.)

(912.) In einem Volksliede zu Grabig bei Glogau geht eine Witwe, der ihr Kind gestorben ist, trauernd hinaus in's Feld. Da begegnet ihr der Herr Jesus mit viel weißen Kindern, jedes schön gekleidet und mit einer Ehrenkrone geschmückt. Darunter ist ihr Kind, das sie anredet und bittet, sie möge aufhören zu weinen, weil es ihre Thränen in einem großen Kruge, den es bei sich trug, sammeln müsse. Wenn sie ruhig werde, könne auch es Ruhe finden. (R. Drescher, die Sagen vom Nachtjäger in Schlesien. S. oben Nr. 904b.)

(913.) Auf die Sinzenmatt, eine große Gemeindewiese des Aargauer Dorfes Gansingen im Frickthale, kam früher in regelmäßigen Zeitfristen ein Zug von vierzig Wahrsagern und Wahrsagerinnen durch die Wälder des Mettauer- und Gansinger Thales gewandert, um dort unter einer Eiche zu lagern. Alle waren weiß gekleidet und trugen Stricke und Ketten um den Hals; ein großer Bube trug ihnen den Bündel voraus und säuberte den Waldweg. Alles entfernte sich von den Straßen, sowie der Zug nahte. Im Dorfe Wil zog er durch eine Scheuer, in Gansingen durch des Schnuris Garten, in Galten durch den Schopf des Bruderhofes, und in Büz sogar durch des Stäublis Hausgang. Jeder Hausbesitzer brachte ihnen die drei weißen Gaben: Eier, Mehl und Butter. Jetzt hält das Volk die Wandernden für Zigeuner. (Birrcher, das Frickthal 1859.)

Digitized by Google

(914.) „Kan nit ußlassen, etwas zu melden von dem Nachtgespenst, davon die Alten vil ze sagen gehept, ouch der gemein einfeltig Pöfel vil gehalten und war namlich diß ein Geschwürm oder vil mer ein Gespenst, so bi Nacht gehuffeter oder scharenwyß durch die Stett, Dörfer ouch durch die Bergen, Alpen und Einödien wandlet. Das gemein Volk und sonderlich die Alten und dz Wibervolk hieltends für war und namptends die säligen Lütt oder das Guottisheer, und das wären, die lieben Seelen der Menschen, die durch Unfäl, Kriegs- oder Nachrichters-Gewalt sturbent vor irem vorgesetzten Zil, die mueßtend, dann also wandlen, bis si dasselbig Zil erreichtend. Wären ouch dem Menschen gar fründlich und anmuotig, kämet Nachts in die Hüser deren die Guots von inen redtent vnd vff inen hieltend, füwretend, kochetend, äßent vnd fuorend dannen wider darvon one Schaden. Vil begertends ze hören, ja ouch selbs in irer Gemeinsame ze sind, vnd war die Thorheit so groß, dz sie gloubend, daß noch lebende Menschen, Wib vnd Mann ouch mit inen wandletend vnd Gmeinsame, hettend, davon si desto glückhafter wurdent, vnd wo man solches vff einen Menschen zwifflet, hielte mans ime für ein große Eer, schatzt inne ouch für andere Menschen vß vil frömmer, andächtiger vnd schier als heilig. Wie denn noch bi minem Gedenken ein alt paar Eevolk allhie in diser Stadt gewesen, die disen Ruff gehept." (Cysat bei Lütolf.)

(915.) In der Leinen oberhalb Eggiwil wollten viele Leute Nachts einen sonderbaren Zug gewahrt haben. Erst schien es ein Fuder Heu, dann näher kommend, eine Schaar Herren, leidtragend, endlich eine Schaar Weiber ohne Köpfe, das Gesicht auf der Brust. Der Zug kam durch das Thal herunter, den Rötenbach entlang und verlor sich ein wenig oberhalb des Dorfes Eggiwil, beim letzten Uebergange über den Rötenbach. (Joh. Dubach von Eggiwil in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung.)

(916.) Solche, die in der Matthäusnacht um die Mitternachtsstunde geboren sind, müssen in bestimmten Nächten des Jahres auf dem Kirchhofe die Geister tragen. Das heißt man „mit den Hollen fahren". Solche können Nachts senkrecht an den Wänden empor steigen und mit verschlossenen Augen über die höchsten Zinnen wandeln; nur darf man sie nicht anrufen, sonst fallen sie. Sie wissen auch immer voraus, wer im Dorfe stirbt, weil alle Todten sich bei ihnen melden müssen. (Aus Honnef im Kölnischen, in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. III. S. 60. 61.)

(917.) Nach dem Volksglauben in Werdenberg sehen Fronfastenkinder zuweilen das „Nachtvolk", nämlich einen vollständigen Leichenzug, wobei oft Bekannte erscheinen. Wo der Zug beginnt, stirbt bald Jemand. Wer demselben begegnet, muß das Haupt entblößen und auf die Seite treten Spricht man ein einzig Wort, so verschwindet Alles. (Nikl. Senn.)

Digitized by Google

Im nahen Toggenburg glaubt man, ſolche nächtliche Leichenzüge haben „ein Sterbet" (Seuche) zur Folge. Das „Nachtvolk" reicht bis Wildhaus hinauf. (Lehrer Hardegger.)

Auf dem Wege vom aargauiſchen Koblenz nach Klingnau, unweit eines Giritzmooſes, beginnt eine Schaar gefallener Krieger ihren Nachtumzug. (Rochholz.)

Auch in Tirol und Oberöſterreich kennt man den nächtlichen Leichenzug, der ein nahes Sterben im gleichen Orte andeutet.

(918.) Einige Vorgeſetzte aus dem berniſchen Dorfe Heimiswil wollten nach Bern auf den Markt. Um früh dort zu ſein, machten ſie ſich um Mitternacht auf den Weg. Als ſie bei der Gisnaufluh (dem Sitze des Drachen in der Sage von den zwei Lenzburger Brüdern) vorbeigingen, hörten ſie plötzlich ein klägliches Rufen: Thut auf! thut auf! der Bärenwirth von Bern iſt da! Nicht lange ging es, ſo dehnte ſich der Fels unter fürchterlichem Toſen über ſie aus, wie ein Thor, und ein heller Schein leuchtete aus dem Felſen weit umher. Sie geriethen in Furcht, gingen aber weiter und ſahen wie ſich der Fels wieder ſchloß und der Schein verſchwand. Als ſie es im nahen Burgdorf erzählten, hatte man dort dasſelbe vernommen, und da das Städtchen höher liegt, in der Felſenöffnung ein völligs Flammenmeer wahrgenommen. Als ſie nach Bern kamen, traten ſie in's Bärenwirthshaus und fanden die Hausgenoſſen in tiefſter Trauer, weil der Wirth um Mitternacht verſchieden war. Im Volke herrſchte die Meinung, in dieſem Felſen ſei entweder die Hölle oder der Verſammlungsort der „Ringmaurer". (Nikl. Walther in Zuberbühlers Sammlung.)

(919.) Im ganzen Sarganſerlande iſt die ſchauerliche Sage des Nachtvolkes, d. h. eines die Dörfer durchwandernden Zuges aller Geſtorbenen und bald Sterbenden der Kirchgemeinde ſehr verbreitet. Ein Schullehrer in Flums hörte einſt, ehe er einſchlief, gegen Mitternacht den Zug und vernahm deutlich aus dem ſog. ſchmerzhaften Roſenkranze, d. h. dem von Jeſu Leiden, die Stellen: „Der Du für uns Blut geſchwitzt haſt — der Du biſt gegeißelt — der Du biſt mit Dornen gekrönt worden u. ſ. w." Staunend und neugierig ſtürzte er aus dem Bette, ſchlof ſchnell in das eine Hoſenbein und war am Fenſter, wo ihn der Anblick beinahe verſteinte. Es war ein unüberſehbarer Leichenzug, dabei vorne viele ſeiner verſtorbenen Bekannten, und je weiter hinten, deſto fremder; aber auch welche die noch lebten. Vorne die bekannte ſchwarze Flumſerfahne, das Kreuz, der Geiſtliche, der Meßner, und bei dieſem er ſelbſt, nur in einem Hoſenbeine und den einen Fenſterflügel am Halſe. Die Menge betete, ohne umzublicken, ernſt fort und verſchwand ſeinem Auge. Nach einer andern Erzählung hatte er vom Gebete nichts verſtehen können, als nach Zwiſchenräumen die Worte: „erlös uns von dem Uebel. Amen". Er erzählte das Geſehene, erkrankte bald und ſtarb, wie Alle, die er erblickt hatte. (In Sargans.)

Digitized by Google

Fast dasselbe berichtete i. J. 1833 Pater Gall Morel in Einsiedeln aus Schwyz von einem Abyberg. Dieser war eines Morgens eben am Ankleiden und hatte schon den einen Strumpf angezogen, als er die Geisterprocession vorbeiziehen hörte. Schnell warf er den andern Strumpf über die Achsel und sah aus dem Fenster, worauf er am Ende des Zuges sich selbst mit dem Strumpf über der Achsel erblickte. Darauf folgte der schwarze Tod im Jahre 1610—1612.

(920.) Dieselbe Idee ist die „Geisterweihnacht", wo ein Reiter Nachts durch's Feld jagt und bei einem Kirchhofsthore von einer Rittergestalt zum Eintreten eingeladen wird. Er sieht den Kirchhof erhellt, auf jedem Grabe ein Licht, wie ein Stern, und zur Weihnachtszeit nun einen sonderbaren Reigen der wandelnden Lichter beginnen, bis im Osten das Morgenroth aufgeht und die heilige Jungfrau unter den Steinen hinschwebt mit dem Kinde, um sie viel tausend Engel. (A. F. G. Wetzel in Hub's Balladen. S. 284.)

(921 a.) Ein noch nicht lange verstorbener Geraer Bürger ging in der Dunkelheit mit mehreren Anderen von Collis her nach Hause. Im Zaufensgraben sagte er zu den Anderen: „Seht, dort bringen sie von Zschippern her eine Leiche!" Jene sahen nichts, während er fortfuhr, die einzelnen Leute und die Laternen dabei zu schildern. Noch ist er gesund nach Hause gekommen, dann kränkelte er und kurze Zeit nur dauerte es, daß sein Tod erfolgte. Eisel, Voigtl. S. 111.)

(921 b.) Von der wüsten Waldkapelle her, an der Jakobseiche bei Klosterlausnitz, klingt zu Zeiten fernes dumpfes Glockenläuten; dann sieht man's durch die Bäume flimmern und ein Kirchlein, licht und glänzend, wird sichtbar. Geräuschlos thut die Thür sich auf und heraus schreitet langsam ein kleiner gespenstischer Leichenzug. Weißbärtige alte Mönche in schwarzen verschossenen Kutten tragen einen Sarg, auf dem ein leuchtendes Christusbild liegt. Leise geht der Zug hinaus in den Wald. (Ebendas.)

(922.) Eine arme Salzburgerin, die bei mitleidigen Leuten in Eisenberg geblieben war, wurde eines Abends in's Schortenthal geschickt, Futter zu holen; statt der Wiese aber fand sie ein ihr völlig unbekanntes Dorf, aus dessen kleinen freundlichen Häusern Lichter schimmerten. Obschon sie darüber betreten war, ging sie doch näher, sich Wasser und ein wenig Brot zu erbitten, denn ein plötzlicher Hunger und Durst überkam sie. Ein Mann mit weißem Barte und in seltsamer Tracht hat hierauf das Mädchen gebeten, einzutreten, wo sie in der niedrigen Stube eine Hochzeitsgesellschaft versammelt fand. In seltsamen Krügen und Schüsseln, Alles uralt, wurde ihr, wie erbeten, Speise und Trank gereicht, und sah sie jetzt, daß auch die Gäste gar wunderliche, verschollene, altmodische Kleider trugen, die Braut aber einen Nonnenschleier und der Bräutigam, einem Ritter gleich, ein gold- und silbergesticktes Wamms mit einer goldenen Ehrenkette über die Brust. Der alte Mann forschte darauf theil-

Digitized by Google

nehmend nach den Verhältnissen des Mädchens, und wie er sich von ihrem guten, braven Wesen überzeugt hatte, redete er lange in fremder unbekannter Sprache mit dem Bräutigam. „Habe Dank, mein Kind," spricht dieser hernach, „bald nun ist uns ewige Freude und Ruhe beschieden!" Alsbald begann der Hochzeitstanz; oft sonderbar, doch oft auch nach bekannten Weisen, die dann der Bräutigam selbst mit dem Mädchen tanzte. Plötzlich endlich inmitten eines der wunderlichsten Tänze und der größten Ausgelassenheit — trat tiefe Stille ein, geisterhaft schallten zwölf Horntöne durch die Nacht, und mit dem letzten verschwand mit einem Male die ganze fröhliche Gesellschaft mit den Spielleuten, die ganze Stube mit all' den wunderlichen Tischen und Geräthen, ja das ganze Haus, das ganze seltsame Dorf! Und allein auf der stillen Waldwiese stand das arme Mädchen wieder, das nicht wußte, wie ihr geschehen war. Zu Hause aber fand sich in ihrem Korbe das Barett vor des schönen Bräutigams, dabei lagen mancherlei alte Gold- und Silbermünzen und auf einem Pergamente stand wie folgt geschrieben:

„Der Ritter Siegbert von Hainsburg hat Anno 1400 das edle Fräulein von Kunitzberg aus dem Nonnenkloster zu Eisenberg entführt, sich von einem verständigen Klosterhörigen im Dorfe Scortowe trauen lassen und mit ihr bis an sein seliges Ende ein fröhliches und vergnügtes Leben geführt. Das wurde ihnen nach ihrem Tode als schwere Sünde angerechnet, hundert Jahre voll Qual verbrachten sie im Fegefeuer, hernach aber mußten sie in jedem zehnten Schaltjahre am Tage des Vollmonds, wenn die Sonne im Zeichen des Krebses steht, an demselben — seitdem zerstörten — Orte eine Scheinhochzeit halten, bis ein armes, aber tugendhaftes und furchtloses Mädchen drei Stunden vor Mitternacht hinzukommen und um etwas bitten würde. Dreiunddreißig Schaltjahre sind seitdem vergangen, vielen Leuten ist das wüste Dorf sichtbar worden, doch kein braves Mädchen hatte sich herzugewagt. Betet," so schloß das Schriftstück, „ein Ave Maria für unsere Seelen."

Dem Mädchen brachte das Abenteuer gute Früchte, denn sie ist ihr Lebelang in allen Dingen glücklich gewesen. (Eisel, Voigtl. S. 112.)

(923.) In Waldbergen bei Schramberg waren mal mehrere Holzmacher im Walde beschäftigt. Sie hatten bis nach Winzeln wohl über eine Stunde. Müde von der Arbeit, beschlossen sie, im Walde zu übernachten.

Nicht weit abwegs von der Straße machten die Leute ein lustiges Feuer an, um sich zu wärmen und etwas zu kochen. Beim Nachschüren bemerkte einer von den Holzmachern, er habe von alten Leuten gehört, man müsse das Holz über's Kreuz auf's Feuer legen, dann könne einem der böse Feind nicht schaden.

Wie es Mitternacht wurde, vernahmen sie ein fürchterliches Getöse und ein Geschrei die Schiltacher Straße heraufkommen, daß es grausig war, und zum Unglück kam's immer näher. Auf einmal sahen sie einen Brautzug, den sechs schwarze Katzen zogen. Auf dem Brautwagen saßen die Brautleute,

Digitized by Google

die Nähtin und die Köchin; letztere war hautnacket, wie sie der liebe Gott erschaffen hatte, trug einen kupfernen Kessel auf dem Kopfe und hatte einen Bund Kochlöffel hinten stecken, hat damit kläppert und zu den Holzmachern her g'lacht und g'wunka. Die Holzmacher sahen einander bleich an, als der grausige Zug vorüberging; aber keiner sagte nur ein Sterbenswörtchen.

Später erfuhren sie von einem alten Geistlichen auf dem Sulgen, daß Alle verloren gewesen wären, wenn nur Einer sich unterstanden hätte, ein Wort zu sprechen. (Birlinger, Aus Schwaben I. S. 202.)

(924.) In einer Spinnstube zu Eppingen wurde spät in der Nacht die Frage aufgeworfen: wer wohl den Muth habe, jetzt in das alte, verrufene Rathhaus zu gehen. Ein Mädchen erbot sich dazu und nahm eine Ruthe und eine schwarze Katze mit. Als sie in den Rathssaal kam, saßen darin zwölf gespenstige Rathsherren um den Tisch, welche zu ihr sprachen: „Hättest Du die Ruthe und die schwarze Katze nicht bei Dir, so wollten wir Dir etwas Anderes sagen!" Voll Schrecken entfloh das Mädchen und starb noch in derselben Nacht. (Baader, Neue Volksſ. S. 100.)

(925.) Auf der Burg Neu-Eberstein sah der in einer Nacht noch wache Koch vom Fenster aus an dem durch gespenstige Erscheinungen bekannten Wachtelbrunnen ein sonderbares Hüpfen und Tanzen beginnen und die Schaar sich dem Schlosse nähern. Kein Pfeiffer pfiff, kein Geiger fiedelte, Alles bewegte sich tanzend, aber schweigend, näher. Jetzt erkannte er viele Männer und Frauen des Städtchens Gernsbach und endlich mit Entsetzen sich selbst, eine bleiche Frau an der Hand, mittanzend, und Alles zog dem Siechhofe zu. Bald darauf brach der „große Landssterbend" im Jahre 1518 aus, in welchem er und Viele das Leben verloren. (Freiherr von Zimmern bei Krieg von Hochfelden, Geschichte der Grafen von Eberstein, S. 360; Ed. Brauers „Sagen und Geschichten der Stadt Baden" Karlsr. S. 54.)

(926.) „Für dz wöllen wir melden von einem Mann von Emmen, vnfern von der Stadt pürtig, der sonst arm (villeicht ouch liederlich nach aller Anzeig) vnd sich also des Anglens vnd Vischens vff der Rüß beholfen, jedoch in selbiger der heiligen Zitten wenig verschont, vß Lichtsinnigkeit oder Unverstand. Vnd also einsmals als er an einem Sambstag Abends bis über Betglocken vff einem Studpöschen an der Rüß vischende enthalten, ist er vnversehentlich von einem Gespenst in die Lüften verhert vnd seer wit getragen worden, bis das er sich erholet, gesegnet vnd Gott bevolhen, hat es ine in ein dick Dorngehirst fallen lassen, darin er bis vff den Tag in großer Schwachheit gelegen vnd lang darvff krank beliben. Das solches geschehen sie vmb das Jar 1560, wie mirs fürneme Herrn diser Statt, den er wol erkannt vnd solches selbs bekennt, erzellt haben. (Cysat bei Lütolf.)

(927.) Nicht weit vom hohen Thor- oder Dachsteine, den Grenzsäulen der obern Steiermark, liegt in Mitte hoher Alpen Mitterndorf und eine

Digitized by Google

halbe Stunde davon erhebt ſich der waldige, halb kahle Hartkogel, der Aufenthalt des „wilden Jägers“ oder „wilden Gjaids“, das freilich auch an anderen Orten geſehen wird. Das „Gjaid“ ſind böſe Geſpenſter, die zu gewiſſen Zeiten durch die Luft daherbrauſen und ein ſonderbares Fuhrwerk, eine Art Schlitten, faſt wie ein Schiff geſtaltet, nachziehen, welches ganz flach und meiſt in der Luft geht und unten eine ſcharfe Schneide zeigt wie eine Pflugſchar. Die Ladung ſind Verdammte und Teufel, und die Jagd geht auf „wilde Frauen“, halb Geiſter halb Menſchen, oder „verwunſchene Menſchen“, die an der Rückſeite hohl oder muldenartig geſtaltet ſein ſollen. Dieſe hatten ihre Hauptwohnung im Schöchl, einem waldigen Kogel öſtlich von Oberndorf; ſie kamen aber oft in die nächſten Dörfer, auch zu Lachen und Bächen, wo ſie ihre Wäſche wuſchen und wohl an die Zäune aufhängten. Solche jagt der Jäger, auch zuweilen böſe Menſchen. Ein oft trunkener Schmied in Mitterndorf zu Ende des 18. Jahrhunderts galt als der, welcher alljährlich in der heiligen Nacht die den Schlitten vorgeſpannten Weiber (ſchlechte Dienſtmägde) wie Roſſe beſchlug. Die Fahrt kehrte immer nach dem Hartkogel zurück. Auch hier mußte, wer das Brauſen vernahm, ſich ſchnell auf's Geſicht hinwerfen, um nicht niedergefahren zu werden. Ein Knecht, als er den Jägerruf: „Hui, hui!“ vernahm, hetzte ſeinen Hund an und ſchob ihn, als er ſich furchtſam zwiſchen ſeine Beine verkroch, von ſich, worauf das Thier mitrannte. Als er ſich darauf bei ſeiner Dirne am „Fenſterln“ befand, riß ein ſolcher Jäger das Dach auf und warf, aus Augen, Ohren, Naſe und Mund Flammen ſprühend, eine halbe Wildfrau herab mit den Worten: „Das iſt zum Lohne, daß Du uns Deinen Hund mitgabſt, ohne ihn hätten wir heute keine erjagt!“ Die Dirne fiel todt um, der Hund kam nicht wieder und der Knecht ſtarb ſehr bald. (Steiermärk. Sagen in Wolfs Zeitſchr. f. d. Myth. II. Bd. S. 32—35.)

(928.) Einem Wanderer, welcher zu Ulten in Tirol Herberge verlangte, ſagte man, im Hauſe ſei kein Raum mehr, und in der „Ströbhütte“ werde er nicht bleiben wollen, weil dieſe Nacht wahrſcheinlich die „Temper“ (Quatember-Geiſterzug) komme. Er blieb trotzdem in der Hütte. Als der Hausknecht die Temper wirklich kommen hörte, ſchaute er zum Fenſter hinaus. Da rief eine Stimme: „Willſt auch!“ und dann: „Wäreſt Du nicht hinter dem Kreuzeiſen, Du kriegteſt was!“ Als man aber Morgens in der Hütte nachſah, lag der Wanderer zerriſſen dort, ein Viertel aber von ihm vor der Hausthüre. (Wolfs Zeitſchr. II. S. 181.)

(929.) Zu Sommerhauſen in Unterfranken begaben ſich zwei Dienſtmägde zu Bette. Da fuhr, als die eine ſchon lag und die andere bis auf's Hemd ſich eben entkleidet, das „wüthende Heer“ über's Dorf hin mit lautem Rufen und Hörnerklang. Die, welche noch auf war, ſchaute zum Fenſter hinaus und horchte auf das ſchöne Lied, das die wilden Jäger eben bliſen. Das

gefiel ihr so gut, daß sie unbesonnen laut in den Zug hinausrief: „Wäre ich geschürzt und gegürtet, ich ginge mit!“ Kaum hatte sie es ausgesprochen, als zwei wilde Gesellen neben ihr standen, der eine ihr die Schürze umband, der andere den Gürtel befestigte, dann Beide sie an den Armen erfaßten und in die Lüfte trugen. Niemand hat ferner von ihr vernommen. (Wolfs Zeitschr. f. d. Mythol. I. Bd. S. 18.)

(930.) In einem Wäldchen bei Zuzwil hörte man bisweilen Einen in der Luft laut jauchzen. Einst gingen zwei Männer durch das Wäldchen, und einer davon betrunken, jauchzte mit, als sie es vernahmen. Der Luftjauchzer antwortete nicht, kam aber, als der Betrunkene ihn herausforderte, sogleich und nahm ihn in die Lüfte. Der Mann schrie fürchterlich, sein Begleiter betete nach Kräften, rief auch andere Leute zu Hilfe, brachte aber nichts zuwege bis der Pfarrer mit der Monstranz erschien, auf dessen Gebet der Entführte in einen Dornbusch herabfallen gelassen wurde, wo er sich stark verletzte und bald darauf starb. (Aus Nieder-Uzwil.)

(931.) Im Kanton Luzern erzählt man, es habe einst ein Burgfräulein leidenschaftlich die Jagd geliebt. Als einmal ihr Geburtstag auf einen Fastenfreitag fiel, überkam sie ein Gelüste, frisches Wildpret zu speisen. Alle Anwesenden mißbilligten das, nur ihr Geliebter stimmte gleich bei. Beide ritten mit ihren Hunden hinaus, kamen aber nie wieder zurück. Sie fahren jeden Fastenfreitag um Mitternacht, und auch sonst in gewissen Nächten des Jahres als die wilde Jagd in's Land hinaus, wo man dann von dem schroffen Felsen des Pilatus durch das ganze Land das Gejägt mit Pferdeschnauben und Hundegebell, bald hoch in der Luft, bald ganz nieder über den Boden hin, wie Sturmwind ziehen hört. Dann heißt es: „Die Sträggele (oben S. 561) und der Türst (oben S. 540) kommen!“ (Kasimir Pfyffer, der Kanton Luzern St. Gallen 1858, I. Bd. S. 237.) Das ist im anstoßenden Emmenthale „das Türstengejägt“.

(932.) Nach der Edda war Helgi der Sohn des Walsungen Sigmund und der Borghilde. Nach einem Kampfe erschien dem jungen Helden die Walküre Sigrun, Haugnis Tochter, und bat ihn um Beistand, da ihr Vater sie dem Haudbrodd versprochen. Helgi erschlug den Werber und erhielt die Walküre, fiel aber bald von der Hand ihres Bruders Dag, welchem Odin einen Spieß dazu gebracht. Sigrun härmte sich übermäßig und äußerte, sie werde sich des Lebens nimmer freuen, wenn nicht ihr Liebster aus dem Grabe steige und auf seinem Vigblör zu ihr reite in ihre Arme. Des Abends ging die Magd Sigrunens zu Helgis Grabhügel und sah Helgi mit Gefolge daherreiten, und in den Hügel, den man errichtet, einzieh'n. Die Magd fragte, ob den Helden Heimfahrt zu theil worden oder ob Ragnarauk nahe und die Todten reiten? Dann eilte sie heim und kündete Sigrunen das Gesehene an. Die Walküre ging hocherfreut in den Hügel, wo sie den Gatten küßte und

Digitized by Google

sein reifdurchdrungenes Haar, seinen blutbesprengten Leib und seine kalten Hände beklagte. Der Walsunge erklärte den Reif als ihre Thränen, die seine kalte Brust brennen, sprach aber seine Freude aus, daß, obwohl sie Glück und Land verloren, nun Lust seiner warte und Königsfrauen beim Gestorbenen weilen. Sigrune bereitete ein Bett im Hügel und sie ruhte, die Lebende, in des Todten Armen. Wie aber der Morgen nahte und ehe „Salgofnir das Siegervolk weckte", mußte der Einherier „westlich von Vindhialmurs Brücke" (der Regenbogen von West nach Ost, Asgard zu) sein. Er ritt mit seinen Mannen fort. Sie aber starb bald vor Gramm. (Helga kvidha Hundingsbana önnur IV.)

(933.) In Island erzählt man, ein junger Mann habe seiner Geliebten versprochen, sie am Christabende abzuholen und in die Kirche zur Mette zu begleiten. Er machte sich auch richtig zu Pferde auf den Weg, wurde aber, als er über einen heftig angeschwollenen Bach setzen wollte, abgeworfen und von einer Eisscholle erschlagen. — Lange wartete das Mädchen. Endlich spät Nachts kommt der Reiter, hebt sie schweigend hinter sich auf's Roß und reitet der Kirche zu. Unterwegs wendet er sich zu ihr um und spricht: „Der Mond gleitet, der Tod reitet; siehst Du nicht den weißen Fleck in meinem Nacken, Garun, Garun?" Da wird dem Mädchen ängstlich zu Muthe, aber sie reiten fort bis zur Kirche und zu einem offenen Grabe, wo der Reiter hält und spricht: „Warte hier Garun, Garun, bis ich den Mähner, den Mähner ostwärts über den Zaun, den Zaun hinausbringe." Nun fiel das Mädchen (Gudrun hieß sie, aber das Gespenst sprach das „Gud", Gott nicht aus); aber zu ihrem Glücke lag das offene Grab am Kirchhof-Eingange, wo sie das Glockenseil erwischen konnte, und als die Glocke läutete, verschwand das Gespenst und sie war gerettet. (Maurer, Isländ. Volkssagen.)

(934.) In einem schwedischen Liede legen „klein Christel" und ihre Mutter Gold auf die Bahre. Ihr Bräutigam ist todt, Nachts klopft er an ihre Thüre und bittet um Einlaß. Sie öffnet schnell, setzt ihn auf den gold'nen Schrein und wäscht ihm die Füße mit klarstem Wein.

Hörst, Liebchen, Du die Hähne krähn?
Ist Zeit, daß die Todten wieder geh'n. —
Sie beschuht sich und folgt ihm durch den langen Wald.
Und wie sie kamen auf den Kirchhof nun,
Da verschwand sein Haar, sonst gelb wie Gold.
Den Mond dort schau, schöne Jungfrau, Du!
Und verschwunden war der Jüngling im Nu.

Sie setzt sich auf sein Grab, wo sie bleiben will, bis Gott sie einst abrufe.

Nun erschallt eine Stimme aus der Luft, sie möge das Grab verlassen; jegliche Zähre aus ihrem Auge fülle sein Herz mit Blute an, jegliches Glück aber, das sie treffe, lege seinen Sarg voll duftiger Rosen.

Digitized by Google

(935.) In einer altdäniſchen Ballade vermählt ſich Ritter Aage auf einer Inſel mit der ſchönen Jungfrau Elſe. In einem Monate ſtarb der Ritter. Elſe betrauerte ihn ſo heftig, daß es Aage im Grabe vernahm. Er ſtieg aus dem Grab, den Sarg auf ſeinem Rücken, klopfte mit dieſem an Elſens Thüre und bat um Einlaß. Dann eröffnete er ihr: jedesmal wenn ſie ſich freue, fülle ſich ſein Sarg mit rothen Roſenblättern, jedesmal wenn ſie traure, mit geronnenem Blute. Nun krähte der rothe Hahn und er ſagte, nun müſſen alle Todten zurück in's Grab und er mit.

Schaue Du zu dem Himmel
Und zu den Sternlein auf,
Da kannſt Du ſchaun, wie ſachte
Die Nacht wird zieh'n herauf.
Das war die Jungfrau Elſe,
Die ſchaute die Sternlein an,
In's Grab verſank der Todte,
Gar nimmer ſie ihn ſah.
Heim ging die Jungfrau Elſe,
Ihr Herz von Sorgen wund,
Darnach am Monatstage
Lag ſie am ſchwarzen Grund.

(W. Grimm, altdäniſche Heldenlieder S. 73.)

(936.) In einem wendiſchen Liede träumt ein Burſche, ſeine Braut ſei geſtorben. Schnell reitet er zu ihres Vaters Hofe, wo die Mutter im ſchwarzen Kleide umhergeht. Die Braut iſt todt und begraben. Er reitet dreimal um den Kirchhof herum und dann zum Grabe.

„Steh' nur auf, o mein Mägdelein,
Gieb mir doch wieder die Pfänder mein!" —
„Aufſteh'n kann ich nicht, Liebſter mein,
Kann Dir nicht geben die Pfänder Dein,
Hab' auf dem Herzen den ſchweren Stein,
Ach, und Erde auf den Augen mein". —

Die Mutter ſolle ihm die hinterlaſſenen Bundſchuhe und das Seidentüchlein geben; das Silberringlein habe ſie ſelbſt am Finger und über's Jahr werde er bei ihr liegen.

Der Burſche geht zur Mutter, holt ſich die Pfänder und beſtellt ſich den Sarg. (Haupt-Schmalers wend. Lieder I. 55. Neues Lauſitzer Magazin, B. 41, 1. Hälfte 1864.)

(937.) In einer altengliſchen Ballade kommt ein Geiſt vor Margreths Thüre, pocht und begehrt ſtöhnend Einlaß. Sie zögert und fragt, ob er ihr Vater, ihr Bruder oder ihr „Treulieb Wilhelm" ſei. Er verneint das erſtere und bejaht das letztere, er komme aus Schottland und fordere ihre Treue und Liebe zurück.

Digitized by Google

„Meine Lieb' und Treu bekommſt Du nicht,
die geb' ich nimmer hin,
bis Du in meine Kammer kommſt,
mir küſſeſt Wang' und Kinn." —
„Käm ich zu Dir in's Kämmerlein,
ich bin kein ird'ſcher Mann,
und küßt' ich Deinen rothen Mund,
Dein Ende käm' heran."

Er wiederholt ſein Begehren und ſie verlangt, er möge ſie über den Kirchhof führen und ſie zur Gattin nehmen. Da erwidert er:

In einem Kirchhof über'm Meer
iſt begraben mein Gebein;
der jetzo zur Dir ſpricht, Margreth,
das iſt mein Geiſt allein.

Sie ſchürzt ihr Gewand auf und folgt dem Todten durch die lange Winternacht, mit der Frage, ob er Raum für ſie habe, zu Haupt, zu den Füßen oder an ſeiner Seite? Weder zu Haupt, noch den Füßen, noch zur Seite, ſagt er, der Schrein ſei ganz enge.

Da krähte der rothe, rothe Hahn,
da krähte der graue ſo hell,
's iſt Zeit, 's iſt Zeit, mein lieb Margreth,
nun geh' von hinnen ſchnell! —
Nicht mehres er zu Margreth ſprach,
Mit Stöhnen und mit Schrein
ſchwand das Geſpenſt in Nebel hin
und ließ ſie ganz allein.
„O bleib, mein einzig Treulieb, bleib,"
rief Treu-Margreth, „o bleib!"
Ihre Wang erbleichte, ihr Auge brach,
todt lag ihr holder Leib.

(Percy, relicks of ancient english poetry, vol. III p. 112. Herders Urſinus ſchottiſche Balladen. S. 95.) Ueber die Hähne der Götterdämmerung, an welche die obigen Sagen (Nr. 935 u. 937) erinnern, ſ. oben S. 130.

(938.) In einer ſchottiſchen Ballade ſitzen an einem Sommertage zwei Liebende und ſprechen den ganzen Tag, aber noch nicht Alles, was ſie im Herzen trugen. Am Ende eröffnete er ihr, vor 11 Uhr Morgens werde ſie eine reiche Hochzeit erblicken.

„Schön Margreth" kämmt eben ihr golden Haar, als die Hochzeit „lieb Williams" und ſeiner Braut heranreitet. Sie legt den Kamm nieder, verläßt das Haus und betritt es lebend nimmer wieder.

Digitized by Google

Als der Tag um ist und die Nacht da, gleitet Margreths Geist herein und steht zu Williams Fußende. Sie redet ihn an und wünscht ihm Heil zu einem Brautbette und ihr zur Leichenstätte.

Als die Nacht um ist und der Tag da, eröffnet William seiner Braut, er möchte weinen, denn er habe einen bösen Traum geträumt: sein Haus voll rothen Viehes und sein Brautbett voll Blut.

Sie erwidert, solch Träumen deute nie Gutes, und er ruft all seine Leute und begiebt sich mit ihnen zu Margreths Hause.

Als er die Klinke zieht, öffnen ihre sieben Brüder. Er hebt das Leichentuch auf, sieht die Bleiche und will ihre Lippen küssen. Vergebens wollen die Brüder dies wehren und heißen ihn seine Braut daheim küssen.

Er heißt seine Leute Kuchen und Wein unter sich theilen; heute auf Margreths Tag, morgen auf den seinen.

Schön Margreth begrub man unten am Chor,
lieb William oben hinten;
aus ihrer Brust eine Ros' entsprang
aus seiner entsprang eine Linden.
Sie wuchsen hinan, zum Kirchdach hinan,
da konnten sie höher nicht mehr;
da schlangen sie sich zum Liebesstrauß
und Jedermann wundert's sehr.

(J. Percy, Relicks. Vol. III. p. 119. Herders Stimmen der Völker, Abth. II.)

(939.) In einer schottischen Ballade liebt der Grafensohn Clerk Saunders, vom Meeresstrande, die Königstochter „schön Margreth" vom Oberlande. Beide wandern, von Liebe ergriffen, durch den grünen Garten. Saunders bittet sie um ihre Minne; sie schützt ihre sieben Brüder vor, welche die Liebe zu einem bloßen Ritter nie dulden würden.

Nun räth er ihr, wie sie ohne Meineid die Brüder täuschen könne. Sie solle ihr Gesicht verhüllen, dann habe sie ihn nicht gesehen, und dann ihn hineintragen, dann sei er nicht zu ihr gekommen.

Tief Mitternachts, als Beide schlafen, treten die sieben Brüder mit Fackeln ein und sehen die Zwei. Sechse von ihnen können es nicht über sich bringen, Saunders ein Leid anzuthun; der siebente, ohne ein Wort, stach ihn durch's Herz in der schlummernden Margreth Armen.

Morgens will sie ihn flüsternd wecken und sieht ihn todt. Vergebens will ihr kommender Vater ihren Jammer trösten. Saunders wird begraben und erscheint eine Stunde vor Tag vor Margreths Fenster.

Schläfst oder wachst Du, Margareth?
so sprach sein Geist zu ihr.
Gieb mir mein Wort und Treu zurück,
die ich gegeben Dir. —

Digitized by Google

Mein Wort und Treu geb' ich Dir nicht,
nie schwindet die Lieb' mir hin,
bis Du in meine Kammer kommst
und küssest mir Wang' und Kinn. —
Mein Mund ist kalt, o Margareth,
er riecht schon nach Erdengrund,
und Deine Tage schwinden hin,
küß ich Dir den schönen Mund.

Er wiederholte seine Bitte, da die Waldvögel schon den Tag verkünden. Endlich reicht sie ihm die Pfande zum Fenster hinaus, folgt ihm aber aus Liebe bis in den Wald, wo er, in Duft verschwindend, auf ihre Frage, ob er Raum habe, ähnlich antwortet, er habe keinen, sein Bette sei knapp und klein, das Grab, auf das der Thau falle. Nachdem er ihr zugeredet, nie einen Andern zu lieben wie ihn —

„Und laut auf kräht der milchweiße Hahn,
und auf der graue sofort,
er schwand in leere Luft dahin
und sie ging weinend fort. (Dönniges.)

(940.) Nach einem Liede aus dem Kuhländchen hat eine Witwe sich wieder verheiratet, kann jedoch ihren ersten Mann gar nicht vergessen und beweint ihn unaufhörlich. Als der zweite Mann einst auf dem Grabe seines Vorgängers seine Rosse weidet, bittet ihn eine Stimme daraus, die Frau möge ihm ein getrocknetes Hemde bringen.

„Das erste ist mir geworden so naß,
Was weint sie immer? was thut sie das?"

Der Auftrag wird ausgerichtet. Die Frau geht mit ihrem Rocken zum Grabe, klopft an und bittet um Einlaß. Die Stimme mahnt ab: da unten sei es zu öde und traurig. Die Frau bleibt bis zum ersten Hahnenschrei (der „Himmelstaube"), da thun sich alle Gräber auf und sie steigt zu dem Geliebten hinunter. Der zweite Hahn (das Höllenhuhn) kräht, da schließen sich die Gräber alle und

„die Schöne mußt' unten verbleiben".
(Meinert Volkslied, übertragen von Wackernagel.)

(941) Eine junge schmucke Dirne hatte einen Freier, den sie, wie er sie, äußerst liebte. Da mußte es kommen, daß der Geliebte krank wurde und starb. Sie wollte sich gar nicht zufrieden geben, weinte und jammerte den ganzen Tag, und wenn es Abend wurde, setzte sie sich auf sein Grab und trauerte die liebe lange Nacht. Als es nun die dritte Nacht war und sie wieder so am Grabe jammerte, kam ein Reiter auf einem Schimmel daher und fragte, ob sie mit ihm reiten wolle. Sie kannte ihn wohl und war bereit, wohin er wolle. Damit stieg sie auf sein Pferd und fort ging es wie der Wind in die weite Welt.

Digitized by Google

Nach einer Weile fragte er:

Der Mond der ſcheint ſo hell,
der Tod der reitet ſo ſchnell,
Mein Gretchen, graut Dir nicht?

So fragte er allmälig dreimal und dreimal antwortete ſie: Nein, mein Hans, wie ſollte mir grauen? Ich bin ja bei Dir. So ging's wieder weiter und weiter und immer toller als früher, und nach der dritten Frage wurde er „gruen", und drehte ſich das Pferd dreimal im Kreiſe mit ihnen herum und weg waren ſie. (Müllenhof.)

(942.) Einem Mädchen war ſein Geliebter in den Krieg gezogen und geſtorben. Das Mädchen ſehnte ſich ſehr nach ihm und weinte bitterlich. Da kam in einer Nacht ein Reiter auf ſchneeweißem Roſſe vor ihr Fenſter, rief ſie, und hieß ſie, als ſie eilig aufſtand und hinaus ging, aufſitzen. Auch hier ſagte er dreimal: „Wie ſcheint der Mond ſo hell! wie reitet der Tod ſo ſchnell! Anamirl (oder Dirnderl), fürchſt Dich nit?" Und ſie antwortet: „Wie ſoll ich mich denn fürchten, biſt ja Du bei mir!" In einer der Sagen fährt ſie ein Schauder an, als ſie dem Freithof nahe kommen, ſie ſpringt ab und in einen Schuppen am Wege, wo ſie, inner den Dachtraufen, ſicher iſt. Er ruft, es ſei ihr Glück, denn er hätte ſie in Stücken zerriſſen. — In einer zweiten Sage näht die Trauernde gerade vor der Wohnung ihr „Fürtuch", als eine ſchöne Frau ihr den Rath giebt, ſie ſolle die „Bandel" nicht annähen, nur hineinſtecken, wenn dieſe Nacht ihr Liebſter ſie abholen werde. Die Frau verſchwindet, der Reiter erſcheint Mittnachts, nimmt ſie mit, thut dieſelben drei Fragen, reißt ſie auf dem Kirchhof vom Pferde und will ſie mit in ſein Grab ziehen, als das Fürtuch läßt und ſie frei entkommt, während das Tuch in tauſend Fetzen zerriſſen wird. — Nach der dritten Sage haben zwei Liebende ſich verſprochen, nach dem Tode des Einen nimmer zu heiraten. Sie bricht ihr Wort, heiratet wieder, hört bei der Hochzeit, ihr Früherer werde die Nacht erſcheinen und denſelben Rath mit dem „Fürtuchbandl". Der gleiche Todtenritt, die drei Fragen, dieſelbe Befreiung. (Vernaleken.)

(943.) In Ettiswil (Luzern) hat man einen gereimten Spruch: wie ein Mädchen, des Schötzer-Schmiedes Tochter, zu graſen in's Feld ging. Ein Ritter ſchaute ihm zu und bot ihm groß Geld, wenn es eine halbe Stunde mit ihm komme. Habgierig und von ſeiner Geſtalt geblendet, ſagte es ſogleich zu: Ich möcht bi Dir ſin min Lebenlang. Er faßte ſie beim Gürtelſchloß und ſchwang ſie hinter ſich auf's Roß, und „fier mit dem Anneli dur d' Studen und d'Stei". Aber es fiel ungut aus. Ihre weißen Füße wurden verwundet; er lachte ihrer Klage, wie als ihr Kleid zerriſſen wurde, und ſagte jedesmal blos: „ein rechter ſtolzer Ritter das bin ich nüd", bis ſie vor dem Höllenthor anlangten. Da ſtanden drei Teufel bereit. Der erſte hieß Anneli willkommen, der zweite ſtieß ſie in's Thor hinein, der dritte heizte einen Keſſel

Digitized by Google

und ſtellte dieſen unter das Mädchen. Verſchmachtend, begehrte die Arme zu trinken: ſie erhielt Schwefel und Pech, wurde dann geſchunden und mit ihrer weißen Haut als Schimmel überzogen. So wurde der Schimmel vor Schötzer-Schmiedes Haus geritten, wo er beſchlagen wurde und im Schmerz dem Vater ſich zu erkennen gab, der vor Entſetzen das Schmieden aufgab. (Lütolf.)

Die Sage wird (bei Lütolf S. 468) klarer durch die Angabe, Anneli habe „Unholderei" getrieben und ihr Buhle, grün mit rothem Barte, habe ſie auf dieſe Weiſe abgeholt und in einen Grauſchimmel verwandelt. Der Reiter ſei von der Schmiede fortgejagt bis zur Stelle, wo jetzt auf dem „Hoſtris" d. h. Hochgeſträß, längs der Wiggeren, eine dem heiligen Eloi (Eulogi) dem Patron der Schmiede geweihte Kapelle ſteht, die der Schmied im Dorfe Schötz zu beſorgen hatte.

(944.) In einer magyariſchen Sage reißt die geſtorbene Geliebte, den glühenden Trauring am Finger, den ſprühenden Kranz im Haare, Mitternachts ihren Bräutigam in den geſpenſtiſchen Reigen der „Willis" hinein; am Morgen wird ſeine Leiche unter einem Roſenſtrauche gefunden. (Joh. Graf Maylath, magyar. Sagen und Märchen.) — Vergl. Grimms Sagen 175 (Geiſterkirche), 176 (Geiſtermahl), 331 (Schwarzkopf und Seeburg), 334 und 335, ſowie die früher ſchon citirten Sagenſammlungen.

b) Das Geiſterſchiff.

Vielleicht ſind es auch Luftſpiegelungen, wie Nork (in Scheibles Kloſter IX. S. 939 ff.) meint, welche das Schiffermärchen vom „Fliegenden Holländer" erklären; ſicher aber liegt die Entſtehung desſelben viel tiefer. Jene Form iſt eine durchaus neue Veränderung der alten Vorſtellung, daß der Himmel ein Meer, (ſ. oben S. 221), in welchem die Geſtirne als Schiffe, Fiſche, andere Meerthiere (Waſſerſchlangen) und Meermenſchen (Nixen, Waſſermänner) umherſchwimmen, wozu auch kommt, daß die Geſtirne bei Aufgang und Untergang aus dem Meere auf- und in dasſelbe unterzutauchen ſcheinen. Es iſt ganz dieſelbe Idee, wie das Umherziehen der Geiſter zu Fuß (Leichenzug u. ſ. w.), ihr Umherreiten zu Pferde (wilde Jagd), ihr Umherfahren zu Wagen (Geiſterkutſche) auf dem Lande; ſie iſt nur auf das Waſſer übergetragen, gleichviel ob Meer, See oder Fluß; es handelt ſich hier lediglich um die Form, unter welcher Fiſcher- und Schiffervölker die Bewegung der Geſtirne am Nachthimmel auffaßten. Daher ſind es auch hier Todte, Seelen der Verſtorbenen, welche die Fahrt auf dem Schiffe

Digitized by Google

durch das uferloſe Meer der Unendlichkeit mitmachen. Sind ja auch die Schiffe (Archen), auf welchen die Bevorzugten der Fluthſagen ſich retten (oben S. 397 ff.), Ueberfahrtmittel aus einer untergehenden in eine wiedergeborene Welt!

Odyſſeus kam aus dem Lande der Todten zu Schiffe ſchlafend nach Hauſe. Die Aſen legten Baldurs Leiche in ſein Schiff, darin ſie den Scheiterhaufen anzündeten und der See überließen (Gylfaginning); Sigmund trug ſeinen todten Sohn Fitila (Sinfiotli) an's Seeufer, wo ein unbekannter Fährmann das vollgeladene Schiff abſtieß und fortfuhr (Sinfiötlalok), und Gudrun begrub nach der Edda den Atli in einem Schiffe. Die Todten der Brawallaſchlacht ſchiffte Odin ſelbſt auf goldenem Schiffe nach Walhalla. Nach der Edda (Wöluſpa 49. 50, Gylfaginning 43. 51) wird beim Weltuntergang das Schiff Naglfari flott, das aus Nägeln der Todten gemacht iſt, daher man im Norden den Todten die Nägel beſchnitt, um den Anbruch der Götterdämmerung aufzuhalten. Hrymr der Rieſe ſteuert es im Kampfe gegen die Götter. So verabſchiedeten ſich auch vielfach die Zwerge zu Schiff (oben Nr. 543 ff.). Dieſelbe Vorſtellung verbinden die polyneſiſchen u. a. Stämme mit dem Abgange ihrer Todten in's Jenſeits.

Das iſt die uralte Todtenüberfahrt, ſchon in Aegypten, dann in Griechenland durch Charon, wofür man den Todten, auch in Deutſchland (in der Altmark noch in der neueſten Zeit), den Fahrlohn in den Mund legte.

Claudianus nennt das nordgalliſche Ufer, unweit Britanniens und des Rheines, als den Sammelplatz der Seelen, deren Flug dort rauſche, deren Klagen man vernehme, deren bleiche Geſtalten man wandern ſehe. Prokopius hörte ſelbſt von den Einwohnern dort, die Fiſcher und Landleute werden Mitternachts geweckt, ſehen, an's Meer kommend, leere Nachen, die aber augenblicklich von Unſichtbaren ſo voll werden, daß kaum Fingerbreite über'm Waſſer bleibt. Nach einer Stunde landen ſie an der Inſel Brittia, wozu ſie ſonſt Tag und Nacht brauchen. Drüben hören ſie jedem Einzelnen Namen und Land, Frauen den Namen der Männer, abfragen. Nach Villemarqué iſt es Bretagnes äußerſte Spitze, wo eine Bucht noch „die der Seelen“ heißt.

Nach deutscher Sage weckt eine Mönchsgestalt den Schiffer, legt ihm den Fährlohn in die Hand und verlangt über den Strom. Der Nachen füllt sich so, daß der Mann kaum Platz findet; er fährt, landet, wird wie im Sturme zurückgeworfen, und findet neue Ladung. So thun auch Mönche Nachts bei Speier über den Rhein. (Grimm.) — Wie das Heer der Nachtsterne in's Meer zieht, fuhren die Todten auf die Inseln der Seligen. Wie das alte Britannien, so ist auch in der Volkssage (bekräftigt durch den Namen: Engel-Land) England die Insel der Seligen geblieben, was mithin eine Ueberfahrt der Todten bedingt. In einer sumpfigen Gegend der Altmark (Drömling) wird noch vom Nobiskrug (im Mittelalter eine Bezeichnung der Hölle) als dem Wirthshaus, wo alle Todten einkehren und spielen, gefabelt.

(945.) Bei Capri soll sich nach der Sage des Volkes bei nächtlicher Weile ein riesiges Gespensterschiff zeigen. Es wird nave di Papa Lucerna genannt, soll noch aus alten Römerzeiten stammen, mit römischen Ruderknechten bemannt sein, und groß genug, um die ganze Meerenge von Capri und dem Capo di Minerva versperren zu können. (Gaudys poet. und pros. Werke. VII. Bd. 1854. S. 69.)

(946.) In ganz Armorika glaubt das Volk, die Seelen der Verstorbenen begeben sich zum Pfarrer von Braspor, dessen Hund sie nach England hinüber begleite. In der Luft höre man die Räder des Wagens knarren, der mit Seelen überladen und mit einem weißen Tuche bedeckt sei, und carr an ancon, carrikel an ancon, Wagen der Seelen heiße. (Mém. de l'acad. celt. III, 141.) — Bei St. Gildas in der Bretagne werden die Fischer, welche schlecht leben, zuweilen Nachts durch drei Schläge an ihre Hüttenthüre aufgeweckt. Dann stehen sie, von etwas Uebernatürlichem getrieben, auf, gehen an's Gestade und finden lange schwarze Fahrzeuge, welche leer scheinen und dennoch bis an's obere Bord in's Wasser sinken. Wie sie eingetreten sind, hißt sich ein großes weißes Segel bis oben an den Mast von selbst auf und die Barke verläßt das Ufer, wie von einer reißenden Strömung getrieben. Man fügt bei, diese Fahrzeuge, beladen mit Verdammten, kommen nie wieder an's Ufer, und die Fischer seien verurtheilt, mit ihnen durch die Meere zu irren, bis zum Tage des Gerichtes. (Emile Souvestre, les derniers Bretons. Tome I.)

(947.) Als die Donauweiber Hagenen den Tod aller nach Hunenland Fahrenden geweissagt hatten, fügte, auf seinen Zweifel daran, die eine bei: „ez muoz et also wesen, daz iuwer deheiner dhan da niht genesen niwan des chüneges chappelan, daz ist vns wol bechant, der chumet gesunt widere in daz Guntheres lant". Wie sie nun überfahren, wirft der grimme Hagen diesen

Digitized by Google

aus dem Schiffe, und ſtößt ihn, als er ſich im Waſſer an das Fahrzeug anklammern will, wieder „zu dem Grunde“. Als der „arme Prieſter“ jenſeits landet, „dabi ſach wol Hagen, daz ſin niht wäre rat, daz im für war ſageten diu wilden mere-wip; er dahte: diſe degene müezen verlieſen den lip“. (Nib. Not Ausg. Vonderhagen 6181—84. 6334—36.)

Als Hagen den „Vergen“ erſchlagen, beut er ſich den verlegenen „Nibelunge“ als Fergen an. „Ich gedenche, daz ich was der allerbeſte verge, den man bi dem rine vant; ia getruwe ich iuch wol bringen hinüber in Gelfrades lant!“ Das Schiff „ungefüege, ſtarch unde weit genuoch, funf hundert unde mere ez wol zermole truoch“. So fahren ſie über, er rudert, und dann ſchlägt er das Fahrzeug „ze ſtuchen unde warf ez an den Vluot“, weil keiner von ihnen wiederkehren wird. „Vil ungefügiu märe diu tuon ich iu bechant: wir enchumen nimmer wider in der burgonden lant. Daz ſageten mir zwei merwip hiute morgen vruo, daz wir niht chomen widere.“ (Ebd. 6294—96. 6363–66.)

(948.) Der Fähre zu Winterhauſen in Unterfranken lag einſt ruhig in ſeinem Bette und ſchlief, als er plötzlich durch einen ungeheueren Lärm, vom jenſeitigen Ufer her, geweckt wurde. Viele hundert Stimmen ſchrien: „Hol! hol!“ Er machte ſich auf, löſte ſein größtes Fahrzeug ab und ſtieß vom Ufer. Noch während des Fahrens vernahm er wildes Stimmengewirr und Roſſewihern von jenſeits; es wurde auch auf Hörnern geblaſen und Hunde bellten. Als er jedoch drüben anlangte, ſah er Niemanden und vernahm nur aus dem Schalle der Fußtritte, daß ſich eine Maſſe Menſchen und Roſſe in die Fähre drängte. Dieſe ſank immer tiefer, bis ihr Bord mit dem Waſſer gleichen Schrittes ſtand. Da befahl er ſein Leben in Gottes Hand und gelangte glücklich an's andere Ufer, während die Geſellſchaft unbekümmert redete und lärmte; der Fähre verſtand aber kein Wort davon. Erſt beim Landen fragte eine rauhe Stimme aus dem Haufen, was ſie ſchuldig ſeien. „Nichts!“ war die Antwort. „Du haſt klug geſprochen, Fährer! Deinen Lohn wirſt Du darum doch erhalten. Hätteſt Du aber gefordert, Dir wäre es ſchlimm ergangen.“ Damit ging das Getöſe wieder los: Peitſchenknall, Jagdruf, Hundebellen und Roſſewiehern wild durch einander, aber im Nu verhallt und verſchwunden. Als er am andern Morgen erwachte, hing ein Pferdeſchinken am Bettſtollen. (Wolfs Zeitſchr. f. d. Myth. I. Bd. S. 18.)

(949.) Wo am aargauiſchen Rhein, unterhalb Rietheim im Tüfthale, Trümmer eines gewaltigen Rundthurmes aus der Heidenzeit ſtehen, trieb eine Räuberbande früher ihr Unweſen, bis ſie einſt „einen Geiſtlichen“, der nach Baſel fuhr, in's Waſſer warfen, der ſie verwünſchte. Seither fahren ſie als Geſpenſter Nachts, mit Schwert und Spieß bewaffnet, ihr Hauptmann ein bloßes Gerippe. Ein Schiffer, der zwei von ihnen, die ihm Nachts riefen, in ſeinen Waidling nahm und bis Koblenz hinabführte, erhielt von ihnen ein

Digitized by Google

schwer Stück Geld, das beim nähern Besehen sich in eine Rübe verwandelt hatte, wurde wahnsinnig und starb binnen einem Jahre. Bei Degerfelden will man Nachts Stimmen vernommen haben, wie wenn man einem vorbeifahrenden Schiffe Halt geböte. (Rochholz.)

(950.) In Ostfriesland an der Küste der Nordsee sind Buchten, die eine Art kleine Häfen bilden, genannt Siehle. An ihren äußersten Vorsprüngen steht ein einsames Haus irgend eines Fischers. Die Natur ist traurig, ohne Vogel, außer den Möven, die kreischend Stürme verkünden, ohne Lieder, denn der Bewohner ist ernst und schweigsam. Zu einer bestimmten Zeit im Jahre, heißt es, just um die Mittagsstunde, wo der Fischer eben mit seiner Familie zu Tische sitzt, ruft ihn ein Fremder, in Holländertracht, auf die Seite und accordirt mit ihm über Ueberfahrt von Seelen nach der „weißen Insel", die auch Brea und Britinia heißt, was Britannien sein soll. Der Holländer bezahlt in ganz kleinen Silberpfenningen, und gegen Mittnacht, wenn der Mond aus den Wolken tritt, steht der Schiffer bereit. Wie der Mond erscheint, bemerkt dieser, daß das Schiff sich befrachtet und bis Handbreite in's Wasser steckt, ohne daß er irgendwie Sichtbares wahrnimmt, etwas wie Nebelstreifen ausgenommen, oder was hört als leises Zirpen und Knistern, bis er an der weißen Insel landet, wo der Holländer schon wartet und einen Appell abliest, während der Kahn immer leichter wird. Der Schiffer fährt wieder heim. (H. Heines sämmtliche Werke, VII. Band. Hamburg 1861, S. 274 ff.)

(951.) Ein reicher Bürger und Kaufherr von der Obernstraße in Bremen, der einen betrügerischen und lasterhaften Wandel geführt hatte, konnte nach seinem Tode keine Ruhe finden. Zwei Priester führten ihn in einem Wagen nach einer großen Wiese, die Paulinen-Marsch benannt, und gaben ihm auf, zur Büßung seiner Sünden alle Grashalme zu zählen. Dort zählte er über fünfzig Jahre, aber er brachte dabei das Vieh zu Schaden, schlug und belästigte die Hirten auf jede mögliche Art. Da nahmen ihn die Hirten, brachten ihn über die Weser, nach dem Werder, und ließen ihn daselbst durch die Priester bannen; nun sollte er nicht eher zur Ruhe kommen, als bis er die Weser ausgeschöpft und dann zurückgekommen sei. Da begann der ruhelose Geist sofort das Wasser aus der Weser zu schöpfen, verfolgte auch heimlich alle Schiffer, um vielleicht unvermerkt in einem Kahne überzukommen; da aber gewahrte der Schiffer, als ihm das Rudern immer schwerer fiel, das Schiff immer tiefer sank, wie der Geist ganz klein und zusammengedrückt am äußersten Rande saß, und warf ihn sofort über Bord. Das wird ihm nun nicht wieder gelingen, denn seitdem achten die Fischer besser auf ihn, und er wird wohl nicht eher Ruhe haben, als bis er die Weser ausgeschöpft hat. Die Schiffer haben ihn oft Abends „hol over!" (hol' hinüber) rufen hören. (Harrys Volksf. Niedersachsens. I. S. 40.)

Digitized by Google

Dritter Abſchnitt.

Die Götter als Helden.

Charakter der Heldenſage.

Wenn das religiöſe Gemüth ſich zu den Göttern, welche, wie oben gezeigt, Abſtractionen der Natur, perſonificirte Naturkräfte ſind, hingezogen fühlt, zu ihnen in ein Verhältniß tritt, ſo kann es ſie ſich nicht mehr als körperloſe Geiſter, als Geſpenſter denken. Um ſie zu lieben und von ihnen wieder Liebe zu empfangen, muß es ſie zu Menſchen machen. Die Menſchwerdung der Götter iſt der Proceß, den die Liebe der Menſchen zu den Göttern vollzieht; denn nur Menſchen kann der Menſch lieben. Menſchgewordene Götter aber ſind Halbgötter, Götterſöhne, Heroen oder Helden. Es ſind Menſchen von Fleiſch und Blut wie die wirklichen Menſchen, ſie leben wie dieſe auf der Erde, nähren und kleiden ſich, wandeln und ſprechen wie dieſe; aber ihr Anfang und ihr Ende, ihre Geburt und ihr Tod ſind in undurchdringliches Geheimniß gehüllt, weil dieſe beiden äußerſten Punkte ihres irdiſchen Daſeins den Göttern gehören, von denen ſie ausgehen und zu denen ſie zurückkehren; denn ſie ſind ſelbſt Götter. Doch auch im Leben muß ſich ihr göttlicher Charakter offenbaren; ſie müſſen thun, was nur Götter können, ſchaffen, was die Natur nicht ſchaffen kann; ſie müſſen ſich über die Naturgeſetze erheben, d. h. Wunder verrichten. Die Halbgötter oder Helden ſind daher Menſchen mit Götterkräften und ihnen haften immer noch die Eigenſchaften der erſten Götter, der Geſtirne an. Sie ſind das letzte Stadium der Mythe, ihr Dienſt die letzte Stufe der Religion. Iſt auch dieſe Stufe als unwahr, als eine Täuſchung, ein Hirngeſpinnſt erkannt, ſo iſt keine Religion mehr möglich; denn die Gottheit als reiner Gedanke, ohne Geſtalt und Geſchichte vorgeſtellt, iſt Gegenſtand der Reflexion. Die Religion hört mit der Phantaſie auf und an ihre Stelle tritt die Wiſſenſchaft.

Die Heroen ſtellen in ihrem Leben immer noch den Lebenslauf der Geſtirne dar; ihre Geburt iſt der Aufgang, ihr Tod der Unter-

Digitized by Google

gang derselben. Der Anfang und das Ende der Gestirne sind gleich geheimnißvoll und unergründlich für den nicht wissenschaftlich gebildeten Verstand. Die Gestirne haben ihren Höhepunkt am Himmel, so hat auch der Heros den seinigen in der Mitte seiner Thaten. Die gewöhnlichen Sterne bieten aber als Personen zur Dichtung der Heldenmythen keinen Stoff; ihre Laufbahn ist zu arm. Nur Sonne und Mond sind dazu auserlesen. Die Helden sind vermenschlichte Sonnengötter, die Heldinnen Mondgöttinnen. (Ein sprechender Zug ist es z. B., wenn Penelope, auf die Frage, ob sie dem Vater zurück- oder dem Gemahl nachfolgen wolle, statt der Antwort sich verhüllt, und wenn sie, um die Freier zu täuschen, ihr Gewebe, das sie am Tage gefertigt, in der Nacht auftrennt.) Auch da, wo die Sprache dem Monde männliches und der Sonne weibliches Geschlecht beilegt, ist diese Regel (s. oben S. 27 ff.) allgemein giltig; denn der Charakter der Sonne ist und bleibt männlich und der des Mondes weiblich. Wie wir schon gesehen, hat die Umkehrung dieses Charakters, welche die Grammatik der germanischen Sprachen erfordert, meist eine komische, humoristische Wirkung ausgeübt; ist dies nicht der Fall, so ist sie wenigstens der göttlichen Würde der Hauptgestirne nicht angemessen. Der Mond als Mann ist ein gefoppter Schwachkopf, die Sonne als Frau eine gemüthliche aber geistlose Matrone. Die Heroenmythen der griechisch-italischen und der germanisch-nordischen Völker begegnen sich daher, ungeachtet des verschiedenen grammatikalischen Geschlechts der zwei Hauptgestirne in ihren Sprachen, bezüglich der Laufbahn ihrer Helden von der Wiege bis zum Grabe, in überraschend ähnlichen Zügen, welche wir nach einander aufführen und unter einander vergleichen werden. Aber auch in der äußern Erscheinung der Helden finden sich Momente, welche sich wie ein rother Faden durch die Heldensage im Süden und Norden hindurchziehen und in denen sich die Abkunft der Helden von den verehrten Gestirnen unmöglich verkennen läßt. Wir haben gesehen, daß das fußlose Schweben der Gestirne durch den Himmelsraum den Völkern von alters her viel zu denken gab. Daher beschäftigten sich ihre Mythen vorzugsweise mit mühsam kriechenden oder geradezu fußlosen Thieren (Kröten, Schlangen), mit eilig durch die Luft schießenden

Digitized by Google

(Spinnen) oder fliegenden (Insecten und Vögel), ließen sogar gehende Thiere durch die Luft schweben (in der wilden Jagd und im Alprücken), schrieben den Nixen Fischschweife oder wenigstens Schwimmhäute und den Titanen und Giganten Schlangen statt der Füße zu, legten viel Gewicht auf die unergründliche Natur der Füße des Zwergevolkes, sowie hinwieder des Teufels, und so fehlt auch auffallend oft den Heroen etwas an den Füßen.

Hephästos oder Vulkan hinkte, weil sein Vater Zeus ihn am Fuße gefaßt, aus dem Himmel schleuderte, wo er „spät mit der sinkenden Sonne" auf Lemnos niederfiel; der keltische Vulkan Wölund, Weland, weil ihn der neidische König lähmen ließ; Oedipus (Schwellfuß) trug an den Füßen die Spuren, daß sie zusammen gebunden waren, da man ihn als Kind aussetzte; Achilleus war an der Ferse verwundbar, wo ihn seine Mutter als Kind beim Eintauchen in den Strom der Unterwelt oder in Feuer, um ihn unsterblich zu machen, gehalten hatte; Anchises war lahm, weil Venus ihn geliebt. Der altrömische Heros Horatius Cocles (der Kyklop) hinkte, weil ihn, als er, die Brücke gegen die Feinde vertheidigend, über den Tiber zurückschwamm, dieselben von hinten verwundeten, und der fränkische (nibelungische) Sigibert (Sigfrid), weil ihn die Alemannen in der Schlacht bei Tolbiakum im Knie getroffen. (Gregor von Tours II. 37. 40.) In der Volkssage hingegen ist er (als Sigfrid) nur von hinten verwundbar, weil ihm beim Baden im Drachenblute, was ihm seine Hornhaut verlieh, ein Blatt von der Linde, unter der es geschah, zwischen die Schultern gefallen war, so daß dort das Blut nicht hindrang; nach anderer Wendung, weil er, wegen Breite des Rückens, sich dort nicht bestreichen konnte.

Die Heroen sind zu Menschen gewordene Götter, aber stets wirkliche Menschen mit menschlichen Namen und sonstigen Eigenschaften; sie üben daher auch menschliche Berufe als Könige, Gesetzgeber, Krieger, Religionsstifter. Entweder werden Menschen, welche wirklich gelebt haben, zu Heroen gestempelt, oder es werden die Namen solcher bei der Schöpfung der Heroen benützt, während der Charakter der Letzteren neue Färbung erhält, oder es werden Personen gedichtet, welche wahrscheinlich nie gelebt haben, wohl aber Vertreter von Idealen

Digitized by Google

der Stärke, Schönheit, Weisheit, oder von Völkern, Stämmen und Religionssystemen sind. Als Beispiele nennen wir von der ersten Gattung Zoroaster, Moses, Buddha und Jesus, von der zweiten Sigfrid (Sigibert von Austrasien) und Dietrich (Theodorich der Ostgothe), von der dritten Herakles, Adonis, Teiresias, Abraham, Romulus. Der heroische, d. h. halbgöttliche und mythologische Charakter, welcher aus der Sage von diesen und vielen anderen spricht, wird im Folgenden näher nachgewiesen werden.

I. Geheimnißvolle Herkunft.

Daß man nicht weiß, woher die Heroen kommen, weil sie die Sonne darstellen, von der man es ebenfalls nicht weiß, dies wird in der Regel gemeinverständlich (wenn auch darum noch keineswegs faßlich) dadurch ausgedrückt, daß man sie als Söhne der Götter darstellt; bisweilen jedoch ist diese Eigenschaft mit derjenigen geheimnißvoller Geburt nicht verbunden, — dann ist die Verknüpfung beider Vorstellungen aber nur mit der Zeit aus besonderen Gründen aufgegeben worden.

Es giebt beinahe kein Volk und kein Religionssystem, welches nicht die Sage von Helden und Häuptlingen als Söhnen der Götter kennt. Sie erscheint schon auf den untersten Culturstufen, welche sich nur irgendwie über den Zustand des vollständigen Culturmangels erheben. Die Tungusen erzählen von der Frau eines Häuptlings, welche im Traume eine Sonne sich auf ihre Brust senken sah und davon Mutter eines Helden wurde. Die Thlinkithianen im nordamerikanischen Alaska lassen ihren Gott Jeschl von einer menschlichen Mutter geboren werden, die ihn unter der Gestalt eines Steines von einem Delphin empfing, worauf er noch öfter von Frauen geboren wurde und wunderbare Thaten verübte. Bei den Mandanen gab der böse Geist einer Jungfrau sein Fleisch zu essen, was bewirkte, daß sie ein wunderthätiges Kind gebar, welches aber der „erste Mensch" tödtete. Bei den Watschandis in Westaustralien hat der Paradieses-Gott Namba-Tschandie einen Sohn, der auf Erden wunderbare Dinge thut. Die Inkas der alten Peruaner waren Abkömmlinge des geschwisterlichen Ehepaares Sonne und Mond.

Digitized by Google

Der mexikaniſche Feuergott Huitzilopochtli hatte eine fromme Frau zur Mutter, welche einen aus der Luft herabfallenden bunten Federball aufgenommen und am Buſen geborgen hatte; er entſprang ihrem Schooße bereits ſpeerbeſchwingt und federgeſchmückt. Die mongoliſche Fürſtin Alankava wurde durch einen ſie durchdringenden Lichtſtrahl Mutter dreier Söhne, von deren Einem Dſchingiſchan ſtammte. Bei den Chineſen iſt der Kaiſer Sohn des Himmels, ihres oberſten Gottes, bei den Japanern Sohn der Sonne, welche dieſelbe Stelle einnimmt wie in Peru.

In der ſpätern ſpeculativen Religion der Inder, welche ſeit ihrer Wanderung vom Indos an den Ganges an die Stelle ihres anfänglichen Sonnen- und Naturdienſtes trat, erſcheint der Gott Wiſchnu neunmal auf der Erde in verſchiedenen Verwandlungen, um die verirrten Menſchen zur Tugend zu leiten, und ſeine zehnte Verwandlung, zum Weltgerichte, ſoll noch bevorſtehen. Zu den drei erſten Malen erſchien er als Thier, zum vierten Male als Zwerg, weiterhin als Menſch. Seine achte Verwandlung iſt diejenige als Kriſchna, unter welchem Namen er von einem menſchlichen Königspaar wiedergeboren wurde, und zwar um Mitternacht. Seine Mutter hatte ſeit der Empfängniß an Schönheit ſtets zugenommen, und bei der Geburt ſtrömte himmliſcher Lichtglanz von der heiligen Familie aus. Die Mutter und das Kind werden genau ſo abgebildet wie die Madonna und das ihrige. Die erſtere blieb auch nach der Geburt Jungfrau. Ihr Bruder wollte das Kind tödten; der Vater rettete es und gab es Hirten zur Erziehung. Als Mann that Kriſchna Wunder und kämpfte auch mit einem Drachen, dem er den Kopf zertrat. Er ſtarb, von ſeinem Feinde an einen Baum gebunden, vom Pfeile desſelben, nachdem er vor ſeinem Tode verkündet, daß das eiſerne Zeitalter herannahe. Die neunte Verwandlung Wiſchnus war die als Buddha, was jedoch blos die Buddhiſten, nicht die Brahmanen glauben (auch die Juden erblicken in ihrem Meſſias den neunten Herrſcher). Buddhas Mutter Maya, noch von keinem Manne berührt, empfing den Sohn durch einen fünffarbigen Lichtſtrahl vom Himmel, gebar ihn durch die Seite und blieb auch nach der Geburt Jungfrau. Schon im

Digitized by Google

siebenten Jahre (er lebte ungefähr sechshundert Jahre vor Christus) setzte Buddha die Leute durch seine außerordentliche Weisheit in Erstaunen, war der schönste aller Menschen und man nannte ihn Gott der Götter. Er enthielt sich jeden geschlechtlichen Umgangs, ging in die Einsamkeit, that Buße, sammelte Schüler um sich, predigte Unterdrückung der Sinnlichkeit, Menschenliebe, Barmherzigkeit und versprach den Frommen ewige Seligkeit im Nirvana (der absoluten Ruhe nach indischer Weltanschauung). Er that auch Wunder, fastete in der Wüste 49 Tage lang, und nach seinem Tode ging seine Seele in seinen Nachfolger über und lebt noch heute im Dalai Lama. Bekannt ist die wunderbare Aehnlichkeit der buddhistischen Religionsformen mit den griechisch- und römisch-katholischen.

In Aegypten leidet der Sonnengott Osiris für die Welt und stirbt für sie durch seinen schlimmen Bruder Typhon, den ägyptischen Satan. Seine Gattin Isis wurde mit ihrem Sohne Horos im Arme und auf einer Mondsichel stehend abgebildet, und die Juden verehrten vor der babylonischen Gefangenschaft eine Himmelskönigin, welcher man Kuchen in Gestalt einer Mondsichel backte. (Jerem. 7, 8; 44, 19). Noch gegenwärtig wird eine schwarze (d. h. aus Afrika stammende) Mutter Gottes in Neapel, Loretto, Marseille, Einsiedeln, Würzburg, Prag, Czenstochow u. s. w. verehrt. Die Aegypter glaubten, daß der Geist eines Gottes einem menschlichen Weibe nahen und in ihr Lebenskeime zeugen könne. (Plutarch. Numa 4.) Osiris erscheint wiederholt im menschlichen Körper, um Orakel zu ertheilen (Julius Firmicus). Der Stier Apis entstand nach ägyptischem Glauben dadurch, daß ein Lichtstrahl vom Himmel auf eine noch unberührte Kuh fiel.

Bei den Persern wird der Sonnengott Mithra (der unter diesem Namen auch in der ältern indischen Religion erscheint) von der Jungfrau Mihr, ohne männliche Einwirkung, in einer Höhle geboren, in welcher ihm drei Magier Geschenke bringen, welchen Zoroaster einen Stern gewiesen, der ihnen die Geburt des Messias angezeigt (Hyde, Bohlen und Seel); er ist der Mittler zwischen dem guten und dem bösen Element. Als Geburtstag des Mithra

Digitized by Google

wurde der 25. December gefeiert (in Rom: natales Solis invicti). Die Manichäer hielten Jesus für eine Incarnation Mithras. In den Mithra-Mysterien wurde die Stirne der Einzuweihenden mit einem Kreuze bezeichnet (welches Zeichen auch im alten Indien, Aegypten und Syrien getroffen wird, und zwar stets im Sonnendienst). Auch eine Taufe mit Wasser fand in den Mithra-Mysterien statt. Juden und Christen wandten sich im Gebete stets nach Osten, gleichviel ob sie westlich oder östlich von Jerusalem lebten. Die persischen Profeten Hom und Zoroaster verkehren unmittelbar mit Ormuzd und es werden von ihnen im Zendaveſta Aeußerungen erzählt, welche mit solchen Jesu die überraschendste Aehnlichkeit haben. Platon hielt Zoroaster für einen Sohn des Ormuzd. Nach dem Zendaveſta zog sich derselbe wie Buddha in die Einsamkeit zurück und stieg in die Hölle nieder.

Der Jehova der Juden ist ursprünglich ein Sonnen- und Feuergott. Sein Angesicht strahlt wie Feuer, er erscheint im brennenden Dornbusch und als Feuersäule; sein Altar ist ein Feueraltar; Moses und David opfern ihm ihre Feinde, indem sie sie vor der Sonne aufhängen. (4 Mos. 25, 4; 2 Samuel 21, 9.) Sein Sohn ist nicht etwa erst eine christliche, sondern bereits eine jüdische Idee. Wir haben schon oben (S. 399) auf die räthselhaften „Söhne Gottes" (1 Mos. 6, 2. 4) hingewiesen. Mose wurde zwar nicht geradezu für einen Gottessohn gehalten; aber alle übrigen Umstände seines Lebens gesellen ihn den Heroen bei. Er wird als Kind ausgesetzt und zufällig gefunden, ohne daß man seine Herkunft kennt; er spricht mit Gott, ist dessen Auserwählter, thut Wunder und führt sein Volk nach dem ihm bestimmten Lande. Deutlichere Gestalt nimmt ein einzelner Sohn Gottes in der speculativ-theologischen Vorstellung des Logos an. Seitdem die Juden aus der persischen Mythe die Hierarchie der Engel angenommen, wurde ein Oberster der Letzteren als „Wort Gottes" gedacht, das von Anbeginn bei und mit Gott, aus ihm hervorgegangen, an der Schöpfung betheiligt ist und an der Stelle Gottes mit den Menschen verkehrt (wie er z. B. mit Jakob ringt). Im spätern Judenthum wurde auch der Geist Gottes personificirt, und zwar als weibliches Wesen (Ruach), als „Weisheit". So

Digitized by Google

wurde von den Rabbinen schon vor dem Christenthum eine Dreieinigkeit angenommen: Vater, Mutter und Sohn, — Gott, Weisheit und Logos, — namentlich bei den alexandrinischen Juden, z. B. Philon.*) So wurde denn auch der Messias, den die Juden unter so vielerlei Gestalt erwarteten, bald mehr als Gott, bald mehr als Mensch, bald als Beides gemischt gedacht. Und aus diesen Grübeleien entstand denn auch die Vorstellung, daß Jesus, in welchem seine Anhänger, und vielleicht auch er selbst, den Messias erblickten, der Sohn Gottes sei. Es fehlte übrigens unter den Juden keineswegs an Männern, welche sich für den Messias hielten oder ausgaben oder für ihn gehalten wurden; nur gelangte Keiner zu so großem Ansehen und damit zu so enormer Bedeutung und Berühmtheit wie Jesus. Ueber die Entstehung und Berechtigung seiner Ansprüche auf die Eigenschaften eines Sohnes Gottes ist anderwärts genug geschrieben worden; wir verweisen daher auf Strauß, Schenkel, Holtzmann, Keim, von der Alm, Renan u. s. w.

Wir gehen zu den abendländischen (europäischen) Mythologien über. Bei den Griechen erscheinen die Göttersöhne, besonders die Söhne des Zeus, in großer Menge. Theseus war ein Sohn des Poseidon und der Aithra, Gattin des attischen Königs Aigeus. Unter den Söhnen des Zeus von menschlichen Müttern steht, als selbst zum Gotte geworden, der von Semele empfangene, vom Vater aber aus dem Leibe der durch seine Majestät Geblendeten gerissene und von ihm selbst in der Hüfte ausgetragene Dionysos-Bakchos voran. Eine Personification der fruchtbringenden Sonne, macht er gleich dieser seine Fahrt durch den Erdraum mit glänzendem und jubelndem Gefolge. Die Kraft ausübende Sonne ist dargestellt in dem Drachentödter Perseus, Sohn des Zeus und der Danae, welche ihn als Goldregen empfing, was bereits auf die Sonne deutet; in noch weit deutlicher ausgesprochener Ausmalung aber erscheint als Sonnengott des Zeus und der Alkmene Sohn Herakles, der uns später mehr beschäftigen wird. Unter der Gestalt eines Stiers, d. h. eines gehei-

*) Das Nähere sehe man nach bei Richard von der Alm „Theologische Briefe" II. S. 515 ff.

Digitized by Google

ligten Sonnenthieres, zeugt Zeus mit der Europa den Gesetzgeber, Staatengründer und Todtenrichter Minos, der in den beiden ersten Eigenschaften, mit unwesentlicher Namensveränderung, auch in Aegypten (Menes), in Indien (Manu), Phrygien (Manes), ja selbst im alten Peru (Manko Kapak), sowie als Stammvater bei den Hebräern (Adam, d. h. Mann, Mensch) und bei den Germanen (Mannus) erscheint. Auch die Heroen, welche in ihrem spätern Schicksal den Wechsel von Tag und Nacht versinnbildlichen, Kastor und Polydeukes (Pollux), entspringen mit ihrer Schwester Helena dem Ei, das Leda vom Schwane Zeus empfangen, d. h. dem in den ältesten Religionen verehrten Welt-Ei.

Weniger bekannt ist die Sage von Jasion oder Jasios, einem Sohne des Zeus, welcher mit der Göttin Demeter den Plutos zeugte und von den Eingeweihten der eleusinischen Mysterien angerufen wurde. (Hom. Od. V. 125. Hesiod. Theog. 969. Des Verf. Buch der Mysterien S. 89.)

Und so pflanzt sich die göttliche Abstammung der Helden bis in späte Zeiten fort. Romulus, der Gründer Roms, sollte ein Sohn des Mars von der Rhea Silvia sein. Pythagoras galt als ein Sohn des Zeus, Platon als solcher des Apollon; Alexander der Große wollte den Jupiter-Ammon für seinen Vater gehalten wissen; Cäsar leitete seinen Stammbaum von Venus ab und ließ sich selbst als Gott verehren (Suet. Caes. 76), was bei seinen Nachfolgern, den römischen Kaisern, ganz gewöhnliche politische Praxis wurde. Unter ihnen sollte schon Augustus von Apollo gezeugt sein, der als Drache seiner Mutter sich beigesellte (Suet. Oct. 94)! Der Philosoph und Wunderthäter Apollonios von Tyana, Jesu Zeitgenosse, galt als Menschwerdung des Meergottes Proteus. Mohammed verwarf zwar die Gottessohnschaft für sich und Andere; aber er ging gleich Moses mit Gott um und wurde sein Prophet. Seine angeblichen Nachfolger, die türkischen Sultane, waren weniger skrupulös und nannten sich Söhne Gottes, so noch Mohammed IV. 1683, vor der Belagerung Wiens.

Mit dem Geheimnisse aber, das schon durch die göttliche Abstammung allein auf den Heroen ruht, verbindet sich nun gerne noch ein

Digitized by Google

weiteres Geheimniß, bezüglich des Aufenthaltes der Heroen in ihrer früheſten Jugend. Weil ſie die Sonne bedeuten, welche vor ihrem Aufgange verborgen iſt, müſſen auch ſie vor ihrem Aufgange, d. h. vor ihrem Erſcheinen in der Welt, verborgen ſein. Daher verbarg auch Zeus ſeine „außerehelichen“ Söhne, Hermes, Dionyſos, Perſeus u. ſ. w., angeblich vor der Eiferſucht der Hera, wie er ſelbſt vor der angeblichen Gefräßigkeit ſeines Vaters Kronos hatte verborgen werden müſſen. So wird auch Oedipus als Kind ausgeſetzt, weil ein Orakelſpruch den Vatermord und die Blutſchande mit der Mutter vorausgeſagt, und erhält durch ſeine zuſammengebundenen Füße das Schibbolet der Geſtirngötter und Geſtirnhelden, wie er ſich durch ſein Zuſammentreffen mit der Sphinx, welche Löwe und Jungfrau, die Zeichen der höchſten Sommerhitze, in ſich vereinigt, als Sonnengott kennzeichnet. Der mythiſche Vatermord iſt ſtets die Beſeitigung der matten Winter- durch die feurige Sommerſonne, die Heirat mit der Mutter die Uebernahme des Mondes, welcher jeder Sonne Gattin iſt, des Helden Blendung der Sonnenuntergang, der Jokaſte Erhängen das Aufgehängtſein des Mondes.

Dieſe Züge alle, die Gotteskindſchaft wie die verborgene Jugend, wiederholen ſich denn auch im Norden. Da nun aber die übernatürliche Entſtehung ſtets nur von einem Manne ausgeſagt wird und, auf den Himmel bezogen, nur die Sonne treffen kann, weil nur dieſe, nicht der matte Mond, eine thatenreiche Heldenlaufbahn verſinnbildlicht, ſo geht daraus klar hervor, daß auch im Norden, wohl verſtanden im ernſten Heldengedicht, die Sonne gleich dem mit ihr verbundenen Tage, ungeachtet der Grammatik, als männlich, und der Mond, gleich der mit ihm verbundenen Nacht, als weibliche Ergänzung zum Sonnenhelden gedacht werden.

(952.) Wenn Zeus, in des Königs Amphitryon Geſtalt, deſſen Gattin Alkmene täuſchte und zur Mutter des Herakles machte, ſo haben wir völlig denſelben Mythos, wenn ein Alfe in Abweſenheit des Königes in Worms mit deſſen Gattin den Hagen, Alberich mit der Langobardenkönigin den Otnit zeugt, und ein Geſpenſt bei Dietmars Gattin in Bern, Dietrichs Mutter ſchläft.

Ein König in dem Lande, welches die Sage bald Bertangen-, bald Nibelungenland heißt, wie er ſelbſt bald Iſung, bald Irung, bald Aldrian

Digitized by Google

genannt wird und ein mächtiger Kämpe war, hatte eine schöne Gemalin, auch eines mächtigen Königs Tochter, Namens Ute. Als diese einmal, in Abwesenheit des Königs, weintrunken in einem Blumengarten eingeschlafen war, kam ein Mann hinein und lag bei ihr. Als sie erwachte, glaubte sie, ihren Gemal Aldrian zu erkennen; aber ehe sie sich's versah, war er hinweggeschwunden. Die Königin wurde guter Hoffnung und ehe sie gebar, erschien derselbe Mann bei ihr, gestand, was geschehen war, und daß er ein Elfe sei, und bat dem Sohne, den sie zur Welt bringen werde, sobald er erwachsen sei, seinen Vater zu nennen, aber sonst Niemanden. Dieser werde ein gewaltiger Mann werden und sich oft in Nöthen befinden, so oft er aber seinen Vater anrufe, werde der ihm beispringen. Damit verschwand der Elfe wieder wie ein Schatten.

Als die Königin eines Knaben genas, nannte sie ihn Hagene, nordisch Högni. Er war hart und stark und übel verträglich, und sein Antlitz „wie eines Gespenstes und nicht eines Menschen, bleich wie Bast und fahl wie Asche und gar schrecklich und grämlich", und so sein Gemüth. Außer Hagen hatte König Aldrian, nach der einen Sage noch zehn andere Söhne, nach einer andern noch drei: Gunther, Gernot und Giselher, und eine Tochter Grimhild, Kriemhilt, nordisch Gudrun.

Nach derselben Dietrichs- oder Wilkina-Saga war Hagen später König Etzels Mann und wurde von diesem, nebst elf Anderen, dem mit Hildegunden entflohenen Walther nachgesandt. Walther erschlug die elf, Hagen allein entkam, überfiel aber später den mit Hildegunden am Feuer sitzenden Walther und wollte ihn hinterrücks erschlagen. Walther jedoch erhob den Wildschweinsrücken, den er eben abgenagt, auf Hagen und traf ihn so an die Wange, daß der Wurf ihm das Fleisch zerriß und das eine Auge herausfiel. Seither war Hagen einäugig. *)

(953.) Ez ist zu wissend, do des Berners muter den Berner trug, und sie swanger was worden von irme manne Diettmar, das Machmett, also heißen etlich besen geister an denselben zitten, mahte ein gespenste, der schuff daz dez Berners mutter einer naht getreimet in dem sloff, wie ir man bi ir slieffe vnd in der selben zit wz Diettmar in einer reisen. Und do su erwachte, do greiff su neben sich, do greiff si vff ein holen geist; do sprach der geist: Du soll dich nit ferchten, ich bin ein gehürer geist. Ich loff dich wissen, den sun, den du von Diettmar treist, der soll werden der sterkest gaist, der ye oder iemer geboren sol werden, vnd von dem dröm, also dir ist getreimet, do von so wurd im das fir vßz dem mund schießen, so er zornig wurtt, vnd gar ein

*) Hagen, ein Element der Nacht, aber nicht der harmlose Mond, sondern die blutig scheinende Nacht- oder Wintersonne des Nordens, scheint zu Hain oder Hein, einem Namen des Todes, geworden zu sein. (Vrgl. Grimm S. 118 und Simrock D. M. S. 469.)

Digitized by Google

biderber heillt. Und alſo buwet der düfel ein gutte burg in drigen dagen, dz iſt die Burg zu Berne. (Anhang zum Heldenbuche.)

(954.) Merddin, gewöhnlich Merlin, der Barde des Waliſerkönig es Emrys (Ambros) Wledig, welcher von 481 bis 500 ſiegreich die eindringenden Sachſen bekämpfte und das ſinkende Britenreich aufhielt, war der Sohn eines Alfs oder Koboldes (incubus), welcher ihn mit einer Königstochter von Demetia oder Dywed, d. h. Süd-Wales, erzeugte, geboren zu Caermarthen, wo ſie im (Druiden-) Kloſter lebte. Dywed war das Land, wo der urſprüngliche keltiſche Glaube der Druiden am reinſten und eifrigſten erhalten wurde und Merddin der Erneuerer des Bardenordens und Druidenweſens. (Mone Symb. II. 461.)

(955.) Wenn der ſeiner Tochter Danaë, weil ſie dem Zeus, den Perſeus geboren, zürnende Akreiſios ſie und den Knaben in einen Kaſten verſchloſſen in's Meer wirft, wo ſie an der Inſel Seriphos landen (Apollod. II. 4. 1), ſo iſt dies dasſelbe Bild, wie wenn die an den Geburtswehen ſterbende Mutter des Sigfrid den Knaben in ein gläſernes Gefäß verſchließt, welches in den Fluß treibt, oder wenn der junge Wölund ſich und ſeinen Hort in einen hohlen Baum begiebt und dieſen durch Bewegen in's Meer wälzt, wo er in Niduds Reiche landet.

Nach der Thidrekſage, die für ſich allein ſteht, ehelichte Sigmund von Har- oder Jarlungenland, Sifians Sohn, Siſibe oder Siſilie, Tochter Königs Nidung von Hiſpanien. Da lud ihn König Draſolf, der Mann ſeiner Schweſter Signy, zu einer Fahrt nach Pulinen- oder Thulinenland gegen Feinde. Sigmund ließ ſein Weib und ſein Land in der Hut zweier gewaltiger Häuptlinge, Hartwin und Hermann, Grafen in Swaven, und fuhr ab. Hartwin aber muthete der Königin Unehrbares zu, ſie wies ihn ernſt ab und er erzählte Alles ſeinem Genoſſen, der ihm Beiſtand verhieß, ihr aber dieſelben Anträge machte und dieſelbe Zurechtweiſung erhielt. Als Sigmund nach großen Thaten zurückkehrte, reiſten ſie ihm entgegen und Hartwin klagte die Königin des Ehebruchs mit einem der Knechte an, worauf er ihnen befahl, ſie umzubringen oder geblendet oder verſtümmelt ihrem Vater zurückzuſenden. Hartwin ſchlug jedoch vor, ſie in den finſterſten Swavenwald zu führen und ihr dort die Zunge auszuſchneiden, was Sigmund gut hieß.

Unter Vorwand, ihrem Gemal entgegenzufahren, führten ſie ſie in den Wald, wo ſie ihr ihre Strafe ankündeten. Da jammerte ſie, verrathen zu ſein, ſie und ihr Kind unter'm Herzen mit ihr. Hermann jedoch ſchlug vor, dem Hunde die Zunge auszuſchneiden und die Frau zu ſchonen. Hartwin blieb hart, da zog Hermann ſein Schwert und ſie kämpften. Aus Schrecken gebar Siſibe einen ſchönen Knaben, den ſie in ihr gläſernes Methgefäß verſchloß. Hartwin fiel und ſtieß im Fallen das Gefäß mit dem Fuße in den Strom und wie die Königin das wahrnahm, fiel ſie in Ohnmacht und verſchied. Hermann

Digitized by Google

bestattete sie und erzählte Sigmunden das Abenteuer und daß Hartwin den Knaben umgebracht. Sigmund aber, welcher ahnte, wie er betrogen worden, verbannte den Grafen im Zorn aus seinen Augen. (Thidrek- oder Wilkinensage Kap. 152—161. F. E. Müller sieht mit Recht in dieser den deutschen Liedern gänzlich fremden Episode romanischen Ursprung und sicher ist es dasselbe Einschließen des Knaben wie des jungen Perseus, und die Anklage und Strafe die der brabantischen Genovefa, sogar im weitern Verlaufe, Kap. 16, wo der Strom das Gefäß in die See treibt, wo es in der Ebbe an einer Felsklippe ansitzt und entzwei bricht, worauf, auf des Kindes Weinen, eine Hirschkuh erscheint und es so Monde lang mit ihren Jungen säugt.)

II. Der Helden und Heldinnen Jugend und Liebe.

Das Aufsteigen der Sonne am Morgen, von ihrem Erscheinen über dem golden glühenden Horizont bis zur Höhe im Himmel, wo ihre Strahlen fühlbar zu werden beginnen, oder, vom Tage auf das Jahr übergetragen, ihr allmäliges Erstarken vom Frühlingsanfange bis zum längsten Tage, versinnbildlichte die sinnige Heldensage durch ihrer Lieblinge, des liebenden Paares blühende Jugendzeit. Sie sind Sonne und Mond, daher ihr stetes Fliehen und Wiederkommen, ihr gegenseitiges Suchen und Finden; dem öftern Verweilen der beiden Hauptgestirne in der Dunkelheit, bewirkt durch ihr Untergehen, durch Wolken oder Finsternisse, entsprechen Verborgenheit, Dienstbarkeit, Verkennung, Unterdrückung, Gefangenhaltung, Verbannung, Verwünschung und Verwandlung in Thiere, oder andere oft namenlose Leiden der Helden, — dem Wiedererscheinen und der Lichtzunahme der ersteren die Befreiung, Erlösung und Erhöhung der letzteren und ihre Enthüllung und Erkennung als Königskinder, oder, wenn sie niederer Geburt sind, ihre Vereinigung mit dem königlichen Gemal und Erhebung zu seiner (ihrer) Höhe. Die sehnliche Erwartung der leuchtenden Himmelskörper in der Nacht oder im Winter wird zur Sehnsucht eines kinderlosen Elternpaares nach blühender Nachkommenschaft. Oft sind die Königskinder, aus Furcht vor voraus verkündetem traurigen Schicksal, in einem Thurm eingeschlossen, aus dem sie sich zu retten wissen, um zu sehen, wie die Welt aussieht, was ja auch Sonne und Mond vom Himmel herab thun. Sie durchziehen die Welt auf schnellem Roß oder anderm Gethier, mit Siebenmeilenstiefeln, im

Digitized by Google

Wagen oder im schnellsegelnden Schiffe, wie von den Gestirnen in so vielen Mythen gefabelt wird. Sprechend ist die Analogie z. B. in Grimms Märchen „Die Königstochter im Pelzrocke", in Frankreich nachgeahmt als „Eselshaut". Die sterbende Königin hat Haare wie Gold und verlangt diese Eigenschaft auch von ihrer Nachfolgerin; da ihre Tochter solche hat, verliebt sich der Vater in sie. Sie verlangt für ihre Liebe drei Kleider, eines golden wie die Sonne, eines silbern wie der Mond und eines glänzend wie die Sterne und einen Mantel von tausenderlei Pelzwerk (die tausend Thiere im Sternheere). Sie flieht, um der verbotenen Liebe zu entgehen, mit drei goldenen Gegenständen: Ring, Spinnrad und Haspel (alle drei deuten auf die Ewigkeit und das Spinnen der Nornen), hüllt sich in den Mantel, färbt sich schwarz und versteckt sich in einen hohlen Baum; unerkannt wird sie gefangen und muß niedrige Dienste thun; sie verräth sich aber durch die Prachtkleider, in denen sie zum Balle erscheint (wie Aschenbrödel mit den Glas- oder Goldpantoffeln), und durch die Goldsachen, die sie in des Königs Suppe legt. Der Widerspruch, der in der anfänglichen Flucht und spätern Selbstentdeckung liegt, löst sich durch den mythischen Charakter der Sage und der König heiratet seine Tochter, weil sie eben die Wiederholung seiner Gattin ist, d. h. der Mond, welcher der Sonne bald entflieht, bald wieder nahe kommt. Haare und Kleider der Märchenheldinnen, die eine so große Rolle spielen, sind Glanz und Licht des Gestirns, das sie bedeuten, darum sind sie meist von Gold; sind sie aber dunkel, ob Pelzrock oder „Eselshaut", so deuten sie wie die schwarze Färbung, auf Verfinsterung oder Untergang. Zu diesem letztern Momente gehören auch die finsteren Gänge, welche zu unterirdischen Palästen führen, in denen aber plötzlich ein eigenes Licht leuchtet, eine neue Welt blüht und grünt und Alles von Gold, Silber und Edelsteinen erglänzt. Es ist der neue Tag, der ja nach der Finsterniß dem überraschten Auge wie eine neue Welt erscheint. Die Zauberschlösser und goldenen Burgen im Freien aber, auf luftigen Höhen, die Glasberge, die Wundergärten und die Riesenbäume oder Bäume mit goldenen und gläsernen Früchten — was sind sie, als das wundervolle Weltgebäude selbst mit seinen staunenswerthen Herrlichkeiten?

Digitized by Google

Mit Vorliebe erſcheint der Held des Märchens als der jüngſte, bislang verkannte, zurückgeſetzte und mißhandelte von drei Brüdern; die Heldin aber nimmt dieſelbe Stellung unter drei Schweſtern ein. Ihren Namen „Aſchenbrödel“ führt in norwegiſchen Märchen auch der verachtete Bruder oft. Auch das iſt ein uralter mythiſcher Zug, der ſchon im alten Indien ſpielt, in deſſen Veda-Hymnen der jüngſte Bruder (Trita, der Dritte), von den beiden Aelteren (Ekata der Erſte und Dvita, der Zweite) mißhandelt, ja in einen Brunnen geworfen wird (wie Joſef von ſeinen Brüdern), aber ſich retten kann und die Anderen durch ſeine Geſchicklichkeit und Klugheit in Schatten ſtellt. So iſt auch Kronos der jüngſte von ſechs, Zeus der jüngſte von drei Brüdern, und Jeder überragt mit der Zeit den Vater ſowohl als die älteren Brüder. Zeus muß außerdem heimlich aufgezogen werden, und dieſe Verborgenheit, oft unter dem Bild der Verwandlung in Thiere und arger Mißhandlung, erzählen auch viele deutſche Märchen von dem verkannten Helden. Auch Odin im Norden ſetzt ſeine zwei Brüder Wili und We auf die Seite. Es iſt ſtets die Sommerſonne, welche die Herbſt- oder Frühlings- und die Winterſonne beſiegt, oder der Sommer ſelbſt unter den (ehemals drei) Jahreszeiten. (Bei des Kronos düſterm Charakter muß das umgekehrte Verhältniß und eine Verdoppelung der Jahreszeiten angenommen werden). Der Held iſt aber nicht nur ſehr oft der jüngſte unter den Brüdern, ſondern er iſt auch mit beſonderer Betonung überhaupt jung, ewig jung. Namentlich in ſchwediſchen und norwegiſchen Märchen ſtehen die Helden oft im zarteſten Kindesalter, was die ewige Jugend der Geſtirne ausdrückt, die ſchon gleich nach dem Aufgehen ihre Kraft entfalten. So ſind auch Tidrek u. a. Helden der Sage bartlos, d. h. ewig jung dargeſtellt.*)

Die drei Mädchen aber ſind die drei Geſtalten des Mondes, wie wir ſchon oben (S. 440) nachgewieſen haben. Und die Gaben, welche der oder die Jüngſte erringen und damit alle Welt in Erſtaunen ſetzen? Ein Wünſchhütchen, mit dem man ſich in weite Fernen verſetzt, iſt die Schnellkraft der Sonne, mit der ſie ſich vom Unter-

*) Hahn, Sagriſſ. Studien S. 327.

Digitized by Google

gangs- an den Aufgangsort verſetzt, eine Nebelkappe, mit der man ſich unſichtbar macht, — die Wolken, welche die Sonne verdunkeln, oder auch die Nacht; ein Hörnchen oder eine Pfeife, mit der man Alles ſich nachfolgen oder tanzen macht, — entſpricht der Verſammlung der Geſtirne, wie bei Orpheus und dem Rattenfänger von Hameln; ein anderes Hütchen, welches Geſchoſſe ausſendet, die Alles niederwerfen, vertritt die verſengenden Strahlen der Sonne, Zauberſtäbe bedeuten dieſelbe in ihrer belebenden Wirkung auf alle Dinge u. ſ. w. Eine ſchlafende oder verwünſchte Prinzeſſin (Brunhild, Dornröschen), bisweilen auch ein anfangs ſtummes oder blindes Mädchen, ſtellt den Neumond vor, welcher durch den Kuß des Geliebten, d h. durch das von der Sonne wieder erhaltene Licht zu neuem Leben erwacht. Dahin gehört auch die häufige Einflechtung mythiſcher Thiere und die Verwandlungen in ſolche; ſie zeigen die Verwandtſchaft der Hauptgeſtirne mit den als Thiere vorgeſtellten Sternbildern des Nachthimmels. Wenn dann gar zu Hohem beſtimmte Kinder auf der Stirn den verrätheriſchen goldenen Stern tragen, oder ihnen Perlen und Edelſteine aus Haaren, Augen und Mund fallen, — und nicht minder, wenn ſie mit Sonne und Mond verglichen oder gar ſchöner als dieſe genannt werden, — weil ſie es eben ſelbſt ſind, oder wenn ſie auf dem Glasberg, d. h. Himmelsgewölbe (oben S. 47) thronen, — ſo verſchwindet vollends jeder Zweifel an ihrer Bedeutung.*)

*) Die wunderbaren Gaben der gefeierten Schönen kehren in einer Menge verwandter Sagen in vielen Ländern wieder. In Pentamerone kommen Roſen und Jasminen aus ihrem Munde, wenn ſie athmet, Perlen entfallen ihren Haaren, wenn ſie ſich kämmt, und Lilien und Veilchen entſprießen ihren Tritten. In der ſchwediſchen Sage fällt ein Goldring aus ihrem Munde, wenn ſie lacht, und unter ihren Tritten ſprießen Roſen. In der norwegiſchen fallen Goldmünzen bei ihrem Reden aus ihrem Munde und aus ihrem Haare beim Kämmen. In der däniſchen fallen Edelſteine aus dem Munde und Gold und Silber aus dem Haare. In der polniſchen weint ſie Perlen wie in der böhmiſchen, lacht Roſen, und wäſcht ſie ſich die Hände, ſo entſtehen goldene Fiſche im Waſſer. In der wälſchtiroliſchen hat ſie goldene Haare, Waizenkörner entfallen ihren Händen, wenn ſie ſich reibt, und ſie hinterläßt goldene Fußſpuren. In der rumäniſchen ſcheint die Sonne, wenn ſie lacht, regnet es, wenn ſie weint, entſteht Sturm, wenn ſie huſtet, und fällt Gold und Silber aus ihrem

Digitized by Google

Böſe Stiefmütter, die Hexen des Volksaberglaubens, ſind Bilder der unheimlichen Nacht, welche durch ihren Einbruch alles Lebende tödtet, oder wenigſtens in Schlaf verſenkt; daher auch das Verderbliche des Schlafens und die Einſchärfung des Wachens zum Behufe wichtiger Unternehmungen in ſo vielen Märchen.

Gefeite, d. h. bis auf eine Stelle unverwundbare Helden ſind wieder die unverletzbare und doch in einem Punkte, dem ihres Unterganges, dem Verderben geweihte Sonne. Die Selbſtaufopferung aus Liebe, oft auf einem Scheiterhaufen (ſo in der nordiſchen Sage von Sigurd und Brunhild, wie ſchon in der von Herakles), was iſt ſie anders als die Selbſtverbrennung der Sonne?

Weitere Deutungen, deren Erſchöpfung jedoch nicht möglich iſt, der Phantaſie des Leſers überlaſſend, verweiſen wir auf die zahlreichen bekannten Märchenſammlungen, beſonders der Brüder Grimm und Bechſteins, und auf ähnliche Märchen in Zingerles, Schönwerths u. a. Sagenbüchern, und fügen nur einige noch ganz oder ziemlich unbekannte Märchen bei.

(956.) Ein Graf und ſein Sohn gingen einſt in einem großen Wald auf die Jagd. Da ſprach der Vater: Jetzt, Sohn, gehe Du rechts, ich links, und auf dieſem Platze wollen wir uns wieder treffen.

Der Sohn ſtieß bald auf einen Hirſch, jagte ihm nach und verirrte ſich, ſo daß er keinen Heimweg mehr finden konnte und auf einer Tanne übernachten mußte. So drei Tage und drei Nächte. Aber mit „Wibern" (wäfern, Klagen) war da nicht geholfen, er ging auf Gerathewohl in einer Richtung und ſtieß endlich auf einen grünen Herrn, der verſprach, ihm aus der Noth zu helfen, wenn er ihm ein Jahr lang treu dienen wolle. Der junge Graf ging das ein und folgte dem Grünen in ein Schloß, welches er blos zu hüten hatte, ohne etwas zu thun, denn der Herr war oft abweſend. Ehe er diesmal fortging, befahl er dem Jünglinge zwei Dinge: 1. Nie in den Brunnen im Hofe zu ſchauen, noch weniger ihn zu berühren. 2. Drei gewiſſe Gemächer nie zu betreten.

Vierzehn Tage hielt das der junge Graf. Am fünfzehnten plagte ihn die Neugier zu ſehr. Er ging zum Brunnen, tunkte einen Finger in's Waſſer

---

Haare. (Anmerk. zu Laura Gonzenbachs ſicilian. Märchen. 1870, II. Thl. S. 225.) Lauter poetiſche Ausſchmückungen des goldenen und ſilbernen Lichtes der Geſtirne.

Digitized by Google

und erſchrak, als er ihn ganz golden hervorzog. Vergebens putzte er am Finger. Gold blieb Gold und er wußte nichts als den Finger zu verbinden. Als der Herr heimkehrte und nach dem Finger fragte, erwiderte er, er habe ſich geſchnitten. Burſche, Burſche, drohte der Grüne mit dem Finger, ich weiß recht gut, was an der Sache iſt, will aber für dieſesmal keine andere Strafe über Dich verhängen, als daß Du mir nun ein zweites Jahr zu dienen haſt. Biſt Du aber da wieder wunderwitzig, ſo zähle darauf, daß Du übel dabei wegkommen wirſt.

Wieder enthielt ſich der Graf vierzehn Tage lang; am fünfzehnten ſtach ihn die Neugierde, und er beſchloß, in die drei Zimmer nur hineinzugucken. Er that alſo. Im erſten erblickte er einen Löwen „z'underobſi", kopfüber aufgehängt, am Hintern ein Büſchel Heu, im zweiten einen Schimmel, am Hintern ein Stück Fleiſch. Das kam dem jungen Grafen ſo verkehrt vor, daß er ſich nicht enthalten konnte, den zwei Thieren die Büſchel zu vertauſchen. Der Schimmel hub ſogleich an zu reden und ſagte: Grafenſohn, das dritte Zimmer iſt für Dich beſtimmt. Mir ging es völlig wie Dir. Du dauerſt mich aber und ich will Dir was ſagen. Nimm einen Kamm, tauche ihn in den Brunnen und kämme Dir die Haare damit. Dann komm' und thue mir desgleichen.

Der Grafenſohn that Alles. Da wurden ſeine Haarlocken lauteres Gold und was auf ſeine Bruſt tropfte, wurde dort eine goldene Zier. Des Schimmels Mähne war ebenfalls Gold. Dann reichte er dem Jüngling einen Apfel, halb roth, und zwei ganz rothe und ein weißes Tüchlein, zeigte ihm Sattel und Zaum und ſprach: Jetzt iß und gieb den Reſt mir. Dann gürte mich und ſteig auf und reite ſo ſchnell Dir möglich iſt.

Der Jüngling that Alles und ſprengte drei Tage und drei Nächte durch. Jetzt aber begann ihn grauſam zu hungern und er klagte es dem Schimmel. Da hieß ihn dieſer den halben rothen Apfel eſſen und den halben über die rechte Schulter zurückwerfen und fragte ihn: Was ſiehſt Du vor Dir? Eine Reſidenz ganz von Silber ſtrahlend, antwortete der Graf. Und was ſiehſt Du hinten? Hinten galoppirt der Herr auf dem Leuen und iſt ſchon nahe. Schnell in die ſilberne Reſidenz, ſagte der Schimmel, aber laſſe Dich drinn' beileibe nicht bedienen. Er that ſo, führte den Schimmel ſelbſt in den Stall und weigerte den ſich bereitwilligſt anerbietenden Dienern alles Bedienen. Da ſtand köſtliche Speiſe. Er aß und brachte nach Geheiß den Reſt ſeinem Schimmel. Deine Nachtruhe, ſagte dieſer jetzt, wird nicht köſtlich ſein. Es werden ſchöne Damen erſcheinen und Tanzmuſik ſich hören laſſen. Laſſe Dich aber beileibe zu keinem Tanze verleiten. Der Graf befolgte auch dies, ſo verführeriſch die Schönen lockten.

Am Morgen war ein treffliches Frühſtück da. Er aß und brachte den Reſt treu ſeinem Freunde, dem Schimmel. Bleibe ja nicht hier, ſagte dieſer, denn wir haben keine Zeit zu verlieren, und nimm ja kein Geſchenk an, als etwa die da hangende Halfter.

Digitized by Google

Auch das that der Graf, saß wieder auf und ritt vier Tage und Nächte. Abermals nun spürte er heißen Hunger und war müde. Fort, immerfort, rief der Schimmel, nimm den ganz rothen Apfel, iß ihn halb und wirf den halben über die rechte Schulter zurück. Wieder hieß er ihn vor sich schauen, wo eine goldene Residenz sich zeigte, und dann hinter sich, wo der Herr ganz nahe war. Wirf das weiße Tüchlein über die linke Achsel, gehe in's goldene Schloß, laß Dich beileibe dort nicht bedienen und durch die zwölf Jungfrauen Nachts nicht blenden, noch durch die Musik zum Tanze verführen.

Alles geschah, obwohl die reizenden Jungfrauen seine Gefühllosigkeit höhnten und ihn endlich mit Nadeln stachen. Er schloß die Augen vor ihrer Schönheit.

Am Morgen durfte er wieder kein Geschenk annehmen.

Fort fuhren sie abermal windschnell. Willst Du wissen, fragte der Schimmel den Grafen, wo wir gestern über Nacht waren? Auf dem Meere. Fahren wir noch Tag und Nacht, dann sind wir am Lande.

Es geschah. Da stand abermal ein Schloß, davor stieg der Graf ab, barg den Schimmel auf dessen Geheiß in einer hohlen Linde, trat in's Schloß, sein Goldhaar zugebunden, durfte hier ausruhen und erbot sich dann, nach des Schimmels Willen, der ihm dabei seine Unterstützung verhieß, als Gärtnerjunge einzutreten. Er sandte wieder die halbe Speise dem treuen Thiere. Nun sollte der Gärtnerjunge drei Beete ausjäten. Der Schimmel hieß ihn in jedes Beet drei Streiche thun mit dem Wunsche, es möchte gejätet sein. So dreimal in drei Tagen. Der Gärtner sah seinen Jungen schlafen und die Beete dennoch auf eine Weise gejätet und im Flor, wie sie es noch nie gewesen. Der König, als er sie erblickte, staunte, vernahm aber bald, das sei das Verdienst des unbeachteten Gärtnerjungen.

Eines heißen Tages kam dem Jungen der Gedanke, sich in dem schattigen Springbrunnen des Gartens zu baden. Er that es. Während dessen war die jüngste der drei Königstöchter mit einer Arbeit beschäftigt. Sie staunte, als plötzlich durch ihr Fenster ein unbegreiflicher Sonnenglanz auf die Arbeit fiel. Der Graf hatte seine Haarhülle weggethan und sein Goldgelocke schien um sein Haupt. Wie sie hinausschaute, hatte er jedoch sein Haar wieder verborgen. Die Prinzessin begann zu ahnen und hieß den Gärtnerjungen in ihr Gemach kommen, wo sie seine Blumen lobte und ihm einen Becher köstlichen Weines kredenzte. Diesem folgte ein zweiter und der Jüngling wurde betipst und schlummerte endlich ein. Jetzt machte sie mit ihrer Hand die Kopfhülle etwas auf und sah das strahlende Gold; sie knüpfte sein Brustgewand auf und sah die Brustzier. Jetzt war sie im Klaren und der schöne Jüngling, vom Staube der Arbeit befreit, erregte ihre ganze Liebe.

Um jene Zeit wünschte der König, seine drei Töchter möchten sich verehelichen, und hielt ein glänzendes Fest, wozu benachbarte Königs- und Ritterssöhne erschienen und jede Tochter denjenigen ihrer Freier, den sie wählte, einen

Digitized by Google

Apfel reichen ſollte. Die älteren reichten ihre Aepfel dar, die jüngſte behielt den ihrigen und erwiderte auf ihres Vaters Frage nach dem Grunde, ihr Befinden und ihre Stimmung ſeien der Art, daß ſie für jetzt an einen ſolchen Schritt nicht denken dürfe.

Um Neujahr war Sitte an dieſem Hofe, daß der Gärtner jeder der Prinzeſſinnen einen „Maien" (Blumenſtrauß) überreichte. Der Graf holte Rath in der hohlen Linde. Dann ſammelte er am Sylveſterabende Blumen, rief: je der Jüngſten der ſchönſte, und ſogleich wurden ſie zu wunderſchönen „Büſcheli". Erſt trug er den einen zur Aelteſten, wo er aber bäuriſch und grob that, was die Stolze ſo aufbrachte, daß ſie ihn mit dem Ausrufe: Ja wohl, biſt Du ein Tölpel! drohend die Thüre wies. Milder behandelte ihn die Zweite, die ihm einen Beutel mit Goldſtücken ſchenkte. Am freundlichſten empfing ihn die Jüngſte, die ihren Maien göttlich nannte, dem ſchönen, aber durch die Kopfhülle entſtellten Jünglinge Wein aufſtellte und eine gebratene Gans verehrte, deren Schwere ihm auffiel, als er ſie zum Gärtner brachte. Während er Wein zu ihrem gemeinſchaftlichen Sylveſterſchmauſe holte, ſchnitt der Gärtner die Gans an, erſchrak aber, als er ſie voll Goldſtücke fand. Er holte nun anderes Eſſen, ſie erquickten ſich und, wie immer, brachte er den Reſt ſeinem Schimmel.

Das Neujahr brach an, die älteren Prinzeſſinnen verheirateten ſich, und waren große Feſte am Hofe. Die Jüngſte aber trauerte allein, ja ſie erkrankte ſehr. Der König, der etwas von ihrer niedrigen Liebe argwöhnte, verbannte den armen Jungen barſch vom Hofe, trotz dem Warnen der mildern Königin. Die ausgezeichnetſten Aerzte wurden einberufen, ſchüttelten aber die Köpfe über die räthſelhafte Krankheit und konnten nicht klug daraus werden. Sie begann irrſinnig zu reden und erwähnte nur des Gärtnerjungen. Nur einer, ein Alter, errieth deren Urſache und eröffnete ſie dem Könige. Der begann zu toben, daß ein Königskind ſich ſo wegwerfen wolle; die Königin aber meinte: dem Herzen laſſe ſich nicht gebieten und es heiße darin „mir lieb, mir hübſch". Die Miniſter wendeten ſich ebenfalls dieſer Seite zu und nun wurden Boten ausgeſendet, den Verbannten zu ſuchen. Sie fanden ihn, und wie man den Jüngling in ihr Krankengemach brachte, wurde ihr trübes Auge hell und kam Feuer in ihr Antlitz. Nun geſtattete der König die Hochzeit und man räumte dem Paare eine alte Burg in der Nähe zum Wohnſitze ein.

Jetzt kam Krieg in's Land. Der König zog aus mit ſeinem Heere. Von der alten Burg aus ſchaute der verachtete Schwiegerſohn der Schlacht zu und bald einer zweiten, und wie der König beide verlor. Nun trieb es den Grafenſohn ihm zu Hilfe zu ziehen und er fragte den Schimmel. Jetzt iſt die Zeit da, antwortete dieſer, zieh' Dich aus und erſcheine wie Du biſt. Dann beſteige mich. Die Goldmähne leuchtete wie die Sonne, als beim niedergeſchlagenen Monarchen der bildſchöne Held erſchien. Jener weigerte ſich erſt, einen ſo ſchönen Königsſohn in Lebensgefahr kommen zu laſſen, und wollte allein ſtreiten und fallen.

Digitized by Google

Aber der junge Mann blieb unbeweglich, ſtritt an ſeiner Seite und die dritte Schlacht endete ſiegreich.

Auf der Rückkehr vom Schlachtfelde traf den Grafenſohn ein Schuß in den Fuß. Es floß Blut, der König erſchrak und half den Verwundeten mit ſeinem eigenen Tuche verbinden.

Daheim war er wieder Gärtnerjunge. Als er zum Schimmel kam, ſagte dieſer: Was ich bewirken wollte, iſt geſchehen, was Dich betrifft; mir aber mußt Du nun den Kopf abhauen. Vergebens entſetzte ſich der Grafenſohn ob ſolcher That des Undankes. Wenn Du Dich ſcheuſt, ſagte der Schimmel, ſo binde Dir die Augen zu und führe dann den Hieb. Führen mußt Du ihn, wenn Dir was an mir liegt.

Nun mußte ſich der Grafenſohn endlich dazu verſtehen. Er ließ ſich die Augen verbinden und that den Hieb mit zitternder Hand.

Als er aber die Binde von den Augen nahm, ſtand vor ihm ein Prinz, ſchön wie er und mit demſelben Goldhaare. Sie ſahen ſich ſo ähnlich, daß man den Grafenſohn nur am Goldfinger erkannte. Der Prinz dankte dem Grafenſohne gerührt für ſeine Erlöſung aus dem vom Grünen über ihn verhängten Zauber.

Vergnügter war aber Niemand als der König, da der Arzt, der des Grafen Fußwunde unterſuchte, des Königs Tuch erkannte und damit an den Tag kam, daß dieſer und der ſchöne Sieger und Helfer eine und dieſelbe Perſon ſeien. Erſt jetzt wurde eine rechte Hochzeit gefeiert und der vorher Verachtete hatte nun nicht mehr nöthig, ſein ſonnegoldenes Haupthaar zu verhüllen und ſeine Gemalin hörte keine Vorwürfe und Spottreden mehr, daß ſie ihrer Liebe zu dem ſchönen, aber entſtellten Jünglinge nachgegeben hatte. (Erzählte dem Samm!er am 14. Juni 1868 der Senn Joſ. Ant. Broder, Schettlers, am Stutz bei Sargans.)

(957.) Im alten Frankreich lebten drei ſehr ſchöne Schweſtern, die eines Tages ſich in ihrem Garten mit einander dadurch unterhielten, daß jede einen Herzenswunſch ausſprach. Ich möchte, ſagte die eine, unſeres jungen Königs Gemalin werden; dann wollte ich ihm zwei Kinder gebären, deren jedes einen goldenen Stern auf der Bruſt trüge. So hoch hinaus will ich nicht, meinte die Zweite, ich wäre zufrieden, des Königs treuen Leibdiener zu haben; dann wollte ich machen, daß der junge König mit ſeiner böſen Mutter allmälig beſſer ſtände. Kann man nur ſo wünſchen, ſetzte die Dritte hinzu, ſo möchte ich ſeinen Miniſter haben und dann ſollte immer Friede ſein im Lande.

Sie hatten aber ſolches nicht unbelauſcht geſprochen, wie ſie wähnten. Der eben luſtwandelnde junge König hatte Alles vernommen, und da die Schweſtern ſehr ſchön und vom alten Adel waren, ſorgte er, daß Alles geſchah, wie ſie es gewünſcht, ſo heftig die alte Hexe ſich widerſetzte, weil ſie ihrem Sohne eine Königstochter zugedacht, durch welche ſie fortzuherrſchen gehofft hatte.

Was ſein ſoll, das wird, und ſo war's hier. Nach einem Jahre gebar,

Digitized by Google

falls ich mich recht erinnere, die junge Königin zwei allerliebste Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, jedes mit einem goldenen Stern auf der Bruſt.

Die verwünſchte Alte dachte, da der König eben im Kriege abweſend war, ſein Land zu vertheidigen, dieſen Anlaß zum Verderben der armen Frau zu benützen, und berichtete dem Könige, dieſe habe zwei Hunde zur Welt gebracht. Der König, aufgebracht, ſandte ſogleich Befehl, die Mutter und die Brut umzubringen. Vergebens mahnte der treue Leibdiener von einem ſo jähen Schritte ab und erklärte, man möge die ſogenannten Hunde aufziehen, da Zauber hierbei ſein könne, und er möchte ſie mit eigenen Augen ſehen. Vergebens erſchöpfte ſich der Miniſter mit Vorſtellungen. Der Befehl wurde allſogleich in die Reſidenz abgefertigt.

Hier freute ſich die entmenſchte Alte und ließ die Wöchnerin mit ihren Säuglingen durch zwei ergebene Diener, die ſie noch reichlich mit Geld beſchenkte, in den Wald führen, wo ſie den Mord begehen und ihr als Wahrzeichen die rechte Hand der Königin bringen ſollten.

Im Walde aber fiel dem einen der Knechte der Blutbefehl ſchwer auf's Herz und er drang in den Genoſſen, die drei ſchönen Weſen am Leben zu laſſen, aber für immer in fremde Länder zu entfernen. Dieſer blieb lange hart und wollte den Sold verdienen, mußte aber am Ende dem Bitten und Drohen des andern nachgeben. Sie führten Mutter und Kinder an's Meer, wo ſie ſie trennten. Die Königin, um die armen Würmer wenigſtens am Leben zu erhalten, ließ ſich auf eine nahe Inſel führen, nachdem ſie von jenen unter bitteren Thränen Abſchied genommen, die zwei ſchönen Kinder aber legten ſie in einen hohlen Baum, den ſie ausgehauen, dazu viel von dem Golde, das ſie mitgebracht, und ließen den Stamm wohlverpicht in's Meer. Aus dem Golde wird Jeder, der ſie findet, erſehen, ſagte der Mildere der zwei Diener, daß es Königskinder ſind, und will es die Vorſehung, ſo kann ſie die armen Weſen retten. Der alten Hexe brachten ſie die rechte Hand einer ſo eben Verſtorbenen, und dieſe wähnte, nun an ihrem Ziele angelangt zu ſein.

Im Meere draußen waren eben zwei Fiſcher, Vater und Sohn, mit ihrem Gewerbe beſchäftigt, als der letztere den daher treibenden Stamm gewahrte. Sieh, Vater, ſagte er, das ſonderbare Holz. Laß uns das an's Ufer treiben und näher anſehen. Geſagt, gethan. Es war aber ein anderes Ufer als das franzöſiſche, und ſie fanden, als ſie den Baum öffneten, mit Staunen die zwei Kinder mit den goldenen Sternen und dem Golde. Aus Allem erkannten ſie deren Herkommen und brachten die Kinder und das Gold der Fiſchersfrau, die, obwohl bereits Mutter von ſieben Kindern, die neuen mit Freuden aufnahm und wechſelweiſe mit ihrem eigenen Säuglinge tränkte.

Die Kinder wuchſen auf, nahmen zu an Schönheit und Verſtand, fühlten aber jedesmal tiefen Schmerz, wenn ſechs Fiſcherskinder ſie „Fremdlinge" ſchalten. Der Fiſcher und die Fiſcherin, die ſie klagend um Auskunft flehten, ſchwiegen, ſtraften die Kinder und glaubten, die Sache werde allmälig vergeſſen

Digitized by Google

werden. Aber das ward sie nicht und nach langem mußten sie nicht nur damit herausrücken, daß sie Zwei wirklich nicht ihre Kinder und von hoher geheimnißvoller Herkunft seien, sondern darin einwilligen, daß sie Beide dies Land verließen und ihre Heimat suchten.

Die zwei jetzt beinahe Erwachsenen fuhren mit dem Golde, das ihnen die biederen Fischerleute mitgaben, vom Land und kamen an eine fremde Küste, wo sie sich am goldenen Wasserflusse niederließen. An diesem gewahrte der junge Prinz einen Steinbruch, aus dem die Umwohner ihre Bausteine holten, und erkannte sie nach dem, was er von alten weisen Leuten der Fischerküste gelernt, als von hohem Werthe und die Gebirge als die Wiege des goldenen Wasserflusses. Er sandte solche zur Probe mit dem nächsten Schiffe nach Venedig an einen der dortigen berühmten Scheidekünstler und erhielt mit dem rückkehrenden Schiffe ein schönes Geld für die Steine. Das ermuthigte ihn, eine Menge solcher brechen und bald eine schwere Schiffsladung nach Venedig abgehen zu lassen.

Dadurch wurde der Prinz, sagte der Erzähler lächelnd, wirklich ein „steinreicher" Mann, ließ sich am Flusse ein prachtvolles Haus bauen, welches ein kühler köstlicher Garten umgab, und ließ, meist um seine schöne Schwester bekannt zu machen und vielleicht seine Eltern dadurch zu finden, als „Prinz vom goldenen Wasserflusse mit dem goldenen Sterne auf der Brust" alle benachbarten Adels- und Fürstensöhne und deren Verwandte zu einem glänzenden Feste einladen.

Solche strömten sogleich zu Land und Schiffe zahlreich herbei. Die alte Hexe aber, aus der Einladung Unheil ahnend, hatte gesorgt, daß diese ihrem immerfort trauernden und gewissengequälten Sohne nicht zukam und eine Vertraute an das Fest geschickt, welche dem Prinzen eröffnete, so schön sein Palast und die Gartenanlagen seien, fehle ihm etwas, das alle deren Schönheiten weit übertreffe, und erwiderte, als der Prinz begierig aufhorchte und nach diesem Dinge fragte, das sei der singende Baum für seinen Garten. Auf des Prinzen weiteres Fragen erklärte sie, er könne dahin gelangen mittelst der Kugel, die sie ihm reichte und womit er seine Fußsohle salben und dann in einem Schritte meilenweit gelangen könne. Der Baum wachse im Garten des „gläsernen Berges", wohin zwei Riesen ihn weisen werden.

Als das Fest zu aller Anwesenden Freude, deren Bewunderung das Geschwisterpaar erregte, vorbei war, bereitete sich der Prinz trotz der Bitten und Thränen seiner Schwester, die wenigstens bat, ihn begleiten zu dürfen, zur Abreise, salbte jedoch, auf ihren Rath, nicht die Fuß-, sondern blos die Schuhsohle, und machte sich auf das Abenteuer. Jeder Schritt brachte ihn meilenweit, so daß er bald zum ersten Riesen gelangte, der ihn aber, so viel er konnte, von der Reise abmahnte, weil sie Jedem bisher Unheil gebracht. Der Prinz blieb unbeweglich und kam zum zweiten Riesen. Dieser wollte mit allen Mitteln ihn abhalten und sagte: von Allen, die zum Berge wollten,

Digitized by Google

sei kein Einziger zurückgekommen, weil keiner stark genug gewesen, bei den Einladungen der im hohlen Berge Tanzenden theilnahmslos zu bleiben.

Der Prinz faßte das auf, dankte, entfernte sich und gelangte an den gläsernen Berg, der in einem Donnerschlage sich öffnete und die Halle mit den fröhlich Tanzenden sehen ließ. Lockungen ergingen genug von schönen Lippen und Augen, aber der Prinz verschloß das Auge den Lockungen und das Ohr den süßen Worten und der Musik, schritt unaufhaltsam durch das Gedränge in den Wundergarten und brach, wie ihm der zweite Riese gerathen, drei Zweige vom singenden Baume, die er der Schwester im Triumphe heimbrachte, welche sie noch denselben Abend in ihrem Garten in die Erde setzte.

Wie staunten die glücklichen Geschwister, als am Morgen beim ersten Gartenbesuche ein Baum mit drei laubigen Wipfeln sie begrüßte und ihnen baldige heilvolle Enthüllung ihres Geschickes verhieß, wenn sie fest blieben. Abermal erließ der Prinz vom goldenen Wasserflusse in derselben Weise eine Festeinladung, und abermals kamen, und diesmal in noch größerer Anzahl, die Grafen- und Fürstensöhne herbei. Abermals wußte die Alte, die sich vor Zorn und Ahnung kaum zu fassen vermochte, ihrem Sohne die für ihn und sie schicksalsvolle Einladung vorzuenthalten, und sandte ihre Vertraute mit einer neuen Kugel an's Fest.

Hier eröffnete diese dem horchenden Prinzen, noch fehle ihm die Zierde von Allem, was er Schönes und Reiches besitze, und was Allem erst seinen Werth gebe, der Vogel der Wahrheit. Auch der finde sich im Glasberggarten; aber der Prinz solle nicht mehr die Schuh-, sondern die Fußsohlen mit der Kugel salben, wenn das Abenteuer gelingen solle.

Als das Fest zu Ende war, rüstete sich der Prinz zur zweiten Abreise. Vergebens warnte ihn seine Schwester, diesmal noch dringender, und bot ihm ihre Begleitung an. Einzig brachte sie zuwege, daß er diesmal die Kugel entzwei schnitt und ihr die Hälfte reichte, damit sie, falls ihm etwas Mißliches zustoße, ihn aufsuchen könne. Auch diesmal bestrich er sich die Schuhsohlen und ging auf das Unternehmen.

Noch inständiger suchten die zwei Riesen ihn hiervon abzuhalten und zu bereden, sich mit dem ersten Gelingen zu begnügen. Er kam zum gläsernen Berge, der wie das früheremal unter Donnerschlag aufging. Diesmal aber waren die Lockungen zu Tanz und Erholung noch viel verführerischer, und zwar in dem Grade, daß er sich hinreißen ließ und zum Tanze trat. Sowie aber die bestimmte Zeit um war, fiel die Thüre des Glasberges unter furchtbarem Donner und Blitze zu und der Prinz war eingeschlossen im Zauberberge.

Nicht vergebens hatte die treue Schwester ihn diesmal mit besonders schwerem Herzen scheiden sehen. Sie ahnte schlimmen Ausgang, und als die festgesetzte Zeit um war, zweifelte sie nicht mehr. Aber die hochherzige Jungfrau mit dem goldenen Sterne auf der Brust erging sich nicht in eitlem Klagen; sie bestrich sich mit der halben Kugel die Schuhsohle, bestieg ein erprobtes Pferd,

Digitized by Google

nahm Abſchied von ihren trauernden Leuten, wollte aber keinerlei Begleitung mitnehmen, und ritt denſelben Weg fort.

Mit aller Bemühung widerſetzten ſich die zwei Rieſen, beſonders eindringlich der Zweite, nun gar dem Vorhaben eines zarten Weibes. Sie ſetzte unaufhaltſam und vom Rieſen belehrt, ihren Weg fort und langte am Glasberge an, welcher wie früher, unter Donnern ſich öffnete. Aber vergebens huldigten die ſchönen Herren der Jungfrau, und vergebens lud ihr Bruder ſie in ihre glänzenden Reihen ein. Sie drang unaufhaltſam durch die Menge auf den Garten zu, wo ſie den ſchönen Käfig mit dem Wundervogel faßte.

Kaum war dies geſchehen, ſo verwandelte ſich der gläſerne Berg in eine glänzende Stadt und die Tanzenden waren Grafen- und Königsſöhne und Töchter, jetzt durch die Jungfrau aus ihrer „Verwünſchung" erlöſt, die nun das Geſchwiſterpaar dankbar in ihren Palaſt am goldenen Waſſerfluſſe begleiteten, eine glänzende Reiterſchaar.

Auf Rath des Vogels der Wahrheit bereiteten die Zwei ein drittes, alle früheren überbietendes Feſt. Diesmal wußte des königlichen Vaters treuer Leibdiener durch Gewinnung des Boten die Einladung an die rechte Adreſſe zu erhalten. Der König erſchien am Feſte, wo ſein bisheriger Trübſinn ſich in Freude auflöſte, als der Vogel ihm eröffnete, wer die Zwei ſeien, wie Alles ergangen und wo die verſtoßene Königin ſich befinde. Dieſe wurde alſo bald geholt und Alle kehrten in die väterliche Reſidenz, wo das Erſte und in der Sage das Letzte war, daß die alte Unholdin verbrannt wurde. (Vom Nämlichen erzählt wie das vorige.)

Anmerkung des Sammlers. Dieſe Sage iſt gerade durch ihre Hauptzüge, dem arabiſchen Märchen gegenüber (Weils 1001 Nacht 617—637. Nacht, III. Bd. S. 506—635) eigenthümlich. Die neidiſchen Schweſtern fallen hier ganz weg, das böſe Princip iſt des Königs Mutter. Der junge Prinz wird hier auf ganz andere Weiſe reich, durch die Venediger. Der Ort, wo ſich die zwei Wunderdinge finden, iſt nicht der Berg mit den ſchwarzen Steinen, in welche alle Vorgänger des Paares verwandelt ſtehen, ſondern unſer gläſerner Berg, der Venusberg der ewig Tanzenden, lauter Züge der hieſigen Sagenkreiſe. Nur wäre eben ſo ſchwer zu begreifen, wie unſere Erzähler zur Kenntniß von 1001 Nacht gekommen wären, wie daß und warum ſie gerade den Hauptfaden des Gewebes ganz anders geſponnen haben ſollten.

Uebrigens beſcheide ich mich gerne dahin, mit dieſer Reflexion den Streitpunkt dennoch auf ſich beruhen zu laſſen, halte es aber für ausgemacht, daß das Geſchwiſterpaar Sonne und Mond iſt, die einander auf ihren Zügen folgen, und daß der ſingende Baum wie der ſprechende Vogel ſideriſche Weſen ſind, wie die Eiche von Dodona und Odins Raben.

(958.) Ein junger Förſterſohn war einſt auf der Jagd und wollte eben heimkehren, als ſich ein wunderſchönes Reh zeigte, das er noch ſchießen wollte. Es lief aber immer weiter und er ihm hitzig nach, bis er in eine Gegend kam

Digitized by Google

die er noch nie geſehen. Da lag ein ſpiegelklarer See, in dem Fiſche ſchwammen und hüpften, und unweit, wo er ſtand, erblickte er drei badende Frauen mit langen Haaren. Ihre Ueberkleider lagen hinter einer Jeden; er nahm ſie zu ſich und eilte heim zu. Er war noch nicht weit im Walde, ſo hörte er die Jungfrauen hinter ſich laufen und flehend um ihre Kleider bitten. Endlich ſtand er ſtille und gab zuerſt der Aelteſten, dann der Zweiten das Ihre zurück, die ſogleich weg waren, als hätte ſie der Wind entführt, nicht aber der Jüngſten, ſo ſehr ſie bat. Er that, als hörte er nicht, und ließ ſie neben ſich hergehen bis nach Hauſe, wo er ihr ein Kleid von ſeiner verſtorbenen Mutter reichte. Jetzt ſah er ſie an und gewahrte, daß ſie über die Maßen ſchön war. Da er eben an's Heiraten gedacht, beſchloß er, das Mädchen zur Frau zu nehmen, obwohl Niemand in der Umgegend von ihr wußte. Sie willigte ein und die Hochzeit geſchah mit aller dort üblichen Feier. Der alte Förſter blieb bei ihnen und liebte die junge Frau wie ſein eigen Kind. — Wenn der junge Förſter mit ſeiner Frau allein war, bat ſie ihn oft um ihr Gewand, das er ihr genommen; er wußte aber immer eine Ausrede und behielt den Schlüſſel zum Schranke, wo es lag, ſorgſam bei ſich. Eines Tages, wo er mit dem Vater auf die Jagd ging, hatte er ihn vergeſſen. Die Frau war überaus froh, als ſie ihn auf dem Kaſten liegen ſah, nahm ihr Gewand heraus, zog es an und huſch, war ſie auf und davon.

Als Abends der Förſter heim kam und ſie vergebens rief, fiel er erſt in Kummer, es ſei ihr etwas zugeſtoßen, dann aber, als er den offenen Kaſten erblickte, in unmäßigen Schreck. Er fand nichts mehr von ihr als die ſchön geſchriebenen Worte: „Wenn mich mein Mann liebt und wieder finden will, ſoll er mich auf dem gläſernen Berge ſuchen.“ Der Förſter beſann ſich keinen Augenblick, nahm kurzen Abſchied vom Vater und machte ſich auf den Weg, ehe der Alte zu Worte kam. Er ging auf's Gerathewohl bis in die ſpäte Nacht und war, als der erſte Vogel pfiff, ſchon wieder auf den Beinen, und ſo bis wieder Nacht und noch oft. Aber Niemand wußte ihm vom gläſernen Berge zu ſagen, weder Alt noch Jung, bis er nach einer neuen langen Wanderung durch einen dunklen Wald beim Zunachten in das Haus eines Zauberers gelangte, der ihn freundlich bewirthete, und als er am Morgen ſein Anliegen eröffnete, ihm ungeheure Stiefel lieh, in denen er noch denſelben Tag den Berg erreichen werde, wo er aber die Stiefel wieder hinſtellen ſolle. Sogleich ſchritt er fort, und ſo, daß ihm faſt der Athem ausging, und noch vor Sonnenuntergang ſah er immer näher ein Glänzen und Flimmern, und als er die Augen zu öffnen wagte, lag der Berg vor ihm und er zog die Stiefel aus, die im Nu verſchwanden. Blinzelnd ging der junge Mann am Fuße des Berges herum, der von unten bis oben hell Glas war, wie Bäume, Sträuche und Gras, das dort war, und Alles im ſchönſten Abendglanze, und ſich im Abendhauche wiegend, und der Berg ſpiegelte die Sonne ſchöner ab, als ſie am Himmel war. Als der Förſter ſich den Kopf zerbrach, wie er da

Digitized by Google

hinauf käme, hörte er nicht weit von ſich zwei Knaben um einen Sattel ſtreiten, den ſie ihm um ein Goldſtück abließen; er ſetzte ſich d'rauf und huſch war er auf der Höhe, wo er abſtieg und vor ſich eine gläſerne Ebene und darauf ein prachtvolles gläſernes Schloß erblickte. Ohne ſich zu beſinnen, ging er hinein, die Stiege hinauf und erkannte auf letzterer ſeine Frau, die ihn herzlich willkommen hieß, ihn jedoch erinnerte, daß ſchwere Prüfungen ſeiner harren, welche ihre Mutter jedem Ankommenden unter Todandrohung auferlege. Sie werde ihn aber treu zur Seite ſtehen. Gleich darauf erſchien die greiſe Mutter, die ihn freundlich grüßte und ihm Herberge anbot. Am Morgen aber hieß ſie ihm ſtreng alle Bäume des Schloſſes umhauen, und zwar bis Abend und mit einer hölzernen Hacke. Als er anfing, wollte kein Baum fallen. Mittags als ſeine Gattin ihm zu eſſen brachte, that ſie die Arbeit für ihn binnen einer halben Stunde. Die Alte war zufrieden, als Alles auf einem Haufen lag. Am zweiten Morgen ſollte er alle Bäume abäſten und die Aeſte klein hacken. Seine Frau that es für ihn und reichte ihm ein Fläſchchen, dieſe Nacht daraus zu trinken, wenn ſein Gemach ſich mit erſtickendem Rauche anfülle. Es geſchah und ſchadete ihm nicht. Am Morgen war die Alte freundlich und hieß ihn ſeine Geſchichte erzählen. Als ſie daraus inne wurde, wer er war, bewirthete ſie das Paar auf's reichſte, worauf dies Abſchied nahm und zum alten erfreuten Vater zurückkehrte. (Ign. und Joſ. Zingerles Kinder- und Hausmärchen 1852, II. 122—130.)

(959.) Ein Bauer hatte drei Söhne: Hinnerk, Klaus und Jan, aber Jan galt für den Dümmſten, wurde geneckt und verhöhnt und immer bei Seite geſtoßen.

Nun begab es ſich eine Zeit lang, daß dem Bauern alles Stroh, welches den Tag über ausgedroſchen war, am folgenden Morgen verſchwunden war. Da entſchloß ſich Hinnerk, einmal aufzubleiben, um den Dieb zu ertappen, und ſtellte ſich in einer Ecke auf die Wacht. Um Mitternacht wurden die beiden Scheunenthüren aufgeworfen, und herein trat ein großer Rieſe, der band alles Stroh in einen großen Bündel und trug es fort. Hinnerk fürchtete ſich ſehr und wagte nicht, ſich zu rühren. Als er am nächſten Morgen erzählte, was er erlebt hatte, entſchloß ſich Klaus, die folgende Nacht zu wachen, aber es erging ihm nicht anders; vor Furcht wagte er die Ecke, in welcher er ſich verborgen, nicht zu verlaſſen. Da bat Jan, Wache halten zu dürfen, aber es wurde ihm abgeſchlagen: „denn," ſagten ſie, „was wollteſt Du dummer Junge da wohl ausrichten?"

Aber als Alle zu Bette waren, ſchlich ſich Jan heimlich in die Scheune und legte ſich in's Stroh. Um Mitternacht kam der Rieſe wieder, band das Stroh zuſammen und trug es fort, und Jan ſaß im Strohbündel. Der Rieſe ging in einen Wald, wo er ſeine Höhle hatte, und warf das Stroh nieder. Dann machte er ein großes Feuer an und warf das Stroh nach und nach hinein. Immer kleiner wurde der Strohhaufen, und Jan war kaum noch

Digitized by Google

bedeckt, da hörte der Riese auf, legte sich hin und schlief ein. Jan kroch heraus, und als er an der Wand ein Schwert hängen sah, dachte er: „ich will das Schwert nehmen und dem Riesen den Kopf abschlagen". Aber das Schwert war so schwer, daß er es nicht von der Stelle bewegen konnte. Da sah er eine Flasche, daran stand geschrieben, „wer aus dieser Flasche trinkt, der kann das Schwert regieren". Jan trank, nahm das Schwert und schlug dem Riesen den Kopf ab. Dann besah er sich die Höhle näher und fand eine große Menge von Gold und kostbaren Geräthen und Kleidern. Im Stalle standen drei wunderschöne Pferde, denen gab Jan die Krippen voll Hafer und ging nach Hause, erzählte seinem Vater und seinen Brüdern aber nichts.

Nun trug es sich zu, daß der König des Landes, welcher eine einzige Tochter hatte, einen gläsernen Berg bauen ließ, und auf die oberste Spitze setzte er seine Tochter und ließ verkünden, wer mit einem Pferde den Berg hinauf reite und seiner Tochter ihren Ring nehme, der solle die Königstochter haben und nach seinem Tode das Reich erben. Da zog Jedermann nach dem Glasberge, um sein Glück zu versuchen. Auch Hinnerk bestieg das beste Pferd aus seines Vaters Stalle und wollte den Berg hinanreiten, und viele Tausende waren noch am Platze, aber alle Pferde glitten von dem Berge ab. Am zweiten Tage versuchte es Klaus, aber er hatte kein besseres Glück. Nun bat Jan um die Erlaubniß, den Versuch machen zu dürfen, aber sie lachten ihn aus und wiesen ihn ab.

Als nun am dritten Tage der Bauer mit seinen beiden ältesten Söhnen sich wieder nach dem Glasberge begab, um zuzusehen, eilte Jan in die Höhle, kleidete sich prächtig und bestieg ein's von den Pferden. Als er zum Glasberge kam, waren Aller Augen auf ihn gerichtet, aber Niemand kannte ihn. Er erreichte die Hälfte des Berges, dann verschwand er mit seinem Pferde, und als sein Vater und seine Brüder wieder nach Hause kamen, war er schon da. Den ganzen Abend wurde nur von dem fremden Prinzen gesprochen, aber Jan schwieg zu Allem. Am folgenden Tage hatten sich jene kaum auf den Weg gemacht, so holte sich Jan neue Kleider und das zweite Pferd, mit dem kam er schon über die Hälfte den Berg hinauf. Alles bewunderte ihn, und zu Hause wurde wieder nur von dem unbekannten Prinzen gesprochen. Am nächsten Morgen zog Jan sich die schönsten Kleider an, die in der Höhle waren, bestieg das dritte Pferd, und nun ritt er den Glasberg ganz hinan und empfing auf dem Gipfel knieend aus der Hand der Prinzessin den Ring. Damit sie ihn aber wieder erkenne, flocht ihm die Prinzessin einen Golddraht in's Haar. Jan aber brachte sein Pferd und seine Kleider wieder in die Höhle und ging nach Hause. Am andern Morgen stand Jan vor dem Ofen und wärmte sich. Da fragte sein Vater: „Jan, was hast Du in Deinem Haar?" „Ach," sagte Jan, „es wird wohl ein Strohhalm sein!" und wendete sich ab. Als nun der Hochzeitstag kam, bat Jan, ob er wohl zum Schlosse gehen und zusehen dürfe, aber, „was willst Du dummer Junge da machen?" erhielt er zur Antwort, und sein Vater ging mit Hinnerk und Klaus allein hin. Da

Digitized by Google

begab Jan ſich in die Höhle, legte die beſten Kleider wieder an, und ritt nach dem Schloſſe, und die Prinzeſſin empfing ihn mit Freuden, denn ſie erkannte ihn an dem Golddraht in ſeinem Haare. Als ſie an der Tafel ſaßen, erblickte Jan ſeinen Vater und ſeine Brüder unter den Zuſchauern. Er ging auf ſie zu und fragte: „Kennt ihr mich wohl?“ aber ſie antworten „Nein!“ Da gab er ſich zu erkennen und ſprach: „Seht, wenn ich ſo hartherzig wäre wie Ihr, ſo würde ich Euch jetzt auch nicht kennen wollen, aber ich will Böſes mit Gutem vergelten.“ Da nahm er ſie bei der Hand und führte ſie zur Tafel und brachte ſie zu großen Ehren. (Strackerjan II. S. 304.)

(960.) Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und eine Tochter, und für jedes der Kinder wuchs in dem Königsgarten eine Blume, das war eine Lebensblume, die blühte und gedieh, ſo lange das Kind lebte, aber verwelkte und ging aus, ſobald das Kind ſtarb.

Nun verheiratete ſich die Tochter an einen reichen Mann, der weit entfernt wohnte, und zog mit ihm fort, und es dauerte nicht gar lange, da ging ihre Blume im Königsgarten aus. Da ſahen denn die drei Brüder, daß ihre Schweſter todt war, und weil ſie nicht wollten, daß ihr Schwager in ſeiner Betrübniß ganz ohne Troſt und Zuſpruch bleibe, beſchloſſen ſie, daß der älteſte Bruder ihn beſuchen ſolle.

So ritt denn der älteſte Bruder aus, und ſein Vater gab ihm hundert Thaler Reiſegeld mit. Als der Königsſohn eine Strecke Weges geritten war, kam er vor ein Heck, und ein Bauer ſtand daneben. Da bat der Reiter den Bauer, daß er das Heck öffnen möge, aber der Bauer fragte „Wer iſt davor?“ „Ein Königsſohn!“ antwortete der Reiter. „Königsſohn muß Zoll bezahlen,“ ſagte der Bauer. „Wie viel denn?“ „Hundert Thaler.“ Der Königsſohn gab dem Bauern ſein ganzes Reiſegeld und konnte nun weiter reiten. Als er eine gute Strecke geritten war, kam er abermals an ein verſchloſſenes Heck, und daneben ſah er einen Bauern, den er bat, das Heck zu öffnen. Aber der Bauer fragte „Wer iſt davor?“ und als es hieß, „ein Königsſohn,“ ſagte er ebenfalls „Königsſohn muß Zoll bezahlen“ und verlangte den Sattel des Reiters. Der Königsſohn gab ihm den Sattel und ritt weiter. Und wieder nach einiger Zeit kam er an ein Heck und mußte dem Bauern, der daneben ſtand, ſein Pferd als Zoll geben. So zog denn der Königsſohn als armer Fußgänger ſeines Weges und langte endlich bei dem Schloſſe ſeines Schwagers an. Aber wie er hineinging, ſah er ſeine Schweſter ermordet auf dem Walle liegen und der Schwager ſetzte ihm gekochte Menſchenfüße und Hände als Speiſe vor. Und als der Königsſohn ſich weigerte, davon zu eſſen, führte ihn der Schwager durch mehrere Zimmer in eine Mördergrube, da waren alle Mordgeräthe beiſammen, vor Allem aber ein Galgen, ein Rad und ein Bluttopf. Hier ſagte der Schwager zu dem Königsſohn „Jetzt mußt Du ſterben, aber Deine Todesart kannſt Du Dir ſelbſt wählen.“ Da wählte der Königsſohn den Galgen, und wie er gewählt hatte, ſo geſchah mit ihm.

Digitized by Google

Da verdorrte auch des älteſten Sohnes Blume in dem Königsgarten und der zweite Sohn zog aus, um nach den Schickſalen ſeiner Geſchwiſter zu forſchen. Er zog aus auf geſatteltem Pferde und mit hundert Thalern in der Taſche, aber es ging ihm in allen Stücken wie ſeinem älteſten Bruder, und er ſtarb wie dieſer an dem Galgen, den er in ſeines Schwagers Mördergrube wählte.

Als nun drei Blumen in dem Königsgarten verwelkt waren, machte ſich der jüngſte Sohn auf den Weg. Der war ein Stotterer und nahm weder Pferd noch Geld mit auf die Reiſe, ſondern nur ſeinen kleinen Hund Phylax. Als er an das erſte Heck kam, wo ſeine Brüder jeder hundert Thaler Zoll bezahlt hatten, ſtand der Bauer wieder da. Der Königsſohn bat den Bauern, das Thor zu öffnen, aber der Bauer fragte, „Wer iſt davor?“ Und als der Königsſohn erwiderte, „ein Königsſohn,“ ſagte der Bauer „Königsſohn muß Zoll bezahlen.“ „Wie viel?“ „Hundert Thaler.“ Aber der jüngſte Königsſohn rief ſeinem Hündchen zu.

„Phylax, ſpring ut min Sack,
Spring Du den Kärl upn Nack,
Bit em dod,
Smit 'n in 'n Sod!“

Da ſaß das Hündchen auch gleich auf des Bauern Nacken, daß der Bauer um ſein Leben flehen mußte und als Löſegeld die zweihundert Thaler gab, die er den beiden Brüdern abgenommen hatte. Am zweiten Hecke ging es ebenſo, und der Bauer mußte die beiden Sättel hergeben, und am dritten Heck erhielt der Königsſohn auch die beiden Pferde ſeiner Brüder zurück. So kam der jüngſte ſtotternde Bruder, der mit nichts als ſeinem Hündchen ausgegangen war, mit zwei Pferden, zwei Sätteln und zweihundert Thalern bei dem Schwager an. Er ſah dort die ermordete Schweſter auf dem Walle liegen und ſollte von den gekochten Menſchenfüßen und Händen eſſen. Und als er das nicht wollte, führte ihn der Schwager auch in die Mördergrube und fragte ihn, welche Todesart er wählen wollte. Da antwortete er „das Rad“, bat aber, daß der Schwager ihm zeigen möge, wie man den Kopf in das Rad ſtecken müſſe, denn er wiſſe es nicht. Da ſteckte der Schwager ſeinen Kopf in das Rad, und wie er ihn darin hatte, drehte der Königsſohn geſchwinde um, und der Schwager mußte in ſeinem eigenen Rade ſterben. Und als der Schwager todt war, da lebten des Stotternden Brüder und Schweſter wieder auf und ebenſo die Lebensblumen in dem Königsgarten zu Hauſe. (Ebendaſ. S. 306.)

Dieſen märchenartigen Sagen ſchließen wir die ihrem Inhalte nach hierher gehörigen Züge aus der deutſchen Heldenſage, in weniger bekannten Bearbeitungen, an, deren Verwandtſchaft mit obigen und anderen Märchen einleuchten muß.

Digitized by Google

(961.) In den „däniſchen Kämpenliedern" heißt es, Siffuert, Sivord habe, zu ſeiner Mutter Wohle, ſeinen Stiefvater (Hialprek?) erſchlagen und ſei dann vor ſie getreten, Willens, an fremden Höfen das Schickſal zu erproben. Sie giebt ihm das Fohlen Gramand, Grammen oder Skimling Gram, „mit vergoldetem Zaume, das Auge leuchtend wie der Morgenſtern und Feuer aus ſeinem Gebiſſe ſpringend". Sivord gürtet es ſelbſt, denn es ſchlägt und beißt; er ſetzt ſich auf, bindet den glänzenden Helm und reitet meiſterhaft. Skimling däucht es wunderlich ſchlimm, den Sporn zu fühlen, und die Mutter folgt ihm vom Hofe weit über die Heide, ihn ahnungsvoll warnend vor Grammens „Zorn und manchen Liſten". Er tröſtet ſie, faßt das Thier mit dem Sporn und es ſpringt drei Sprünge ſo wild hinaus in's Feld, daß er, „das rothe Blut" oder „blutige Thränen" ſchwitzt. So ſpringt es nach dem einen Liede „drei Nächte und drei Tage", nach dem andern „15 Tage und 15 Nächte" über Berg und Thal, bis er vor ein hohes Haus kommt „mit rings verſchloſſenen Pforten, genannt Berner-Qual". Der König (es iſt nach anderen Liedern Gripir, ſeiner Mutter Bruder) ſteht „im hohen Saal" oder „auf der hohen Wehr", ſieht hinaus in die Weite und wundert ſich des „trunkenen Mannes" (wegen der wilden Sprünge des Roſſes), der aber das Thier wohl zu bändigen weiß. Dann ſpricht er, oder nach dem andern Liede „die däniſche Königin": „Oder iſt das Sivord, mein Schweſterſohn, der vom Streite kommt? Da rathe ich Euch, mein braver Geſell, ich rathe aus Vorſicht, behandelt Sivord gut, er duldet durchaus keinen Spott." Der aber faßt Grammen mit Sporn, der nimmt das Gebiß vor die Zähne und ſpringt über die Zinne in den Burghof hinein, ohne daß die 15 Wächter der Zinne es ahnen. Frauen und Jungfrauen fürchten ſich; der König aber geht ihm freudiglich entgegen. (Altdäniſche Heldenlieder 1 und 2.)

(962.) Siffuert, Brynild und Syneld (nach den altdäniſchen Kämpenliedern). — Siffuert hat ein Fohlen, das iſt ſo zahm; er gewann ſtolz Brynelb (Bryniel) vom Glasberg an den lichten Tag. Des Königs Sohn aus Dänemark! —

Es ritten nach ihr beides Ritter und Geſellen, und meiſt davon die beſten. Keiner von ihnen konnte den Berg erſteigen, ſich die ſtolze Jungfrau zu verloben. Der Berg war beides hoch und glatt, ihr Vater ließ ſie darauf ſetzen; der Geſelle war in der Welt nicht, dem er ſie zur Ehe geben wollte. Da kam ein Gebot an des Dänenkönigs Hof, an all' die Kämpen ſtark: ob dort Einer wär', der es wagen dürfe, zu verſuchen die guten Hofwerk'. Der Eine ſagte zu, der Andere ab, Sivard nahm das Blatt vom Munde; er ſagte: „Ich prüfe mein junges Fohlen, ob ich kann Brynild gewinnen!" Er ritt hinweg, der Weg war lang, der Steig der war viel ferne. Sivard ſah den Glasberg bald, die Jungfrau lachte ſo ſehre. So führt er fort ſtolz Brynild aus der ſo ſanften Ruhe, er gab ſie dem kühnen Nielus (im andern Liede Hagen, auch Haffue) nach guter Stallbrüder Art.

Digitized by Google

Stolz Brynelb (Brynild) und ſtolz Signilb (Syneld), die Jungfrauen beide die gingen hin zum Strande, zu waſchen ihre Seide. „Hör Du, ſtolz Syneldchen (ſo in allen anderen, nur in einem Liede redet Sineld: „hör' Du, ſtolze Brynild") und liebſte Schweſter mein, wie gewannſt Du die Goldringe, die Du trägſt am Finger Dein?" — „So gewann ich die Goldringe, die ich trage am Finger mein: die gab mir Sivard, der hurt'ge Geſell', als ich ward die Verlobte ſein." — (Brynhild entgegnet:) „Die gab mir Sivard der hurt'ge Geſell', zur Verlobungsgabe." — (Syneld darauf:) „Und hat ſie Sivard, der hurt'ge Geſell', Dir für Brautgabe gegeben, er hat Dich verlobt Herrn Nielus nach Stallbrüder Art Dich zu haben." Sobald als Jungfrau Brynelb die Märe vernahm, da ging ſie in den hohen Saal und lag ſo ſiech vom Harme. Das war der kühne Herr Nielus, der ging zu ihr und fragt: „Hör' Du, allerliebſte Brynild, ſo bang iſt das Herze mein, weißt Du nun keinen guten Rath für Krankheit und Siechthum Dein? Giebt es nun etwas in der Welt, davon Du kannſt Hilfe empfahen, Du ſollſt es haben, ſollt' es koſten das rothe Gold, das ich habe." — „Es giebt gar nichts in der Welt, davon ich kann Hilfe empfahen, außer ich könnte Sivards Haupt in meinen Händen halten." — Wie ſollſt Du Sivards Haupt in Deine Hände empfahen, den ſein Hals iſt hart wie blanker Stahl, kein Schwert beißt ein darauf. Das Schwert giebt's nicht in der ganzen Welt, das auf ihn beißet ein, außer ſein eigenes gutes Schwert, das kann ich nicht empfah'n." — „Hör' mich, kühner Herr Nielus und lieber Herre mein, da geht Ihr in den Hochſaal vor Sivard hinein, bittet ihn zu laſſen ſein gutes Schwert bei der Ehre ſein. Ihr ſagt: ich habe gelobet einen Kampfritt für die Liebſte mein. Sobald er Euch giebt das gute Schwert aus der Hand von ſich, ich bitte Euch bei dem waltenden Gott, ſo vergeßt nicht mich!" — Und das war der kühne Herr Nielus, hüllt ſich das Haupt in Pelz, ſo ging er in den Hochſaal vor Sivard den Stallbruder ſein. „Hier ſitzeſt Du, Sivard, hurt'ger Geſell, und lieber Stallmeiſter mein, willſt Du mir leih'n Dein gutes Schwert bei der Ehre Dein? ich habe gelobt einen Kampfritt für die Jungfrau mein." — „Ich leihe Dir mein gutes Schwert, heißet Adelring, Du kommſt nimmer in den Streit, des Dich ein Mann bezwing'. Du hüte Dich vor den blutigen Zähren, die unter dem Griffe ſtehen. Du hüte Dich vor den blutigen Zähren, die ſind alle ſo roth. Und rinnen ſie nieder auf die Finger Dein, ſo wirſt Du geſchlagen todt." — Auf ſtand der kühne Herr Nielus, ſo ſchnell er das Schwert auszog, das war Sivard der hurt'ge Geſell', dem er ſein Haupt abſchlug. So nahm er das blutige Haupt unter ſein ſcharlach'nes Kleid (unter ſeinen Pelz, ſagt ein anderes Lied), ſo trug er es in den Hochſaal vor ſtolz Brynelb hinein: „Hier haſt Du das blutige Haupt, wonach Du thateſt trachten. Durch Deine Schuld hab' ich erſchlagen den guten Stallbruder mein. Das quält mein Herze ſo." — „Nehmt hinweg das blutige Haupt, laßt mich das nicht ſehen. Nun will ich Euch geben meine Treu Euch zur großen Freude, kommt alſo her in's Bett zu mir, ganz unter das Linnen ſo weiß."

Digitized by Google

„Nicht bin ich ſo luſtig und ſo froh, das darfſt Du nicht denken. Du wareſt mir ſo große Schuld, meine Treu und Ehre zu kränken.“ — Das war der kühne Herr Nielus, welcher ſein Schwert auszog; das war die ſtolze Frau Brynild die er in zwei Stücke ſchlug. (Nach einem der Lieder ſchlägt er ihr das Haupt ab.) „Nun hab ich erſchlagen den Stallbruder mein und auch meine ſtolze Frau, nun will ich erſchlagen den Dritten dazu und das hab' ich im Sinn.“ — So ſetzte er ſein gutes Schwert gegen den harten Stein, daß die Spitze drang in's Herze roth und ſchuf ihm des Todes Pein. Doch das war ſo viel böſe, daß die Jungfrau ward geboren, um ſolches mußten zwei adelige Königsſöhne werden verloren. Des Königs Sohn aus Dänemark! —

(963.) Das Faröerlied von Brinhild und Sjurdur nennt einen reichen König Budli, der ſeinen Mannen freigebig Gold und Ringe ſchenkte, und deſſen ſchöne Tochter Brinhild, auf Hildarfiall wohnend, von der es heißt, das Licht habe von ihr Schatten erhalten. Dort ſaß ſie in ihrem Stuhle und kämmte ihr Haar, fein wie Seide und anzuſehen wie Gold. Gewaltige gingen aus und ein, aber Keiner dünkte ſich ihr gleich. Um ſie warben Königsſohne und Jarle, ſie aber war freierſpröde und wies ſie Alle ab. Da trat der König Budli in den Hochſaal vor ſie und fragte, wie lange das noch währen ſolle? Brinhild aber hieß ihn nicht alſo reden; noch ſei der nicht gekommen, den ihr zu nehmen zieme. Oſtwärts wohne er, nach dem ihr Sinn ſtehe, Sjurdur, Sigmundens Sohn, den die junge Hiördis geboren. Und als ſich der Vater verwunderte, daß ſie einen Mann liebe, den ſie nie geſehen, erklärte ſie, das haben ihr die Nornen alſo beſtimmt. Neun Winter hindurch liebe ſie ihn, ohne ihn je erblickt zu haben. Sie berichtete ihm dann, was Sjurdur vollbracht und namentlich wie er „den ſchillernden Wurm“ erſchlagen und den Hort gewonnen. Kein Mann „in Hünenlanden“ ſei ihm gleich. Und als der König fragte, wie man den gewaltigen Mann herbeibringen könne, antwortete ſie: „Du ſollſt mir den Saal bereiten laſſen in öden Marken, wo ich mit geringer Bedienung wohnen will, und drinn den Goldſtuhl ſetzen, wie ihn die Zwerge auf's beſte mit Runen zu ſchlagen verſtehen. Um den Saal ſoll Rauch und Waberlohe brennen und mich ſchützen. Sjurdur allein wagt den Kampf dagegen.“ — Da ließ er den Saal bereiten und Alles thun, wie ſie gewünſcht. Die Waberlohe, die er um den Saal ſchlagen ließ, war ſo heftig, daß die zwei Zwerge ſelbſt ihm nicht mit Trug zu nahen im Stande waren. —

Früh war's am Morgen, die Sonne röthete auf den Bergen. Da ritt mancher Edeling in König Budli's Halle, wo Brunhild in ihrem Stuhle ſaß, Gold an der Braue. Der König trat ein und bat ſie zum Geſpräche: König Gunnar ſei gekommen herauf aus Jukis Hofe, ſie möge ihm Ja ſagen. Aber er erwartete vergebens eine Antwort. Jung Brinhild ſtand auf, ſie leuchtete roth in Gold, ſie eilte fort aus der Burg und ging zur Hildarhöhe. Grimur und Högni, Jukis Sohn, die trafen ſich auf grüner Flur. Mägde bebten im Hildarſaale, Budlis hohe Burg erzitterte. Die Beiden ſchlugen ſich

Digitized by Google

mit Schwertern. Brinhild aber saß in der Waberlohe, setzte sich zurück im Goldstuhle und lächelte unter'm Linnen: „Wer in die Waberlohe reitet, der soll der Meine sein!" Sie sitzt im goldenen Stuhle, die Schöne und zieht Sjurden aus anderen Landen sich zur Sorge.

Sjurdur wachte auf früh Morgens aus einem Traume. Ihm hatte geträumt, daß Grani in rother Lohe stand und vor ihm auf grünem Felde großes Blut rann. Ihm träumte, sein Schild sei geborsten, das Gold sammt geschmücktem Gürtel und daß sein gut Schwert erklang am goldenen Helme.

Früh Morgens kleidete sich Sjurdur an und trat in seinen Wurzgarten. Hier sagten ihm Vögel im Haine, in der Eiche oben: „Schön ist Brinhild, Budlis Tochter, sie verlangt nach Deinem Kommen. Schön ist Brinhild, Budlis Tochter, sie hofft auf Deinen Scherz. — Sie sitzt auf Hildarfiall, die Freierspröde." —

Früh war's am Morgen, die Sonne schien weit. Da hieß er Wiggrim, Gunnars Sohn sein Roß satteln. Der Renner ward herausgeführt, geschmückt mit Scharlach nieder zur Mitte der Seiten, nieder zum Barte der Hufe. Er zog goldgeschmückte Handschuhe an die Hand und ritt fort den weiten Weg; die goldenen Ringe klangen, der gute Renner lief. Der Goldringe zwölfe trug er an der Hand und setzte den Königsring, den rothen, oben d'rauf. So eilte der Kämpe in König Budlis Land. Grani ging eben so leicht auf Stein wie auf Feld. So kommt Keiner wieder in König Budlis Burg.

Als er tief unten an Jukis Hofe vorbei ritt, stand außen Grimhild und mit ihr mancher Mann. Mit ihren beiden Händen rannte sie in seinen Zaum, denn nie sah sie auf Rossesrücken einen edlern Mann. D'rob sprach Sjurdur, der Kühne: Nicht dachte ich, daß ein Weib es gäbe, das wagte, mein Roß aufzuhalten. — Sjurdur, hemme Deine Fahrt und rede hier mit mir. Ich habe eine Tochter schön, die Liebe will knüpfen mit Dir. — Ich hemme nimmer meine Fahrt, so lange mein Renner rennt. Ich reite auf die Höhe fort, wo die Waberlohe brennt. Ich reite auf die Höhe fort, das schöne Weib zu schauen, wie das der Freier Sitte ist. Noch wagte sich Keiner in die Waberlohe. —

Der Wächtersmann dort verkündet: Wer reitet in die Waberlohe, dem wird die Jungfrau eigen. Grimur reitet auf's grüne Feld, das Kinn trägt er so kühne; er wendet seinen Hengst hinweg, da in's Feuer er reiten sollte. — Sjurdur aber greift zum Wort: Ich trage das Zeichen in meinem Schild, in die Lohe will ich reiten. — Keiner ritt ja auf Brinhilds Höh' außer Sjurd der Schnelle; er ging durch Rauch und Waberloh, er und sein Roß Grani. Fest tritt Grani auf das Feld, hinein zur Höhenthüre ging der Hufe Spur. Grani trabt dreistiglich vor, das Feuer war heiß, das Sjurdur brannt' um die Lenden. Sjurdur eilt auf Brinhilds Höhe, mit seinem Schwerte zerhieb er das Höhenthor, mit seinem Schwerte die Fensterladen auf, und sah, wie das schöne Weib in Heerkleidern lag. Sjurdur betritt den Saal und schaut sich um, und sieht, wo das schöne Weib einsam auf dem Lager ruht und schläft. Er hob

Digitized by Google

empor ſein ſcharfes Schwert und löſte die Brünne ab. Aufwacht Budli's Tochter, klug ſchaut ſie ſich um: Wer hatte das ſcharfe Schwert, das von mir die Brünne ſchnitt? Wer iſt der tapfere Held, der meine Brünne löſte? — Nun nannte der Held ſich und ſeinen Vater und ſeine Mutter und ſagte, wegen ihr ſei er hergeritten. Hierauf ſetzte Brinhild ſich auf und lächelte unterm Linnen, hieß ihn willkommen und fragte, wer ihm den Weg durch „Rauch und Waberlohe" gewieſen. Da nannte er die zwei Vögel. Nun hieß ſie ihn zu ihrem Vater gehen und ihn berathen. Er aber erwiderte: Sie ſelbſt habe ſo wenig guten Rath von ihrem Vater empfangen, daß er dort keinen holen werde. Nun knüpfte er ſeinen Liebesbund mit dem verſtändigen Weibe, er legte um ihren Hals ſeine Arme, und da ward Asla gezeugt, Sjurdurs Tochter. Dann ſchwur er ihr den Eid der Treue, erklärend: „Hierunter wohnt kein Falſch!" Zwölf der Goldringe legte er in ihren Schooß und darauf oben legte er den theuern Königinring. Der Goldringe zwölfe legt er an ihrem Arm, als das andere Band ihrer Verlobung. Sjurdurn mangelte das Gut nicht. Er flocht in ihr Haar der Goldringe drei. Sieben Monde weilte er im Mägdeſaale. Dann bat er ſie um „Sattel und Ring und die weite Brünne", da er einen Ritt vorhabe, „für ein klein Geſchäft anders wo." — Sie aber flehte, er möge lieber in Frieden bei ihr ſitzen und im Brett ſpielen. König Juki habe eine Tochter, „mächtig mit Zauberkraft", Gudrun; mit dieſer werde er ſich vermälen und dadurch jung den Tod gewinnen. — Darob erſtaunte Sjurdur und betheuerte, nie werde ihn ſolches treffen, noch er ſeine Liebe von ihr wenden. — Sie aber redete, und es begann ſie im Herzen zu frieren: „König Jukis Tochter wird Dich mit Liebe berücken." Sie bot ihm Fingergold und warnte ihn nochmal, zu Grimhild, der Trugvollen, zu reiten. Damit folgte ſie auf den Weg weit und wünſchte ihm guten Tag: „Fahre wohl, geſund und glücklich und Alles ergehe Dir wohl!" Er betheuerte wiederholt: „Nimmer, meine Süße, kommſt Du mir aus dem Sinne!" — Er küßte Frau Brinhild vom Sattelbogen und ritt zum Hofe, wo König Budli außen ſtand und ihn grüßte, zu Meth oder Wein ladend. Sjurdur aber begehrte weder Meth noch Wein, aber: „Gieb mir Jung Brinhild, die einzige Tochter Dein!"

(964.) Sigfrid (nordiſch Sigurd) ritt, als er den Drachen und deſſen Bruder Reigin erſchlagen, auf Grani aufwärts zum Hindarfiall, ſüdwärts nach Fraeland (Frankenland, das bis an die Alpen reichte). Auf dem Berge erblickte er ein großes Licht, als brenne ein Feuer bis an den Himmel. Es iſt dies die Wafurlogi (webende Lohe). Wie er hinzu kam, war vor ihm eine Schildburg und oben heraus ein Banner. Sigfrid ritt durch die Flammen, ging hinauf und ſah, daß ein Mann dalag und ſchlief in voller Waffenrüſtung. Er zog ihm zuerſt den Helm vom Haupte und gewahrte nun, daß es ein Weib war; die Brünnie (der Halz- und Bruſtpanzer) war feſt, als wäre ſie in's Fleiſch gewachſen. Da ſchlitzte er ihr mit dem Gramr den Panzer auf vom

Digitized by Google

Haupte herab und beiden Armen entlang und zerſchnitt ihn wie ein Kleid; dann zog er ihr die Brünnie ab und ſie erwachte. Er ſprach, ſie habe allzulange geſchlafen. Sie aber ſetzte ſich auf, fragte, ob er nicht Sigmunds Sohn ſei, begrüßte den Tag, die Nacht und die Aſen und die Aſinnen, nannte ſich Sigurdrifa (Sieg treibend) und Hilda, eine Walküre (in Brunhilds Höllenfahrt „Hildi undir hialmi", Hilda unterm Helme), die den König Hialmgunnarr im Kampfe erſchlagen, wofür Odin ſie mit einem Schlafdorne (svefn thorni) in's Haupt geſtochen und geſprochen, ſie ſolle ferner keinen Sieg mehr im Krieg erkämpfen, ſondern ſich vermälen. (Sigurdrifu mál. Volſungaſaga 29. Kap. Skalda 39 ff. Finn. Magn. Lex. p. 411.) Die Erwachte gab Sigfriden weiſe Rathſchläge, und trotzdem, daß ſie ihm Unheil weiſſagte, wenn ſie ſich verbänden, vermälte ſich Sigfrid mit ihr, ſie gab ihm den Ring und Beide ſchwuren ſich Treue.

Später ritt Sigfrid, mit Grimhilden vermält, mit Gunthar abermals zu König Budli und nach Hlindal oder Hlymdal, wo Brunhild wohnt und gelobt hat, Keinen zu ehelichen, der ſich fürchte und nicht wage, „durch das Feuer (Wafurlogi) zu reiten, das um ihren Saal geſchlagen war. Sie fanden den Saal und das Feuer, ſahen da die Burg von Golde glänzen, und brann außen herum ein Feuer". Gunthars Hengſt ſcheut ſich vor der Flamme, und als ihm Sigfrid ſeinen Grani leiht, will dieſer nicht vorwärts, bis ſein Herr ihn ſelbſt beſteigt.

„Da ward ein großes Getöſe,
das Feuer erbrauſte,
die Erde erbebte,
die hohe Lohe
zum Himmel wallte;
wenige wagten da,
das Heldenwerk,
in's Feuer zu reiten,
noch d'rüber zu ſpringen.
Sigurd den Grani
ſchlug mit dem Schwerte,
das Feuer erloſch
vor dem Fürſten,
die Loh' all' ſich legte."
(Wolſungaſaga, 36. Kap. Helreith Brynhildar.*)

*) Von der Hagen in ſeinen „Eddalieder von den Nibelungen" (Berlin 1814) erwähnt den Feldberg in Heſſen und dort den Stein, welchen man „Brunhildens Bette" heiße. Man zeigt dort alte Mauerreſte und will von einem Nachts dort brennenden Feuer wiſſen. Finn. Magn. Lex. p. 413 Nota**). Man vergleiche mit dieſer Sage das Dornröschen bei Grimm.

Digitized by Google

(965.) In Tirol liegt auf einem hohen Berge ein Schloß, in welchem jede Nacht ein Feuer brennt, und zwar so stark, daß die Flamme über die Mauern hinausschlägt und man sie weit und breit erblickt. Eine arme Frau, die auf dem Schloßberge Reiser sammelte, kam dem Thore nahe, trat aus Vorwitz hinein und erblickte im Hofe eine Gesellschaft von Herren und Frauen an einer großen Tafel am Schmause. Einer der Diener holte die Frau herbei, es wurde ihr ein Goldstück in die Schürze geworfen und Alles verschwand. Als sie heraustrat, stand ein Kriegsmann mit brennender Lunte Wache und hatte den Kopf unterm Arme. Der verbot ihr, einem Menschen was vom Geschehenen zu offenbaren; als sie es der Obrigkeit genöthigt angab, wurde sie hinweg entrückt und Niemand erfuhr je wohin.

Ein junger Ritter, der das inne wurde, machte sich mit seinem Diener zu Fuß auf den Weg und kam, obwohl sechsmal nacheinander abgemahnt, an das Schloß. Der Kriegsmann war wieder da und wehrte den Eingang. Als der Ritter zum Schwerte greifen wollte, ritt ein schwarzer Reiter aus dem Schlosse, schwang den Ritter auf sein Pferd und ritt mit ihm in den Hof. Niemand vernahm mehr von ihm. (Zingerle).

(966.) Der Chriemhilt Graben liegt am Türlersee im Kanton Zürich. Die Riferswiler hatten die am See wohnende Zauberin Chriemhilt erzürnt, und diese schwur, den See abzugraben, sei es Gott lieb oder leid, und auf ihre Felder zu leiten. Sie begann den Durchstich durch einen kleinen Berg zwischen dem See und dem Weiler und war bereits etwa 200 Fuß weit im Graben, als Gott einen Sturm erregte, ihre Schaufel zerbrach und sie fortriß bis auf Brenelis Gärtli am Glärnisch.*) (Vernaleken.)

(967.) Sigfrids Name. Aus den Waldungen im Frickthale läßt sich eine wetterverkündende Stimme oder Ruf hören. Man nennt sie den „Berg-Fridli" und Manche denken an den Landespatron Fridolin. (Rochholz. I. 150.)

In Tirol, in Tschei, Gemeinde Nauders, spukt der „Friedel" an der Grenze des Tscheiberges, bald da, bald dort, immer wandernd, wie suchend, sein Gewand ein grauer Hirtenrock, auf dem Kopfe ein breiter Schlapphut, so daß man sein Gesicht selten sieht. Sieht man es, so ist es leichenblaß. So wandert er am Knotenstocke, winkt Entgegenkommenden mit der Hand zurück und geht langsam und gebückt weiter. Wer ihn erblickt, den ergreift ein Schauder. Kopf und Gesicht schwellen ihm auf, und Manche sind schon davon gestorben. (Zingerle.)

---

*) Grimhild heißt Hilda im Grim d. h. Helm, Larve. (Saem. 51b) wie Dietrichs Helm umgekehrt Hildegrim heißt (Gr. d. M. 217. 218) und Isangrim Eisenhelm.

Digitized by Google

III. Sonnenhelden und Drachentödter.

Die Wanderungen von Sonne und Mond in ihrer Wechselbeziehung geben, wie wir gesehen, der Heldensage zur Dichtung vom gegenseitigen Suchen und Fliehen des Helden und der Heldin Anlaß. Für sich allein betrachtet aber ist die Sonnenlaufbahn eine Heldenlaufbahn mit Thaten und Abenteuern. Die Thaten und Abenteuer der Sonne sind ihre Einwirkungen auf die Erde in den verschiedenen Abtheilungen des Jahres, deren seit uralter Zeit zwölf waren und die, weil sie, im Mondjahre genau, im Sonnenjahre aber nur annähernd, Mondumläufe um die Erde bedeuten, Monde, Monate genannt werden. In der Edda hat Odin zwölf Beinamen, welche nach ihrer Bedeutung ungefähr den Naturerscheinungen der zwölf Monate entsprechen (wie derselbe Gott sich zu zwölf Asen vervielfältigt, die ebenfalls so vielen Naturerscheinungen vorstehen und eigene Wohnungen in Asgard haben, die sich wieder auf Jahres- und Tageszeiten beziehen).

Die Dichtung von Thaten und Abenteuern nach der Zahl der Monate erscheint in ihrer höchsten Ausbildung im Mythos von Herakles (Herkules), wo ihre Bedeutung auch am klarsten durchblickt. Seiner berühmtesten Thaten oder Arbeiten, auf Geheiß des Eurystheus, wie die spätere Ausartung des Mythos wollte, ursprünglich aber freiwillige, waren nach der Zahl der Monate zwölf und entsprachen einst sicherlich den ältesten Zeichen des Thierkreises; denn noch unter den jetzigen Zeichen desselben läßt sich die Hälfte aus den Thaten des Herakles und seiner Zeitgenossen ableiten:

der Widder aus dem Zuge der Argonauten, unter denen sich auch Herakles befand, nach dem goldenen Widderfelle,

der Stier aus dem kretischen Stier (eine der zwölf Thaten), sowie aus den Rindern des Geryones und aus den zwei feuerschnaubenden Stieren, welche Jason in Kolchis einjochen mußte,

die Zwillinge aus Kastor und Pollux, als Theilnehmern der Argonautenfahrt,

der Krebs aus dem Krebse, welcher den Herakles durch sein Kneipen an der Erlegung der lernäischen Hyder zu verhindern suchte,

Digitized by Google

der Löwe dem ausnemeischen Löwen, der ersten der zwölf Thaten, die Jungfrau aus der Königin der Amazonen, Hippolyta, deren Gürtel Herakles holte.

Die zweite Hälfte der jetzigen Thierkreiszeichen scheint jüngern Ursprungs zu sein; die Wage ist eine Versinnbildlichung des zur Zeit des Eintrittes der Sonne in dies Zeichen stattfindenden Wageshaltens von Tag und Nacht u. s. w.; der Skorpion sticht den Himmelshelden Orion in die Ferse; der Steinbock ist ein Winterthier. An Herakles erinnert deutlich nur noch der Schütze, nämlich an den von ihm erlegten Kentauren Nessos. Viel älteres und in den von uns oben aufgenommenen Sagen mannigfach anklingendes Gepräge haben die in den gegenwärtigen zwölf Himmelszeichen nicht mehr (wohl aber in den älteren Sternbildern) vertretenen Thaten des Herakles: der lernäische Wasserdrache (Lindwurm), dessen viele Häupter der Sonnengott mit brennender Fackel austilgt und deren eines, unsterbliches, den Mond darstellt, die übrigen die Sterne, die Hirschkuh der Artemis, der arkadische Eber (an den kalydonischen erinnernd und an den goldborstigen Eber der Nordsage), die stymphalischen Vögel, die Rosse des Diomedes, die goldenen Aepfel der Hesperiden, gehütet vom hundertköpfigen Drachen, und der dreiköpfige Kerberos (Höllenhund), ein Bild des dreigestaltigen Mondes (gleich dem dreileibigen Heerdenbesitzer Geryones); wenn Herakles, um ihn zu holen, in die Unterwelt hinabsteigt, so bedeutet dies klar den Untergang der Sonne. (Ueber den nordischen Höllenhund, dessen Name auffallend ähnlich, Garmr = Kerbr, s. oben S. 153.)

Die mythisch-astronomischen Beziehungen des Herakles sind aber damit nicht erschöpft; in diesem Heros ist die ganze Gestirnsage gewissermaßen concentrirt.

Deutlich bezieht sich auf den Sternhimmel, nächst den Holen der Hesperiden-Aepfel, welche nichts als Sterne sind, die Sage von der Reinigung des Augeiasstalles. Die zahllose Heerde des Augeias bilden die Sterne, welche der Sonnengott ja gründlich säubert; vielleicht entstand aus der grandiosen Wasserleitung des Peneios das Sternzeichen des Wassermanns. (Von der Milchstraße, die man hier suchen wollte, kann keine Rede sein, da sie

Digitized by Google

mit der Sonne nichts zu thun hat.) Diese Sage findet sich auch noch in unseren Alpen, wie in mehreren schwedischen und norwegischen Märchen.

(968.) Im Senderserthale in der Nähe von Innsbruck auf der Kematener Alpe geht die Sage, die in allen umliegenden Gemeinden bekannt ist, es zeige sich am Vorabende hoher Festtage ein riesiger Almgeist, der das Vieh von den Ketten löse, es hinaustreibe, dann mit flinker Hand kräftig mit einer Mistscharre den Stall säubere, den Mist auf die Radlbög lade und fortführe. Er mache seine Arbeit so rasch, daß der Boden zittere und höre erst auf, wenn es Morgens im Dorf das Gebet läute.

Ein neu aufziehender kecker Senn wollte einst darauf kommen, ob der Geist einen eigenen Schubkarren benütze oder den seinen, und band an seinen eine Schelle. In der Nacht vor dem nächsten Feiertage vernahm er mit den Anderen die Glocke und spottete des Dienstfertigen höhnisch. Vierzehn Tage darauf ging er zwischen 11 und 12 Uhr Mittags vor die Hüttenthüre, während die zwei Melker darin aßen. Da schritt der große Putz vorbei, der Senn lud ihn zu den Knödeln, für seine Arbeit, worauf dieser, auf ihn zukommend, ihn so grimmig ansah, daß ihm unheimlich wurde und er in die Kaser (Hütte) eilte, wohin ihm der Riese folgte, und von dort in die Stube, wo er ihn blau würgte, daß er nach zwei Tagen verschied. (Alpenburg.)

Astronomische Zahlen enthält der Herakles-Mythos in den dreißig Tagen, welche Herakles, wie natürlicherweise zu einer Monatsthat, zur Erlegung des Löwen verwendete, und so wohl auch zu den übrigen. Des Herakles Dienst bei Omphale, welche er später ehelicht, ist eine Wiederholung der Hirtendienste des Sonnengottes Apollon und bezeichnet die Erniedrigung der Sonne im Winter. Sein Sterben vom Gewande des Nessos ist das Sterben der Sonne am kürzesten Tage; die Sonne kann natürlich nur durch Selbstverbrennung sterben.

Die Herakles-Mythe hat sich aber auch nach dem Norden verpflanzt. Um dieses nachzuweisen, müssen wir des mythischen Zuges gedenken, welcher diese Verpflanzung namentlich vermittelte. Es ist dies der in allen Heldensagen mit so viel Vorliebe behandelte Drachenkampf. Derselbe wird überall so ähnlich erzählt, daß die Annahme, er bedeute auch überall dasselbe, nicht mehr gewagt erscheinen kann. Der Drache mit seinen vielen Köpfen oder Augen ist die Nacht, der von ihm bewachte Schatz (oder die Hesperiden-Aepfel) die Sterne, die gefangen gehaltene Jungfrau der Mond, der

Digitized by Google

Beſieger des Drachen und Befreier der Jungfrau die Sonne (oder der Tag, was hier in Eines zuſammenfällt.)*) Kämpe und Jungfrau wiederholen daher nur den alten Mythos der Liebe von Sonne und Mond, und daher iſt das Vorkommen von Sagen dieſer Geſtalt ſo häufig.

Kadmos, der Europe Bruder, erringt durch die Tödtung des Drachen an der Ares-Quelle beim neu gegründeten Theben die Harmonia, des Ares Tochter (welche Beide nachher in Drachen verwandelt werden). Perſeus befreit die am Meeresufer angefeſſelte, und vom Meerungeheuer bewachte Andromeda, Herakles in ganz ähnlicher Weiſe während des Argonautenzuges die Heſione.

Im Norden heißt der Drachentödter unter ganz ähnlichen Verhältniſſen meiſt entweder Sigfrid (Sigurd) oder St. Georg, oder er hat auch keinen oder blos einen localen Namen (wie z. B. Struthan Winkelried in Unterwalden).

Die älteſte nordiſche Geſtalt der Drachenmythe iſt jedenfalls die in der Edda und Wölſunga-Saga enthaltene, auf welche wir blos verweiſen können.

Aber auch in der ſlawiſchen Märchenwelt ſpielt der Drachenkampf; der vielgefeierte Held Iwan erlegt eine zwölfköpfige Schlange (die zwölf Stunden der Nacht); neun Köpfe tödtet er allein, drei aber mit Hilfe ſeiner beiden Brüder (wohl Morgen- und Abendroth). Auch dieſe Schlange hütet goldene und ſilberne Aepfel (die Sterne). Schließlich wird er von ſeinen Brüdern in der Unterwelt verlaſſen (wie Joſef im Brunnen!).

(969.) Man ſagt, daß einſt die Aſen Odin, Loki und Hänir ausgingen, um ſich in der Welt umzuſehen. Sie kamen zu einem Fluſſe und folgten dieſem bis dahin, wo er einen Waſſerfall bildete. An dieſem Waſſerfalle ſaß ein Otter und aß blinzelnd einen gefangenen Lachs. Da griff Loki einen Stein auf, warf nach dem Otter und traf ihn an das Haupt. Da rühmte ſich Loki ſeiner Beute, und daß er mit einem Wurfe einen Otter und

*) Wird dagegen die Sonne als Jahres- (nicht Tages-) Sonne aufgefaßt, ſo iſt der Held der Sommer, der Drache der Winter und die Geliebte die Pflanzenwelt (wie bei Perſephone); die Sterne aber verändern ihre Bedeutung nicht, indem auch Sommer und Winter um ſie kämpfen und ſie einander wegnehmen.

Digitized by Google

einen Lachs erlangt habe. Die Aſen nahmen darauf Otter und Lachs mit ſich und kamen zu einem Hauſe, das ein Mann bewohnte, der Hreidmar hieß und wild und zauberkundig war. Die Aſen traten ein, baten um Nachtherberge und zeigten, was ſie auf der Jagd erworben hatten. Als aber Hreidmar den Otter ſah, rief er ſeinen Söhnen Fafnir und Regin und ſagte, daß Otur ihr Bruder erſchlagen wäre, und wer dies gethan hätte. Zornig gehen ſie ſogleich auf die Aſen los, greifen und binden ſie und ſagen, daß der Otter ein Sohn Hreidmars war. Die Aſen bieten zur Haupteslöſung ſo viel Goldes, als Hreidmar ſelbſt verlange, und ſo ward mit ihnen eine Uebereinkunft getroffen und beſchworen. Da ward der Otter enthäutet und Hreidmar nahm den Otterbalg und forderte von ihnen, daß ſie den Balg mit rothem Golde ausfüllen und außen ganz mit Gold bedecken ſollten. Da ſandte Odin Loki nach Swartalfaheim und er kam zu einem Zwerge, der Andwari hieß und als ein Fiſch im Waſſer lebte. Loki griff ihn mit Händen und hieſch von ihm zur Löſung ſeines Hauptes alles Gold, das er in ſeinem Steine hätte. Da trug der Zwerg alles ſein Gold hervor, und es war dies ein mächtiger Hort; aber einen kleinen Goldring verbarg er unter ſeiner Hand. Loki ſah dies und forderte auch den Ring. Der Zwerg bat, ihm den Ring zu laſſen; denn er konnte damit ſein Gold vermehren, wenn er ihn behielte. Loki aber ſagte, er ſolle nicht einen Pfennig übrig behalten, entriß ihm den Ring und ging hinaus. Da ſagte der Zwerg, daß dieſer Ring jedem Beſitzer den Tod bringen ſolle; Loki aber entgegnete: daß ihn dies gut dünke, und daß es alſo geſchehen möge, wie er geſagt habe, und er wolle es ſelbſt dem zu Ohren bringen, der das Geld empfange. Loki ging ſeines Weges zu Hreidmar und zeigte Odin das Gold; als dieſer aber den Ring ſah, da däuchte er ihm ſchön und er nahm ihn vom Horte, aber das Gold breitete er vor Hreidmar aus. Da füllte er den Otterbalg, ſo ſehr er konnte, und als er gefüllt war, ſtellte er ihn auf. Odin aber ging herzu, denn er ſollte den Balg mit Gold einhüllen. Darauf rief er Hreidmarn und hieß ihn zuſchauen, ob der Balg ganz umhüllt ſei. Hreidmar ſah hin, und als er es ſorgfältig betrachtet, bemerkte er ein Barthaar und verlangte auch dieſes bedeckt zu ſehen; übrigens hätten ſie dem Vertrage genug gethan. Da zog Odin den Ring hervor, bedeckte das Barthaar und ſagte, daß ſie nun durch Otursbuße ſich gelöst hätten. Als aber Odin ſeinen Geer und Loki ſeine Schuhe genommen hatten, und ſie nichts mehr fürchten durften, da ſagte Loki, daß Andwaris Ausſpruch erfüllt werden und dieſer Ring und dieſes Gold jedem Beſitzer den Tod bringen ſolle, und ſo erging's auch ſpäter.

Hreidmar nahm das Gold zur Sohnesbuße; aber Fafnir und Regin verlangten einen Theil davon als Bruderbuße; Hreidmar gönnte jedoch ihnen keinen Pfennig von dem Golde. Da erzürnten die Beiden und erſchlugen ihren Vater über dem Golde. Darauf verlangte Regin, daß Fafnir das Gold zur Hälfte mit ihm theilen ſolle; Fafnir aber weigerte dies und hieß Regin fortgehen, wenn er anders nicht wie Hreidmar fahren wolle. Fafnir hatte den

Digitized by Google

Helm ergriffen, den Hreidmar ehedem besaß, und setzte ihn auf sein Haupt. Er hieß Oegishelm und alles Lebende bebte, wenn es ihn erblickte. Auch hatte er das Schwert Hrotti. Regin aber hatte das Schwert Resil, und er floh von dannen; aber Fafnir fuhr hinauf nach Gnitaheidi und machte sich da ein Lager, nahm Wurmesgestalt an und legte sich auf das Gold.

Regin ging nun zu König Hialprek und war sein Schmied. Hier erzog er den jungen Sigurd, den Sohn Sigmunds, des Sohnes Wölsungs, den er mit Hiördis erzeugt hatte. Sigurd war der herrlichste aller Heerkönige, sowohl hinsichtlich seines Geschlechtes, als auch seiner Stärke und seines Muthes. Regin sagte ihm von Fafnir, wie der auf dem Golde läge, und reizte ihn an, sich des Goldes zu bemächtigen. Er machte ihm auch das Schwert Gram, welches so scharf war, daß es eine Wollflocke, die Sigurd in den Strom warf und von den Wellen gegen die Schneide des in das Wasser gehaltenen Schwertes tragen ließ, mitten durchschnitt. Demnächst spaltete Sigurd mit dem Schwerte den Amboß Regins. Darauf fuhren Sigurd und Regin auf Gnitaheidi, und Sigurd grub eine Grube auf Fafnirs Wege und setzte sich hinein. Als nun Fafnir zum Wasser ging und über die Grube kam, stieß Sigurd sein Schwert durch ihn, und das war Fafnirs Tod. Da kam Regin und sagte, er habe seinen Bruder erschlagen, und verlangte von ihm zur Sühne, daß er das Herz Fafnirs nähme und am Feuer briete. Regin aber beugte sich nieder und trank Fafnirs Blut und legte sich schlafen. Als nun Sigurd das Herz briet und glaubte, daß es gar sei, berührte er es mit dem Finger; aber der Saft rann aus dem Herzen auf seinen Finger und brannte ihn. Da steckte Sigurd den Finger in seinen Mund. Als aber das Herzblut auf die Zunge kam, da verstand er die Sprache der Vögel und vernahm, wie Adlerinnen, die auf den Bäumen saßen, sangen.

Da sang eine:
Da sitzt Sigurd,
besudelt von Blute,
Fafnirs Herz
am Feuer bratend.
Spät mich däuchte
der Spalter der Ringe,
äß' er die leuchtende
Lebensfaser.

Die andere sang:
Da liegt Regin,
sinnt Rath bei sich,
will trügen, der ihm
traute, den Mann;
aus Neid er denkt
auf nichtige Händel;
der Falschhart will
Fafnirn rächen.

Da ging Sigurd zu Regin und erschlug ihn, und darauf ging er zu seinem Hengste, der Grani hieß, und ritt zum Lager Fafnirs, hub das Gold auf, band es in Bündel, legte sie auf Granis Rücken, stieg selbst auf und ritt seines Weges. (Edda, Skaldskaparmal 39. 40.)

(970.) Das Faröerlied nennt Sigmundur, den Sohn des Jarls, und die junge Hiördis sein Weib, wie sie fröhlich tranken „im Reiche des Jul" und auf ihrem Hochsitze prächtig saßen, bis Unfriede der glücklichen Halle

Digitized by Google

nahte und Sigmundur in die Schlachten ritt mit den Seinen, deren keiner heimkam. Hiördis warf sich den blauen Mantel um und ging auf das Feld, wo Sigmundur lag. Sie grüßte ihn und fragte, ob etwas seine Wunde heilen könne. Sie komme zu spät, antwortete er, mit ihrer Salbe. Gift sei im Schwerte des Feindes gewesen; als er die erste Wunde empfangen, sei ihn sein Schwert in zwei Stücke gegangen, und bei der zweiten habe es ihn bös im Herzen gebrannt. Sie werde einen Heldensohn gebären, den sie Sjurd nennen solle. Der werde seinen Tod rächen. Jenseit des Flusses wohne der Schmied Regin, ein guter, aber weniger treu. Und auf der Glitraheide liege der Wurm Fränur. Dem Schmiede solle sie die zwei Schwertstücken bringen. Hiermit fühlte Sigmundur die Todesstunde nahen und hörte auf zu reden. Weinend wandte sich Hiördis von ihm und alle ihre Gefolgfrauen standen ihr bei, als sie in Ohnmacht niederfiel. Die Nacht suchte Todessucht die Königin heim; sie aber ließ eine Bahre von rothem Golde für Sigmund schlagen und den Leib in die dunkle Erde graben. Weinend ging nun Hiördis in ihren Saal zu sitzen. Hier war der erste, der sie besuchte, der König Hialprek, der sie nach Sigmundur empfing. Nach neun Monden gebar sie einen kühnen Knaben, den Sjurd. Hialprek erzog ihn zum trefflichen Manne; tüchtig war er in Hieben, des Königs Kämpen schlagend, unterm rothen Schilde auf dem Kampffelde, alle Künste lernend, die einem Kämpen ziemen. Kam es zum Zorne, ging es übel, da schlug er sich inmitten der Männer, riß große Eichenstämme aus und prügelte manchen zu Tode. Als die Knaben hierbei einst zornig ausriefen: „Passender wär's Dir, den Vater zu rächen, als uns so gewaltig durchzubläuen", warf Sjurdur den rothen Schild wieder auf das Feld; als er von seines Vaters Tode vernahm, ward er schnell „schwarz wie die Erde". Er trat vor die Mutter hinein, bald roth, bald blau, und fragte, wie Der geheißen, der seinen Vater erschlagen. Sie nannte ihm Hundings Söhne, von denen er aber in seinem Leben nie Sühne empfangen werde. Da gab er keine Antwort als: „Oft sind dem jungen Hunde scharfe Zähne gewachsen im Munde." — Nun ging Hiördis zur Kiste rings in Gold geschlagen und zeigte dem Sohne darin, neben manchem Gut und Golde, des Vaters Heerkleider, worin er ward erschlagen. Sie nahm heraus das blutige Hemde und warf es ihm auf's Knie; sie reichte ihm die Schwertesstücke und hieß ihn sie dem Schmiede Regin über'm Flusse bringen und dann am Wasserfall einen Stein in den Fluß werfen und dann das Roß auswählen, das nicht schon weggewichen. Er that es und es hieß nun „Grani, Sjurdurs Roß". Sjurdur sprang eines Morgens früh auf Granis Rücken und ritt über den Fluß vor Regins Thür. Hier heißt er ihn die zwei Stücke an einem Schwerte schmieden. Regin legt sie in die Gluth und hat das Schwert zehn ganze Nächte in Arbeit. Eines Morgens früh reitet Sjurdur über den Fluß vor Regins Thür. Der Schmied rühmt das Geschmeide als untadelich. Sjurdur aber schlägt das Eisen über den Ambos, daß er in zwei Stücke barst, und drohte dem Meister den Tod, daß er ihn habe

Digitized by Google

betrügen wollen Der Schmied „bebt wie ein Lilienblatt" und verheißt ihm ein ander Schwert, für das er als Lohn fordert „das Herz aus dem Wurme" (auf der Glitraheide). Er legt die Stücke aber in die Gluth, arbeitet dreißig Nächte daran und reicht das neue Schwert dem wieder kommenden Sjurdur. Der prüft es auf dem Ambos, kann es aber weder biegen, noch sprengen, haut jedoch den Ambos entzwei und den Klotz dazu. Nun schwört Regin, für einen solchen Häuptling sein Leben zu lassen. Sjurdur erwidert: „So sagst Du, doch Anderes wohnt Dir im Herzen." Regin bittet, ihm auf die Glitraheide folgen zu dürfen. „Zuerst, antwortete Sjurdur, reit' ich in's Schildgetöse, Hundings Söhne zu fällen, und erst dann auf Glitraheide, denn das treibt mich minder. Daran soll keiner mich hindern."

Sjurdur ritt da in's Schildgetöse und rächte des Vaters Tod. Alle erschlug er Hundings Söhne und kehrte heim, wo er kurze Stunde weilte und dann, gefolgt von Regin, auf Glitraheide ritt. Wie er durch den Wald kam, begegnete ihm ein alter Mann, den Keiner kannte, setzte sich nieder am Sumpfe (und schaute nun zu, was Sjurdur vornahm). Er trug nur ein Auge im Kopfe, in den Händen einen finnischen Bogen. (Es ist Othin.) Er fragt Sjurdur um seine Fahrt. Dieser sagte, woher er komme und wohin er ziele. Ferner, wer der „unselige Mann" sei, der ihm folge? Der sei Regin, der Schmied, des Wurmes Bruder. Nun eröffnete Othin, der Mann habe ihm den Tod zugedacht und ihn deshalb geheißen auf der Heide zwei Gruben graben. Damit er nicht umkomme vor dem Gifte des Wurmes, solle er viere graben und das Unthier aus deren einer von unten auf erstechen.

Nun setzte sich Sjurdur wieder auf, ritt weiter und hörte, wie der Wurm vom Golde herschritt und unbesorgt sich am Wasserfalle hinlegte. Sjurdur griff zum Spieße und rüstete sein Schwert. Der Wasserfall maß dreißig Klafter und doch ragten so hoch des Wurmes Flossen, dessen Bauch unten am Felsen lag. Nun schwang Sjurdur sein Schwert und versetzte ihm einen Hieb, daß „Laub und Wald und alle Weltengründe bebten". Er schwang es abermal und hieb den Wurm entzwei. Da fragte dieser im Todeskampfe nach seinem Namen. Sjurdur nannte sich. Dann nach dem, der ihm hierher gefolgt, und sagte, als er es erfahren, ebenfalls: der sei der ärgste Verräther und wolle ihn tödten, wenn er ihm nicht zuvorkomme. Nun steckte Sjurdur des Wurmes Herz an den Spieß, es zu braten. Wie er sich aber an die Hand brannte und mit dieser zum Munde fuhr, verstand er der Vögel und allerlei Thiere Sprache, und die wilden Vögel auf der Eiche hießen ihn von seinem Braten essen. Sjurdur zog das Herz, wie es gebraten war, vom Spieße, und wie Regin sich niederlegte, das Wurmblut zu trinken, gab ihm Sjurdur den Todesstreich. Er hieb den Schmied in zwei Stücke und besaß nun all' das große Gold der Glitraheide.

(971.) Im Neuenburger Jura bei den Weilern Groß- und Klein-Bayards liegt die Vertiefung Combe de la Vuivra, so genannt von der Schlange,

Digitized by Google

welche drei Jahre lang die Straße nach Burgund unwegbar machte, bis Sulpice Raimond aus dem wildeinsamen Dörfchen Salpice am Ursprung der Reuse sich vor der Höhle in einer Kiste hinsetzte und das Thier mit Pfeilschüssen und am Ende mit der Helmbarte erlegte. Er verkündete seinen Mitbürgern den Sieg, starb aber an den Folgen des Kampfes zwei Tage nachher. (Rochholz.)

(972.) In der Gegend von Märwil im Thurgau ist ein Tobel, jetzt geheißen das Lindentobel. Hinter diesem sei ein Lindwurm gewesen, welchem man jeden Tag ein Schaf und einen Menschen bringen mußte. Unterließ man es, so kam der Wurm in's Dorf und richtete große Verwüstung an. Endlich sei ein Kriegsmann gegen ihn gezogen, zu Pferde, habe ein Schaf mitgebracht und gethan, als reiche er ihm's in den Rachen, habe jedoch statt dessen sein zweischneidiges Schwert hineingeworfen, woran das Unthier umgekommen sei. Er aber habe, vom Anspritzen von dessen giftigem Blute, ebenfalls sterben müssen.

Der Untertoggenburger, welcher dies mittheilt, hat gehört, der Wurm sei früher in und außer der Kirche zu Märwil abgebildet gewesen. (Aus Nieder-Uzwil.)

(973a.) Es zog ein junger Urner gegen den Drachen in der Höhle der Gartenfluh (Lütolf sagt Geltenfluh) ob Engelberg, welcher eine Urnerin entführt und ihren reichen Bewerber, ihn mit dem Schweife umwickelnd, die hohe Felswand hinabgeworfen hatte. Der Jüngling konnte den ihm entgegen Speienden bei den Beinen unterm Leibe packen, beide stürzten ringend über die Fluh, wo aber der Urner oben zu liegen kam und siegte. (Rochholz und Lütolf.)

(973b.) „Da lyt ein klein Dörfli, genampt Wyle (bei Stans, Unterwalden), das ward von eins großen Tracken wegen, der alles dz er ankam, tötet und fraß, darnach (aber schon 1178—1197) genempt Oedwile. Daselbs bedorfft niemantz mer sin Wonung haben, noch da für wandlen, dann der Track lag in einem Loch ob demselben Dörflin. Do was in denen Zitten ein redlicher mannhafter Mann, der was des Geschlechts Winkelried, der hat das Land mit einem Todschlag verwürkt, das er nit bedorfft darinne wonen. Der wolt Gott zur Hilff nemen und den Tracken vnderston ze tötten. Do rüst er sich zuo mit Harnisch und Züg, ging dahin da der Track Schaden tett, ruofft Gott und sin wirdige Muotter an. Nun lag der Track in einem Loch hoch oben in seinem Berge, als man denn dasselb Loch von fernis sicht, dommit er ouch alwegen sehen möcht, was fern oder nach herkam. Als er den Mann ersechen hatt, macht er sich rösch harfür und kam grusamlichen gegen den Man, als öb er in einsmals verslucken wölt. Do trat der guot Man frölich unverzagt gegen im und hatt zuogerüst an einer Lanzen ein Gerüst mit Törnern und anderen Dingen; das stieß er im in sinen Schlund, nam do sin Schwert und gab im Gott das Glück, daz er den Tracken tött.

Digitized by Google

Aber der guot redlich Man gab ouch ſin Leben dorumb, dann da er den Tracken überwunden hatt, warff er von fröiden ſinen Arm mit dem Schwert uff, do ran der Schweiß und das Blut über das Schwert nider im an den Arm an die bloße Hut, des muoßt er ouch ſterben". (Etterlin Chron.)

Auf Allweg, bei Stans, ſteht die Winkelriedskapelle mit dem Bilde des heil. Magnus, der ſelbſt ein Drachenüberwinder war. Die „Drachenhöhle" gehört nach Enetmoos und hegt im Innern einen unermeßlichen Schatz, den ein Geiſt hütet. (Lütolf.)

Auch zu Hurbenen im Entlebuch erlegte ein Aelpler einen Drachen, blieb aber im Kampfe. (Schnyder, Geſch. v. Entlebuch. II. 246. 258.) Glücklicher war der Tirolerjäger am Zireiner See. (S. oben Nr. 361.)

(974.) Ehe die Ammer vor mehr als 300 Jahren bei Tübingen in den Neckar geleitet wurde, war das ganze Ammerthal ein Sumpf. Darin hauſte bei Wurmlingen am Fuße der „Wandelburg" in einer Höhle ein Lintwurm, dem täglich von Schwärzloch, Wurmlingen und den übrigen Ortſchaften des Thales ein Schaf geliefert werden mußte. Unterließ man's, ſo fiel er Menſchen an. In Schwärzloch an der alten vorgothiſchen Kapelle iſt des Wurmes Bild, ein Schaf zerreißend, in Stein gehauen, und die alten Herren von Wurmlingen führen ihn im Wappen. Andere ſagen, zu Wurmlingen habe der weibliche, auf der Weilerburg zu Rotenburg der männliche Wurm gelebt, die beide oft zuſammen kamen. Auch am Kalkweiler Kirchlein iſt ein Wurm abgebildet, der alle Tage ein Weib und ein Schaf verzehrte, bis die Reihe des Kaiſers Tochter traf, wo aber der heilige Georg den Wurm erſtach und dafür die Kapelle erhielt.

Nach anderer Sage kam der Wurm einſt auf eine Gräfin von Tübingen los, als ſie nach Jeſingen zu Fuß wollte. Sie entfloh mit Noth nach Tübingen, wo ein Ritter ſich in's Auenthal begab, den Wurm erſtach und die Gräfin zur Gattin erhielt.

In Derendingen heißt es, es habe ein Ritter in Wurmlingen, ein Herr von Preſteneck (der aber dort der wilde Jäger iſt, Meier S. 160) oder ein Rieſe mit Spiegeln umhangen, am Höhleneingange ſich verſteckt, der Wurm, ſich ſelbſt darin erblickend, den Kameraden zu ſehen geglaubt und der Ritter, wie er ſchmeichelnd herankroch, ihn erſtochen. (Meier.)

(975.) Im Neidinger Thale iſt der Limburg oder Lintberg, mit der alten Limburg, nahe das Dorf Lindorf und am Berge fließt die Lindach; früher hieß er Michelsberg. In einer Felſenhöhle hauſte ein furchtbarer Lindwurm, der in allen umliegenden Orten Menſchen verſchlang, bis der Kaiſer verordnete, ihm alltäglich zwei Menſchen zu liefern, einen Morgens und einen Abends. Zuletzt traf die Reihe des Kaiſers Tochter, worauf der heilige Georg auf ſeinem Schimmel erſchien und ihre Rettung verhieß, wenn der Kaiſer ſie ihm zur Frau gebe. Dieſer verſprach es und St. Georg

Digitized by Google

ritt vor die Höhle und hinein und erstach das Unthier, worauf er ihre Hand erhielt. Nach anderer Sage habe der Wurm eine Jungfrau auf dem Lintberge gefangen gehalten, bis der heilige Georg vom Jörgenberge aus, der aber gewöhnlich Erkenberg, auch Merkanberg heißt, ihn mit der Lanze traf und die Schöne befreite. (Meier aus Owen und Weilheim a. d. Teck.)

(976.) Im „Drakensteiner" Thälchen der Alb, das in's Filsthal mündet, liegt das Dorf Drakenstein und einst die Burg dieses Namens. Im freistehenden Felsen, auf welchem die Kirche steht, ist das „Todtenloch" und gegenüber das „Drakenloch". Der Drache darin hatte einst des Kaisers von Marokko Tochter entführt, als sie eben ihr Haar flocht, und fünf Jahre lang dort behalten, um sie später zu ehelichen, doch ohne ihre Gunst zu gewinnen, obschon er ihr drei prachtvolle Kleider geschenkt, auf einem die Sonne, auf dem andern der Mond, auf dem dritten die Sterne. Da verirrte sich ein Ballmacher dahin, dem sie ihre Geschichte erzählte und ihm ihre Hand und die Königswürde versprach, und sie flohen eines Abends in Abwesenheit des Drachen vom Loche. Der Ballmacher hatte die 3 Gewande mitgenommen. Da aber die Reise dem lustigen Begleiter zu lang wurde, trennte er sich von der Prinzessin, ließ sie voraus nach Hause, zog selbst eine andere Straße und lebte lustig, bis er all' sein Geld verthan, worauf er gleichfalls nach der Kaiserstadt zog.

Hier trat er bei einem Ballmacher in Arbeit und hörte bald wie der Kaiser bekannt machte: wer binnen drei Monden drei Kleider verfertige, auf denen Sonne, Mond und Sterne glänzen, solle reich belohnt werden; jeden Mond müsse eines fertig sein. Der Gesell' eröffnete seinem Meister und dieser dem Kaiser, er könne die Kleider machen, worauf der Kaiser eine Geldsumme zum Ankaufe des Nöthigen übergab, der Gesell aber sich mit seinen Gespanen lustig machte und im schönen Wagen herumfuhr bis zum letzten Monatstage. Zu Rede gestellt, erklärte er, nur Nachts und im Rausche arbeiten zu können, und übergab dem Meister das Sonnenkleid am folgenden Morgen. Wie die Tochter dies erblickte, sagte sie, das ist gerade wie das, welches der Drache mir gegeben hat. Der Kaiser gab eine neue Summe, der Geselle that wie früher und lieferte nach vier Wochen das Mondkleid. Die Prinzessin sagte dieselben Worte und so als er nach neuen vier Wochen das Sternkleid selbst überbrachte. Jetzt erkannte sie ihren Erretter, fiel ihm um den Hals und der Kaiser gab sie ihm, der später selbst Kaiser wurde. (Mündlich in Owen Meier.)

(977.) Oestlich von Imendorf in Schwaben liegt der „Georgswasen", auf welchem vor uralter Zeit ein Lindwurm sein Lager hatte. Diesem mußte alljährlich an einem bestimmten Tage ein Mensch, durch's Loos bestimmt, zur Speise gebracht werden. Einst traf es ein Fräulein des dortigen Geschlechtes der Heidecker. Aber der Ritter St. Georg erlegte den Wurm. Wo das Schloß stand, steht jetzt die Kirche St. Georgs und darin aus Holz

Digitized by Google

geſchnitzt St. Georg, den Wurm tödtend, daneben eine Jungfrau mit goldener Krone, die Hände faltend. Unweit des Waſens iſt das „Georgenbrünnlein", die „Georgsäcker" und die „Georgenwieſen", und der Georgentag (23. April, gefürchtet wegen Froſtes) wird hier mit Tanz, Spiel und anderen Volksbeluſtigungen gefeiert. (Panzer.)

(978.) In der Grenzſtadt Furth in der Oberpfalz wird jährlich am Sonntage nach Frohnleichnam der „Drachenſtich" gefeiert. Eine Königstochter mit der Goldkrone, ihre „Nachtreterin", ein Ritter zu Fuß im Harniſche und ein aus Holz gezimmerter, durch zwei Männer im Innern bewegter Drache ſind die Perſonen. Sie ſitzt auf dem „harten Stein", erzählt dem Ritter ihre Noth, der ſie tröſtet und das Unthier, ſobald es ſie anfaſſen will, erſticht oder erſchlägt. Dann verſpricht ſie ihm von Seite ihres Vaters das halbe Königreich. 12—15 Stunden weit her erſcheinen Böhmen und Pfälzer und faſſen mit Tüchern das Drachenblut auf, das auf die Flachsfelder kommt, wo es Wachsthum fördert und gegen die Hexen dient. Die Böhmen ſagten, der Drache ſei der „Lintwurm" und der Ritter „Sigfrid" geweſen. (Panzer.)

(979.) Einſt verirrten ſich im Walde bei Langenzenn auf dem Dillenberg drei Jungfrauen. Da hörten ſie in Langenzenn bei Nürnberg läuten, gingen hin und ſtifteten dort den Spittel mit ewigem Läuten. Als einſt ein Meßner letzteres abgeh'n laſſen wollte, erſchienen ſie ihm in der Kirche ſchneeweiß. In der Stadtmauer von Langenzenn ſteht der Lindthurm, in deſſen Loche ein ungeheurer Lintwurm hauſte, der Menſchen fraß, bis ihn der Ritter St. Georg erlegte. In der Langenzenner Kirche ſind an der Rückwand eines Altars drei gekrönte Jungfrauen geſchnitzt, deren eine auf dem Lintwurm ſteht. In einem Gemälde desſelben Altares ſind drei Schweſtern als Kinder in Zellen: die Erſte empfängt durch das Fenſter aus der Hand eines Heiligen etwas Rundes, wie ein Brot, deren er (mit Inful und Stabe) noch zwei auf einem Buche liegen hat; die Zweite mit herabhängendem langen Haare ſitzt und ſpinnt, in der Linken den Spinnrocken, die Rechte die Spindel drehend; die Dritte, wie die Erſte, die Haare in Zöpfen aufgebunden, ſitzt vor einem Geſtelle, ſcheint einen wagerecht befeſtigten Stab des Geſtelles mit einem Faden zu umwinden und hat in der linken Hand eine Meſſerart. Außerhalb der Zelle ſchläft der Wächter. (Panzer.)

In Walburg bei Eltmann in Unterfranken erzählt man, Sigfrid habe den Drachen dort erlegt. (Panzer.)

Bei Garſtadt am Main, auch Unterfranken, ſteht eine Martyrſäule mit einer Inſchrift von 1669, nach welcher St. Georg den Drachen an dieſer Stelle getödtet, was auch abgebildet iſt. (Ebendaſ.)

Im Stadtgraben zu Marktbreit in Unterfranken lag der Lindwurm, der täglich ein Menſchenopfer forderte. Ein Held erlegte ihn. Am Rathhauſe iſt St. Georg, der Stadtpatron, den Drachen tödtend, abgebildet. (Ebendaſ.)

Digitized by Google

Zu Volkach am Main in Unterfranken steht auf der Westseite der Stadt eine Stammsäule, auf einer Seite Christus am Kreuze und kniend Ritter, Frau und Kinder; auf der andern St. Georg, der Stadtpatron, den Drachen tödtend, der im Stadtgraben, damals See, gehaust, und dessen Namen das Volk Lingwurm ausspricht. (Panzer.)

Bei Seifridsburg, einem Dorfe bei Gemünden in Unterfranken, lag die Seifridsburg, umgeben mit einem Steindamm und der Hel- oder Höl-graben. Unweit ist die Wiese „der Lingwurm". Als Erbauer nennt das Volk Säufriz, der erst Säue gehütet, dann sich im Wasser der Lingwurm-wiese gebadet, bis er so hart wurde, daß er unverwundbar war, worauf er große Heldenthaten verrichtete und reiche Schätze erwarb, womit er die Burg baute. (Panzer.)

Im Limburger Walde bei Dürkheim liegt der Hoheberg, dessen Gipfel der Drachenfels oder Drachenstein ist. Ein Durchbruch darin wie ein Thorbogen heißt der Drachenbogen, das Drachenthor. Eine Höhle in der Steinwand heißt Drachenkammer, drei Thälchen daran das Nebel-kappedäll, das Drachendäll, das Teufelsdäll. Den Fuß des Berges begrenzt das Friedrichsthal mit dem Friedrichsbrunn und früher einer Friedrichsbuche. Hier erlegte Sigfrid den in der Höhle hausenden Drachen, der die gefangene Königstochter bewachte, und führte sie zu ihren Eltern. (Panzer.)

(980.) Ein sterbender Schäfer hinterließ seinen beiden Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, nichts als drei Schafe und sein Häuschen nebst einer Windmühle und hieß sie Alles geschwisterlich theilen und einander treu sein, und schloß damit seine Augen. Da fragte der Bruder die Schwester, was sie lieber wolle, die Schafe oder das Häuschen. Und als sie das Häuschen gewählt, zog er mit den drei Schafen in die Welt, sie zu verkaufen, und versprach dem Mädchen, wenn es ihm gut gehe, wieder zu kommen. Nach langem Wandern saß er verdrossen an einem Kreuzwege und sah auf einmal einen Mann neben sich, der drei Hunde hatte, alle schwarz und einer immer größer als der andere. „Ihr habt da drei schöne Schafe!" sagte der Mann. „Wisset Ihr was, gebet mir sie für meine drei Hunde!" Da lachte der junge Schäfer: „Was sollen mir Eure Hunde? die wollen gefüttert sein, meine Schafe ernähren sich selbst und mich." „Meine Hunde sind von eigener Art," sagte der Fremde, „sie werden Euer Glück machen. Der kleinere der heißt: „bring' Speisen", der größere: „zerreiß'n!" und der größte: „brich' Stahl und Eisen!" Da gab ihm der Schäfer die drei Schafe, nahm die Hunde mit sich und erprobte sogleich die Tugend des Kleinen, der, als er ihn rief, fortrannte und schnell mit einem Korbe der besten Speisen zurückkam. Nun freute den Schäfer der Tausch und er zog weiter.

Hierauf begegnete ihm ein Wagen, schwarz bedeckt, mit zwei schwarz-umhüllten Rossen, und auch der Fuhrmann war schwarz angethan. Im Wagen

Digitized by Google

saß ein wunderschönes Mädchen, ebenfalls schwarz gekleidet, und weinte bitterlich, und die Pferde trabten langsam und hängten die Köpfe traurig. Der Schäfer fragte den Fuhrmann theilnehmend, was das bedeute. Dieser antwortete erst nach wiederholter Frage unwillig: es hause ein böser Drache in der Nähe, dem man alljährlich eine Jungfrau von 14 Jahren bringen müsse; nun habe das Loos die Tochter des Königs getroffen, und König und Land seien in tiefer Trauer. Der Jüngling fühlte Mitleid mit der schönen Maid und folgte dem Wagen bis in's Gebirge. Die Jungfrau stieg aus und ging ihrem Schicksal entgegen. Der Schäfer wollte sie begleiten und ließ sich durch die Warnung des Fuhrmannes nicht abwendig machen.

Als sie die Hälfte des Berges erstiegen, kam ein scheußlich Ungethüm herab mit Schuppenleib, Flügeln und ungeheuren Krallen, aus dem Rachen Schwefelfeuer lodernd. Als es auf die Jungfrau stürzen wollte, rief der Schäfer: „zerreiß'n!" und der zweite Hund biß das Unthier so in die Weiche, daß es sich bald im Tode wälzte, und verzehrte es hernach bis auf die Zähne, die der Schäfer als Wahrzeichen zu sich steckte. Dann weckte er die bewußtlos hingesunkene Königstochter zum Leben. Sie bat ihn auf den Knieen, mit zu ihrem Vater zu kommen und dessen Dank zu empfangen, denn sie entbrannte in Liebe zum stattlichen Jünglinge. Er aber antwortete, er müsse sich erst noch in der Welt umthun und einen Namen machen, worauf er nach drei Jahren erscheinen werde, und schied von ihr, als sie sich in ihren Wagen gesetzt.

Der Fuhrmann aber war auf böse Gedanken gekommen. Als der Wagen über eine Brücke fuhr, drohte er die Königstochter in den Strom zu werfen, falls sie nicht ihn ihren Retter nenne und ihm ihre Hand verspreche. Aus Todesfurcht willigte sie ein. Als sie in die Stadt zurückkamen, empfing sie Jubel, die Trauer hörte auf und der entzückte König gab die Tochter ihrem angeblichen Retter, verschob jedoch die Hochzeit auf ihre Bitte um ein Jahre. Die Tochter weinte heimlich, getraute sich aber nicht, ihren Schwur zu brechen. Nach einem Jahre erbat sie sich die Frist noch eines Jahres, und als auch dieses zu Ende war, warf sie sich ihrem Vater mit derselben Bitte zu Füßen. Er gewährte sie, als die letzte Frist; sie hoffte noch immer auf ihren Retter. Nur zu schnell verfloß das Jahr, der Trauungstag wurde festgesetzt, auf allen Thürmen wehten rothe Fahnen, das Land jubelte.

Am selben Tage langte der Schäfer, der viele Länder durchwandert und viele Thaten gethan, mit seinen Hunden in der Stadt an, und fragte nach der allgemeinen Freude. Als er vernahm, die Königstochter heirate heute ihren Erretter vom Drachen, schalt er den Mann einen Betrüger, der sich mit fremden Federn schmücke. Die Rede kam vor den gewesenen Fuhrmann und den König, und man warf den Schäfer in den tiefsten Kerker. Als er d'rinn auf Stroh lag und sein Geschick überdachte, vernahm er draußen das Winseln seiner Hunde. Da dämmerte ein lichter Gedanke in ihm auf. „Brich Stahl und Eisen!" rief er in seiner Angst, und alsbald sah er die Tatzen seines größten Hundes

Digitized by Google

am Gitterfenſter oben, das Gitter brach, der Hund ſprang auf ihn zu und Ketten und Thor fielen in Stücke. Der jüngſte Hund wurde um Speiſe fortgeſchickt und kam zur Tafel des Königs, wo er der jungfräulichen bekümmerten Braut demüthig die Hand leckte. Mit freudigem Schrecken erkannte ſie das treue Thier und entdeckte dem Vater das Geheimniß. Der König ſandte Leute mit dem Hunde, der wahre Retter des Landes und der Tochter trat in den Saal, der falſche erbleichte bei ſeinem Anblick und bat knieend um Gnade. Der Jüngling überreichte dem Könige die Drachenzähne, und nachdem man den Betrüger in ſeinen Kerker geworfen, nahm er deſſen Stelle ein. Jetzt wollte die ſchöne Jungfrau keinen Aufſchub weiter. Der Schäfer aber ſandte in das arme Häuschen und ließ ſeine Schweſter holen, worauf die drei Hunde ſagten, auf dieſes haben ſie gewartet, und in drei Vögel verwandelt in die Lüfte flogen. (Bechſteins deutſches Märchenbuch. Mündl. Erzählung in Franken und in Oldenburg, Strackerjan II. S. 330.) (Etwas anders bei Panzer aus Hirſchau, Oberpfalz und in Schweden.)

(981.) In Anderſens Roman „Die zwei Baroneſſen" rudern junge Studirende der Oſtküſte Fünens entlang dem Svendborger Fjord zu und wie ſie in den Sund fuhren, rief Einer: „Seht Ihr dort im Walde St. Jürgens Hof und Kirche? Dort ſtritt er mit dem Lindwurme, die Schlange wohnte in Nyborg, ſie kroch von dort aus über das Land und forderte jeden Tag ihr Opfer; das Loos fiel auf des Königs Tochter, der Ritter St. Jürgen befreite ſie."

(Man vergleiche auch Laura Gonzenbachs ſicil. Märchen Nr. 40 und 44. Ob dieſelben Ueberreſte der griechiſchen Mythe ſind oder von den Normannen hingebracht wurden?)

Am St. Georgentage wird zu Stein im baieriſchen Oberlande, vom Schloſſe aus, von etwa hundert Reitern, jeder mit zwei Pferden verſehen, ein Proceſſionsritt nach der eine halbe Stunde entfernten St. Georgenkirche gemacht. Der ritterliche Heilige ſelber, in Helm und Panzer, reitet an der Seite des Prieſters, vorn und hinten Buben in Engelstracht. Bei St. Georgen angelangt, ſprengen ſie an der alten Linde vorüber, wo der Geiſtliche Jeden mit Weihwaſſer beſprengt. Nach dem Gottesdienſte folgen Gezeche, Reiterkünſte und lebhafter Pferdehandel. (Steub, Baier. Hochland, 313.)

IV. Kampfgenoſſen und Sagenkreiſe. Mord und Rache.

(Der Nibelungen-Mythos.)

Die verſchiedenen (zwölf) Abtheilungen des Sonnenjahres wurden nicht nur auf ſo viele Thaten und Abenteuer des Sonnengottes oder Sonnenhelden, ſondern auch auf ebenſoviel Gefährten desſelben bezogen, indem er zu ebenſoviel Helden verviel-

Digitized by Google

fältigt wurde. Das Letztere war, wie wir sahen, schon bei den Göttern, im Olymp sowohl als in Asgard der Fall und wiederholte sich auch bei den Helden. Dahin gehörte, als erstes Beispiel einer solchen vervielfältigten Heldenfahrt, die Reise der Argonauten nach dem goldenen Vließ. Die Argo ist das Sonnenschiff, jeder ihrer Insassen ein Sonnenheld; ihrer sind nach den meisten Berichten zwölf ohne den Anführer Jason. Das goldene Fell ist das Sternenzelt; denn der Nacht zu steuert ja die Sonne; der Drache, der es hütet, ist gleich jedem Drachen die Nacht; die zauberkundige Jungfrau, die zu seiner Erlangung behilflich ist, Medeia, der Mond, den wir bereits als das Gestirn des Zaubers kennen lernten. Der Fahrt nach dem Widderfell entspricht die Jagd nach dem kalydonischen Eber, welche dieselben Helden unternehmen. Daß sich beide Male unter ihnen auch die Mondgöttin Atalante befindet, ist nur eine Ausschmückung und Vermannigfaltigung des Mythos. Und wieder ist es eine solche, wenn der Helden, und zwar meist der Söhne der Argonauten, noch viel mehr ausziehen, um wieder eine Jungfrau zu holen; es ist der Kampf um Troia wegen Helena (= Selene). Ihr Raub durch Paris und ihre Rückkehr entspricht dem Fliehen und Wiederkommen des Mondes, der Auszug zu ihrer Rückforderung demjenigen des vervielfältigten Sonnengottes von Morgen nach Abend, dessen Theilnehmer auch, gleich der untergehenden Sonne, meist entweder im Kampfe umkommen, oder bald nach der Heimkehr. Der Feldzug dauert zehn Jahre, die Heimkehr des Odysseus, mit seinen Irrfahrten, ebenso lang, ungefähr ein sog. „großes Sonnenjahr". Der erstere ist die Laufbahn der Sonne am Tage, die letztere dieselbe bei Nacht (Tag und Jahr werden ja stets verwechselt; denn sie bieten der Analogien gar manche! S. über Odysseus und Penelope oben S. 608).

Durch Vereinigung dieser verschiedenen Mythenzüge erhalten wir die in der Geschichte der Poesie so gewaltig auftretenden Sagenkreise. Wir haben nicht nöthig, uns mit mehreren derselben zu beschäftigen; die deutsche Nation besitzt einen solchen, dem an Reichhaltigkeit kein anderer irgend eines Volkes (mit Ausnahme etwa des troischen der Hellenen) gleichkommt und der zugleich der einzige von tief eingreifender mythischer Bedeutung ist. Zwar treten die sagen-

Digitized by Google

haften zwölf Helden, welche die Vervielfältigung der Sonne nach der Zahl der Monate bedeuten, wie schon bei den Argonauten, auch in der britisch-keltischen Mythenwelt als die Helden der Tafelrunde des Königs Artus und in der fränkisch-gallischen als Pairs Karls des Großen auf. Aber weit tiefer, älter und reiner deutsch sind die Helden des Nibelungen-Cyklus. Betrachten wir ihre Menge und ihre Thaten erst nach dem mythischen und dann nach dem historischen Ursprunge derselben.

Der mythische Mittelpunkt des Nibelungen-Sagenkreises ist der Nibelungen- oder Niflungenhort, dessen Einführung in die Schicksale der Götter und Heroen die Edda-Sage (Skalda 39 — 42) erzählt. Der Niflungenhort erscheint als ein Goldschatz aus dem Lande der Niflungen, welcher jedem seiner Besitzer den Untergang bereitet. Wie jeder mythische Schatz bedeutet auch er (wie wir bereits oben S. 48 ff. gezeigt) das Gold und Silber des Sternenhimmels, welches Niemand besitzen kann, er müßte denn zu den Göttern gehören. Es ist daher nichts Anderes als der metallähnliche Glanz der Sterne, was als ein Hort besungen wird, um den sich die Götter des Tages und der Nacht, des Sommers und Winters, des Lebens und Todes streiten, nach dessen Besitz sie streben, obschon er ihnen unvermeidlichen Untergang bringt.

Den Namen „Niflungen“ (nordisch) oder Nibelungen (deutsch) erklärt die nordische Kosmologie, welche indessen hierin überraschende Aehnlichkeit mit der griechischen darbietet. Nach Homer theilte der Okeanos, der nicht nur die Erdscheibe umfloß, sondern auch an zwei Stellen, im Osten und Westen, als Mittelmeer in dieselbe einströmte, das Land der Erde in zwei Hälften, eine nördliche (πρὸς ζόφον), später Europa, und eine südliche (πρὸς ἦωτ' ἠελιόντε), später Asia (mit Libya) genannt. Der Aufenthalt der Sonne im Süden und des scheinbar unbeweglichen Polarsterns im Norden, die zunehmende Wärme in jener, die zunehmende Kälte in dieser Richtung führten von selbst auf diese Scheidung in eine Schatten-, Nacht- und Winter- und in eine Sonnen-, Tag- und Sommerseite.

So unterscheiden auch die Skandinaven. Im Norden lag ihnen Niflheim, der Aufenthalt der Todesgöttin Hel, dunkel, schwarz,

Digitized by Google

kalt. Nur die Verbindung mit dem ſüdlichen Hades konnte daraus einen unterirdiſchen Ort, die chriſtliche Hölle machen; urſprünglich war Niflheim dies ſo wenig, als Nacht und Winter überhaupt, welche damit gemeint ſind, unter der Erde liegen. Dieſer Seite der Welt entgegengeſetzt war die ſüdliche, Muſpelheim, hell, licht, heiß und brennend, für Menſchen (d. h. Nordländer) unerträglich; es iſt der localiſirte Tag und Sommer.

Was daher Niflungen, Nibelungen ſind, ſollte hiernach klar ſein. Es ſind die Leute aus Niflheim, die Bewohner des äußerſten Nordens, die Hyperboreer, die Vertreter der Nacht, des Nebels, des Winters, des Todes, die Beſitzer des Hortes, der um ihren Polarſtern gelagert iſt und ſich ſtets rings um ihn bewegt. Wenn den Nibelungen (im Nibelungenliede) ein Stammvater Nibelung gegeben wird, ſo hat dies nicht mehr zu bedeuten als ein Stammvater Israel, Hellen, Tuisko, die ja auch nie gelebt haben.

Der Niflungenhort iſt jeweilen im Beſitze der Mächtigſten, die aber durch ihn der Gefahr ausgeſetzt ſind, einſt noch Mächtigeren zu unterliegen.*) Wir ſahen dies in der Sage vom Drachenkampf nach der Edda (oben Nr. 969). Zuerſt beſaß den Hort ein Zwerg, der aber als Fiſch lebte. Da haben wir die älteſten Götter- und Sagenweſen, zuerſt die Thiere, dann den Uebergang von den Thieren zu menſchlicher Geſtalt, die Nixen, und hierauf die menſchliche Geſtalt beſitzenden, aber mit ihren Gänſefüßen noch am Waſſer haftenden Zwerge. Nur durch den Hort, d. h. durch ihre Verbindung mit den Sternen, ſind ſie göttlich. Dieſen Weſen nahm Loki, der unter die Aſen gerathene Rieſenſohn, den Hort weg und gab ihn den Göttern, die ihn als Wergelt für den erſchlagenen Otter erlegten und hierdurch ihr Schickſal hinausſchoben. So kam der Hort an das Heroengeſchlecht, und zwar zuerſt an die Heroen der Nacht, die Niflungen, die ſich dem am Horte haftenden Fluch gemäß unter einander erſchlugen und deren Einer als Drache lebt; denn der Drache iſt das Bild der Nacht.

*) Sie erhalten auch von ihm den Namen; ſo heißen im Nibelungenliede die Burgunden von der Zeit an, wo ſie den Hort beſitzen, auch „Nibelungen".

Digitized by Google

Den Drachen nun, der den Hort (d. h. die Nacht, welche den Sternhimmel) bewacht, tödtet Sigfrid (Sigurd), der Sonnengott oder Sonnenheld, und darauf auch den Bruder des Drachen, dem er seine Schmiedekunst abgelernt, und erringt hierdurch den Hort, der aber verborgen bleibt, wie die Sterne am Tag es sein müssen. Er erringt aber nicht nur den Hort, den der Sonnengott besitzen muß, sondern auch den durch seinen Besitz bedingten Fluch der unglücklichen Liebe und unbefriedigten Sehnsucht zum Monde. Er findet die Walküre Brunhild (wie die Amazonen, sind auch ihre Verwandten, die Walküren, Mondgöttinen) in einem von Flammen umwallten Schlosse.*) Dies Flammenschloß ist die vom Morgen- und Abendroth umsäumte und vom Mond- und Sternenlicht erhellte Nacht. Zum Fluche gehört aber nicht nur diese unglückliche Liebe, sondern auch die Untreue an derselben. Wie der südliche Zeus in heiterer, leichtfertiger, so vergißt der nordische Sonnengott in ernster, tragischer Weise (durch einen Zaubertrank) seine Liebe (welcher Zug auch in Volksmärchen erhalten ist) und freit eine zweite Mondgöttin, während ihn das tückische Schicksal trifft, für seinen Lehnsherrn um seine erste Geliebte werben zu müssen. Natürlich kann nur er sie bezwingen; aber das bringt ihm den Untergang. Die Eifersucht und der Zank der beiden Mondgöttinnen (des zunehmenden und des abnehmenden) Brunhild und Kriemhild (im Norden Brynhild und Gudrun), denen als dritte Gestalt (Voll- oder Neumond) des fast dreifachen Mondes (und zugleich gewissermaßen als Concession an das nordische Geschlecht desselben) der weibische Gunther, der Gemal der Erstern und Bruder der Letztern beitritt, befördert die furchtbare Katastrophe. Das Werkzeug zu des Helden Verderben, zu welchem, bewußt oder unbewußt, alle der Nacht angehörenden Elemente mitwirken, ist ein dämonisches Wesen, ein in die Heroenwelt eingeschmuggelter Elfensohn (s. Sage Nr. 952), der Loki unter den Helden, der finstere und grimme Hagen (nordisch Högni, im Volksbuche Hagenwald). Als Mörder des Sonnenhelden (s. oben Sagen Nr. 962 und 963) ist er natürlich eine Wiederholung des Drachen, den jener besiegte und der auch ein ver-

*) Ueber Brunhilds Zusammenhang mit Hel u. a. Erd-, Nacht- und Mondgöttinen s. oben S. 548 ff.

Digitized by Google

wandelter Heros war; beide sind die Nacht, die vom Tage besiegt wird und ihn wieder besiegt, oder auch die nordische Nacht- und Wintersonne, die mit der Tag- und Sommersonne um die Herrschaft ringt. Der Kreislauf ist aber unendlich. Auch die Heroen der Nacht, die Niflungen, die nun den Hort wieder haben, müssen zu Grunde gehen; die Rache der Witwe (in der nordischen Sage ihres zweiten Gatten Atli [ebenfalls eine Winter- oder Mitternachtssonne] Gier nach dem Horte) führt „der Nibelungen Noth" herbei, und die Nacht schwindet vor einer neuen Sonne und einem neuen Tage, welcher in dem die Mordscenen allein überlebenden, feuersprühenden Sonnengotte Dietrich mehr angedeutet als klar ausgedrückt wird.

Dies ist die mythologische Grundlage der Nibelungensage, deren Grundzüge in dieser Weise, wie bereits angedeutet, ohne Zweifel schon vor Tacitus Gegenstand von Volksliedern waren, sonst hätten sie den Römer nicht veranlaßt, den Helden derselben als „Herakles" zu benennen, der ähnliche Thaten wie Sigfrid verübte, auf ebenso tückische Weise umkam und sich auf einem Scheiterhaufen verbrannte, was auch mit Sigfrids und Brunhilds Leichen geschah.

Bestimmtere Gestalt aber, historische Anknüpfungspunkte und namentlich die Großzahl der Namen für die handelnden Personen, gewann die Sage erst durch ein Ereigniß, welches an weitgreifenden Folgen in der Weltgeschichte einzig dasteht und für den Norden in Wahrheit zur Götterdämmerung, für den Süden aber zum Weltuntergang wurde, die sog. Völkerwanderung.

In dieser welterschütternden Periode der Geschichte ist es indessen nicht eine der größeren und folgenreicheren Katastrophen, wie z. B. die Völkerschlacht bei Chalons, welche zum Behufe festern Anhalts der Sage in die Dichtung aufgenommen wurde, sondern ein weniger bedeutender und auch wenig beachteter Vorfall, nämlich die von dem Chronisten Prosper Aquitanus kurz erwähnte und von Idacius nur angedeutete Niederlage der Burgunden unter ihrem König Gundikar vor den Hunnen im Jahre 437, wahrscheinlich in der Gegend von Worms am Rhein. Daß König Attila bei diesem Kampfe die Hunnen angeführt habe, erzählt erst Paulus Diakonus am Ende des achten Jahrhunderts. Die Sage hat jedoch mit diesem Ereigniß

Digitized by Google

ſehr frei geſchaltet. Aus einer Schlacht wurde ein Kampf auf beſchränktem Raum, und ſtatt bei Worms findet derſelbe in Attilas Hunnenland (Ungarn) ſtatt.

In dem Atli (nordiſch) und Etzel (deutſch) der Dichtung erkennt man den hiſtoriſchen Attila, die Gottesgeiſel nicht mehr; aus dem grimmigen Länderverwüſter und Völkerunterjocher iſt ein habſüchtiger aber dabei lenkſamer und ſchwacher Greis geworden. Nur einen Zug ſeines Lebens, und zwar einen nicht ſehr weſentlichen, haben Geſchichte und Sage gemein, jedoch in kaum mehr eine Aehnlichkeit darbietender Weiſe, nämlich ſeine Verheiratung in vorgerücktem Alter. Der Attila der Geſchichte nimmt eine gewiſſe Ildiko zur Gattin (oder Beihälterin), ſtirbt aber in der erſten Nacht an einem Blutſturze. Der Atli-Etzel der Dichtung heiratet die Witwe Sigfrids, Gudrun-Kriemhild (abgekürzt Hilde, Diminutiv: Hildchen, Ildiko) und vernichtet dann ihre Brüder; in der nordiſchen Sage wird er ſelbſt darauf von Gudrun aus Rache ermordet, weil ſie mit der That an den Brüdern nicht einverſtanden war.

Unter den in die Nibelungendichtung eingefügten hiſtoriſchen Perſonen iſt nach Gundikar und Attila die ſicherſte der Oſtgothe Theodorich der Große, in der Dichtung: Dietrich von Bern (Verona, ſeine zeitweiſe Reſidenz). Er war zwar erſt nach Attilas Tode geboren; aber das verhinderte die Sage nicht, ihn an deſſen Hofe Zuflucht finden und am Kampfe gegen die Nibelungen theilnehmen zu laſſen. Dazu führte ohne Zweifel der Umſtand, daß Theodorich, in Folge ſeiner großen Thaten und ruhmvollen Regierung, der Held eines beſondern Sagenkreiſes wurde, der ſich immer weiter ausdehnte und endlich mit demjenigen der Nibelungen Berührung fand, ja denſelben in ſich aufnahm und als eine ſeiner Epiſoden umfing. Ja, Dietrich wurde in der Sage ſogar zum Halbgott; als wilder Jäger nimmt er an mehreren Orten die Stelle Wodans ein, und in den Heldengedichten (z. B. Laurins Roſengarten, großer Roſengarten u. ſ. w.) flammt Feuer aus ſeinem Munde, wenn er zornig iſt, — das unverkennbare Attribut eines Sonnengottes! Zwei ſo emſig und innig beſungene Helden, wie Dietrich und Sigfrid, mußten aber auch einmal zuſammenkommen. Es geſchah dies in der Sage vom

Digitized by Google

Rosengarten, in welcher zwölf Helden des burgundischen Hofes, Sigfrid an der Spitze, gegen zwölf solche vom Hofe Attilas, Dietrich an der Spitze, in Einzelkämpfen um die Rosen des wunderbaren Gartens bei Worms fechten, wobei abwechselnd die eine und die andere Partei siegt, am Ende aber Alles in Frieden und Freude endet (über den Rosengarten und seine mythische Bedeutung s. oben S. 77 und Sage Nr. 85).

Während nun über die Identität des Gundikar, Attila und Theodorich der Geschichte mit dem Gunther, Etzel und Dietrich der Nibelungensage Alles einig ist, hat man sich bisher gesträubt, bei den zwei Hauptpersonen derselben (wenigstens sind sie es in der nordischen Bearbeitung), Sigfrid und Brunhild, historische Anknüpfungen zuzugeben. Es kann freilich nicht gesagt werden, daß diese beiden Personen als solche in der Geschichte vorkommen wie obige drei Könige der Burgunden, Hunnen und Ostgothen; aber dessenungeachtet finden sich in der Geschichte Personen, von denen der Sonnenheld und die Mondheldin des uralten Niflungen-Mythos seit den Zeiten der Völkerwanderung den Namen sowohl, als mannigfaltige Züge des Charakters und Schicksals angenommen haben. Wir finden dieselben in der Geschichte der Franken unter den Merowingern, nach dem Berichte des zeitgenössischen Geschichtschreibers Gregor von Tours.

Seinen Namen erhielt Sigfrid (Sigferd, Sigverd, nordisch Sigurdr), von Sigebert, welchen Namen zwei fränkische Herrscher führten, die auch Beide gleich ihm am Rheine lebten und auf dieselbe Weise wie er um's Leben kamen. Der Erste von ihnen, Sigebert (bei Gregor Sigibert) der Hinkende, war Zeitgenosse und Verwandter Chlodowigs und König eines von diesem Eroberer noch nicht unterworfenen Gebietes der ripuarischen Franken zu Köln (nicht weit davon, zu Xanten, war der Sigfrid des Nibelungenliedes zu Hause). Er wurde in der Schlacht gegen die Alamannen bei Tolbiak (Greg. II, 37) am Knie verwundet und hinkte seitdem. Es ist dies wohl zu beachten; denn die wahre Geschichte kam hier einem vielverbreiteten mythischen Zuge zu Hilfe. Helden, weil Sonnengötter, sind entweder nicht oder nur an einem Punkte, dem ihres Untergangs, verwundbar, und ihnen, wie den Nixen, Zwergen und Göttern, fehlt oft etwas an den

Digitized by Google

Füßen. Wie einfach ist z. B. folgende Ideenverbindung des Mythendichters, der wohl schon das klassische Alterthum kannte:

Hephästos — hinkend vom Falle.
Oedipus — mit geschwollenen Füßen.
Achilleus — nur an der Ferse verwundbar.
Sigebert — am Knie verwundet, daher hinkend.
Sigfrid — nur am Rücken verwundbar.

Sigebert der Hinkende wurde das Opfer des Verrathes von Seite des länderſüchtigen Tyrannen und neugebackenen Christen Chlodowig. Den eigenen Sohn Sigeberts, Chloderich (Greg. II, 40), verführte Derselbe, den Vater zu tödten, was, während das Opfer schlief, durch Meuchelmörder im Buchonischen Walde bei Köln am Rhein geschah. In diese Züge theilten sich die nordische und die deutsche Sage. Jene läßt Sigurd schlafend im Bette, diese wachend im Walde, nahe dem Rhein, als Opfer der Meuchler fallen. Das gleiche Los traf sofort auch Sigeberts meuchlerischen Sohn; nur damit war Chlodowigs Ziel erreicht, welches sowohl im Besitze der Lande des Ermordeten, als seiner reichen Schätze bestand.

Der zweite Sigebert, welcher zur Ausmalung Sigfrids diente, war einer der beiden feindlichen Söhne Chlothars I., Königs von ganz Frankreich. Er erhielt Austrasien, das Reich am Rhein, sein Bruder Chilperich Soissons und später auch Paris. Die Geschichte ihrer Todfeindschaft und derjenigen ihrer Weiber, Brunehilde und Fredegunde, ist bekannt; wir erwähnen hier nur das Wenige, was dieser zweite Sigebert mit Sigfrid gemein hatte. Er kämpfte tapfer in mehreren Kriegen, stand u. A. auch den Hunnen und den Sachsen gegenüber, und wurde, gleich seinem Namensvetter, meuchlerisch ermordet und seine hinterlassenen großen Schätze heimlich fortgeschafft. (Greg. IV., 29. 43. 52. VIII., 26.)

Sind nun auch diese Züge nur sehr allgemeiner Art, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie als Verbindungsglieder in einer Kette von Berührungspunkten zwischen der damaligen fränkischen und burgundischen Geschichte einer- und der Nibelungensage anderseits gedient haben. Beide Sigeberte besaßen Schätze, um derentwillen sie ermordet wurden, wie Sigfrid wegen des Nibelungenhortes, der freilich kein

Digitized by Google

irdiſcher Schatz iſt, aber doch dafür gehalten wurde. Noch wichtiger aber iſt, daß der zweite Sigebert, wie Sigfrid der erſte Geliebte Brunhilds, ſo der Mann der berüchtigten Brunehilde (bei Gregor Brunichild) war. Sind bei beiden Sigebert, für ſich allein betrachtet, der Meuchelmord, die Schätze und der Wohnſitz am Rhein ſprechend, betreffend ihr Verhältniß zum mythiſchen Sigfrid, ſo hat Brunehilde mit der mythiſchen Brunhild namentlich den Charakter eines Mannweibes gemein. Ihr Streit mit ihrer feindlichen Schwägerin Fredegunde, die von niederer Herkunft war, gab ohne Zweifel das Vorbild zum Rangſtreite zwiſchen Brunhild und Kriemhild. Auffallend iſt ferner, daß die mythiſche Brunhild in der nordiſchen Sage die Beſitzerin großer Pferdeheerden iſt und die hiſtoriſche durch ein wildes Pferd zu Tode geſchleift wird. Auch haben der Stolz, der Ehrgeiz und die Rachſucht, ſowie das tragiſche Ende der beiden Brunhilden viele Berührungspunkte.*)

So wurde die bereits in alten Sagen und Liedern beſungene Walküre Hulda oder Hilde zur „Hilda in der Brünne", zur Brunhild und noch lebt im Volksmunde der Charakter der mannhaften Jungfrau fort:

(982.) Vor uralter Zeit regierte in dem Schloße zu Glatz eine heidniſche Jungfrau, die ein ſehr gottloſes Leben führte. Sie verbrachte ihre Tage in Ueppigkeit und Wolluſt und war eine große Zauberin. So ſoll ſie mit ihrem Ranzenbogen vom Glatzer Schloſſe aus fertig bis zu der großen Linde bei Eiſersdorf an der Grenze haben ſchießen können. Einmal nun wettete ſie mit ihrem Bruder, wer am weiteſten ſchießen würde. Sie ſchoß noch eine Meile weit über den Schloßgraben, ihr Bruder aber erreichte kaum die Hälfte des Weges und ſo gewann ſie die Wette. Auf der Stelle, bis wohin ſie geſchoſſen hatte, wurden zwei lange ſpitzige Steine zum Denkzeichen geſetzt, die noch im 17. Jahrhunderte dort zu ſehen waren. Dieſe heidniſche Jungfrau lebte nicht nur mit Anderen, ſondern auch mit ihrem eigenen Bruder in ſchändlicher Unzucht. Daher trachteten die Glatzer, ſie zu überwältigen und gefangen zu ſetzen.

---

*) In die nordiſche Sage iſt auch der Name des Gatten der Fredegunde, des dem zweiten Sigebert feindlichen Chilperich, übergegangen. Ein König Dänemarks, Hialprek, erſcheint dort als Derjenige, an deſſen Hofe Sigurd bei Regin ſchmieden lernte, und bei welchem Gudrun nach Sigurds Tod ein Aſyl fand, bis Atli um ſie freite. Ja, nach einer Sage wurde ſie die Gattin ſeines Sohnes Alf, nach der Wölſunga-Saga ſogar ſeine eigene.

Digitized by Google

Sie war aber in Zauberkünsten erfahren und so stark, daß sie ohne Mühe ein starkes Hufeisen mit den Händen zerreißen konnte. Daher entging sie lange Zeit allen Nachstellungen. Als es endlich doch gelungen war, sie zu erhaschen, vermauerte man sie in einen großen Saal, der beim Thore war, durch welches man aus dem Niederschloß in's Oberschloß gehen kann, und ließ sie dort elendiglich umkommen. Zum ewigen Gedächtniß aber ließ man ihr Bildniß aus Stein hauen und in die Mauer über dem tiefen Graben links von dem Thore, wo das Ober- und Niederschloß sich scheiden, einmauern. Auch soll ihr Bildniß im grünen Saale des Schloßes zu sehen gewesen sein. In dem heidnischen Kirchlein auf dem Glatzer Schlosse zeigte man ferner an einem Nagel an der Wand das lange schöne gelbe Haar der heidnischen Jungfrau, das in Zöpfe geflochten war. Ihr Geist aber soll im Glatzer Schloße umgehen. Wer ihr Haar wegnehmen will oder spöttisch und höhnisch von ihr redet, dem erscheint sie in ihrer Gestalt und straft ihn fürchterlich. Ein Soldat, der auf dem Schlosse Schildwache stand, spöttelte über sie und höhnte sie. Plötzlich stand die heidnische Jungfrau vor ihm und gab ihm mit eisigkalter Hand einen Backenstreich. Ein anderer Soldat hatte das gelbe Haar der heidnischen Jungfrau aus dem Kirchlein weggenommen. In der Nacht darauf kam die Jungfrau nun zu ihm, schlug und kratzte ihn und hätte ihn getödtet, wenn nicht sein Kamerad auf seine Bitte das Haar rasch an den alten Ort zurückgebracht hätte. (Praetorius, Daemonolog. Rubenzahl. I. p. 176.)

So weit war die Dichtung am Anfange des siebenten Jahrhunderts gediehen, und bald darauf muß sie in dieser Ausbildung, welche sie ohne Zweifel am Rhein gefunden, auch nach dem skandinavischen Norden gewandert sein. Von dem historischen Theodorich und Attila wußte man dort wenig; aus dem großen König wurde ein herumziehender Kämpe, aus dem wilden Eroberer ein harmloser Alter. Atli (Diminutiv von Atta, Vater), Väterchen, ist ein Beiname Thors und hieß wohl auch manch' nordischer Fürst. Im achten, neunten und zehnten Jahrhundert entstanden nach und nach die Gesänge der Edda („Urgroßmutter"), welche im elften und zwölften gesammelt wurden; aber in den Liedern dieser Sammlung, welche sich auf unsern Mythos beziehen, findet sich eine bedauerliche Lücke, welche nur durch die späteren prosaischen Bearbeitungen desselben, die jüngere Edda und die Wölsunga-Saga, ausgefüllt wurde.

In Deutschland war indessen wohl der gothische, nicht aber der fränkische Sagenkreis bearbeitet worden, wie z. B. im Hildebrandslied des achten Jahrhunderts. Erst gegen das Ende des zwölften Jahr-

Digitized by Google

hunderts entstand das mittelhochdeutsche Nibelungenlied (in späterer Ueberarbeitung „Der Nibelungen Noth"), dessen Verfasser und specielle Heimat heute noch ein Gegenstand des Zweifels und Streites sind. Sein Einfluß bestimmt wesentlich die zweite nordische Bearbeitung der Mythe, welche indessen nur einen Theil der großen Thidreks- (Dietrichs-) Saga bildet, die im dreizehnten Jahrhundert norwegisch abgefaßt wurde. Außerdem lebte die Sage von Sigfrid und den Nibelungen fort: einerseits im deutschen Gedichte und darnach bearbeiteten Volksbuche vom hörnenen Sigfrid, das viel alterthümliche Züge hat, viel von Zwergen und Riesen und vom Drachenkampfe erzählt, aber mit des Helden Tod endet, — anderseits in skandinavischen Volksliedern von großer Menge.

Vierter Abschnitt.

Das Ende und die Wiedergeburt.

1. Verschwinden und Wiedererscheinen der Helden.

Im Heldengedichte, und zwar in dem der Nibelungen, hat die deutsche Volkssage ihre höchste künstlerische Vollendung erreicht. Ihren Abschluß jedoch fand sie damit noch nicht. Die zu Helden gewordenen Götter sind in ihrer menschlichen Gestalt den Völkern, deren Ruhm und Stolz sie bildeten, so lieb und werth, ja so unentbehrlich geworden, daß es den letzteren unmöglich war, so viel Glorie mit einem menschlichen Tode abgeschlossen zu denken. So gut die untergegangene Sonne sicher am nächsten Morgen wieder aufging, so gut mußten die zu Lieblingen und Helden des Volkes gewordenen Sonnengötter unsterblich sein, und zwar nicht nur etwa in dem Sinne, in welchem es auch die Menschen je nach ihrem Glauben sind, doch auch nicht in dem abstracten Sinne wie die Götter, die den Menschen ewig fern bleiben, sondern in dem einzig Trost und Beruhigung gewährenden Sinne, daß sie nach ihrem Tode einst wieder in ihrer frühern Gestalt auf der Erde und unter den Menschen erscheinen und ihr durch den

Digitized by Google

Tod unterbrochenes Werk vollenden werden. Dieſer Glaube zieht ſich durch die Religionen aller Völker hin. In Aegypten lebte er unter der Form der Verjüngung des gemordeten Oſiris in ſeinem ihn rächenden Sohne Harueris (Horos). Bei den Hebräern erſcheint er in den Sagen von Henoch (I. Moſ. 5,21—24), Moſe (V. Moſ. 34,1—6), Elia (II. Kön. 2,1—11), bei den Urchriſten in der Ueberlieferung von der Verklärung (Mark. 9,2—8), Auferſtehung (Matth. 28,1—6; Mark. 16,1—7; Luk. 24,1—7; Joh. 20,1—13) und Himmelfahrt Jeſu (Mark. 16,19; Luk. 24,51 und Apoſtelgeſch. 1,9) und in der Rede Jeſu vom Fortleben des Johannes (Joh. 21,21—23), bei den Griechen in den Sagen von Ariſteas aus Prokonneſos (Herod. IV, 13—15) und Apollonios von Tyana (Philoſtratos Leben des A. v. T. VIII, 13), bei den Römern in der Sage vom Verſchwinden des Romulus (Dio. I, 16). In allen dieſen Sagen wiederholen ſich mehr oder weniger dieſelben Züge, wie namentlich das Ungewitter bei Elias und Romulus, die Wolke bei Romulus und Jeſus u. ſ. w. Es iſt unzweifelhaft, daß Henoch, der gerade 365 Jahre alt geworden ſein ſoll, ein ehemaliger Gott des Jahres iſt, und daß Elia mit ſeinem feurigen Wagen geradezu die Attribute eines Sonnengottes erhalten hat. Dieſe Züge ſind ſammt und ſonders Vergötterungen von Heroen und damit ſolche des Menſchen ſelbſt.

In dieſen Vorſtellungskreis gehören auch die Hoffnungen der Juden auf einen Meſſias, in welchem ſie bald den wiederkehrenden David, bald eine andere Perſönlichkeit, vorzugsweiſe jedoch eine politiſche erblickten. Wir verweiſen bezüglich der Meſſiasſagen auf Richard von der Alms „Theologiſche Briefe“. Noch zahlreicher aber als im Süden, ſind die Sagen vom Verſchwinden und Wiedererſcheinen der Helden im Norden, ja ſie vermehren ſich hier noch mit dem ihnen im Süden fehlenden Elemente des Zuſammenhanges zwiſchen ihnen und der Idee des Weltuntergangs. Wir werden noch überdies einen Theil derſelben Heroen im Norden wieder auftauchen ſehen, welche uns in dieſem Abſchnitte bis jetzt begegnet ſind.

Indem wir vorläufig nur an die dreimalige Geburt des Eddahelden Helgi erinnern (oben Sage Nr. 932 und Edda, Helgakwidha

Digitized by Google

III, am Ende), erſehen wir vorerſt den allgemeinen Glauben an eine Wiedergeburt, welche von der Fortdauer im andern Leben verſchieden iſt, in vielen Märchen bei Grimm und in folgenden weniger bekannten Sagen:

(983.) Im Badiſchen, nicht weit vom Hubbade, ſtand die Burg Windeck. Ein Ritter, einen Hirſch verfolgend, kam zu dieſer Ruine, in welcher das Thier verſchwunden war. Als er müde und von Schweiß gebadet an einen Becher Weines dachte, bog um die Mauer eine herrliche Jungfrau in blendend weißem Gewande, den Schlüſſelbund im Gürtel, den Trunk in der Hand, den ſie ihm hold reichte. Als er aber in ihr Auge und ihre gold'nen Locken ſah, ergriff ihn Liebesverlangen, was er ihr eröffnete. Sie verſchwand jedoch in die Trümmer. Er fand von dieſem Augenblicke keine Ruhe mehr und ſchlich herum, weder geſunden noch ſterben könnend, bis ſie ihm, heißt es, ein zweites Mal erſchien und ihn auf die Lippen küßte, woran er ſtarb.

Auch von Neu-Windeck, bei Lauf im Amte Bühl, kennt die Sage eine Todte, die einem verirrten Ritter geſpenſtiſch ſich antraute. (A. Schreiber, Sagen aus den Gegenden des Rheines und des Schwarzwaldes, erſte Sammlung, S. 232. Brauer, Sagen und Geſch. der Stadt Baden. S. 75. 172.)

(984.) Ein bretagniſcher Ritter erblickte ſeine verſtorbene Frau Nachts in einem einſamen Thale unter einer großen Schaar anderer Frauen. Er entführte ſie, lebte dann lange Jahre mit ihr und zeugte Kinder, deren Nachkommenſchaft noch heute zahlreich iſt, und die man filii mortuae, Söhne der Todten nennt. (Mapes.)

(985.) Im Speſſart lebte Einer, der die Nachbarn durch Falſchwägen betrog. Als man ihn todt zum Kirchhofe trug, ſagte Einer: Nun jetzt haben wir einmal den Böſen. Da ſchaute der Geſtorbene in ſeiner weißen „Schnüttelkappe" oben zum Dachfenſter heraus und rief herab: Nein, ihr habt ihn nicht." Später verzauberte ihn Einer in einen Sauerwaſſerkrug und trug ihn in einem Sacke hinaus in die „Dunkel", ein Steingerölle unweit der Straße von Rechtenbach nach Lohr. (Herrlein, die Sagen des Speſſarts.)

(986.) Mitten im Dorfe Möhlin ſteht ein Haus nach alter Bauart, genannt das „Heidenhaus". Man ſagt, es habe einem Wucherer, Fritz Böhni, gehört, der in einer Hungersnoth ein Viertel Land für ein Laib Brot forderte, bis er Alles beſaß bis zum Tannenforſt am linken Rheinufer, und ſieben Häuſer d'rauf, alle auf gleiche Art gebaut. Im ſchönſten, zu Ryburg, wohnte er und wurde von einem unbekannten Jäger erwürgt und von Kapuzinern in ſeiner Geldtruhe am Rhein im Tannenwalde verſcharrt. Als man heim kam, ſchaute er mit einer rothen Mütze zum Fenſter heraus, ſeinen Boden überblickend. Auch in den anderen Häuſern erſcheint er in jeder erdenklichen Thiergeſtalt. Fuhrleuten machte er die Roſſe ſcheu und die

Digitized by Google

Wallbacher hören ihn erbärmlich: „Hub, hub! hoho!“ schreien. Als Hund, als Kätzchen oder Kalb mit Glühaugen oder schwarzer Mann streicht er im Wald umher. (Rochholz.)

(987.) Als der Arzt und Wunderthäter Theofrastus, welcher die Thier- und Pflanzensprache verstand, durch die neidischen Aerzte in Innsbruck vergiftet, seinen Tod nahe fühlte, befahl er seinem Diener, sobald er verschieden sei, sein Gläschen mit der Goldtinctur in den Inn zu schütten, die Leiche dann in kleine Stücke zu zerschneiden, diese in eine eherne Truhe zu legen und ein Pulver, welches er ihm reichte, darauf zu streuen, aber erst nach neun Monaten zu öffnen, worauf er reichen Lohn erhalten werde.

Theofrast starb, das Gläschen kam in den Inn, der noch heute davon zuweilen goldhellen Glanz strahlt, und der Wundermann lag zerstückt in der Truhe. Aber die Neugierde zwang den Diener, diese schon nach sieben Monaten zu öffnen, und er erblickte mit Schreck — eine menschliche Siebenmonat-Frucht, die sich krümmte und vom Zutritte der kalten Luft starb.

So mißlang Theofrasts Verjüngung. (Alpenburg.)

Wer sich wundern sollte, daß die Alten den 1493 geborenen und 24. September 1541 gestorbenen Theofrastus, diesen Typus der „fahrenden Schüler“ (wie diese auch) zum Venediger machten, der bedenke, daß dieses in Unterwalden noch viel später dem 1745 verstorbenen Jesuiten Dr. Joh. Bapt. Dillier von Wolfenschießen (und noch anderen) geschah. Lütolf S. 246 erzählt Beispiele, wie Dillier den Teufel zeigt, den Mülibach einbannt, eine Masse von Ungeziefer befreit, einen Bergspiegel besitzt, der alles Geschehende zeigt u. a.

Nicht anders verhält sich's mit des Doctor Joh. Faust Bund mit dem Teufel, dessen Reisen durch die Luft, Reichthum, Thaten und Höllenfahrt, mag man nun historisch in ihm den Württemberger aus Knittlingen suchen oder den Mainzer Miterfinder der Buchdruckerkunst, der 1460 starb.

II. Weltuntergang und Antichrist.

Der Welt des Nordens, welche nach dem düstern kalten Niflheim hin gelegen ist, droht ihr Untergang vom brennenden, glühenden Muspelheim her. Die Edda schildert diese endliche Katastrophe als die Erhebung Surturs, des Hüters der heißen Region, mit flammendem Schwert, gegen die Götter. Vor ihm werden Sonne und Mond durch Wölfe verschlungen, wanken die Berge, fliehen die Riesen, sterben die Menschen, spaltet sich der Himmel und erliegen kämpfend die Asen, von denen Thor durch das Gift der von ihm erlegten Midgardsschlange, Odin durch den Wolf Fenrir,

Digitized by Google

an dem ihn aber Widar rächt, Freyr durch Surtur getödtet werden.*)

Die sächsische Evangelien-Harmonie „Heliand" sagt: Mudspelles megin obar man ferid, — die Gewalt des Feuers fährt über die Menschen, und: mutspelli cumit an thiustrea naht, al sô thiof ferid darno mid is dâdiun, — das Feuer kommt in der düstern Nacht heimlich und plötzlich wie ein Dieb geschlichen. Das althochdeutsche Gedicht aber, welches den Namen dieses furchtbaren Feuers trägt, Muspilli, in Baiern verfaßt, singt: dâr ni mae denne mâk andremo helfan vora demo muspille, denna daz preita wasal allaz vorprinnit, enti viar enti luft allaz arfurpit, — da kann kein Freund dem andern helfen vor dem Feuer, wenn der breite Gluthregen Alles verbrennt, Feuer und Luft Alles wegkehren.

Ursprünglich bedeutete diese lange voraus gefürchtete, weil nicht mehr verstandene Katastrophe nichts Anderes als den wilden Kampf zwischen Tag und Nacht, zwischen Winter und Sommer, nichts Anderes als die Vernichtung der Nacht mit Mond und Sternen oder des Winters mit der Wintersonne durch den anbrechenden Tag, die aufgehende Sonne oder die Sommersonne. Daß Loki von den Asen abfällt und mit Surtur gegen sie kämpft, ist die Folge seiner Bedeutung; denn er ist das Feuer, welches zur Sonne gehört. — Nicht er aber, nicht das schädliche Feuer siegt zuletzt, sondern das wohlthätige Feuer, vertreten durch Surtur, welcher das flammende Schwert trägt wie der Engel an der Pforte des Paradieses (1. Mos. 3,24). Denn nach dem Weltbrande, Surtalogi, sagt die Edda, erhebt sich eine neue, seligere Erde, auf welcher Korn ungesäet wächst und eine neue Sonne scheint, und herrschen verjüngte Götter, die wiederum Aesir (Asen) heißen, zu welchen die verschonten Asen Widar und Wali, Thors Söhne Modi und Magni und die aus Hel zurückkehrenden Baldur und Hödur gehören, und über denen ein ungenannter höchster Gott thront. Auch ein neues, weniger sinn-

*) Nach einer Erweiterung der Mythe durch die jüngere Edda bringen sich noch Heimdal und Loki gegenseitig um, ebenso Tyr und der Hund Garmr.

Digitized by Google

liches Menſchengeſchlecht entſteht. Daraus geht klar hervor, daß Surtur der neue Tag oder Sommer iſt, welcher nicht die ganze Welt zerſtört, ſondern nur die der Nacht (beziehungsweiſe des Winters), und jeden Morgen, beziehungsweiſe Frühling, eine neue ſchafft, wie denn auch ſein Schwert, ſagt die Edda, heller als die Sonne glänzt.

Die Leute des Nordens, die Niflungen, vergaßen jedoch mit der Zeit dieſe natürliche, einfache Bedeutung der Sage und glaubten im Ernſte an einen Untergang der Welt, d. h. ihrer Welt, welche für ſie die ganze war. Ja ſie ſpiegelten dieſen Untergang der Götter und der Welt in demjenigen ihres eigenen Stammes ab und ſchufen die Heldenſage von der „Niflungen Noth“ oder dem Untergang der Nordlandsſöhne vor den Eindringlingen aus Süden oder Oſten, d. h. vor einer neuen Welt, welche auf die ihrige folgen werde. Und ſie hatten hierin unwillkürlich Recht. Ohne es zu ahnen, erriethen ſie im Voraus die Wahrheit. Ihren Göttern, ihrer Welt, ihrem Himmel drohte der Untergang von Süden her; ein Surtur mit flammendem Schwerte erhob ſich dort gegen ihre nebelhafte Weltanſchauung; es war die Sonne des Chriſtenthums (d. h. des reinen), nicht des kirchlichen, das nur eine neue Nacht herbeiführte, welche die überlebten Götter der heidniſchen Völker „wegkehrte“ und das Bewußtſein eines kosmopolitiſchen Menſchenthums an die Stelle der Beſchränktheit beſonderer Volksreligionen ſetzte.

Aber auch die Sieger, welche mit dem Flammenſchwerte Surturs die Götterwelt des Nordens vernichtet hatten, verſtanden die auf ſie gemünzte Prophezeiung der alten Edda nicht. Fern davon, ſich ſelbſt in den Trägern des Alles umſchaffenden Weltfeuers zu erblicken, begannen ſie nun, dasſelbe ihrerſeits als ein ihnen in der Zukunft drohendes Verhängniß zu fürchten. Surtur, den doch ſie ſelbſt vorgeſtellt, der an ihrer Spitze Odin, Thor, Freyr und alle Aſen geſtürzt, wurde ihrem böſen Gewiſſen, das die reine Lehre des Nazareners unter einem Schwall von Dogmen begraben, zum Feinde ihrer weltlich geſinnten Kirche; der wohlthätige, eine neue Welt des Sommers ſchaffende Surtur wurde zu dem verderblichen, die Welt nur zerſtörenden Antichriſt.

Digitized by Google

Der Antichriſt iſt zum erſten Male, nicht genannt, aber angedeutet, im zweihörnigen Thier der Offenbarung des Johannes (nicht zu verwechſeln mit dem ſiebenköpfigen Drachen, welcher der Teufel iſt). Der Name dieſes Thieres wird (Offenb. 13,18) angegeben als enthalten in der Zahl 666. In hebräiſchen Buchſtaben-Zahlzeichen geht dieſe Zahl aus dem Namen Nero Cäſar, dem Namen des Verfolgers der Chriſten hervor. Nero war alſo der urſprüngliche Antichriſt und deſſen Verlegung in die Zukunft blos eine Folge der Unfähigkeit, jene Zahl aufzulöſen. Der Name des Antichriſts wird zuerſt in den Briefen des Johannes genannt (bei Luther „Widerchriſt", I, 2,18. 4,3. II, 7). Im elften Kapitel der Offenbarung des Johannes werden zwei weisſagende Zeugen verkündet, welche Macht haben, den Himmel zu verſchließen, daß es nicht regne, das Waſſer in Blut zu verwandeln und die Erde mit Plagen heimzuſuchen; das Thier aber werde ſie überwinden und tödten. Die Kirchenväter ſahen in dieſen beiden Kämpfern gegen den Antichriſt, was auch wohl der Verfaſſer ſo gemeint hatte, die beiden niemals geſtorbenen Enoch und Elia (oben S. 670). Dieſe Anſchauung pflanzte ſich fort und wurde in den germaniſchen Ländern, beſonders von den Dichtern des Heliand und des Muſpilli, wie erwähnt, mit dem Weltbrande der Edda vermengt.

Henoch und Elias traten hier an die Stelle der Aſen, namentlich Elias an diejenige Thors, weil er im Wetter gen Himmel fuhr, und von ihm im A. T. geſagt iſt, er verſchließe die Wolken des Himmels (wie er in ſerbiſchen Liedern als Gromownik Ilija, Donnerer Elias, angerufen wird). Gleich Thor ſollte Elias im Kampfe mit dem Antichriſt tödtlich verwundet werden und von ſeinem triefenden Blute die Berge in Brand gerathen. Endlich aber ſollte der Antichriſt, wie der Teufel in der Offenbarung, dem Erzengel Michael unterliegen und dann die Welt untergehen und das letzte Gericht kommen. (Grimm D. M. 2. Aufl. S. 771. Vridankes Beſcheidenheit 49, von dem Endekriſte. Grimms Einleit. zu Vridank p. LXXI f.)

Mit dieſer Vorſtellung wurde dann weiterhin die Erwartung beſſerer Zeiten verbunden, und da man ſolche einſtmals von der

Digitized by Google

Wiedergeburt der Götter,*) später aber besonders vom Wiedererscheinen beliebter und gefeierter Helden und Könige (menschgewordener Götter, wie im täglichen Leben vom Wiederanbruche des Morgens oder des Frühlings oder vom Wiedererwachen in einem jenseitigen Leben) erwartete, so wurde von Solchen, wie von Enoch, Elias, Pythagoras, Jesus, Apollonios u. s. w., gedichtet, sie seien nicht wirklich todt, sondern erwarten in einem hohlen Berge (wie die hinter die Berge untergesunkene Sonne ihren Wiederaufgang abwartet) den Ruf zu einer großen Schlacht, in welcher sie ihre Feinde mittels eines furchtbaren Blutbades besiegen und ein neues Reich des Friedens und der Glückseligkeit begründen würden. In den Phantasien verschiedener Secten und Schwärmer entwickelte sich dieser Traum, mit Hilfe der Apokalypse und ähnlicher Schriften, zu dem Wahne vom tausendjährigen Reich, zur Theorie des Chiliasmus. Wie sehr dergleichen fantastische Hoffnungen noch in der neuesten Zeit fortleben, zeigt die Thatsache, daß sich den Sagen vom Fortleben Karls und Ottos des Großen, der beiden Kaiser Friedrich, Karls V. (der jedoch nur aus Mißverstand Karl dem Großen substituirt wurde), dem Serbenhelden Marko Kraljewitsch und dem Böhmenkönig Wenzel, in neuester Zeit diejenige vom Wiedererscheinen Kaiser Josefs II. (in Oesterreich), Andreas Hofers (in Tirol) und Napoleons I. (sehr allgemein) anschloß.

Oft aber geriethen solche Sagen von künftigen Thaten scheinbar Verstorbener aus der Verknüpfung mit den Vorstellungen vom Antichrist und vom Weltende heraus, — oft auch nahmen einzelne Züge derselben eigenthümliche Gestalt an und verloren den Mittelpunkt eines auferstehenden Helden. Namentlich geschah dies bezüglich des Auftretens der Krieger, welche mit dem Wiedererscheinenden die erwartete Schlacht schlagen sollten. Daher die Sagen von Geisterkämpfen an den Orten von Menschen gelieferter großer Schlachten. — In Griechenland wollte man, nach Pausanias u. A., vierhundert Jahre lang nach der Schlacht bei Marathon jährlich am Tage derselben auf dem Schlachtfelde Waffengeklirr und Streitlärm hören und glaubte, daß

*) Schon der alte Norden dichtete von seinem Odin, der ja Sonnengott ist, er sei einmal aus dem Lande gefahren, nach Godheim; man wähnte ihn todt, aber er kehrte zurück. (Ynglinga Saga 10.)

Digitized by Google

neugierige Zeugen von den Geistern durch Mißhandlung gestraft würden. So hieß es im Mittelalter, daß sich nach der Schlacht bei Chalons die Geister der Gefallenen noch drei Tage lang bekämpft hätten. Die todten Krieger erhielten auch oft ihre besondere Bestimmung, z. B. diejenige, Bedrängten beizustehen. Endlich fanden noch anderweitige Zersplitterungen und Veränderungen der Stammsage statt, welche wir mit den bedeutendsten Gestaltungen der letztern in unseren folgenden und letzten Sagen aufführen, womit dann das Gebäude der Entwicklung deutscher Volkssage seinen Abschluß findet.

1. Sagen von vereinzelten todten Kriegern.

(988.) Einen Kiltgänger in Ingenbohl (Schwiz) führte sein Weg jedesmal über den Gottesacker. Er war ein fröhlich und theilnehmend Gemüth und konnte nie über die Gräber wandeln, ohne der „lieben Seelen", namentlich der „schamrothen" (Seelen Hingerichteter) zu denken und für sie ein Vaterunser zu beten. War er vorbei, so jauchzte er aus voller Seele. Das konnte der dortige Pfarrer nicht leiden und er bestellte den Meßner, den „Nachtbuben" einmal tüchtig durchzubläuen. Als der Meßner aber auf den Jauchzer zuwollte, erblickte er zwei riesengroße Männer neben demselben gehend, so daß er nichts wagte. Er nahm das nächste Mal vier Bekannte mit sich. Da sahen sie Sechs mit dem jungen Manne kommen, drei voraus, drei nach, Alle mit rothen Streifen um den Hals. Er versuchte es ein drittes Mal mit acht Kameraden. Nun aber gewahrten sie mit dem Jauchzenden eine große Schaar kommen, Alle die abgeschlagenen Häupter in ihren Händen tragend. Als der Pfarrer den jungen Menschen zur Rede stellte, von wem er sich jedesmal begleiten lasse, betheuerte dieser, nie was solches bemerkt zu haben, gestand aber, was er bei den Todten zu thun pflege. (Lütolf.)

(989.) Niklaus Zorn von Bulach, der in Osthausen wohnte, war ein braver Rittersmann, wenn auch von viel weltlichem Wesen. Bei Spiel und Tanz fehlte er nie, aber eben so wenig, wenn es in der Kirche läutete. Selten ging er bei einer vorbei, ohne einzutreten, oder doch ein Gebet zu sprechen, und versäumte, so oft er über einen Kirchhof ging, nie, der hier Ruhenden zu gedenken. In einer Nacht, als er von einem Gelage heimkehrte, wollte er eben, das ewige Licht in der Kapelle erblickend, auf dem Kirchhofe beten, als zwei vermummte Bewaffnete ihn anfielen. Aber noch ehe Niklaus zum Schwerte greifen konnte, regte sich der ganze Kirchhof und stürzten die sich aufrichtenden Gerippe auf die Mörder los, welche entsetzt die Flucht ergriffen. Der Junker wußte nicht, wie ihm geschah, als ein Geripp zu ihm trat und sprach: Fürchte Dich nicht, Herr Klaus Zorn von Bulach, die Todten, für welche Du so

Digitized by Google

fleißig betest, sind Dir dankbar und werden es nie dulden, daß Dir auf ihrem Gebiete ein Haar gekrümmt werde. (A. Stöber.)

(990.) In Bellinzona war einst ein Mitglied des Landgerichtes, von Vielen geehrt, von Manchen gehaßt wegen seiner Unbestechlichkeit. Oft traf es ihn, nach Magadino an's Gericht zu gehen, von wo er dann gewöhnlich Mitternachts wieder zu Hause anlangte. Da verschworen sich drei Bursche, ihn zu ermorden, und lauerten ihm zwischen Giubiasco und Cadenazzo auf. Aber sie wagten nicht, ihr Vorhaben auszuführen, denn vor ihm und hinter ihm sahen sie drei gewappnete Ritter, und Alles flog sausend vorbei. „Den Sechsen wollen wir schon Meister werden!" sagten sie sich, und erschienen das nächste Mal ihrer Sechse an der einsamen Stelle. Die Glocke schlug elf, der Richter ritt vorbei, aber hinter und vor ihm sechs Reiter. Der Anfall unterblieb abermal, und als die Meuchler zum dritten Male sich zu Zwölfen zusammenrotteten, erdröhnte die Straße unter den Hufschlägen von 25 Rossen. Die Uebelthäter entsetzten sich und folgten dem unheimlichen Zuge bis Bellinzona, wo die 24 am Luganeserthore, wo der Richter wohnte, verschwanden. Jetzt begaben sich die Drei zum Richter, wo sie ihre Schuld gestanden und nachforschten, wer sie möchte verrathen haben. Er erklärte, von Allem nie was gesehen zu haben; nur bete er jedesmal vor dem Schlafengehen ein Pater und Ave für die Seelen schuldlos Hingerichteter. (Pater Gall Morel.)

(991.) Als 954 die wilden Magyaren Solothurn angriffen und auch innerhalb der Stadt gesiegt hatten und plünderten und brannten, widerstand noch eine Schaar Bürger auf dem St. Stephans-Kirchhofe, wohin die Ihrigen sich geflüchtet. Der Kampf dauerte nach Mitternachts, als plötzlich die Todten des Kirchhofs sich erhoben und ihre Waffen so schwangen, daß die Fremden entsetzt flohen. Hierauf legten sie sich wieder in ihre Gräber. (Brosi.)

So standen zu Wehrstadt unweit Halberstadt, wo fremde Horden einfielen, die Todten aus den Gräbern auf und halfen den der Uebermacht schon unterliegenden Ihrigen die fremden Unholde abwehren. (Grimm, D. S. I, S. 424.)

(992.) Zweimal jährlich sollen sich Mitternachts die Thore der Burg Gottlieben in Thurgau öffnen, der Boden dann unterm Fußtritte Gewaffneter dröhnen und die Luft Klirren von Waffen und Ketten, auch Jammerlaute füllen. Man sieht nichts, hört aber deutlich, wie der Zug sich nach dem Tegerenmoose bewegt, dort Halt macht und ein starkes Waffentosen und dumpfes Hin- und Herrennen vornehmen läßt, worauf mitten unter den Reisigen zwei dunkle Gestalten, brennende Lampen auf dem Kopfe, sichtbar werden und sich, einander nahe, leicht hin- und herbewegen, bis auf ein sonderbares Zischen die Lichter verschwinden und die Gestalten mit ihnen. (Wanderer in der Schweiz, 8. Jahrgang, 10. Heft.)

Digitized by Google

2. Sagen von wiedererſtehenden Heeren.

(993.) Alle, die im Schlachtfelde fallen, gehören dem Odin, erhalten Wohnung in Walhal und Wingolf und heißen Einheriar. Ihrer iſt eine große Menge. Sie haben indeß Nahrung genug am Fleiſche des Ebers Sährimnir, der jeden Tag gekocht und jeden Abend wieder ganz wird. Sitzen die Einheriar nicht bei Tafel, ſo rüſten ſie ſich täglich, gehen in den Hof hinaus, kämpfen und tödten einander, worauf zur Eſſenszeit ſie wieder heil in den Palaſt reiten und mit den Aſen trinken. (Edda, Gylfaginning 39. 41.)

(994.) Hedin, König Harandes Sohn, machte zur Gefangenen Hilde, König Högnis Tochter, in ihres Vaters Abweſenheit. Als Högni das inne ward, fuhr er ihm mit Heermacht nach in die Orkneys und traf ihn auf Haey. Hier kam Hilde zum Vater und bot von Hedin Sühne oder Streit an. Högni wählte letztern und er begann. Man nennt ihn Hjadningavig. Sie ſchlugen den ganzen Tag und Abends gingen beide Könige zu Schiffe. Hilde aber kam jede Nacht auf die Walſtatt und weckte durch Zauber Alle auf, die erſchlagen waren. Den andern Tag ſchlug man auf's neue und ſo Tag für Tag. Die Waffen der Gefallenen wurden zu Steinen, aber, wenn es tagte, wieder zu Waffen. Und ſo heißt es, die Hjadningar kämpfen bis zum Untergange der Welt. (Edda, Skalda 50.)

(995a.) Wenn man in ſüdöſtlicher Richtung von Gablonz geht, kommt man in einen Wald, welcher an dem ſogenannten Karlsberge liegt. Am Saume des Waldes ſteht ein Kreuz, welches ein Bürger aus Gablonz ſeinem Freunde, der als Soldat daſelbſt gefallen war, zum Andenken ſetzen ließ.

Bei dieſem Kreuze ſollen jedes Jahr am Allerſeelentage die Himmelsſoldaten erſcheinen, daſelbſt ein Feuer anzünden und bei demſelben Fleiſch an einem Spieße braten. Wenn das Fleiſch gebraten iſt, ſetzen ſich die Himmelsſoldaten um das Feuer und verzehren das Fleiſch. Dann zerſtören ſie das Feuer und verſchwinden. (Grohmann, Böhmen S. 2.)

(995b.) In einem Thale, anderthalb Stunden von Auſcha entfernt, das man das wilde Thal nennt, kommen zu Weihnachten um zwölf Uhr Mitternacht die himmliſchen Krieger zum Vorſchein. Sie eſſen und trinken dort auf dem Boden gelagert und ſingen und ſpielen, bis der erſte Strahl der Morgenröthe am Himmel emporblüht. Zuweilen kämpfen ſie auch miteinander, aber nach dem Mahle ſind ihre Wunden wieder verharſcht. Wehe Dem, der ſie ſtört oder ſchmäht, er würde das ganze folgende Jahr Unglück haben. (Ebendaſ.)

(996.) Am Dreifaltigkeitsberge vor Regensburg ward eine große Schlacht geliefert. Zeitweiſe ſtehen die gefallenen Krieger auf aus ihren Gräbern und erneuern den Kampf. —

Am Kürberge, unweit Stamsried, ſieht man zeitweiſe die alten Ritter ſich gegenſeitig bekämpfen.

Digitized by Google

Alle hundert Jahre wiederholt sich ein nächtlicher Kampf, erzählt man in Niklashausen, wobei die Angreifenden über die Tauber setzen; ihr Anführer, ein Herr von Stettenberg, trägt weiße Rüstung und sein Roß läuft eine Elle hoch ob der Erde. Es sind die Templer, die zu Werbach umgebracht worden. (Fries von Wertheim in Wolfs Zeitschr f. d. Myth. II. Bd. S. 413.)

In Thüringen weiß man von einer Schlacht zwischen Kroaten und Schweden, an deren Jahrtag Abends elf Uhr alle Erschlagenen erwachen und auf's Neue schlagen bis ein Uhr, worauf sie wieder in die Erde sinken und ein Jahr lang ruhig liegen. (Bechstein.)

Im Jungenberg bei Rixheim, im Elsaß, schlummern zwei Heerhaufen, die zuweilen erwachen und im Hardfelde miteinander kämpfen: ein rother, ohne Häupter, auf hohen Rossen, und ein weißer. Letzterer siegt, verfolgt jenen bis in die Hard, wo sie über die Bäume ausragen und dann wieder in den Berg ziehen und schlafen. (Aug. Stöber.)

Bei Immert im Mosellande erscheint auf der Heide zuweilen Nachts ein gespenstiges Heer, mit Bogen bewaffnet. Es ist mit seinem König in die Erde versunken, weil es mit dem Himmel Krieg führen wollte und gegen ihn schoß. (Wolf, Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 189.)

Auf dem Ochsen- (oder Lügenfelde) bei Sennheim im Elsaß liegen die Kriegsheere der Söhne Ludwigs des Frommen, aber auch Barbarossas im Todesbanne in Höhlen. Nachts hört man oft Waffenklirren und sieht Krieger rasselnd über die Heide ziehen und verspätete Wanderer bis nahe an Sennheim und Tann. (Stöber.)

Endlich wird gefabelt: Alexander der Große habe die Völker Gog und Magog in einem Berge eingeschlossen, aus dem sie am Weltende hervorbrechen werden. (Menzel, christl. Symbolik I. 346.)

(997.) Bei Ruffach im Oberelsaß liegt das große Thal Ochsenfeld. In diesem soll unter Kaiser Karl dem Großen ein Heer, das im Uebermuthe seine Waffen gegen den Himmel abgeschossen habe, sammt dem Anführer in die Erde versunken sein. Alle sieben Jahre sieht man das Heer auf dem Ochsenfelde Nachts sich in Waffen üben. Ein Bäckermädchen aus Ruffach trug einst einen Korb voll weißes Brot über das Ochsenfeld, um es im nächsten Dorfe zu verkaufen. Da redete ein Soldat auf einem Schimmel sie an und hieß sie ihm folgen, wo man ihr das Brot gleich alles abkaufen werde. Das Mädchen folgte ihm in einen unterirdischen Gang und kam zu einem großen Heerlager, wo alle Soldaten lange Bärte hatten und fest schliefen. Hier kaufte man dem Mädchen das Brot ab, bezahlte es reichlich und hieß es jeden Tag auf dieselbe Weise hinkommen. Das geschah mehrere Jahre, so daß der Bäcker ein reicher Mann wurde. Es hörte auf, als das Kind erkrankte, denn einer der Brüder, obwohl es ihm den Weg genau beschrieb, konnte keine Thüre finden, als er an den Platz kam. (Meier.)

Digitized by Google

(998.) In Mähren ist der Aufenthaltsort der schlafenden Helden der Berg Radhost, unweit des Molkenkurortes Raznau. Ein Hirt fand in einem Saale viele als Feldherren gekleidete Männer schlafen. Der Oberste saß am Tische und sein Bart ging in mehreren Windungen um den Tisch herum. Auch hier fragten Erwachende, ob es Zeit sei. Sie nannten sich das „Gojmagoj-Regiment" (Gog und Magog!), welches die Erde vor sehr langer Zeit verschlungen habe. Ist des Oberfeldherrn Bart so lang, daß er dreimal um den Bergesabhang geht, so kommen sie heraus. Drei schwarzgekleidete Männer, welche ein Hirt oft bewirthet hatte, führten diesen einst hinein, wo er schöne grüne Wiesen, ein hütendes Ungeheuer und einen Saal sah, wo sie seine Tasche mit den herabhängenden Fransen füllten, die draußen Gold und Silber waren. Beim Abschiede nannten sie sich ihm „Schwarzkünstler aus Paris in Frankreich", setzten sich auf ihre Mäntel und wurden darauf fortgetragen. Letzteres ist die Sage der „Venetier". Dreien Hirten, die später hinein geriethen, löschte ein großer auffliegender Hahn mit seinem Flügelwehen die Lichter. (Vernaleken, Mythen und Bräuche.) Ein anderer Sitz ist der Berg Buchlau bei Buchlowiz in Mähren.

(999.) Früher wohnten im Dorfe Schwierenz auf Jasmund (Insel Rügen) Bauern. Nun ist das Dorf verschwunden und es stehen nur noch einige Kathen dort. Eines Morgens vor Sonnenaufgang wollte ein Bauer von dort Hafer nach Bergen zum Verkaufe fahren, und als er in den Weg kam, der von Stubbenkammer nach Nipmerow führt, stand da ein Mann, der fragte, ob er ihm seinen Hafer nicht verkaufen wolle. Der Bauer geht auf den Handel ein und muß dem Fremden folgen. Der führt ihn, so dünkt es dem Bauer, nach dem „Borgwall"; sie gelangen über Zugbrücken und durch Thore vor ein großes Gebäude. Da werden die Pferde abgeschirrt, der Hafer abgeladen und der Bauer von seinem Führer in einen Saal geleitet. Da sieht er viele bewaffnete Männer an langen Tischen sitzen, die haben alle das Haupt auf den Arm gestützt und schlafen. Bei seinem Eintritte erwachen sie und fragen, was es Neues in der Welt gebe. Er antwortet: Nichts Neues! und da schlafen sie wieder weiter. Dann führt ihn der Mann in ein zweites Gemach, da stehen an Krippen viele Pferde und bei jedem ein gerüsteter Mann, aber den Arm auf das Pferd gelegt und schlafend. Auch hier Erwachen, gleiche Frage und Antwort und fortgesetzter Schlaf. Der Bauer wird wieder aus dem Schlosse geführt, wird bezahlt und fährt ab; es ist draußen noch finster, aber als er an die Helle kommt, geht — die Sonne eben unter. (R. Baier, Sagen von der Insel Rügen, Wolfs Zeitschrift f. d. Myth. II. Bd. 1854. S. 146.)

(1000.) Die nordische Eddasage vom Götterwächter Heimdallr, der an der Götterbücke wacht und wenn die Feuergeister am Ende der Tage heranrücken, mächtig in sein Gjallar- (Rufhorn) stößt, um die Asen zu warnen, und

Digitized by Google

dann im letzten Kampfe umkommt, hat sich im Volke mehrfach erhalten. Ihr Held ist z. B. Karls des Großen treuer Genosse Ruotland, Roland, der im Heimzuge aus Spanien, die Nachhut führend, im Gebirge von den Basken überfallen, in sein Horn stößt, daß es der vorangezogene Kaiser vernimmt, der ihm aber nicht mehr zu Hilfe kommen kann. Ein weiterer Held derselben Sage ist in den verschiedensten Variationen auf mehreren Alpen der Schweiz ein Hirte, der die Feinde kommen sieht, in's Alphorn bläst, um seine Landsleute aufzurufen, sich die Brust zersprengt und todt hinfällt, aber seinen Zweck im Tode erreicht. Es ist dasselbe, wenn der Graf Rudolf von Sargans-Werdenberg, Miterbe des letzten Freiherrn von Vaz, wodurch er Ortenstein, Vaz, Schams und Rheinwald erhielt, im J. 1352 die Herrschaft Belmont überfallen will und ein Hirte auf einer der Felsenwände des Flimsersteines dies gewahr werdend, in sein Alphorn stößt, bis er sieht, daß die Thalleute das Thor der bedrohten Burg schließen, worauf er verblutend stirbt. Die rothen Blutstreifen in der Felswand gelten als Denkzeichen seines Heldentodes. (G. Theobald, das Bündner Oberland.)

(1001.) Von der Ulfiswiese bei Innsbruck sagt das Volk: wenn die Kirschbäume zu beiden Seiten der Straße so stark herangewachsen sind, daß man Rosse daran festbinden kann, dann wird daselbst auf der langen Wiese, mit den Schweizern, heißt es gewöhnlich, eine große Schlacht geliefert werden. Diese sollen einst die Kirche bei der Volderer Brücke unterhalb Hall und die schöne Pfarrkirche in Meran in Pferdeställe verwandeln.

Im tiefern Unterinnthale wird zuweilen von den Schweizern „mit gefrorenen Schuhen" gesprochen, die einst in Tirol einbrechen werden. In Leukenthal sagt man, das werde geschehen, sobald die Glocken in St. Johann in beiden Thürmen die Stunden schlagen werden. Auch in Waidring lebt die Sage vom Einbruche der Schweizer.

Bei Hall hört man, es werden aus jener Schlacht so wenige Schweizer lebend kommen, daß sie sich bei der Volderer Brücke unter einer Linde oder nach Anderen unter einem Hollunderstrauche versammeln werden. Der kleine Rest flüchtet sich auf das Walserfeld bei Salzburg, wo es jedoch nicht lange dauert. Dann höre man auf der Innbrücke den Schweizerstier brüllen. (Zingerle. Vernaleken.)

(1002.) In Kastelrut heißt es, wenn das Kirschbäumlein auf der Seiser Alm blüht und in Kastelrut eine noch nicht ausgebaute Kirche einstürzt, werden die Türken kommen, und dann werde so lange geschlagen, bis die Männerwelt so gelichtet ist, daß sich zehn Jungfern um einen Mann raufen. (Zingerle.)

Wo der Weg von Huchenfeld nach Pforzheim geht, hört man oft Nachts ein Getöse in der verfallenen Burg Krähenеck bei Weisenstein, wie von einer Schlacht. Den Burgherrn hat man dort manchmal auf seinem Schimmel reiten und sein Pferd auf den Wiesen an der Nagold grasen gesehen. (Meier.)

Digitized by Google

Stirbt der Dornbusch, der auf dem aargauischen Birrfelde steht, so wird dort eine Schlacht geschehen, deren Blut die Mühle zu Müllingen drei Tage lang treiben und den Rossen bis über die Fässel gehen wird. Ein 16jähriger Jüngling wird der Held sein. (Rochholz.)

(1003.) Auf dem Emmenfelde wird eine solche Schlacht geschlagen werden, daß die Pferde bis an's Gefieser im Blute stehen. Die alten Männer und elfjährigen Knaben, lauter Landvolk aus den Schneebergen, werden den Feind gänzlich außer Land und bis auf das Ochsenfeld jagen, wo das letzte Treffen sein und die Schweizer siegen werden. Ein Sechszehnjähriger, der auf dem Emmenfelde unter einer Linde geboren worden, wird die Siegesfahne in Mitte des Schlachtfeldes aufstecken. Die Sieger werden einander fragen, ob sie in einem oder zwei Wirthshäusern einkehren wollen, sie werden aber in einem einzigen Platz genug finden. (Kas. Pfyffer Luz. Gesch. II. 213.)

In der Weissagung des sogenannten Thomas Vandeler (in der Fontanen im Entlebuch) steht das Ausführliche von der Schlacht auf dem Emmermoos oder Emmerfelde, in welcher der Feind durch „die 16jährigen Knaben und alten Männer" bis auf das Ochsenfeld getrieben wird, wo die letzte Schlacht sein wird und dann glückliche, friedliche Zeit. (Lütolf.)

(1004.) Auf dem Breitfelde bei Goßau (Kanton St. Gallen), einer großen ebenen und daher öfters zu militärischen Uebungen benutzten Fläche, sollen nach einer in früheren Zeiten schon dort abgehaltenen Schlacht*) mehrere eiserne Stangen und ein grünes Bäumchen in die Erde vergraben worden sein. Letzteres habe zwar bald wieder ausgeschlagen und immer neue Schößlinge getrieben, trotzdem diese stets wieder abgehauen wurden. Wenn ein solcher aber einmal die Größe erreichen werde, daß ein Offizier unter ihm aufrecht stehen könne, und auch jene eisernen Stangen durch die Pflugschar an's Tageslicht kommen werden, was zu gleicher Zeit geschehen soll, so werde auf jener Fläche abermals, diesmal jedoch eine so blutige Schlacht geschlagen, daß der Müller in der nahen Kräzeren-Mühle seinen Weizen werde mit Blut mahlen können. Während derselben wird ein beim erstern obengenannten Gefecht entstandener Riß in der Mauer der nahen Kapelle im Bild von selbst sich wieder schließen, und das über den Sitteren halb in der Luft hängende Häuschen zum Drachenloche bei St. Josephen in die Fluthen derselben stürzen. Dies Alles wird ein Zeichen der beginnenden letzten Zeiten, sowie des Kommens des Antichrists sein, bei dessen Geburt alle Blumen Blut schwitzen werden. Seine Mutter wird eine Hure in Babylon und er wieder nach sieben Jahren das erste männliche Kind sein, das geboren wird. (J. A. Ruggle.)

---

*) Es kann darunter keine andere als die im Jahre 1209 zwischen dem Abt Ulrich VI. von St. Gallen und dem Bischof von Konstanz gelieferte Schlacht verstanden werden, welche zum Nachtheil des Erstern endete.

Digitized by Google

(1005.) Unweit der alten Burg Leuchtenberg in der Oberpfalz steht ein einsamer hohler Baum, eine Steinlinde bei einem kleinen Teiche, Tag und Nacht, Sommers und Winters von kaltem Wind umweht. Er heißt „der kalte Baum". Gepflanzt hat ihn Sibylla Weis, welche von ihm aussagte: wenn einst sein Ast stark genug sein wird, einen geharnischten Reiter sammt dem Rosse zu tragen, werden die Feinde aus Ost und West in zahllosen Heersäulen hier sich eine Schlacht liefern und bis Mitternacht würgen, bis das Blut die Mühle im Thale bei Lind treiben wird. Davon heißt er auch der Schlachtenbaum. Die Rosse der Türken werden den Boden decken so weit das Auge reicht und eine Pest verbreiten, daß alles Volk und Vieh fällt. Zuletzt wird ein Hirt aus weiter Ferne heranziehen, in dem Baume wohnen und mit seiner Nachkommenschaft in seligem Frieden und Wohlstande das öde Land wieder bevölkern. (Schönwerth.)

(1006.) Im Pfrentsch- oder Frentschweiher ist ein großer Fisch, uralt und ganz mit Moose überwachsen, um den Hals ein golden Band mit geheimnißvollen Zeichen, im Munde ein Goldring und ein Goldschlüssel. Beide gehören der „Frau Edd", die auf dem nahen böhmischen Frauen- oder Pfraunberge wohnt, wo mitten im Felsen ein großer Edelstein zu Tage geht. Oeffnet sie mit dem Schlüssel das Thor, so kommt der Kaiser heraus zur „Schlacht am kalten Baume". Den Fisch hat man oft gefangen, er aber jedesmal das Netz zerrissen. (Schönwerth.)

3. Sagen von entrückten und wiederkehrenden Helden.

(1007.) In Irland steigt alljährlich der alte O'Donoghue am 1. Mai auf milchweißem Pferde aus seinem See, sein Reich zu besuchen. In einer Augustnacht zeigt sich ein Graf von Kildare auf prächtigem Streitrosse und mustert seine todten Krieger. (Elfenmärchen 192. 193.)

(1008.) In dem weißen Berge bei Prag, wo der Winterkönig geschlagen wurde, soll König Wenzel mit einer großen Schaar seiner Ritter verborgen sein und schlafen. Er sitzt auf einem weißen Pferde und hält die Lanze in der Hand Einmal wird Böhmen so verheert sein, daß alle Menschen, die übrig geblieben sind, unter die Leinwand eines Frachtwagens gehen. Und wenn dieser Fuhrmann an der Stelle vorüberfahren wird, wo jetzt der Prager Ring ist, wird er mit der Peitsche knallen und sagen: Hier stand Prag! Dann wird der heil. Wenzel hervorkommen und eine große Schlacht geschlagen werden. (Grohmann, Böhmen. S. 24.)

(1009.) Am Berge Sebin bei Jicin soll Feldherr Schwejda in einer Schlacht einmal seinen Stiefel verloren haben. Dieser Stiefel soll sich gegenwärtig im Innern des Berges befinden. Zur Zeit, wo der Berg grün werden wird, wird der Feldherr seinen Stiefel hier suchen, eine große Schaar von Reitern auf weißen Schimmeln wird erscheinen und ein großer Krieg losbrechen.

Digitized by Google

Ob der Stiefel des Feldherrn an den Schuh des Aſen Widar erinnert, in welchem er im Götterkampfe gegen den Wolf auftritt? (Ebendaſ. S. 62.)

(1010.) Sieben chriſtliche Jünglinge von Epheſus verſteckten ſich in der Verfolgung unter Decius in eine Höhle und wurden am 27. Juli darin eingemauert. Sie ſchliefen dort 180 oder 196 Jahre und kamen, als man im 5. Jahrhundert dort Steine brach und die Sonne hineinſchien, hervor, ſtaunend, als ſie das Land voll Kreuze und Kirchen fanden und angeſtaunt ob ihrer alten Tracht. Als ſie den Hergang inne wurden, ſchliefen ſie wieder ein. Greg. Turon. de gloria martyrum I. 95. Im Jahre 1065 ſollen ſie ſich im Schlafe umgewendet haben, was die bevorſtehende Eroberung Englands durch die Normanen und Anderes angedeutet habe. (Menzel, chriſtl. Symb. II. 324.)

(1011.) In Niederſachſen erzählt man, der wilde Ritter Tils habe ſo leidenſchaftlich am Waidwerke gehangen, daß er ſich am Chriſtſonntage vermaß, heute müſſe er ein Wild erlegen, und ſollte ſeine Burg drüber untergehen. Abends krähte der Hahn,*) die Burg werde wirklich verſinken, und ſie verſank mit Allem, was darin war. In der Tiefe des Sees ſitzt der Ritter vor einem Steintiſche, alt und grau, der weiße Bart durch den Tiſch gewachſen. (Grimm.)

(1012.) Auf der Alp Niederbauen bei Emmetten in Unterwalden ſind die Höllenlöcher, zwei tief in den Berg hinabreichende und ſich verlierende Schlünde. Ein Uebelthäter, zum Tode verurtheilt, ſei einſt unter Verheißung, ihm das Leben zu ſchenken, hineingeſchickt worden. Er kam auf ein weites Feld, darauf ein Haus ſtand, und betrat dieſes. An einem Tiſche ſaßen drei ſchlafende Männer, deren einer das Haupt erhob und den Eintretenden fragte, welche Zeit es jetzt ſei. Dann zeigte er ihm eine große Anzahl am Boden liegender Soldaten in Unterwaldner Tracht und Farbe und ſagte, ſie warten hier bis zu einer beſtimmten Friſt, wo ſie erwachen, beim rothen Thurm (Schwiz) ſichtbar werden, den Feind angreifen und ihn drängen werden bis auf's Emmenfeld bei Luzern, von da bis gegen den Hauenſtein und auf den St. Jakobsplatz. (Lütolf.)

Nach anderer Sage ſchlummern die drei Tellen im ſogenannten Domini-Loche am Pilatus, oder im Unterwaldner Giswilerſtocke oder unfern von Flüelen in Uri. An beiden letzteren Orten fanden Ziegenhirten dieſelben. Die Frage nach der Zeit iſt dieſelbe, und darauf die Aeußerung: „Es iſt noch viel zu früh!" worauf der Fragende wieder einſchläft. (Derſ.)

(1013.) Wenn man auf dem Fahrenberge ſteht, erblickt man einen Theil des Fichtelgebirges mit ſeinen Zwerglöchern, Hankerlgruben, ſeinem Razenſtein und Dußberg, ſeiner Sibylle, die auf dem Schneeberge in einer Höhle

*) Siehe die Hähne der Edda, oben S. 130.

Digitized by Google

wohnte, seinem Fichtelsee, dessen Wasser nach Donau, Rhein und Elbe abfließt. Da hauſt im Berg ein König; er ſitzt auf einem Stuhle vor einem ſteinernen Tiſche, um den ſein Bart ſchon zweimal gewachſen iſt; ſeine Füße ruhen auf einem Hunde, während ein zweiter vor der Thüre Wache hält. Dem Könige dient ein Knappe, ſie trinken aus einem Fäßchen, jeder mit eigenem Humpen, und es wird nie leer. Auf dem Fäßchen ſitzt ein Vogel, der fliegt um den Berg, ſo oft ſeines Herrn Bart um den Tiſch gewachſen iſt, und bringt dieſem Nachricht, wie es draußen in der Welt ſteht. Mit ihm lebt im Berge ein großes Heer, das er oft in Waffen übt. Damit man den Lärm draußen nicht höre, entſteht jedesmal ein arges Donnerwetter. Geht der Bart dreimal (in anderen Sagen neunmal) um den Tiſch, dann iſt der Wein alle und bricht der König (in anderer Sage der deutſche Kaiſer, der aus der Oberpfalz aufſteht, nach Anderen Kaiſer Karl, oder Prinz Karl, ja König Salomo) auf mit ſeinen Schaaren aus dem Berge zum letzten Streite. (Schönwerth.)

(1014.) Nordöſtlich vom Markte Launiowiz (etwa 4 Meilen vom Tabor) liegt der Berg Blanik. In ihm ſchlafen Helden, bis ſie einſt, wenn Böhmen große Gefahr droht, herauskommen. Nach einigen ſind es die von den Taboriten Erſchlagenen. Ihr Anführer heißt Meinhart. Am Johannistage öffnet ſich der Berg, die Reiter reiten heraus, tränken ihre Roſſe und üben ſich in Waffen. Ein Hirt kam einſt hinein und ſah geharniſchte Männer im Kreiſe auf ſteinernen Bänken ſchlafen. Sie erhoben ſich und fragten, ob es Zeit ſei zum Aufbruche. Meinhart antwortete: „Noch iſt es nicht Zeit, daß wir Böhmens Feinde vertilgen!“ Da verſanken ſie Alle wieder in Schlaf und der Hirt fand beim Heraustreten, daß er ein ganzes Jahr lang fortgeweſen ſei. Oft hört man Lärm und Waffenklirren im Blanik. Aus dem Berge fließt eine Quelle, deren Farbe und Geruch der Miſtjauche gleichen; das rühre von den der Reihe nach an der Felſenwand geſattelt ſtehenden Pferden. Nach Einigen ſchlafen die Ritter ſchon zu Pferde, ihr Kopf auf des Pferdes Halſe ruhend. In Mitte der Halle, erhöht, ſchläft Meinhart. Auch ein Nagelſchmied kam einſt hinein und tauſchte einen Sack voll Nägel gegen Auskehricht, welcher ſich draußen als reines Gold wies. Ein Knecht, der ihnen den Platz reinigte, wo die Pferde ſtehen, erhielt den Miſt, der ebenfalls Gold war. Ein Schmied, der eingeladen wurde, die Pferde zu beſchlagen, ſtieß gegen die Warnung an den am Roſſe ſitzenden Ritter, der ſogleich erwachte und fragte, ob es Zeit ſei. Der wachende Ritter verneinte das und drohte dem Schmiede. Als Lohn bekam er die alten Hufeiſen; ſie waren Gold. Auch er war ein Jahr abweſend geweſen.

Schrecklicher Krieg wird ausbrechen und die Bewohner von den Feinden ſo zuſammenſchmelzen, daß alle Böhmen auf einem Fuhrmannswagen Raum finden. Dann, wenn der trockenliegende Teich beim Blanik mit Blut gefüllt ſein wird und die dürren Bäume am Blanizflüßchen Blüthen treiben,

Digitized by Google

wird sich der Blanik öffnen und die heilige Schaar mit dem Herzoge Wenzel, der, auf einem Schimmel reitend, die Reichsfahne trägt, hervorkommen, die Feinde aus dem Lande treiben und zum ewigen Frieden heimkehren, wo die noch lebenden Böhmen ein neues Volk gründen, das herrliche Zeiten erleben soll.

Im mittlern Theile Böhmens schlafen die Ritter im Berge Rip (Georgsberge) im Prager Kreise. (Vernaleken, Mythen und Bräuche.)

(1015.) Artus, der entschwundene König, dessen Wiederkehr die Briten glauben; soll (wie er an der Spitze des nächtlichen Heeres zieht) in einem Berge mit seinen Genossen hausen. Felicia, Sibyllen Tochter und Juno die Göttin leben in seiner Gesellschaft; dem ganzen Heer gebricht es nicht an Speise und Trank, Rossen und Kleidern. (Grimm, D. M. 2. Aufl. S. 912.)

(1016.) In einem Gewölbe bei Kronburg in Dänemark sitzen um einen Steintisch gepanzerte Männer, niedergebogen, die Häupter auf den gekreuzten Armen ruhend. Als Holger Danske, der am Ende des Tisches saß, sein Haupt erhob, brach der Tisch zusammen, in den sein Bart gewachsen war, und er sagte: Wir kehren zurück, wenn nicht mehr Männer in Dänemark sein werden, als ihrer Raum auf einer Tonne haben. (Grimm, a. a. O. S. 913.)

Oft führt der Verwünschte gar keinen Namen. In der Höhle des Wollbergs fand der Schäfer vom Osterberg ein Männlein vor steinernem Tische sitzen, durch den sein Bart gewachsen war. Den Schäfer von Wernigerode geleitete ein greiser Mann zu den Schätzen der Berghöhle. (Grimm, a. a. O)

Im Burgkeller von Salurn und im schlesischen Zobtenberg fand man drei Männer am Tische sitzen, die als verwünschte Uebelthäter dargestellt werden. (Ebend.)

Im alten Bergschlosse Geroldseck sollen Sigfrid und andere Helden wohnen und dem deutschen Volke, wenn es in höchster Noth sein wird, daraus erscheinen. (Ebend. S. 906 und Sagen 21.)

(1017.) Bei der Nortorfer Kirche im Schleswig'schen wächst ein Hollunderbusch an der Mauer, von dem die Sage geht, daß wenn er so hoch wird, daß man ein Pferd unter ihm anbinden kann, ein allgemeiner Krieg entstände. Es wird da ein weißer König sein, der alle anderen Könige besiegt. Er wird sein Pferd an den Hollunder binden und das Blut auf dem Wahlplatz wird bis an die Knöchel reichen. Zur Zeit der napoleonischen Kriege war dieser Hollunder schon so hoch, daß er an das Kirchendach reichte, und man sah da in der Nacht wunderbare Erscheinungen in der Luft, namentlich zwei Heere. Da im Jahre 1813 wirklich die Feinde kamen und bei Nortorf ein Gefecht vorfiel, glaubte man, daß die Prophezeiung erfüllt werde, besonders da der König von Dänemark weißes Haar hatte. Als die Feinde von dem

Digitized by Google

Hollunder hörten, fällten sie ihn so, daß er nun lange zu wachsen hat, bis er seine frühere Höhe erreicht. Auch bei Schneefeld steht ein Hollunder, von dem eine ähnliche Sage geht. Ebenso steht an der Kirche bei Süderhastede ein Hollunder, zu dem man in der Nacht oft einen König auf einem Grauschimmel reiten sah. Dieser König war es, der den Ditmarschen ihre Freiheit nahm, und auf dem Ditmarscher Haideviert wird einst eine große Schlacht stattfinden. (Müllenhoff 378 ff.)

(1018.) Auf dem Kiffhäuser in Thüringen schläft Friedrich Rothbart*); er sitzt am runden Steintisch, den Kopf in der Hand haltend, nickend, mit den Augen zwinkernd; sein Bart wächst um den Tisch und hat schon zweimal dessen Windung umschlossen; wenn er das dritte Mal herumgewachsen sein wird, erfolgt des Königs Aufwachen. Bei seinem Hervorkommen wird er seinen Schild hängen an einen dürren Baum, davon wird der Baum grünen**) und eine bessere Zeit werden. Doch Einige haben ihn auch wachend gesehen; einen Schäfer, der ein ihm wohlgefälliges Lied gepfiffen, fragte Friedrich: „Fliegen die Raben noch um den Berg?" und als der Schäfer bejahte, „so muß ich hundert Jahre länger schlafen."***) Der Schäfer wurde in des Königs Rüstkammer geführt und bekam den Fuß eines Handfasses geschenkt, den der Goldschmied für echtes Gold erkannte. (Ebend. S. 906—908 und Sagen 23. 296).†) Eine Sage bei Nork (Myth. der Volkssagen S. 216) versetzte den Kaiser Otto††) an die Stelle Friedrichs in den Kiffhäuser und läßt ihn Nachts hervorkommen und mit seinen Rittern Kegel schieben.

---

*) Wohl nicht mit Unrecht leitet Grimm (a. a. O. S. 910. 912) den rothen Bart des Kaisers von Thor ab, von dem natürlich Dasselbe gesagt werden konnte, was von Odin.

**) Natürlich, vom Strahl der wiedererwachenden Sonne.

***) Das heißt, wenn die Zeit noch nicht da ist für den Wiederaufgang, wenn die Vögel der Nacht, die Raben, noch fliegen, so muß die Sonne noch länger harren.

†) „Die Kiffhäusersage", Vortrag von Dr. Georg Voigt, Professor der Geschichte in Leipzig (Leipzig 1871), führt aus, daß nicht Friedrich I., sondern sein Enkel Friedrich II. zur Kiffhäusersage Veranlassung gegeben, daß aber die Sagen vom Fortleben und Wiedererscheinen eines Kaisers überhaupt keinen individuellen Ursprung haben, sondern in einer Idee begründet sind. Sucht und findet der Historiker dieselbe in der politisch-nationalen Idee der Einheit Deutschlands, welche sich in einem Kaiser als Retter aus der Noth verkörperte, so darf dagegen der Mythолog noch weiter zurückgehen und in der Natur suchen, was, verglichen mit dem ganzen großen Sagengebäude, so deutlich auf dieselbe hinweist.

††) Im Namen Otto liegt vielleicht eine Erinnerung an Odin.

Digitized by Google

(1019.) Nach Anderen sitzt Friedrich in einer Felsenhöhle bei Kaiserslautern oder zu Trifels bei Anweiler oder im Untersberg (auch Wundersberg) bei Salzburg (wo aber Einige Karl den Großen oder Karl V. hausen lassen) und das Wachsen des Bartes um den Tisch wird ebenso erzählt. Hat der Bart zum dritten Male die letzte Tischecke erreicht, so tritt das Weltende ein; auf dem Walserfeld erfolgt eine blutige Schlacht, der Antichrist erscheint, die Engelposaunen ertönen und der jüngste Tag ist angebrochen. Das Walserfeld hat einen dürren Baum (Birnbaum), der schon dreimal umgehauen wurde, seine Wurzel schlug immer aus, daß ein neuer vollkommener Baum daraus erwuchs. Wann er wieder beginnt zu grünen, dann naht die schreckliche Schlacht, und wann er Früchte trägt, wird sie anheben. Friedrich hängt dann seinen Schild an den Baum, Alles wird hinzulaufen und ein solches Blutbad sein, daß den Kriegern das Blut in die Schuhe rinnt; da werden die bösen von den guten Menschen erschlagen. (Grimm, a. a. O. S. 908 und Sagen 24. 28.)

(1020.) Wenn vom Rothhorn und der Engisfluh her in's Luzernergäu zu gewissen Zeiten ein dumpfes, Kanonenschüssen ähnliches Donnern (um Dietwil heißt's „Rothhornschießen", um Escholzmatt „Gurniglen") hinauskommt, sagen die Dietwiler: Prinz Karli (der aus den Neunziger-Jahren noch immer bekannte Gegner Napoleons, Erzherzog Karl) exerzire im Berge mit seiner Armee und werde, sobald der Antichrist erscheine, herauskommen und ihn schlagen. (Lütolf.)

(1021.) In Franken, in der Nähe von Ansbach, liegt der Landsberg. Er ist hohl und Kaiser Karl der Große ist mit seinem ganzen Heere in ihn eingezogen. Dort führt der Kaiser ein unterirdisches Leben. Alle sieben Tage öffnet sich der Berg. Wer dann eine wunderbare Schlüsselblume hat, kann frei hineingehen. Vor vielen Jahren ging ein junger Mensch in den Berg. Er traf daselbst ein unendliches Volk an und am Ende einer Tafel sah er den Kaiser Karl selbst in aller Herrlichkeit. Der Jüngling aber konnte den Anblick nicht ertragen, es wurde ihm angst, und als er draußen wieder aufathmete, war alle Spur der Oeffnung verschwunden. (Pröhle, deutsche Sagen S. 234.)

(1022.) Unweit dem Gudensberg in Niederhessen liegt der Odenberg. Dort wohnt nach dem Volksglauben in Hessen Kaiser Karl V. mit seinen berühmten (in Hessen so gefürchteten) Soldaten, und wie die Schwäbin ihrem Kinde mit der „eisernen Berchta", so droht die Hessin mit „dem Quinte" oder „Karle Quintes". Früher (Pertz I. 150. 348) hieß es, Karl der Große sei, siegreich nach Einigen, nach Zerstörung der Irminsul, fliehend nach Anderen aus Westfalen, „vom Morgen her", gezogen. Seine Krieger schmachteten vor Durst, der Kaiser saß auf schneeweißem Schimmel und dieser schlug mit seinem Huf einen Stein vom Felsen, aus dem sogleich der „Glisborn" sprudelte, so daß das ganze Heer sich satt trinken konnte. Das Volk hält die

Digitized by Google

Quelle noch heute hoch und aus den umliegenden Dörfern waſchen die Weiber ihr Leinen hier. Der Stein mit dem Fußtritt iſt noch heute in die Gudensberger Kirchhofmauer eingeſetzt zu ſehen. Nachher ſchlug Karl am Fuße des Odenberg eine große Schlacht, deren Blutfurchen noch ſichtbar ſind. Abends that ſich der Berg auf und nahm ihn und ſein Heer in ſeine Wände. Hier ruht er noch und hat verheißen, alle ſieben, oder alle hundert Jahre hervorzukommen. Iſt die Zeit da, ſo vernimmt man Waffen durch die Lüfte raſſeln, Pferdegewieher und Hufſchlag; der Zug geht an den Glisborn, wo man die Roſſe tränkt, vollbringt dann ſeine Runde und kehrt in den Berg zurück. Wer zufällig in den Berg gelangt, wird beſchenkt. (Grimm.) Wenn Saxo dieſen Zug vom Balder hat, ſo wird kein Zweifel ſein, daß hier ein Berg mit altem Odinscult vorliegt.

(1023.) Drei Muſikanten aus Sandersleben hatten zu einer Kindtaufe aufgeſpielt und gingen bei Nacht über den Kiffhäuſer heim. Da ſprachen ſie zu einander: „Laßt uns hineingehen in den Thurm und dem Kaiſer Otto Muſik machen!“ Sie gingen alſo in den Berg und trafen den Kaiſer Otto und ſein Geſinde beim Boſſeln oder Kegelſchieben. Als ſie geſpielt hatten, erhielt der Eine zum Lohne einen Stein, der Andere einen halben Kegel und der Dritte eine halbe Boſſelkugel. Die erſten Zwei warfen ſogleich den Stein und den halben Kegel fort, der Dritte behielt ſeine halbe Boſſelkugel. Als ſie aus dem Berge kamen, verwunderten ſie ſich gar ſehr, denn die Sonne ſchien hell am Himmel und ſie vermeinten doch nicht, daß es ſchon Tag ſein könne. Als ſie nach Sandersleben heimkehrten, waren dort andere Menſchen, als die ſie gekannt hatten, und ſie waren viele, viele Jahre fort geweſen. Die halbe Boſſelkugel aber, die der eine Muſikant aufgehoben hatte, war eitel Gold geworden.

Muſikanten hatten am Sonntage in einem Dorfe am Kiffhäuſer geſpielt. Erſt am Montag Morgen in der Frühe kehrten ſie heim. Sie kamen am Kiffhäuſer vorbei. Da ſprach der Eine: „Wir wollen dem Kaiſer Otto ein Ständchen machen!“ Die Anderen meinten, daß ſie genug gearbeitet hätten, er aber ließ nicht nach. Sie bliefen alſo vier Stück, wie ſich's gehört, und nun trat einer von des Kaiſers Bedienung heraus und hatte für jeden Muſikanten einen Knochen in der Hand. Er gab Jedem den ſeinen, machte ſeine Verbeugung und die Muſikanten gingen ihres Weges. Sie wunderten ſich, was ſie mit den Knochen ſollten, und warfen ſie fort. Nur der Eine, der ſie veranlaßt hatte, dem Kaiſer das Ständchen zu bringen, nahm ſeinen Knochen mit nach Hauſe, wo er ihn unter die Treppe warf. Des Nachmittags gingen die Muſikanten ſpazieren, als aber dieſer mit einem andern nach Hauſe kam, glänzte etwas unter der Treppe: der Knochen war zum allerfeinſten Golde geworden. Er ſchenkte, nachdem das Gold verkauft war, den vierten Theil Dem, der dabei geweſen war, als er nach Hauſe kam. Seinen eigenen Knochen konnte keiner der Muſikanten wieder finden. (Pröhle, deutſche Sagen S. 255.)

Digitized by Google

(1024.) Ein Schäfer blies vor dem Kiffhäuſer die Clarinette. Den fragte der Kaiſer Friedrich, ob die Raben noch um den Berg fliegen, und rechnete, wie viel hundert Jahre er noch ſitzen müſſe. Zwei andere Schäfer beſchloſſen einmal, Utchen (der Prinzeſſin des Kaiſers) einen Beſuch zu machen. Sie gingen alſo auf den Kiffhäuſer, da kam Utchen und brachte ſie in einen Gang, in dem ſtand ein Faß mit alten Hufeiſen. Sie gingen daran vorbei immer in dem Gange hin und kamen in des Kaiſers Marſtall. Da ſahen ſie des Kaiſers Leibroß und andere Pferde an. Danach führte Utchen ſie zum Kaiſer ſelber. Da ſahen ſie auch des Kaiſers Leibknappen und den Vogel, der im Ringe ſchwebte und ihm anſagte, daß Beſuch da ſei. Nachdem ſie ſich eine Zeit lang an dem Anblicke all der Herrlichkeit erfreut hatten, traten ſie den Rückweg an. Utchen ermahnte ſie aber, daß ſie ja nichts mitnehmen oder auch nur anrühren ſollten auf dem Heimgange. Dahingegen reichte ſie ihnen ein grünes Sträußchen, das ſteckte der Eine an ſeinen Hut, wie Schäfer thun, der Andere warf es fort. Als ſie wieder an das Faß mit alten Hufeiſen kamen, nahm dieſer ein halbes Hufeiſen, ſteckte es zu ſich und ging zuletzt aus der Thür. Die Thür aber ſchlug ihm den Hacken vom Fuße ab. Der andere Schäfer mußte ihn aufhucken und wegen des geringen Diebſtahls als einen Krüppel zu ſeiner Heerde bringen. Er ſelbſt aber, weil er ſeine Begierde gezähmt hatte, fand das grüne Sträußchen von der Prinzeſſin in Gold verwandelt und konnte es für tauſend Thaler verkaufen. (Ebendaſ. S. 266.)

(1025) In Holſtein (ſagt die holſteiniſche Sage) ſteht eine Eſche, die jede Neujahrsnacht ein weißer Reiter auf weißem Roſſe abſchneidet, was ein ſchwarzer auf ſchwarzem Roſſe jedesmal hindern will; er wird aber immer verdrängt. Einſt jedoch wird der Schwarze Meiſter, die Eſche wächſt auf, und iſt ſie ſo groß, daß ein Pferd darunter angebunden werden kann, ſo wird der König mit großen Schaaren kommen und eine entſetzlich lange Schlacht anheben, wodurch er mächtiger werden wird als je. (Grimm.)

(1026.) Unweit Salzburg iſt der Paß „am hangenden Stein". Der Angeſtellte dabei wurde zur Zeit des Franzoſenkrieges tief Nachts aus dem Schlafe geweckt und ſah ein Zwergmännchen am Fenſter ſtehen, welches ihn bat, die Gitter zu öffnen. Hinter ihm erblickte er eine unüberſehbare Menge ähnlicher Geſtalten. Als er geöffnet, begann der Durchmarſch; voran Junge wohl in einer Fronte von zehn, dann Männer, alle nach alter Art gekleidet und bewaffnet; dann Greiſe, der Kleidung nach Richter oder Räthe, worauf der Zug wie er begonnen ſich ſchloß. Das bedeute Krieg, hieß es, als man es erfuhr, wie immer, wenn die „Untersbergsmandeln" ſich in Waffen zeigen. (Vernaleken.)

(1027.) In der Königskeul auf der Bergkron (weil nach der Sage dort ein König ſei gekrönt worden), nahe bei Trittenheim, iſt ein deutſcher König mit ſeinem Heere verſunken. Dort ſitzt er an einem Tiſche aus rothem

Digitized by Google

Sandsteine und schläft. Ist sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen, dann steht er mit dem Heere wieder auf, kommt bei Neumagen am Zweibäckerhofe wieder heraus und schlägt die Türken. Ist das geschehen, so kommt der Antichrist und die Welt geht unter. (Moselsagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 189.)

(1028.) Der Antichrist wird nach Einigen von einem alten Weibe geboren, nach Anderen entsteht aus einem Ei, das ein 7jähriger Hahn in einen Moorgrund legt, ein Lindwurm oder Drache. Dieser hält sich erst in Klüften und Kellern auf, kommt dann wüthend unter einer Haselstaude hervor, verwüstet Dörfer und Städte und vergiftet Thiere und Menschen. Endlich betet ihn ein Mädchen an, um Schonung zu erlangen. Da verwandelt er sich in einen bildschönen Jüngling, dem kein Mädchen widerstehen kann und den alle Männer fürchten, weshalb sie sich zu ihm gesellen. Mit großem, sich immerfort mehrendem Anhange zieht er von Land zu Lande und fordert endlich, sie sollen Gott abschwören. Wer es thut, wird sein Genosse, wer es weigert, wird gemartert, bis Elias mit unabsehbaren Engelschaaren kommt und den Ueberwundenen in's Meer wirft. (Vernaleken.)

(1029.) Der Antichrist wird von einer Schlange erzeugt. In jener Nacht fällt Feuer vom Himmel und unter Donner und Blitz wird er geboren. Von Gestalt ist er klein, mit rothen Haaren und schwarzen Augen, ein Mal auf der Stirne. Er gewinnt die Leute mit Gold und Ehrenstellen, da ihm alle Schätze der Erde offen stehen. Mit 30 Jahren fängt er an zu herrschen. Seinen Anhängern setzt er sein Mal auf die Stirne. Dann holt er den Elias aus dem Paradiese, wo er schläft unter einem Baum oder in einer Höhle bis zum Ende der Tage. Auch er hat rothe Haare. Er kommt auf einer dunkeln Wolke, unter Donner und Blitz, nackt, um die Hüften ein blutrothes Tuch, denn überall walten Galgen und Rad und des Teufels Mutter kommt auf einem zottigen schwarzen Geisbocke und holt die Verdammten ab. Mit Elias kommt Henoch. Elias sammelt die Katholischen unter einem Birnbaume. Es sind noch sieben oder neun. Der Antichrist läßt Elias und Henoch erschlagen und ihre Leichen drei Tage und Nächte grablos liegen, bis eine Stimme vom Himmel sie weckt und sie hinauf fahren. Er selbst steigt nun vor den Augen der Seinen gen Himmel, wo ihn jedoch aus einer Wolke der Erzengel Michael mit dem Blitze herunterwirft, so daß er in tausend Stücke fällt. Wo ein solches Stück die Erde berührt, brennt die Erde und geht unter. (Schönwerth.)

Vergl. Grimms Sagen 143 (die Männer im Zobtenberg) und 169 (der Rodensteiner) und Nork a. a. O. S. 213—225.

Digitized by Google

Anhang.

Die Heidenfeuer (Funken) unserer Voreltern.

Vom

Sammler der Sagen.

Die Feuer, die man noch hier und da in verschiedenen Gegenden zu gewissen Zeiten auf Anhöhen anzündet, brannten früher zur Ehre der Gottheit der Sonne.

Im alten Norden begann am 21. Februar der Hlyde- oder Reda-Monat, der Lenzanfang und war am 22. die Stuhlfeier Petri, der mit seinem Schlüssel, einer der s. g. „Wetterherren", den Himmel (den Frühling), eröffnet und wenn es donnert, „Unsere liebe Frau im Wagen spazieren führt". Dann am 24. St. Matthias, der nach der Sage seinen Vater erschlug, d. h. den Winter zerstört („St. Mathis bricht ds Is"). Der Sonntag um diese Zeit ist die „alte Fastnacht", der „Funkensonntag", la dimanche brandonner, dominica brandonum, auch durch Kämpfe, Buhurte gefeiert, la dimanche behordi, dies bohordicus. In Frankreich und Deutschland zündete man dem nahenden Frühlinge Freudenfeuer an, noch heute in der Ostschweiz und in rätischen Gegenden (am Wangserberge) die „Fastnachtsfeuer" Nachts auf weitschauenden Höhen, wo glühende Scheiben, oft unter Spottversen, in's Thal geschleudert werden. In Wil und Umgegend flammen am s. g. Funken- oder „Küechli (ersten Fasten-) Sonntag" noch heute auf allen Anhöhen zahlreiche Feuer und seit mehr als zweihundert Jahren war in den Rathsbüchern dort eine ständige Ausgabe von einigen Schillingen an die Schuljugend verzeichnet, um „am Gregoriustage (12. März) in der Thurau den üblichen Funken anzuzünden". (Sailer, Chronik von Wil, I. Abth. 1864, S. 16.) Auch im Aargau an der s. g. „Burefassnacht". Im Luzernischen geschah am Fastnachtsonntag dasselbe auf einem Hügel mit möglichst weiter Fernsicht, während die Jugend, Viele vermummt, mit Schallwerkzeugen, Schellen und Geißeln herumsprang, dann feurige Scheiter ergriff und damit Räder schwang. In Mitte des Feuers, auf einem Pfahl oder

Digitized by Google

einer Tanne war eine ſtroherne Hexe (der Winter), die dabei verbrannte. Im Hinterlande wickelte man Stroh und Gedörn um alte Räder, zündete es an und ließ das Rad bergab rollen. Sowie die Flamme es erlaubte, ſprang man über das Feuer. Ein Alter erzählte, das ſei nicht immer blos Scherz geweſen; es kamen auch die Alten dazu und die Nachbarn ſöhnten ſich dabei aus. In Unterwalden trieb man beim erſten Viehauslaſſen noch vor Kurzem das Vieh durch Feuer.

Im Kanton Freiburg hießen dieſe Feuer Brandons oder Zafeurus und trafen eine Tanne, mit Stroh umwunden und angezündet durch eine Ledige oder den Jüngſtvermälten. Dann folgte der Rundtanz um das Feuer, wobei die Burſche Fackeln und brennende Scheiter in der Luft ſchwangen. Das Ende war ein Trunk. In Franken zog man einen Pflug, darauf ein Feuer, bis es zuſammenbrannte, oder trug ein Rad mit Stroh auf einen Berg, wo es am Abend angezündet und in's Thal gerollt wurde. Schmeller erwähnt auch das „Scheibentreiben". Die Reformation ſuchte die Heidenſitte auszurotten. Im März 1536 erklärte der Prediger in Guggisberg Alle für Ketzer, die an ſolchem theilnehmen. Im Kanton Freiburg wurde der Brauch zu Anfang des laufenden Jahrhunderts unterdrückt.

Nachdem am 21. März, im Widderzeichen, der junge Sonnengott Freyr den Rieſen Beli mit einem Hirſchgeweih (das der Hirſch um dieſe Zeit ablegt) erſchlagen, begann am 23. (wo auch Attis, der Kybele Liebling, ſtarb) der Oſtarmond, und brannte man in Niederſachſen, Weſtfalen, Niederheſſen ſolche Feuer an. Kirchlich blieben ſie als Oſterfeuer, die in allen Städten, Flecken und Dörfern am Abend des erſten, zuweilen des dritten Oſtertages auf Bergen und Hügeln aus Stroh, Raſen und Holz unter Zulauf und Frohlocken des Volkes alljährlich angezündet wurden, an der Weſer durch ein auf einer ſtrohumwundenen Tanne befeſtigtes Theerfaß. Wer mochte, tanzte ſingend um die Flamme, ſchwenkte die Hüte, warf Tücher hinein. Später zog man mit weißen Stäben auf die Höhe, ſtimmte Oſterlieder an und ſchlug beim Halleluja die Stäbe zuſammen. Das galt früher der Göttin Oſtara. Noch brennt man bei katholiſchen Kirchen das „Oſterfeuer" an, deſſen Kohlen und Brände Gläubige aufbewahren, und in der Kirche brennt die armsdicke Oſterkerze. In

Digitized by Google

der Gegend von Freising, Erding und Abensberg verbrannte man am Ostersonntag Abends zwischen 9 und 10 Uhr, nach der Feier der Auferstehung, auf einer Anhöhe den aus Stroh verfertigten „Ostermann", wobei die jungen Bursche, nachdem sie um ihn herum einen Kreis von 2—300 Fuß mit Stäben gebildet und sich um denselben aufgestellt, einer im Kreise, nahe dem Ostermann, eine geweihte, in der Kirche angezündete Wachskerze in der Hand, auf ein Zeichen dreimal herum und dann rechts in den Kreis liefen, wo der Erste, der die Kerze erhaschte, den Ostermann anbrannte. Am Ostermontage sammelte man die Asche und streute sie auf die Felder, die man zugleich mit Palmzweigen besteckte, um sie gegen Schauer zu schützen. (Panzer.)

Im Ultenthale in Tirol ist es Sitte, gegen das Frühjahr hin, wenn die Saat aufgeht, auf steil („anlag") abfallenden Aeckern Reiser und Strohbüschel anzuzünden und sie dann brennend hinablaufen zu lassen. Das heißen sie „den Frühling wecken". (Alpenburg.)

Am 23. März war „Marien Verkündigung", da und dort Jahresanfang, in Bern trotz der Reformation noch heute gefeiert. In Tirol singt man:

Maria Verkündigung,
Die Schwalben kommen wiederum!

Im alten Rom war am Palilienfeste dasselbe Springen über die Flamme und das Treiben des Viehes durch dieselbe. Am Auffahrtstage wird von allen umliegenden Ortschaften die Spitze des Hörnliberges zahlreich bestiegen, Feuer angezündet, Lieder gesungen und von blumengeschmückten Mädchen im Freien Tänze aufgeführt. In Wil (wie in vielen Kirchen) stieg unter Priestergesängen ein Heilandsbild von seinem rings mit Blumen verzierten Gerüste vor den Augen des Volkes in den Himmel, d. h. in eine runde Oeffnung in der Kirchendecke. Kaum schloß sich die Oeffnung wieder, so stürzte die Jugend (und Aeltere) gierig auf das Gerüste, von welchem, wer immer konnte, einen Strauß erhaschte, um ihn heim zu nehmen, weil er Haus und Feld des Besitzers vor Blitz und Hagelschlag schirmte. (Sailer, Chronik von Wil.)

Digitized by Google

Am 23. April, nachdem am 22. der „Wunne- und Maimonat“ angefangen, feierten unsere Ahnen den starken Sonnengott Erk oder Herk, von dem der Dienstag (Tag des Ziu, daher schweizerisch Zistig, englisch Tuesday, d. h. Tintos, Teuts Tag), den Namen hat, mit dem Diminutiv Herkules. Dieser Drachentödter war so in Sage und Leben des Volkes verwachsen, daß man aus ihm einen Heiligen St. Jörg oder Georg bildete, den man in's 3. oder 4. Jahrhundert versetzte und der den Drachen erlegt und die Jungfrau, des Kaisers Tochter, befreit habe. Im würtembergischen Neidlingerthale zeigt man den Berg, wo der Held wohnte, er heißt noch Erkenberg. An den meisten (unzähligen) Orten, von Unterwalden bis Dänemark, heißt er bald Sigfrid (vom fränkischen Gleichnamigen im 5. und 7. Jahrhundert), bald einer von Winkelried, von Wurmlingen ꝛc. ꝛc.

Im schottischen Hochland entzündete man das „Nothfeuer“, um gewisse durch Zauber bewirkte Viehpresten zu vertreiben (need fire), und gälisch und irisch heißt der Erste im Mai là-beal-tein, Tag des Bealfeuers und das Feuer tin-egin, d. h. forced fire, Nothfeuer.

Wie Thors Hammer bei den Riesen wieder gewonnen wurde, feierte die Kirche am 3. Mai die Auffindung des hl. Kreuzes (Crucis inventio).

Am 21. im Juni feierte der Norden „Sumars Solhvörf“, die Sonnenwende, wo die Sonne wieder abwärts kehrt und Odins junger Sohn Balder stirbt.

Der „10.000 Ritter-Tag“ (22. Juni), Anfang unseres heidnischen Heumondes (Tag nach des Balder Tode und des Osiris Geburt), galt in manchen Gegenden als ein verworfener. Im Werdenbergischen, berichtet Lehrer Nikl. Senn, „wenn man an diesem Tage einen Baum mit einer Axt anklopft, so stirbt er rasch ab“, und aus dem Toggenburg lautet es: „Heu am 10.000 Rittertage gerüstet und eingesammelt, wird von den Pferden nicht gefressen“ (Lehrer J. H. Ammann), oder: „an diesem Tage darf kein Heu gedörrt, kein Land gedüngt werden“ (Lehrer Inhelder); aber auch wieder: „wenn man am Tage der 10.000 Ritter jäte oder Gesträuch und Gestrüpp ausreute, so komme an solchen Stellen weder Dorn noch Unkraut mehr zum Vorschein (J. H. Schweizer, Gemeinderathsschreiber in Mogelsberg).

Digitized by Google

Am 23. war die „Mittsommersnacht“ (midsummernight), wo in Dänemark Baldern festliche Feuer angezündet wurden. Auch hier hieß das Feuer Nod- oder Nedfür, indem man einen Pfahl eingrub, ein Seil darum band und so lange rieb, bis es brannte (— ein Aufrechthalten der ältesten, religiösen Feuerentzündung!). Das half auch gegen Viehseuchen. Dann durfte in keinem Hause Feuer brennen und jedes hatte Stroh und Buschholz zu liefern. Man bohrte auch ein Loch in einen in den Boden geschlagenen Eichenpfahl, steckte in selbes eine hölzerne Winde, mit Wagenpech und Theer wohlbeschmiert, und drehte, bis Feuer kam, das dann mit dem gesammelten Brennstoffe gemehrt und erhalten wurde. Krankes Vieh jagte man zwei- bis dreimal durch die Flammen und jeder Hausvater nahm einen Brand mit sich heim. Christlich heißen sie, wegen des St. Johannes- (des Vorläufers) Abendes, St. Johannesfeuer; in Frankreich sagt in einer Predigt der hl. Eligius (St. Loi), der 659 starb: „Niemand soll an St. Johannes oder irgend anderer Heiligen Festtagen Sonnestillstands-Gebräuche (solstitia) oder Tänze, Chöre oder teuflische Gesänge aufführen.“ (D'Acheri spicileg. V. p. 215. Parisii 1661.) In Paris, Metz u. a. großen Städten wurde der Scheiterhaufen noch im 15., 16. und 17. Jahrhundert vor dem Rathhause errichtet, mit Laub und Blumen geschmückt und vom Maire angezündet. In Aix, Marseille u. a. O. ist dies geblieben, werden alle Häuser mit Blumen verziert, und es ist die Frage, ob der sogenannte Frohnleichnamstag, gefeiert mit Grünbestreuen aller Straßen und Aufstellen junger Buchen, nicht daher rühre. Im Departement der oberen Pyrenäen wird die am 1. Mai in jeder Gemeinde ausgesuchte und entästete höchste und schönste Fichte, in der Ebene eine Pappel, auf den 23. Juni aufbewahrt und angezündet. So bei den Basken. In England dauerten die Feuer bis Mitternacht, oft bis zum Hahnenschrei, die Jugend darum tanzend mit motherwort (Beifuß?) und vervaine (Eisenkraut) und Veilchen. In Italien (Orvieto) nahm die Obrigkeit 1491 dieselben vom Verbote anderer Feuer aus; ja in Griechenland entzünden Abends vor Johannes die Weiber ein Feuer und springen zur Sündensühne darüber. In Serbien sagt man, dies Fest sei so heilig, daß die Sonne um jene Zeit vor Ehrfurcht drei-

Digitized by Google

mal „ſtillſtehe“, wie ſie zur öſterlichen Feier dreimal „aufſpringe“. In Frankreich heißt es aber: „Le 24 juin, jour de S. Jean, quelques personnes vont sur une montagne élevée, et y attendent le lever du soleil, pour le voir danser.“

Zu Konz in Lothringen lieferte jedes Haus ein Bund Stroh, das man auf dem Stromberge vor dem Volk am Johannesabende um ein bereit gehaltenes mächtiges Rad wand, bis man vom Holze nichts mehr ſah. Dann wurde dasſelbe mittels einer durchgeſteckten Stange auf ein Zeichen des Maire (der dafür nach alter Sitte einen Korb Kirſchen erhielt) nach Anzündung mittels einer Fackel durch junge Leute in Bewegung geſetzt und unter Schwingen von Strohfackeln bergab in die Moſel getrieben. Gelangte es brennend in dieſelbe, ſo verhieß dies geſegnete Weinerte. Die Frauen und Mädchen, an denen das Rad vorüber rollte, grüßten es mit Freudengeſchrei. Die Konzer konnten dafür von den umliegenden Weinbergen ein Fuder weißen Weines erheben. Die benachbarten Dörfer wohnten meiſt bei. Ein ähnliches Rad ließen die Trierer Schlächter alljährlich vom Gipfel des Paulsberges in die Moſel hinab.

Aus Wilwisheim, einem kleinen Elſaßerdorfe an den Ufern der Zorn, berichtet man: Der Johannistag war ein großer Feſttag. Die jungen Mädchen reihten ſich im Halbkreiſe; ſie trugen einen Roſen- und Rosmarinſtrauch, der mit bunten Bändern gebunden und mit Gold- und Silberflitter herausgeputzt war. Die jungen Burſche ſteckten ebenfalls Blumenſträuße in's Knopfloch und jeder hatte einen Ring, eine Medaille oder ein kleines Kreuz in der Taſche; von all dieſen Juwelen hatte keines einen Gulden gekoſtet. Kinder trugen armvoll Reiſig herbei und ſteckten dies vor dem Halbkreiſe der jungen Mädchen in Brand. Dann ſangen Letztere ein altes Klagelied; die Burſchen näherten ſich ihnen, man tauſchte Strauß und Juwelen, theilte ſich in Paare und ſprang über die flammende Lohe. Ließen ſie ſich im Sprunge nicht los, ſo deutete das auf Hochzeit, das Gegentheil auf einen Todesfall, und je nachdem der Sprung gelang, ſchloß man auf kürzere oder längere Lebensdauer.

Abends verſammelten ſich Burſchen und Mädchen im Dorfe zum Tanze, zu dem ſie ſich durch das Johannisfeuerſpringen gewiſſer-

Digitized by Google

maßen bereits engagirt hatten. (Ueber Land und Meer. XII. Band 1864. S. 675.)

Zu Freiburg im Breisgau bettelten Stadtknaben von Haus zu Haus Holz am St. Johannes-Abend und sangen:

Gen-is au e Schitli Holz
zum Sant Johannes-Fürli!
Glück in's Hus,
Unglück drus!
St. Thoma, St. Thoma,
das Schitli wird bald komma.
St. Vit, St. Vit,
das Schitli isch nit wit.
St. Bartli, St. Bartli,
das Schitli wär gar artli.
St. Ebrecht, St. Ebrecht,
das Schitli wär gar ebarecht.

(Wenn das Holz nicht bald kam, lauter:

Gen-is doch e Schitli Holz
zum Sant Johannes-Fürli,
oder ier kummen in finstera Wald.)

Hatten sie Holz, so entbrannten auf dem offenen Karlsplatze, zwischen Stadt und Schloßberg unzählige Feuer, zu denen die Bürgerschaft hinauszog, durch die man sprang und Kinder hindurch hob.

Im Appenzellerlande blieb als Kinderspiel die Sitte, ein Seil auf einem Holze zu reiben, bis es Feuer fängt, was man nennt „den Tüfel hälen", d. h. entmannen. (Zellw. App. Gesch. I. 63.)

Eine vor mehr als hundert Jahren verfaßte Beschreibung (De Khautz, Wien 1759) der deutschen Sitte stimmt damit überein. Eine Predigt auf den Johannestag vom 16. Jahrhundert sagt, einer habe in Meißen oder Thüringen einen Pferdekopf in die Flamme geworfen, um dadurch die Hexen zu zwingen, sich vom Feuer zu holen. Man setzte Kränze auf aus Beifuß und Eisenkraut und trug den blauen Ritterſporn in der Hand, was man (und damit Unglück) beim Heimgehen in's Feuer warf. Im Jahre 1401 „tanzten an der Sunbent (Sonnenwend-) nacht Herzog Stefan (von Baiern-Ingolstadt) und

Digitized by Google

ſein Gemachel und das Frawel auf dem Markt mit den Burgerinnen bei dem Sunbentfewr". (Sutners Berichtigungen S. 107.) Noch 1489 zündete man dasſelbe in Frankfurt auf dem Markte an, oben auf dem Scheiterhaufen bunte Fahnen, auch die kaiſerliche, darum herum grüne Zweige. So brannte im Jahre 1497 zu Augsburg vor Maxens Augen die ſchöne Suſanna Reithard das Sonnenwendfeuer mit einer Fackel an und tanzte dann an Philipps Hand darum herum. Im Jahre 1653 am 20. Juni verordnete der Rath in Nürnberg: „Demnach bisharo die Erfahrung bezeugt, daß alter heidniſcher böſer Gewohnhait nach jährlichen an dem Johannistag auf dem Land, ſowohl in Städten als Dörfern von jungen Leuten Geld und Holz geſammelt und darauf das ſogenannte Sonnenwendtfeuer angezündet, dabei gezecht und getrunken, um ſolch Feuer gedanzet, darüber geſprungen, mit Anzündung gewiſſer Kräuter und Blumen und Steckung der Bränd aus ſolchem Feuer in die Felder und ſonſten allerhand abergläubiſche Werk getrieben worden —" wird es verboten. (Neuer lit. Anz. 1807, S. 318.)

In Böhmen glaubt man, der Täufer Johannes habe ſich einſt vor ſeinen Feinden flüchten müſſen und hervorbrechende Flammen haben ihn ihren Blicken entzogen. In der Umgegend von Deutſch-Brody, Mähriſch-Trübau wird unter Andern ein Faß, mit Pech oder Theer beſtrichen, angezündet und den Berg hinunter gerollt. In ganz Böhmen und Mähren werden die lodernden Brände im Kreiſe umgeſchwungen und die Reſte auf die Felder gebracht.

In Nieder-Oeſterreich errichtet man das Feuer gewöhnlich auf dem Felde vor einem Kreuze, wirft unter Sprüchen Blumen hinein, ſingt und tanzt darum, ißt, trinkt und treibt Kurzweil. Abends brennen Feuer auf allen Höhen, die man mit in Pech getauchten brennenden Beſen umtanzt. Oft rollt man auch da ein mit Pech beſtrichenes Wagenrad brennend die Halden hinab. Allgemein wird geglaubt, wer dreimal über ein ſolches Feuer ſpringe, bekomme jenes Jahr kein Fieber. In Deutſch-Böhmen iſt noch Erinnerung an den ſlawiſchen Gott Perun dabei und in Rußland fliegen am 24. die Hexen (wie in Deutſchland in der Walpurgisnacht am 30. April) auf Ofengabeln nach dem „rothen Berge" zum Sabbath. Auch hier zündet man, und mit den-

Digitized by Google

ſelben Bräuchen, die Feuer an und nennt ſie in Kiew dem Früchtegotte Kupalo geweiht. Heißt ja die griechiſche Heilige des Vortages Kupalniza.

Im Krakauiſchen, namentlich gegen die Karpathen hin, macht man am Vorabende große Feuer auf Feld oder Höhen, genannt Samstagsfeuer, und die Nacht heißt auch hier „Kupaliſche“. Die Jugend mehrerer benachbarter Dörfer zieht mit Muſik zum Platze, wo ein Haufen Reiſig errichtet und alles mittels Feuers aus Reiben zweier Holzſtangen angezündet wird. Dann umtanzt und überſpringt man das Feuer und ſchleudert brennende Pechkränze in die Luft. Andere laufen mit brennenden Beſen in die Wette; auch treibt man das Vieh um die Flamme, um es gegen Seuchen zu ſichern.

In den Berneralpen brannten am 25. Juli (St. Jakob), wo der heidniſche Ernte- oder Augſtmond anfing, weithin große Feuer, die man irrig an die zweite Bilmergerſchlacht (1712) anknüpfen wollte. Die Sennen nahmen dieſe St. Jakobsfeuer aber nie politiſch; es waren um die Mitte der Alpzeit Zeichen, mittelſt deren die während vieler Wochen iſolirt Lebenden ſich gegenſeitig von Alp zu Alp, wie den Ihrigen im Thale, Grüße zuſandten und zum Beſuche einluden, was am St. Jakobsſonntage meiſt geſchah. Man brachte Wein, Fleiſch und Gebackenes mit auf den Berg, Dinge, die der Aelpler während des ganzen Sommers entbehrt, und dieſer bewirthete ſeine Gäſte mit ſeinen Leckereien: Nidle, friſcher Butter, Milch und Ziger oder köſtlichem Vorbruch, Fuſterli und Käsbuldere. Da wird auf den grünen Hüttenlägern geſchwungen, getanzt, geſungen und gejohlt. Das heißt „Bergdorfet“ und der Alpbewohner denkt ſo wenig als der Oſtſchweizer bei den Faſtnacht- und St. Johannesfeuern, daß ſie einſt den himmliſchen Weſen gegolten hatten, in deren Schutze ihre Voreltern und deren Heerden lagen. In neueſter Zeit wurden die Feuer politiſch auf den 31. Juli verlegt und feierten die Annahme der liberalen Verfaſſung.

Auf der katholiſchen Rigi (Scheideck) war dieſen Tag Bittfeſt für Geſundheit der Heerden. (Lütolf S. 123.) St. Jakob war auch Erntepatron.

Es muß Jeden aus uns nicht wenig intereſſiren, zu beobachten, wie unſere Voreltern, denen die Idee eines außer dem Weltalle

Digitized by Google

existirenden Gottes fremd war, ihn in der Natur suchten, in deren wunderbarem Leben, Weben und Wandeln zu finden glaubten und ihn jahraus jahrein feierten, je wie er sich im Wandel der Jahreszeiten ihnen zu offenbaren schien. Sicher war es ein mit ihrem Leben und ihren Sitten enge verwobener Cult, wenn sowohl das Erscheinen des jungen Sonnengottes, wie dessen frühes Sterben; wenn er des Sommers siegend in sein Reich tritt, und endlich auch dessen Erliegen vor dem verfolgenden Feinde, der ihn hinterrucks umbringt, wie er sich müde und durstig von der Jagd zum kühlen Brunnen niederbückt, auf den Anhöhen rings um unseren schönen See in einem Kranze auflohender Feuer gefeiert wurde, die malerisch in seinem nächtlichen Spiegel wiederstrahlten.

(Vergl. Simrock d. M. S. 533 ff. und Mannhardt, der Baumcultus S. 497 ff.)

Das Muoltahee in Oberriet.

Vom

Sammler der Sagen.

Sie schließen alle Fenster zu
im Dorfe Oberriet,
wenn Mitternachts herab vom Nord*)
der wilde Jäger zieht.

Es regt sich oben am Gebirg
kurz vor der Mitternacht,
von allen Klüften laut und wild
beginnt die Jagd mit Macht.

Wie tausend Bäche tost's und tobt's,
das Wild rennt bang und schwer,
und hinter ihm hallohend braust
der Schimmelreiter her.

Gespenstisch füllt den ganzen Berg
ein unerklärt Geschrei,
den Bächen geht der Athem aus,
den Tannen die Rippen entzwei.

*) Nord, „der Norder-Knörra", ist die waldige Höhe vom Gebirge bis Rehag.

Digitized by Google

Jetzt naht es ſich, dem Rehag zu,
viel tauſend Thiere zieh'n,
hoch ob dem Kirchthurm in dem Dorf,
da wälzt ſich's brauſend hin.

Den Himmel verdunkelt die wilde Jagd,
d'raus heult ein lautes Weh,
die Menſchen ſeh'ns und athmen nicht,
ſie kennen das Muoltahee.*)

Welch feurige Augen leuchten d'raus,
welch unerhört Geſchrei!
Bald rollen ſie am Boden hin,
bald ſauſt's in der Luft vorbei.

Laßt alle Fenſter und Thüren zu,
denn wer hinaus ſich wagt,
den packt's und ſchließt ihn dem Zuge an,
und zwingt ihn zur wilden Jagd.

Da jagt er Jahre lang, bis er
der Vorderſte wird in der Reih;
dann darf er wieder der Heimat zu
und iſt des Jagens frei.

Es fährt zum Rhein und über'n Rhein,
gen Morgen aſchebleich,
und ſchwindet, wie's fern am Himmel tagt,
den herbſtlichen Nebeln gleich.

Der Stadtpfeifer von St. Gallen und Paracelſus.

Vom

Sammler der Sagen.

Gemüthlich war's in alter Zeit
in der Sage Frührothſchein;
da ſpukten die alten Götter noch
in's Chriſtenthum herein.

Da ſchüttelte ihre Pritſche laut
ſchalkhaft die Fantaſei,
da gaukelte vor dem Auge bunt
das Märchen frank und frei.

---

*) Vergl. oben S. 187 ff. 528 ff.

Da kamen die Zwerglein in der Nacht
und ſtanden bei in Noth,
und thaten dem Bauer ein das Heu
und buken der Hausfrau Brot.

Da nahten die fahrenden Schüler leicht
und zogen ein und aus,
erfreuend mit ihren Künſten viel
manch einſam gelegen Haus.

So einer war Theofraſt, vielleicht
ein Appenzeller gar,*)
der oft in St. Gallen am Portnerhof
in Schobingers Roſe**) war.

Ein Kreis von Bürgern Abends einſt
vor'm Multerthore ſaß,
und freute ſich der Kühle da
und redete dies und das.

Zu ihnen der Steucheler jetzo trat,
der Pfeifer ſchwänkereich;
ſie hatten alle den Pfeifer gern
und machten ihm Platz ſogleich.

„Viel lieber ſäß ich in Baden heut,
die Tagſatzung hält ein Mahl,***)
meine Pfeife verdiente ein ſchön Stück Geld
von den Herren dort im Saal."

Antwortete Paracelſus ihm,
der bei den Bürgern ſaß:
„Wenn Du ſo gern in Baden wärſt,
vielleicht ich weiß Dir was.

Geh heim und bring die Pfeife her,
und auf die Treue mein,
in einer halben Stunde ſollſt
in Baden unten ſein."

Der Pfeifer drauf: „Das weiß ich wohl,
Euch thut es Niemand vor."
Ging heim und kam im Sonntagsſtaat
bald vor das Multerthor.

---

*) Der berühmte Arzt und Wanderer Theofraſtus Paracelſus war nach Einigen ein Einſiedler, nach Anderen ein Appenzeller und ſein letzter Name einfach Latiniſirung aus „Höchener". Vergl. oben Nr. 764.

**) Er wohnte in St. Gallen oft bei Barthlimä Schobinger in der Roſe.

***) Um's Jahr 1514 etwa.

Digitized by Google

„Jetzt geh' getroſt zum Schießhaus hin,
Dein wartet ein Schimmel dort.
Da biſt Du in Baden eh' Du's merkſt,
doch ſprich beileib kein Wort."

Der Pfeifer ging, der Schimmel ſtand,
er ſetzte ſich ſchnell auf ihn,
und wie er ſaß, da ging's im Flug
ob Bergen und Städten hin.

Wie flog's tief unten rechts und links,
wie der Schimmel die Hufe hob,
und wiehert, geſpenſtiſch durch die Luft,
und Feuer vom Mund ihm ſchnob.

Und war keine halbe Stunde um,
als er ſich in Baden fand,
und unter'm Schloß zu Boden kam,
allwo der Gaul verſchwand.

Und er in den Herrengarten trat
und auf der Querpfeif blies.
Wie ihn der St. Galler Geſandte ſah:
„ei Steucheler, was iſt dies?

Hat Dich der Teufel hergebracht?
iſt das ein Traumgeſicht?"
„Herr Junker, ich glaube, der Teufel war's,
ein Heiliger ſicher nicht.

Der Doctor mir einen Schimmel gab,
mir ſträubt ſich noch das Haar.
Das Thier beſteig ich nimmermehr,
und lebte ich tauſend Jahr.

In einer Halbſtund ritt ich her
durch ſeine Zauberliſt;
giebt keinen Hexenmeiſter mehr,
wenn der nicht einer iſt."

Die Höllenfahrt Iſtars.

Vom Verfaſſer.

Täglich enthüllen ſich die Geheimniſſe der Vorwelt mehr vor unſeren Augen. In unſerm eigenen Erdtheile ergründen wir die Zuſtände der Höhlenbewohner von ihren rohen Leichenmahlen bis zu den Zeichnungen und Schnitzereien, zu denen ihnen Renthiergeweihe dienten. Am Nil entſteigen den

Digitized by Google

vor kurzer Zeit noch für unentwirrbar gehaltenen Hieroglyphen der Tempelmauern und Papyrus-Urkunden stets neue Aufschlüsse über die Zustände im Reiche der Pharaonen. Am Tigris und Euphrat aber erzählen die steinernen Archive und Bibliotheken der Könige Assurs und Babels immer neue staunenswerthe Geschichten von jenen Machthabern mit den kunstvoll geflochtenen langen Bärten. Es steigen in unseren Gedanken wieder auf die Paläste von Ninive und die Tempel von Babylon mit ihren hohen und luftigen Hallen, an deren Wände die Kriegs-, Jagd- und Huldigungs-Scenen jener blutigen Tyrannen ausgemeißelt und gemalt sind und an deren Thoren jene Kolosse Wache stehen, die auf einem geflügelten Löwen- oder Stierleib ein ernstes, bärtiges Männerhaupt mit hoher Mitra tragen. Die sonderbare, zauberhaft anmuthende Keilschrift enthüllt sich auf den thönernen Ziegeln und Cylindern, in die sie vor Jahrtausenden eingegraben worden, und spricht zu uns nicht nur in pomphaften Bulletins der Könige über ihre Siege und Eroberungen, nicht nur in trockenen Kauf- und Pachtverträgen, sondern sogar in erhabenen, schwungvollen dichterischen Werken. Das sind hohe Triumphe der Wissenschaft, und es ist ein unvergängliches Verdienst der Presse, d. h. der englischen, dazu beigetragen zu haben, indem der Londoner „Daily Telegraph" den Forscher Georg Smith auf seine Kosten nach Assyrien sandte, um Ausgrabungen vorzunehmen. Jenes Blatt wurde auf diese Weise die Veranlassung zur Entdeckung der assyrischen Poesie, von welcher vorher die Welt nichts gewußt hatte. In diese reiht sich vor Allem die vor zwei Jahren so großes Aufsehen erregende Schilderung der Sintfluth ein, deren Behandlung durch babylonische Sagen schon seit dem alten Berosos bekannt war.

Die Schilderung gehörte nebst den übrigen von Georg Smith entdeckten Thontafeln mit Keilschriften zu der Bibliothek des Königs Asurbanipal von Assyrien, der 667 bis 625 vor Christus regierte. In ihm glaubte man den Sardanapal der griechischen und römischen Schriftsteller zu erkennen, so weit es möglich ist, wirkliche Herrscher mit sagenhaften zusammenzustellen, in deren Erlebnissen sich nur wenig oder nichts Uebereinstimmendes kundgiebt. Diese Thontafeln sind flach, viereckig und auf beiden Seiten mit höchst feiner Keilschrift bedeckt, welche vor dem Brennen des Thones in selben eingegraben wurde. Solche Tafeln wurden aufeinander geschichtet und bildeten die Archive und Bibliotheken, da die Assyrier und Chaldäer nicht auf Reispapier schrieben wie die Chinesen, nicht auf Palmblätter wie die Indier, nicht auf Papyrus wie die Aegypter, nicht auf Pergament wie die Hebräer, nicht auf Leder wie die Perser und nicht auf Lappenpapier wie wir. Natürlich schrieben sie auch weder mit Pinseln, noch mit Rohren, noch mit Gänsekielen, sondern mit einem Instrument, dessen Spitze durch das bloße Eindrücken in den weichen Thon schon das Grundzeichen herstellte, aus welchem die Schrift der Assyrer, Chaldäer und Perser bestand, den Keil (Y). Aus diesem Keile senkrecht, wagrecht, schräg, kreuzweise, paarweise, drei-, viereckig, kurz in allen möglichen Zusammenstellungen,

Digitized by Google

bestanden alle Zeichen der Keilschrift, welche bei den Assyrern und Chaldäern mehrere hundert betrugen. Die Zeichen stellten theilweise Sylben von einem Vocal und einem Consonanten, oder von einem Vocal zwischen zwei Consonanten dar, oder ganze Wörter und Begriffe. Zum Beispiele hieß ein von vier einander durchschneidenden Keilen gebildeter Stern so viel wie „Gott", was ohne Zweifel daher rührte, daß die Sterne nebst Sonne und Mond die ältesten Götter der Chaldäer waren. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß alle oder auch nur die meisten Keilschriftzeichen ursprünglich aus Bildern für Begriffe hervorgegangen wären.

Nach den Aussagen der assyrischen Forscher bildet nun der erwähnte Sintfluth-Bericht nur einen Theil eines größern dichterischen Werkes, welches aus zwölf Thontafeln bestand und die Schicksale und Thaten eines Helden enthält, dessen Namen bisher noch nicht entziffert werden konnte, den man aber einstweilen, da die ihn darstellenden Zeichen zugleich jene für die betreffenden Silben sind, Izdubar nennt. Es muß nämlich zur Erklärung beigefügt werden, daß die assyrischen Namen stets durch besondere Zeichen dargestellt und daher nur durch die mühsamsten Combinationen zu lesen sind. Ueberhaupt ist es nur durch solche äußerst weitläufige, aber immer sicherer werdende Combinationen möglich geworden, die assyrische Keilschrift zu entziffern. Die Grundlage hierzu bildeten Inschriften der persischen Könige, welche neben einander in drei Sprachen, der persischen, der assyrischen (die mit dem Hebräischen verwandt ist), und einer für turanisch (hochasiatisch) gehaltenen Sprache der Urbewohner von Chaldäa, abgefaßt sind. Mit der schon länger bekannten persischen Keilschrift verglich man die gegenüberstehenden Zeichen des Assyrischen und ergründete letzteres nach und nach so, daß jetzt sogar Grammatiken desselben vorliegen.

Mit jenem assyrisch-chaldäischen Heros, welcher einstweilen Izdubar genannt wird, und welcher auch die Hauptperson des Sintfluth-Berichtes bildet, hängt nun außer diesem noch ein Gedicht zusammen, welches, da der Fluthbericht stark beschädigt ist, die Probe der bisher bekannten assyrischen Dichtkunst ausmacht. Es geht im Zusammenhange der Fabel dem Fluthbericht voraus und handelt von der Göttin Istar, welche nach einem der vorhandenen Tafelbruchstücke vor der Fluth die Gattin Izdubars geworden ist. Dieser war ihr zweiter Gatte; den ersten, welcher als „Sohn des Lebens" bezeichnet wird, hatte sie durch den Tod verloren, und nach diesem Verluste spielt unser Gedicht. Istar ist die phönikische Astarte, die Göttin des Morgen- und Abendsterns und zugleich der Liebe, also was den Griechen Aphrodite, den Römern Venus war. Das erwähnte Gedicht steht ebenfalls auf einer Thontafel der Bibliothek Asurbanipals, und zwar mit achtzig Verszeilen auf der Vorder- und mit achtundfünfzig auf der Rückseite, wovon jedoch nur fünfundvierzig zur Sache gehören. Es ist jedoch wahrscheinlich wenigstens 1200 Jahre vor Christus entstanden

Digitized by Google

Das Gedicht, von welchem wir ſprechen, handelt von Iſtars Höllenfahrt. Wie ſehr die Entzifferung der aſſyriſchen Keilſchrift vorgeſchritten iſt, zeigt der Umſtand, daß mehrere Forſcher dreier Nationen, beſonders Fox Talbot, François Lenormant und Eberhard Schrader, es in ihrer Mutterſprache, engliſch, franzöſiſch und deutſch, überſetzt haben und daß dieſe drei Uebertragungen im weſentlichen übereinſtimmen. Wir erfahren aus dieſem Gedichte zum erſten Male, daß auch die Aſſyrer eine Hölle annahmen. Die Hölle oder Unterwelt, erſt im Chriſtenthum ausſchließlich zu einem Straforte geworden, iſt urſprünglich bei allen Völkern lediglich der unbekannte Ort, wohin ſich die Geſtirne begeben, ſo lange ſie nicht ſichtbar ſind. Völkern, welchen die runde Form der Erde nicht bekannt war, glaubten, daß die Geſtirne in das Innere der Erde unter- und aus demſelben wieder aufgingen. Das ſtete Wiederkommen von Sonne, Mond und Sternen erweckte aber in den Menſchen die Hoffnung, daß auch ſie ſelbſt nach dem Tode in ein neues Leben eingehen würden. Sie glaubten daher, daß die abgeſchiedenen Seelen ohne Unterſchied ſich ebenfalls in das Innere der Erde zurückziehen, bis ein neues Leben ſie dem Lichte wieder geben werde. An einen Ort der Strafe dachte man dabei nur in untergeordnetem Maße Der gemordete (das heißt untergegangene) Sonnengott Oſiris wurde in Aegypten zum Richter der Unterwelt, und bei den Griechen war der Gott der Unterwelt Pluton, ein Bruder des Himmels- und Sonnengottes Zeus, alſo auch die untergegangene Sonne. Geht nun Iſtar in unſeren Gedichten, um für den verlornen „Sohn des Lebens" zu trauern, in die Unterwelt, ſo iſt ſie der untergehende Abendſtern oder auch, da ſie die Tochter des Mondgottes Sin iſt, der untergehende Mond. Für Letzteres ſpricht der Umſtand, daß die aſſyriſche Hölle ſieben Thore, das heißt ſieben Abtheilungen oder Kreiſe hat, wie die Dante'ſche Hölle, wohl mit verſchiedenen Graden der Seelen, und bei jedem Thore der Göttin ein Kleidungsſtück abgenommen wird. Dies deutet wohl auf die ſieben Tage hin, während welcher der Mond ſeine Geſtalt ändert.

In der unterſten oder innerſten Höllenabtheilung trifft Iſtar mit der Höllenfürſtin zuſammen, welche im Gedichte Bilit Irſitiv, das heißt die Fürſtin der Erde heißt. Bilit heißt aber auch Iſtar ſelbſt, nämlich als Morgenſtern Iſtar, als Abendſtern Bilit. Erſtere iſt der aufgehende, Letztere der niedergehende Stern, alſo ihr eigenes Spiegelbild. Es treffen ſich daher zwei Extreme, die ſich eben wegen ihrer Aehnlichkeit feindlich ſind und gegenſeitig zu vernichten ſtreben. Iſtar vertritt das Liebe und Leben gebende, Bilit das beide vernichtende Princip. Letztere ſucht die Erſtere in der Hölle feſtzuhalten, um ſie zu verderben; es gelingt ihr aber nicht, da die Götter ſelbſt Iſtars Freiheit verordnen, und dieſe muß entlaſſen werden und erhält an den ſieben Thoren ihre Kleider und Schmuckſachen zurück, wie der Mond in ſieben Tagen wieder zunimmt. In Folgendem haben wir verſucht, das vielfach verſtümmelte und unklare Gedicht bei treuem Feſthalten an den Gedanken des Originals nach Schraders Ueber-

Digitized by Google

ſetzung zu vervollſtändigen, und zwar in deutſchen Verſen nach dem Metrum von Dantes Hölle.

Erſter Geſang

„Wohin, o Tochter Sins?" — Hin nach dem Lande,
Dem fernen, wo Verweſung ſchaurig waltet,
Feſt ſteht mein Sinn nach jenem öden Strande.
Der Sohn des Lebens iſt im Tod erkaltet,
Der ſüße Gatte mein, hin iſt die Liebe,
Und Haß, nur Haß hat ſein Panier entfaltet.
Nicht will ich ſpenden mehr die ſüßen Triebe,
Entzweiet ſollen Thier und Menſchen leben!
Fluch mir, wenn ich der Herzen Herrin bliebe!
Nein, hin zum Reich Irkallas will ich ſtreben,
Zum Hauſe, wo man eingeht, doch nicht ſcheidet,
Den Pfad, den Niemand wandelt ohne Beben,
Wo düſtere Schatten wohnen, unbeneidet,
Und in Verzweiflung das Gewölb' durchſchwirren,
Das Schlamm und Staub in dichten Lagen kleidet."

So eilt ſie hin. Seht ihr ſie gramvoll irren
Durch himmelhohe Schluchten nach der Tiefe?
Hört ihr die Pforte der Verweſung klirren?
Auftaumelnd fragt der Wächter, wer da riefe.
„Ich bin es, Iſtar! Oeffne mir die Thore!
Iſt's doch, als ob die ganze Hölle ſchlieſe!
Du zauderſt? Wehe Deinem tauben Ohre,
Wenn Du nicht öffneſt, wenn ich nicht kann weiter!
Ich breche ein, wie über ſchwanke Rohre!
Endloſer Gram und Zorn ſind mir Begleiter.
Die Eiſenpforte werd' ich Dir zerſchmettern,
Den Riegel knicken, wie den Feind der Streiter.
Die Todten ruf' ich auf in blut'gen Wettern,
Daß ſie die Gräber ohne Zahl verlaſſen
Und mordend über die Lebend'gen klettern!"
Der Wächter nahm das Wort und ſprach gelaſſen:
„Sei ruhig, Herrin, rede nicht im Grimme,
Der Fürſtin meld' ich Dich, der todesblaſſen."
Er geht hinein, es hallet ſeine Stimme
In ſchauerlichem Echo durch die Klüfte,
Und lauernd hört die Fürſtin es, die Schlimme:
„Iſtar, die Schweſter, ſatt der Himmelslüfte,
Kam bei uns an, den Strom zu überſchreiten,
Der von dem Leben abſperrt dieſe Grüfte."
Da ſieht er gleich argliſtig Lächeln gleiten
Ueber der Höllenfürſtin bleiche Lippen,
Die auch ſofort zum harten Urtheil ſchreiten:
„Haha, ſie kommt! Sie kommt herab die Klippen,
Zu büßen kommt ſie, fern vom Tageslichte,
Wo ew'ges Dunkel deckt der Erde Rippen!
Sie kommt, die Feindin, huld'gend dem Gerichte,
Das allen Frevel rächt, nun auch den ihren,
Der lang verführt die armen Menſchenwichte.

Digitized by Google

Wie lang empört's mich, daß in den Revieren
Des Lichtes die Partei der Liebe waltet!
Ha! Unheil nur und Haß ſoll nun regieren!
Gleichwie die Sonne, wenn ſie heiß geſchaltet,
Gleichwie der Mond, nachdem er mild geſchienen,
Gleichwie die Ströme, wenn ſie wild gewaltet,
Herunter müſſen, meiner Macht zu dienen,
So muß auch ſie im finſtern Grunde ſchmachten
Und müſſen welken ihre ſüßen Mienen.
Ja, wohnen ſoll ſie hier, ſoll nicht verachten
Die Speiſe der Verdammten, Staub und Kletten,
Hungernd umſonſt nach beſſern Dingen trachten!
Ja, wohnen ſoll ſie, wo in ew'gen Ketten
Die Mächt'gen büßen, fern von ihren Frauen,
Und bei den Frau'n, die nie ein Mann wird retten.
Treuloſe Söhn' und Töchter ſoll ſie ſchauen
Und hier beweinen, was ſie angerichtet.
Geh', Wächter, führ' ſie ein zu meinen Gauen;
Gleich andern Gäſten werde ſie vernichtet!"

Zweiter Geſang.

Der Wächter kommt heraus, er ſieht ſie harren,
Er öffnet ihr das Thor, das grauenvolle,
Deß' alte Angeln markdurchdringend knarren.
„Tritt ein, o Herrin Kuthas, Freude zolle
Dem Schloß der Unterwelt, der nimmerfrohen."
Er ſprach es freundlich, doch mit innerm Grolle.
Und bei dem erſten Thor nahm er der Hohen
Die gold'ne Krone ab vom ſtolzen Haupte.
Da fragt ſie ihn mit Ernſt im Blick und Drohen,
Warum er ſie des Diadems beraubte?
„So will's die Fürſtin haben mit den Gäſten!"
Und als beim zweiten Thor ſie frei ſich glaubte,
Da nahm er ihr, die oft geſtrahlt bei Feſten,
Die glänzenden Ohrringe ab. Sie bebet.
„Ha! Warum nimmſt Du mir des Schmuckes beſten?" —
„Die Fürſtin hält es ſo mit dem, was lebet!"
Am dritten Thor nimmt er das Halsgeſchmeide,
Das blendend an dem ſchönen Nacken ſchwebet.
„Warum entziehſt Du mir der Augen Weide?" —
„Die Fürſtin handelt ſo mit Ankömmlingen."
Und ſchweigend wandeln durch die Halle Beide.
Es flattern grauenvoll der Geiſter Schwingen
Und das Gewölb' erfüllt ein banges Stöhnen
Der Seelen, welche nach Erlöſung ringen.
Und wie des vierten Thores Flügel dröhnen,
Da raubt den prächt'gen Mantel ihr der Wächter.
„Warum?" ſo fragt ſie in verwirrten Tönen.
Doch er antwortet höhnend mit Gelächter:
„Die Fürſtin thut ſo Denen, die ſie ſuchen,
Nicht bin ich ihrem Willen ein Verächter."
Am fünften Thor — dem Frechen wär' zu fluchen —
Nahm er den Gürtel ihr von Edelſteinen,
Sie konnte keinen Widerſtand verſuchen.

Und an dem ſechſten Thor — ſie wollte weinen —
Da nimmt von Arm und Fuß er ihr die Spangen,
Die wundervoll von rothem Golde ſcheinen.
„Warum, o Wächter?“ ruft ſie da mit Bangen.
„Die Höllenfürſtin hat es ſo geboten,
Tritt weiter, Herrin, trockne Deine Wangen!“
Und endlich an dem ſiebten Thor der Todten,
Da reißt er frech ihr ab die letzte Hülle,
Die ihres Reizes Anblick noch verboten
„Warum entblößeſt Du des Buſens Fülle?“
So rief entrüſtet ſie mit zorn'ger Stimme.
„Nicht will die Hölle, daß ſich 'was verhülle“
So ruft der Wächter mit verhalt'nem Grimme,
Und Iſtar war nun hilflos in dem Lande,
Wo nie dem Licht geſtattet, daß es glimme.
Die Arme hielten nun der Hölle Bande
Gefeſſelt an dem fürchterlichſten Orte,
Im Herd des Haſſes und am Platz der Schande.
Da thront die Fürſtin vor der letzten Pforte.
Im dunkeln Grund nur leuchten ihre Blicke,
Und nicht zurück hält ſie des Haſſes Worte.
Auch Iſtar nun, empört ob nied'rer Tücke,
Spart nicht, Verwünſchung, Kränkung auszuſprechen
Und wild herauszufordern die Geſchicke.
Da war die Zeit der Hölle, ſich zu rächen
Für das, was Liebe je gethan auf Erden,
Und deren Reich, es war beſtimmt zu brechen.
Die Fürſtin rief mit zornigen Geberden
Dem Diener Namtar, ihm, dem Haupt der Seuchen,
Befahl ihm, Iſtars Peiniger zu werden.
„Weg führe ſie, wo die Verdammten keuchen,
Wo Elend nur die Herrſchaft führt und Jammer,
Und keine Rettung ihnen bleibt, den Bleichen.“
Mach' Iſtars Augen krank in finſt'rer Kammer,
Schlag' ihre Hüften mit der Lahmheit Fluche,
Ihr Herz laſſ' klopfen wie den Eiſenhammer;
Der Fuß umſonſt ſein Amt zu üben ſuche,
Das Haupt, erfüllt vom tollen Fieberwahne,
Es ſei verwirrt in ſeines Denkens Buche.
Ich will's ſo haben, mit des Uebels Zahne
Einfordern ihre Schuld, die grauenvolle,
Weil ſie die Welt verdarb mit Liebeswahne“
So ward ſie hingeführt, ohnmächt'gem Grolle
Da preisgegeben, wo in grauſen Schmerzen
Verdammte und Verwünſchte ſchrien wie Tolle.
Da ward es öd' auf Erden in den Herzen,
Der Liebe wollte Thier und Menſch nicht pflegen;
Der Hölle war gelungen, auszumerzen
Das ſüße Weh, das Mann und Weib ſonſt hegen.

Dritter Geſang.

Die Götter fühlten wohl die Noth der Erde;
Samas, der Sonnengott, ſah es mit warmen
Gefühlen, wünſchend, daß es anders werde.

Zu Sin, dem Vater Iſtars, der Viel-Armen,
Dem Gott des Mond's, ging er mit raſchen Schritten,
Bat Nuah, Herrn der Wolken, um Erbarmen.
Denn nicht mehr warb der Mann mit ſüßen Bitten
Um der Geliebten Gunſt, und eiſ'ge Kälte
Die Jungfrau Denen zeigt', die um ſie litten.
Da ſandte Nuah aus dem luft'gen Zelte,
Das er bewohnt, den ſchnellen, leichten Boten
Aſſuſunamir, der die Flügel ſchwellte.
„Fahr' hin, Aſſuſunamir, zu der Todten
Troſtloſem Reiche, nimm' die raſche Richtung,
Um zu verkünden dort, was ich geboten.
Dring' durch der ſieben Pforten enge Lichtung,
Tritt vor die Höllenfürſtin ohne Zagen,
Verlang' von ihr des Liebemangels Schlichtung.
Sie ſoll den Zorn beſänft'gen, ſoll nicht klagen
Ueber der Götter Willen, ſoll gehorchen
Und Iſtar nicht mehr mit dem Unheil ſchlagen.
Sei ſtolz und ungebeugt vor ihr, nicht Sorgen
Bring' über jenes Waſſer, das uns trennet,
Und ſeine Fluthen trink', um Kraft zu borgen."
Der Bote kommt und ſpricht. Die Fürſtin brennet
In lichtem Zorne ob des Auftrags Bringer,
Und dieſen Tag den häßlichſten ſie nennet;
Die Bruſt zerſchlägt ſie und zerbeißt die Finger.
„Fort, ſchnöder Diener, in des Grau'ns Gefängniß,"
So ſchreit ſie wild, „die Hölle ſei Dein Zwinger!
Kehricht zu ſpeiſen ſei Dein ſchlimm' Verhängniß,
Zu trinken Jauche, ſollſt am Pfahle ſtecken,
Hunger und Durſt ſei Deines Weib's Empfängniß!"
Und Namtar ruft ſie zu das Wort voll Schrecken:
„Des Höllenrichters Saal ſollſt Du zerſchmettern,
Und mit der Säulen Trümmern Alles decken.
Die Götter ſeh' ich jetzt herunterwettern
Auf meine Macht; laſſ' den Dämon der Erde
Statt meiner auf den gold'nen Richtſtuhl klettern.
Die Feindin Iſtar, weil's denn ſein muß, werde
Beſprenget mit dem Waſſer heilen Lebens
Und kehre heim, befreit von der Beſchwerde."
Und Namtar ging, zerwarf die Burg des Bebens,
Die Säulen ſtürzt' er um mit ſcharfen Steinen,
Der Dämon ward zum Herrn heilloſen Strebens.
Des Lebens Waſſer wird Iſtar, der Reinen,
Und Namtar bringt ſie durch die ſieben Thüren.
Die Hülle hat ſie wieder bei der einen,
Die Spangen darf ſie bei der zweiten führen,
Beim dritten Thor ſich mit dem Gürtel ſchmücken,
Beim vierten ſich des Mantels Pracht erküren,
Am Halsgeſchmeid beim fünften ſich entzücken,
Beim ſechsten kann ſie ſchimmern ſeh'n die Ringe,
Beim ſiebten ſich auf's Haupt die Krone drücken —
Daß wieder um die Welt ſich Liebe ſchlinge!

Inhalt.

Seite

Vorwort des Sammlers der Sagen III
Vorwort des Verfassers IX
Einleitung 1

Erstes Buch. **Die Naturmythe** . 11

Erster Abschnitt. Die Schöpfung 13
Zweiter Abschnitt. Die Gestirne 21
I. Allgemeines 21
II. Sonne und Mond . . . 27
III. Die feurige Kugel . . . 38
IV. Die Schätze oder Horte . . 48
Dritter Abschnitt. Die Elemente 53
I. Die Luft 53
II. Das Feuer 59
III. Das Wasser 68
IV. Die Erde 72
Vierter Abschnitt. Die Pflanzenwelt 75
I. Die Gärten der Sage . . 75
II. Kräuter und Blumen . . 81
III. Die Bäume 87
Fünfter Abschnitt. Die Thierwelt 99
Allgemeines 99
I. Die kriechenden Thiere . . . 102
Der Wurm 103
Der Krebs 104
Die Spinne 105
Die Kröte 106
Die Schlange 112
Der Drache 120
Die Fische 126
II. Die fliegenden Thiere . . . 127
a) Die Insecten 127
b) Die Vögel 128

Seite

III. Die Jagdsäugethiere . . . 142
Das Eichhörnchen 142
Der Hase 143
Der Fuchs 146
Der Wolf 148
Der Bär 150
Der Hirsch 151
IV. Die Haussäugethiere . . . 153
a) Der Hund 153
b) Die Katze 157
c) Das Schwein 161
d) Die Ziege 162
e) Das Schaf 166
f) Das Rind 167
g) Das Pferd 173
h) Der Esel 183
V. Die Ansammlungen von Thieren 185
a) Die wilde Jagd . . . 185
b) Der lockende Spielmann 193
c) Die Viehheerde und das Alprücken 197
d) Das Nachtvolk 204

Zweites Buch. **Die Dämonenwelt** 213
Allgemeines 215

Erster Abschnitt. Die Wassergeister (Nixen) 221
I. Die Eigenthümlichkeiten der Nixen 221
a) Der Nixen Herkunft . . 221
b) Der Nixen Kennzeichen 224
c) Der Nixen Wohnung . 228
II. Die Neigungen der Nixen 234
a) Singen, Spielen und Tanzen der Nixen . . 234
b) Dienende und arbeitende Nixen 237

Digitized by Google

Seite

c) Kampf der Nixen und Menschen 241
d) Der Nixen Liebesluſt und Leiden 248

Zweiter Abſchnitt. Die Vegetationsgeiſter 258
I. Die Walddämonen . . . 258
II. Die Korndämonen . . . 274

Dritter Abſchnitt. Die Zwerge 280
I. Die Berggeiſter 280
a) Der Zwerge Herkommen und Namen 280
b) Der Zwerge Reich und Schätze 291
c) Der Zwerge Zauber und Rache 301
II. Die Hausgeiſter und Kobolde 309
III. Der Bruch zwiſchen Menſchen und Zwergen . . . 335
a) Die Wechſelbälge und das Alter der Zwerge 335
b) Der Zwerge Abſchied . 344

Vierter Abſchnitt. Die Rieſen 352
I. Weſen und Bedeutung der Rieſen 352
II. Thun und Treiben der Rieſen 371
a) Ungeſchlachte Rieſenthaten 371
b) Bauende und gefoppte Rieſen 384
III. Der Rieſen Untergang . 392

Fünfter Abſchnitt. Die Schickſalsmächte 410
I. Tod und Teufel, Krankheits- und Blutdämonen . . . 410
II. Hexen und Feen 438
III. Hexenmeiſter und Zauberer 467

Drittes Buch. **Die Götter- und Heldenſage** 487

Erſter Abſchnitt. Die Götter 489
Allgemeines 489
I. Im Morgenlande 490
II. Im Süden 491
III. Im Norden 493

Seite

Zweiter Abſchnitt. Die Schatten der Götter 503
I. Spukgeiſter und Geſpenſter 503
II. Der ſpukende Odin . . . 513
a) Geſpenſtige Wanderer und Reiter 513
b) Der wilde Jäger und die Geiſterkutſche 527
III. Die Nachtfrau und ihr Gefolge 548
IV. Die Geiſterverſammlungen 584
a) Der Todtenritt, der Todtentanz und die Nachtproceſſion 584
b) Das Geiſterſchiff . . . 602

Dritter Abſchnitt. Die Götter als Helden 607
Charakter der Heldenſage . . 607
I. Geheimnißvolle Herkunft . 610
II. Der Helden und Heldinnen Jugend und Liebe . . . 619
III. Sonnenhelden und Drachentödter 644
IV. Kampfgenoſſen und Sagenkreiſe, Mord und Rache (Der Nibelungen-Mythos) 658

Vierter Abſchnitt. Das Ende und die Wiedergeburt 669
I. Verſchwinden und Wiedererſcheinen der Helden . . 669
II. Weltuntergang und Antichriſt 672
1. Sagen von vereinzelten todten Kriegern 677
2. Sagen von wiedererſtehenden Heeren 679
3. Sagen von entrückten und wiederkehrenden Helden . . 684

Anhang.

Die Heidenfeuer (Funken) unſerer Voreltern 693
Das Muoltahee in Oberriet . 702
Der Stadtpfeifer von St. Gallen und Paracelſus 703
Die Höllenfahrt Iſtars 705

Regiſter.

(Die offenen Zahlen weiſen auf die Seiten, die eingeſchloſſenen auf die Sagen hin.)

A.

Achilleus 609.
Adler 138 f.
Aegypten, Thierdienſt in, 153. 157. 168. 183 f.
Aegyptiſches Märchen der zwei Brüder 93 (110). Analogie desſ. 94 (111).
Alber 122.
Alexander der Große 615.
Alfen 30.
Allfadur 493.
Alpe (Alpdrücken) 217. 414 ff.
Alpengeiſter 329 f. (504—506).
Alpenroſe 85 (104).
Alprücken 200 ff.
Alpruf 202 ff.
Alrunen 106. 324.
Amazonen 441.
Anchiſes 609.
Antichriſt 674 ff. 692 (1028. 1029).
Apfel 29 f. 97 (119). 472. 499.
Apfelbaum 97 (119).
Aphrodite 492.
Apis 168. 612.
Apollon 492.
Apollonios v. Tyana 615.
Arachne 105 (128 a). 556.
Ares 492.
Argo 151.
Argonauten 659.
Artemis 492.
Aſchenbrödel 440.
Aſen 493 ff.
Asgard 499.
Aſinnen 493 f.
Aſk (Eſche) 21. 87.
Askiburg 87.
Aſtlöcher 91.
Atalante 77.
Athene 492.
Atlas, Titane 18. 19.
Atli, Attila 663 f.
Audhumbla, Kuh 19. 168.
Augeiasſtall 645 f. (968).
Augen (Geſtirnbilder) 38 ff. 70.
Auguſtus 615.

B.

Bachweide 93.
Baldr, Baldur 497. 502 (773).
„ Erinnerung an, 502 (774).
Bär 150 f.
Bartloſigkeit v. Heroen 621.
Baſilisk 125 f.
Baum auf dem letzten Schlachtfeld 682 ff. (1001 ff.).
Bäume der Sagenwelt 75. 76. 87 ff. 259.
Baumgeiſter 89. 258 ff.
Berchta 350 (546). 555 ff. 583 f.
Bergelmir 20.
Berggeiſter 280 ff.
„ in Tirol 365 f.
„ im Rieſengebirge 363 ff.
„ in den Alpen 368.
„ im Harz u. a. 369 f.
Bergmönch 369 f.
Berſerkerwuth 198.
Berta, Königin 129. 557 f. 577 (893).
Biene 127.
Biföſt (Brücke) 58. (56 a. 56 b). 386.
Birke 92. 95 (114).
Birnbaum 96 (118).
Blitz 57
Blumen 75. 79 ff. 81 ff.
Blümlisalp 406 f. (656). 407 (658).
Blutende Bäume 90.
Blut im Waſſer 252 ff. (399 ff.)
Blutſchink 365.
Bock (Ziegenbock) 162 ff.
Bootes, Sternbild 25. 197.
Boreas und Boreaden 19. Note.
Bragi 497.
Brocken, Blocksberg 485.
Browny 310 (474).
Brückenbauten 386.
Brüder, drei, 621 f.
Brunhild 4. 552. 637 ff. (962 bis 965). 632. 665. 667 (982).
Brunnen 68.
Buche 95 (116).
Buddha 611 f.
Buſchgroßmutter 259.

C.

Cäſar 615.
Chaſiſatra 398.
Chimära 162.
China, Verehr. v. Himmel und Erde, 13. 14.

D.

Tag, Perſonifikation des Tages 29.
Daidalos 168.
Daktylen 281.
Dämonen, Bedeutung des Wortes 9. 211.
Dämonen, Charakter, 25. 26. 215 ff. 485 f. 489 f.
Dämonen, Gattungen, 216 ff. 489 f.
Dämonen, Sage von ihrem Urſprung 218 f. (344).
Dämoniſches Weſen der Thiere 101.
Danaïden, an ſie erinnernder Sagenzug 396 (635).
Däniſche Kämpenlieder 637 f. (961. 962).
Deglingr, Dellingr 29.
Demeter 491. 492.
Deukalion 397 (636).
Dialas 286. 452.
Dietrich v. Bern, Theodorich, 533 (836). 617 f. (953). 621. 664 f.
Dionyſos-Bakchos 614.
Diſtel 85 (105).
Donar 58. 128. 494 ff.
Donaufürſt 242.
Donner 57.

Digitized by Google

Doppelgänger 35.
Dornröschen 4. 17. 452 f.
Drachen 88. 120 ff.
Drachenkampf 169 f. 646 ff.
Draupnir, Ring, 52.
Dreibeiniger Hase 144. 145.
— Fuchs 147 (208).
Dreißigen 111.
Dschem's Garten 78.

E.

Eber 161 f.
Echidna 118.
Echo 283.
Eckart, Eckhart, der Getreue, 558. 565 f. (876).
Egelseen 71. 192 (301).
Ei, Weltei, 18. 340.
Eierschalen 340 ff.
Eiche 92. 95 (113). 99 (125).
Eichhörnchen 142 f.
Eigil 470 (751).
Eintheilung des Sagenstoffes 10.
Ein-, Zwei- und Dreiäuglein 440.
Eisfrau 572 f. (884).
Eismandel 302. 362 (562).
Eisriesen 20. 357.
Elbst 123.
Elfen 269 f.
Elfschuß 269.
Elia, Prophet 670.
Elmsfeuer (St.) 65. 66.
Eloi (St.) 469 f.
Elster 137 f
Erdbeben 73.
Erde in der Sage 72 ff.
Erde, Gegensatz zum Himmel, s. Himmel.
Erdgöttin 498. 500.
Erdmännchen, Erdweibchen, Erdleutchen 108. 278 (427). 330 (507). 335 (515).
Erlkönig 293.
Erlkönigs Tochter 244 ff. (383).
Ertrunkene, Seelen ders. 229 ff.
Esche 21. 87. 91. 92.
Esel 183 ff.
Etzel, s. Atli, Attila.
Euemeros 3. 4.
Eule 139.
Europa durch Zeus entführt 168.
Ewiger Jude 406 (654). 517 (805. 806).

F.

Fangga 267. 359.
Fänken 267 ff. 286. 296.
Fankerln 351 (547).
Farahild 552. 577 (894).
Farnsamen 87 (109).
Faröerlieder 639 ff. (963. 964). 649 f. (970).
Faune 163.
Faust 484 f. (768).
Feen, Faien 218. 385. 438. 449 ff. 489 f.
Feldgeister 217.
Fenis, Vogel (Phönix) 141.
Fenken, s. Fänken.
Fenrir, Wolf 30 (6b). 149. 672 f.
Festmachen 474 f.
Feuer 59 ff. 673.
Feuergötter 60 ff.
Feuersagen 59 ff.
Feurige Kugel, Sonnen- (und Mond-) Bild 38 ff.
Feurige Männer 504 ff.
Fische 126. 237 (369 b).
Flachspferdchen 508.
Fliegender Holländer 602 ff.
Flußgötter 222.
Fluthsagen 20. 397 ff.
Forseti 497.
Freimaurer 130. 468.
Freischützen 473 f.
Freke, Kru 560.
Freya 498. 501 (771). 551.
„ Erinn. an sie 501 (772).
Freyr 274 f. 496 f.
Friedrich im Kiffhäuser 688 ff. (1018 ff.)
Frigg 498. 551.
„ und Freya sind Eines 498. 501. 551.
Frosch 108.
Fuchs 146 ff.
Fuchs, Graf 518 f. (808).
Fulla 553.
Füße und Fußlosigkeit der Sagenwesen ꝛc. 609 S. Gänsefüße.

G.

Gans 129.
Gänsefüße 270 (415). 347 f. 539 f.
Gänsemägde 129.
Gargantua 387 (611).
Garmr 153. 157 (232). 645.
Gärten der Sage 75 ff.
Gaude, Frau 341.
Gefion 499. 503 (777). 551 f.
„ Erinn. an, 503 (778).
Geisler 70 (75). 220 (345).
Geister und Gespenster 101. 490.
Geisterkutsche 530. 543 ff. (857 ff.).
Geisterschiff 602 ff.
Geisterschlachten 676 f.
Gemsen, Heerden der Zwerge. 198 f. (318. 319).
Georg, St. 647. 655 f. 658 (981).
Germanische Schöpfungssage 18 ff.
Geschichtliche Thaten und Personen, ihr Andenken verschwindet früh 5. 6.
Gespenster 101. 490. 503 ff. 512 f.
Gestalten der Sagen 8 ff.
Gestirne im Allgemeinen 21 ff.
„ als Urbilder d. Pflanzen 75 ff.
„ als Urbilder der Nixen 221 f.
„ als Urbilder der Zwerge 281.
Gewitter 57. 58.
Giganten 353.
Glasberg 47. 622. 681 ff. (958).
Glatz, Jungfrau von 667 f. (982).
Glaube, ihm gehört die älteste Sage an, 5. 6 f.
Gode, Gaude. Motte, Wauer, Frau 560. 582 (901).
Goldenes Vließ 166.
Götter in der Sage. 9. 486. 489 f.
„ des Morgenlands 490 f.
„ Griechenlands 491 ff.
„ des Nordens 493 ff.
Götter- u. Heldensage im Gegensatz zum Märchen 5.
Götter- und Heldensage im Allgemeinen 486.
Göttersöhne 610 ff.
Greif 139 f.
Greiffenstein 140 (195).
Grenzzwiste 509 f. (791. 792).
Griechische Schöpfungssage 18.
Griechische Götterwelt 491 ff.
Grüne Männchen 268.
Guenisheer, Guotisheer u. s. w. 187 ff.
Guggehuh 139 (193).
Gullinbursti 161.
Gunther, Gundikar, 662. 663.

H.

Hackelberg, Hackelbärend 161. 529. 530.
Hagen 529. 605 (947). 616 f. (952). 662
Hahn 130 ff 391 f. (623).
Hahnkrähe 131 (185).
Hakenmann 225 (347). 243 (377).
Handlung. Sagen enthalten eine solche 8.
Hankerln 351 (548).
Hase 143 ff.
Hasenfett 146.
Hasenfrau 145 (202 a).
Hasenpfote 146.
Haselstaude 93.
Hebammen zu Nixen geholt 229 ff.
Hebammen zu Zwerginnen geholt 336 f.
Hebräer, Thiercult ders. 168. 184.
Hebräische Schöpfungssage 14.
„ Strafsagen 398 f.
Heerdensagen 197 ff.
Hehmann 268.
Heidhrun, Ziege 162.
Heilende Bäume 99 (125).
Heilige (Dämonen) 261 ff.
„ an Stelle der Hexen 467. 480 (762).
„ an Stelle der Riesen 383 f.
Heilige Haine 90. 91.
Heilquellen 69.
Heimchen 350 (546). 583 f. (903—905).
Heimdallr 497. 681 (1000).
Heinzelmännchen 311 (477).
Hekate 440.
Hekatoncheiren 353.
Hel 548 ff.
Helden, s. Heroen.

Heldenſage 607 ff.
Helgi 595 (932).
Heliand 673.
Helios, Heerde des, 197.
Hephäſtos 492. 493. 609.
Hera 491. 492.
Hera, Herka, Harke, Frau, 144. 560. 566 f. (877. 878).
Herakles 117 f. 197 f. 614. 644 ff.
Hermes 492.
Hermodhr 497.
Heroen in der Sage 9. 486. 607 ff.
„ deren Jugend und Liebe 619 ff.
„ deren Heldenlaufbahn 644 ff.
„ deren Kampfgenoſſen und Sagenkreiſe 658 ff.
„ deren Verſchwinden und Wiedererſcheinen 669 ff.
Heſtia 491. 492.
Hexen 106. 130. 159. 161. 179 (284). 195. 216 f. 438 ff. 452 ff. 489 f. 554.
Hexenmeiſter 467 ff. 475 ff.
Hexenproceſſe 453.
Hexentänze und Hexenfahrten 459 ff. (733—739).
Hexenverſammlungsort 485.
Himmel als Weide 199 (320).
Himmel und Erde, Gegenſatz 8. 13 ff. 18. 500. 548 ff.
Himmelsgott 500. S. Odin, Wodan.
Höhr 497. 502 (773).
„ Erinn. an, 502 (774).
Hörſelberg 559. 567 f. (879 a. 880 a.)
Hippokleides 128.
Hirſch, Hirſchkuh 151 ff.
Hirtenberuf 197 f.
Hoimann 268.
Holla, Huldra, 92 144. 262. 553 ff. 562 ff. (871 ff.)
Hollunder 92. 558.
Holzhetzer 260 f.
Holzmännchen, Holzweibchen 259 ff. 305 f. (467).
Horant, Sänger, 194 (307).
Horatius Cocles 609.
Horte, ſ. Schätze.
Hrymthurſen, ſ. Eisrieſen.
Hüdeken v. Hildesheim 326 (500).
Hühner 130 ff.
Hulda, Huldra, ſ. Holla.
Hund 153 ff.
„ ſpukt 154 ff.
„ hütet Schätze 156 f.
„ als Teufelshülle 157 (233).
Hünen (Namen der Zwerge) 286.
Hyperboreer 19. N.

I.

Jagd, wilde, 185 ff.
Jägerberuf 186.
Jaſion, Jaſios 615.
Jaſon 509 (790).
Ibis 129.
Ida v. Toggenburg 502 (776).
Ida, Idafeld 499.
Idun 499.
„ Erinn. an, 502 (776).
Jeger-Dovi 477 ff. (760).
Jehova 613.
Jeſuiten 468.
Jeſus 614.
Indiſche Schöpfungsſage 19.
„ Götterwelt 490 f.
Inſecten 127 f.
Jo 492.
Jötun, Joten, 355. 497.
Irmanſul 495 f. N.
Irrlichter, Irrwiſche 63. 65 (64). 504 ff.
Iſis 492. 559. 612.
Jugend, ewige, der Heroen, 621.
Jungfrauen, drei heilige, 444 ff. (708 ff.).
Jüterbogk, Schmied von, 421 ff. (686). 438.

K.

Kabeiren 282.
Kadmos 509 (790). 647.
Käfer 127 f.
Kahn (Geſtirnbild) 45.
Kalb (Badekalb, Sonnenkalb, Mondkalb) 169. 172 (265). 193 (305. 306).
Kapuziner 468.
Kari 357. 498.
Karl der Große 503 (778).
Kaſermannl 306.
Käſe und Butter, Stiegen aus, 400 f. 407 f. (657—660).
Kaſtor und Polydeukes 615.
Katze 157 ff.
„ Hexenhülle 159 (236—238).
„ ſpukt 159 f. (239—241).
„ Verhältn. zu den Zwergen 287 (437) N.
Kaukaſus, Angeſchmiedeter im, 393 (624. 627).
Kegelſpiele (Geſtirnbilder) 42 ff.
Kelpie 228 (356).
Kentauren 174.
Kerberos, Hund der Unterwelt 153. 645.
Keſſelraub 500 f. (769. 770).
Kiffhäuſerſage 688 ff. (1018 ff.).
Kirchenbauten 385 f.
Kirſchbaum 96 (117).
Klabautermann 210 f. (375).
Klaubauf 366. 520 (810). 558.
Klee 86 (107).
Knäul (Geſtirnbild) 42.
Kobolde 240 f. 247 (389). 285. 309 ff.
„ dienende 314 ff. 334.
„ verachten Geſchenke 314 ff.
„ nehmen Geſch. an 316.
„ geben Geſchenke 316 f.
„ ſind nicht los zu werden 317 f.
„ erſcheinen auf Hochzeiten und Taufen 318 ff. 330 f. (508 f.)
Kobolde fürchten Donner, Wind, Trommeln u. Zahnweh 322.
„ rekrutiren ſich aus den Zwergen 323 f.
„ Neckereien der, 324 ff.
„ Viehräube, 329 f. (504 ff.).
„ in Bergwerken 332 f.
„ im Freien 333.
Kopf (Geſtirnbild) 40 ff. 70. 71.
Korndämonen 274 ff.
Kornkind, Kornengel 277. 279 (429).
Krähe 137.
Krankheitsdämonen 411 ff.
Kräuter 81 ff.
Krebs 104.
Kriechende Thiere 102.
Kriemhild 77. 643 (946). 662.
Kronos 491.
Kröte 106 ff. 124 f.
„ Heilkraft derſelben 111.
Kugeln (Geſtirnbilder) 38 ff.
Kuh 23. 167 ff.
Kukuk 138.
Kureten 281.
Kyklopen 353.

L.

Laurin, Zwergkönig 77.
Leichenproceſſionen 585 ff.
Lenorenſage 586 ff.
Lilie 82. 84.
Linde 92. 95 (115).
Lindwurm 120 ff. 170 (259. 260). 652 ff. (972 ff.).
Logos 613.
Lohengrin 129. 255 f. (404.).
Loki 62. 357 393 (626). 497 f.
Löwen, Sternbilder 77.
Lufthildis 503 (778).
Luftſagen 53 ff.

M.

Mähen um die Wette 510 f. (793—795).
Manus 397 (637).
Mann im Mond 31(9). 33(14. 15).
Märchen, Bedeutung d. Wortes 2.
„ Bedeutung der, 4. 5.
Märchenhelden und Heldinnen 621 ff.
Maren 217.
Mareien, drei 447 ff. (716—718).
Maria an Stelle von Rieſen 378 Note.
„ an Stelle der Parzen 449.
„ an Stelle der Hexen 467.
Markſteinverrücker 506 f. (783 ff.)
Martin, Heiliger 519 f. (809. 810). 525 f. (826). N.
Mathias, Apoſtel 97 (119).
Maus, geſpenſt. Thier 194 (308. 309). 195.
Maus, Bild der Seele 195. 197. (314).
Mäuſe machen 457 (730a).
Meerfei 255 (403).
Meluſina 55 (53). 118. 223.

Digitized by Google

Menſchenſchöpfung, nordiſche 19. 20. 21. 88. 89.
Merlin 618 (954).
Merowinger 249 (391).
Meſſias 670.
Michael, Erzengel, 391 (622).
Midas, Gärten des, 76.
Midgard 20. 21.
Midgardswurm 113. 157. 500 (769).
Minos 615.
Mithra 612.
Mohammed 615.
Molch 108. 109 (134).
Mönche, Rieſenthaten v. ſolchen erzählt 383 f.
Mond, Geſchlecht und Charakter 23. 24. 25 (5). 27 ff. 37. 608. 616. 619 ff.
„ Verehrung 36. 37.
„ Bilder u. Geſtalten deſſ. 23. 38 ff. 143 f. 151. 167 ff. 491 ff. 621 ff.
„ Geſtirn d. Hexen 439 f.
„ Verhältniß zur Sonne, ſ. Sonne.
Mönke (Namen d. Zwerge) 284.
Moosmännchen, Moosweibchen 259 ff.
Morgen- und Abendroth 29. 30. 52. 53
Moſe 613.
Mücken 127 (180).
Mummelſee 251 (396) 252 (399).
Mundilföri 30 (6a).
Muotiſeel, Muoltaheh u. ſ. w. 187 ff.
Muſpelheim 19. 21. 672.
Muſpilli 673.

N.

Nacht, Perſonification, 29. 30.
Nachtfüllen 178 (282).
Nachtjäger 536 f. (842. 843). 539 (849).
Nachtmaren 415.
Nachtvolk 204 ff. 211. 588 ff.
Nanna 499.
Natur, Beziehung zur Sage 3.
Naturmythe 8. 11 ff.
Naturvorgänge, die den Sagen zu Grunde liegen, 6, 8 ff.
Naturreligion 10.
Nebelkappe 57.
Nebelmännchen 333 (514).
Nereïden 222.
Nerthus 73.
Neſſel 86 (106).
Neuſeeland, Schöpfungsmythe 14 ff.
Nibelungen, Niflungen, Sagenkreis der, 637 ff. (961—967). 647 ff. (969. 970). 658 ff. 668 f.
Nibelungenhort 48 ff. 647 ff. (969). 660 f.
Nibelungenlied 668 f.
Nidhöggr, Drache 88.
Niflheim 19. 21. 672.
Niſſen, Niſſer 311 (475. 476).
Nixen, 26. 68. 108. 216. 221 ff. 489.
„ Herkunft der, 221 ff.
„ Namen der, 224.
„ Kennzeichen der, 221 ff.
„ Wohnung der, 228 ff.
„ Singen, Spielen und Tanzen der, 234 ff.
„ dienende und arbeitende, 237 ff.
„ Kampf mit den Menſchen 241 ff.
„ Liebesluſt und Leid der, 248 ff.
„ Abſchied der, 258.
„ Verhältn. zu den Zwergen 223. 225. 283 f. (434).
Njördhr 497. 551.
Nobiskrug 604.
Nonnen (Dämonenbezeichnung) 234 (365). 236 f. (369a). 284.
Norgen, Nörgel 267. 279 (431). 286.
Nornen 88. 441 ff.
Nothfeuer 63.
Nothhemd 474 f.
Nott, Perſonification der Nacht 29.
Novelle und Roman, Urſprung derſelben 10.
Nymphen 222.

O.

Oberon 295.
Odin 18. 20. 62. 86 (108). 493 f. S. Wodan.
Odins Raben 135. 530.
„ Roß 174. 514. 530.
„ Wölfe 149. 530.
Odin als geſpenſtiger Wanderer und Reiter 513 ff.
Odin als wilder Jäger 527 ff.
„ als todter Bräutigam 586 ff.
Odin, Wili und We 20. 494.
Odin, Hönir und Lodur 20 (4). 494.
Ödipus 609. 616.
Oegir 357. 498.
Oegirs Keſſel 500 (769).
„ Erinnerung an denſ. 501 (770).
Orion, Sternbild, 25. 186. 530.
Orko 365 f.
Orpheus 193 f.
Oſiris 612.
Oswald, heiliger, 525 (835).
Otos u. Ephialtes 394 (630).
Otto, Kaiſer, im Kiffhäuſer, 690 (1023).

P.

Pan 163.
Paracelſus 481 (764). 672 (987).
Parzen 441.
Pegaſos 173 f.
Penelope 608.
Perlenblume 85 (102).
Perſeus 647.
Peſt 67 (68 69). 304 f. (465). als Dämon 411 f.
Petermännchen 325 (499).
Pfaffenkellnerinnen 381 ff.
Pfeifer, lockender, 193 ff.
Pferd 173 ff.
Pferdeköpfe auf Häuſern 175.
Pferdeopfer 174. 175.
Pflanzendämonen 75. 89.
Pflanzenſagen 75 ff.
Pflug (Geſtirnbild) 46 (39).
Phaeton 3.
Phönix 140 ff
Pilatus 97. (119).
„ (Berg) 289 f. (441).
Pilatus, Zwerge am, 289 ff. 517 ff. (807. 808).
Pilwiz, Pilwiht ꝛc. 275. 507 f.
Platon 615.
Pluton 491.
Polyneſiſche Schöpfungsſage 14.
Polyphemos 271 (420). 304 (465). 390 (620).
Poſeidon 491.
Poſterli 561.
Prahler und Raufer im Verhältn. zu den Zwergen 306 ff.
Prometheus 393 (624).
Proteus 222.
Puke 312 (478).
Puppen, ſprechende, 306 ff. (470 ff.)
Pygmäen 282.
Pythagoras 615.

Q.

Quellen in der Sage 68 ff. 228.

R.

Rabe 134 ff.
Raben Odins 135.
Rad (Geſtirnbild) 45.
Rapunzel 467.
Rattenfänger 195 ff.
„ von Hameln 194 (309).
Rauch 67.
Rauchnächte 36.
Razeln 286
Reckholder 93.
Regenbogen 58. 386.
Rieſen, Joten, 9. 19 ff. 54. 216. 352 ff. 489.
„ Weſen und Bedeutung der, 352 ff.
„ Verhältn. zu den Zwergen 355. 359 ff. S. auch Zwerge
„ mythiſche Natur der, 364 f.
„ Staaten u. Könige der, 370 f.
„ Thaten der, 371 ff.
„ werden zu ſtarken Menſchen 378 ff. (591 ff.)
„ werden zu Heiland u. Teufel, zu Heiligen u. Mönchen 383 f.
„ Urheber von Bauten 384 ff.
„ werden gefoppt u. überliſtet 384 ff.
Untergang der, 392 ff.

Rieſinnen 372 (575). 381 ff.
Rino 167 ff.
Roggenmuhme, Roggenhund, Roggenwolf, Roggenſau 276. 340.
Romanhafte Zuthaten der Sage 4. 7. 10.
Romulus 615.
Roſe 82 ff.
Roſengarten 77. 78. 664 f.
Rothe Gewänder 504.
Rothe Mützen 224. 283.
Rothkäppchen 7.
Rothkehlchen 129. 149.
Roththalherren 408 (662). 529.
Rübezahl 81. (91. 95) 366 ff. 53. (843).
Runſa 365.
Ruprecht, Knecht, 558.
Ruthen und Zweige 91.
Rüttelweibchen 261.

S.

Sage, Bedeutung des Wortes 1.
„ geſchichtliche 2.
Sagenketten 2.
Sagenkreiſe 2.
Sagenſchatz 2.
Sagenzüge 2. 3.
Sälde, Selde, Selten, Zälti, Frau, 560. 576 (890).
Satyrn 163.
Schaf 166 f.
Schalthier (Nachtgeſpenſt) 193 (305).
Schaffgotſch 140 (195).
Scharfrichter 468.
Schätze in der Sage 48 ff. 79 ff. 107 ff. 281. 295 ff. 660.
Schickſalsmächte 410 ff.
Schießen in die Sonne 35. 473 (754).
Schießen in die Hoſtie 474 (755).
Schiffsheinzelmännchen 241 (376).
Schimmelreiter 521 ff. (812 bis 822). 528 f.
Schlafende Helden 685 ff. (1011 ff).
Schlangen 91. 112 ff. 124 f.
„ Verbind. mit der menſchl. Geſtalt 117 f.
„ Bilder der menſchl. Seele 120 (166).
„ in Rechts- u. Ehrenhändeln 118 ff.
Schlangenkönige 113 ff.
Schlangenverehrung 112.
Schlangenzauber 119 f.
Schlüſſelblume 79.
Schmiede 437 f. 468 ff.
„ im Verhältn. zu Tod u. Teufel 424 ff. (685—690).
Schneeweißchen u. Roſenroth 150.
Schönaunken 341 f. (524). 345 (531).
Schöpfung, Sagen von der, 13 ff.
Schrat, Schrättlig 414. 416 ff. (670 ff).
Schröter 128.
Schutzbäume (Bard-träd).
Schützen 468. 470 ff.
Schwalbe 129.
Schwan 123 (181). 129.
Schwanjungfrauen 248 f. 254 (402a).
Schwein 161 f.
Schweſtern, drei, 621 f.
Seen 70 ff.
Seen an der Stelle von Städten u. ſ. w. 401 f.
Seejungfern 226 (351). 236 f. (369). 247 (390).
Seelen der Ertrunkenen 229 ff.
Seelenbilder 119 (164). 120 (166). 195. 197 (314).
Seelenüberfahrt 604 ff.
Selige 261 f.
Shellycoat 227 (355).
Sieben Schläfer 685 (1010).
Sif, 499.
Sigfrid, Sigurd, 469. 609. 618. (955). 637 ff. (961—967). 647. 655 f. 662. 665 ff. 669.
Sigibert 609. 665 f.
Silberblume 96 (117.)
Sirenen 223.
Siſyphos 394 f. (631).
„ der Sage von ihm ähnliche Züge 345 ff. (632 bis 634).
Skougman, Skogsfru 264.
Sleipnir 174. 514. 530.
Sneewittchen 467.
Sonne, Geſchlecht und Charakter 22ff. 25 (5). 27 ff. 37. 608. 616. 619 ff.
„ Bilder u. Geſtalten derſ. 23. 38 ff. 60. 151. 167 ff. 197 f. 491 ff.
„ und ihre Mythe 3. 614 ff. 662 f.
„ und Mond, gegenſ. Verhältniß 25 (5). 29 ff. 35 ff. 619 ff. 662 f.
Specht 138.
Spielmann, lockender, 193 ff.
Spinne 105. 106. 124 f.
Spinnerinnen 441 ff. 454. 554 ff.
Spinnerin im Mond 32 (11. 12. 13).
Spiritus familiaris 324.
Sprache, Verhältniß z. Sage 1. 2.
Spukgeſchichten 334.
Staufenberg, Ritter 255 (403).
Steinbock 163.
Steinverwandlung 74.
Sterne 24 ff. 619 ff.
Sternhimmel in d. Sage 47 (42).
Sternhimmel als Garten 75 ff.
Stier 23. 167 ff. 183. 184
„ als Drachenbekämpfer 169 f.
Storch 129. 130.
Sträggele 561. 576 f. (891. 892). 595 (931).
Surtur 672 ff.
Swanhild 30.

T.

Tag, Perſonification, 29. 30.
Tanne 97 (120. 121). 98 (122. 123).
Tannhäuſer 559. 570 (882).
Tannhuſerlied 570 ff. (883).
Tarnhaut 57.
Tatos, das Pferd 180 (286).
Tatzelwurm 114. (144). 121.
Taube 132 ff.
„ Bild der Seele 133.
Tauſendjähriges Reich 676.
Tauſend und eine Nacht, Verwandtſchaft von Zügen mit den deutſchen Märchen 631. (Anmerkung.)
Telchinen 281 f.
Tellen, drei, 685 (1012).
Tellſage 470 ff. 472 f.
Teufel 62. 95 (113). 106. 195. 216 f. 383 (602). 410 (664). 411. 424 ff. 437 f.
„ an der Stelle der Rieſen 383 (602. 603). 385 ff. 439.
„ Urheber v. Bauten 385 ff.
„ wird gefoppt und überliſtet 387 ff. 424 ff. (683 ff.)
Teufelsbrücken 386 N.
Theſeus 614.
Thiaſſi 39 (20a) 356 (550).
Thiere der Sagenwelt 99 ff. 489.
Thierkreis 100.
Thierſprache 100. 101.
Thierſtaaten 101. 128.
Thierverwandlungen 622.
Thor 58. 62. 150. 206. 494 ff.
Thurſen 355.
Titanen 353. 491.
Tityos 393 (625).
Tod 217. 410. 424 ff.
„ u. Todin 412 f. (665. 666).
Todte, Auferſtehen ſolcher, 584 ff. 669 ff. 677 ff.
Todtengericht 585 ff.
Todtengottesdienſt 585 ff.
Todtenheere 679 ff.
Todtenpferd 176 (274).
Todtentanz 438.
Toko 471 (752).
Tritonen 223.
Troiſcher Krieg 659.
Trollen 219 f. 322 (493).
Truden 217. 415 f.
Trudenfuß 416.
Türſt 540 f. (851. 852). 595. (931).
Typhon 61 f. 353 f.
Tyr 496.

U.

Uebermuth, beſtrafter von Rieſen 399 f.
„ beſtrafter v. Menſchen 400 ff
Ueberſchwemmungen 400 ff.
Ullec 497.
Ungeheuer (ſpukendes Nachtthier) 192 f.

Digitized by Google

Ungenannter Gott 673.
Unke 108 (132).
Unterirdische 299. 330 ff. (508 ff.)
Untersbergmandeln 691 (1026).
Unterwelt 8. 18 34 (16). 73.
Unverwundbarkeit 623.
Urschel. Ursula 568. (880b).
Ute, Frau, 560.
Utgard 20. 21.

V.

Vampyre 217. 421.
Veilchen 85 (103).
Venediger, Venedigermannli 295 ff.
Venus, Frau, 558 f.
Vergletscherte Alpen 405 ff. (654 ff.)
Verschüttete Orte 402 ff. (649 ff.)
Viehschelm 366.
Vögel 128 ff.
Völkerwanderung 663 ff.

W.

Wagen (Gestirnbild) 45. 46.
Wälder 90. 91. 259.
Waldgeister, Walddämonen 89. 217. 258 ff. 461 (744).
Wali 497.
Walküren 441.
Walriderske 417 ff.
Wanen, Wanaheim 21. 158. 160 (242. 243). 496 f.
Waschweiber (Nixen) 238 ff. (371 ff.)
Wassergeister, Wassermänner, Wasserfrauen 221 ff.
Wassersagen 68 ff.
Wasserstier 173 (270).
Wasserzwerge, s. Zwerge im Wasser.
Wechselbalg 64 (59). 109. 387 ff.
Wegwart 84 (101).
Weibchen, hexenhafte, 463 f. (742—744).
Weihnachtgebräuche 35 f.
Weiße Frau 573 ff. (885 ff.)
Weltall als Baum vorgestellt 75. 76.
Welten, neun nordische, 21.
Weltuntergang 672 ff.
Werwolf 148 f. 217. 421 ff.
Wetterherren im Gebirge 366 ff. 408 f. (662. 663).
Wettlaufen 77. 509 f.
Wichteln 313.
Widar 497.
Widder 166 f.
Wiege in Verbindung mit Gestirnen 46. 47.
Wieland, Wölund 468 f. 609.
Wilde Jagd 185 ff. 210 (342). 527 ff.
Wilder Jäger 260 f. 527 ff.
Wilde Leute, wilde Männer u. Frauen, 264 ff. 358. 359 f. (557). 375 (582).
Wilkin 249 (392). 468 f.
Wind und Sturm 53 ff.
Winkelried, Drachenkämpfer, 652 (973 b).
Wischnu 611.
Wite Wiwer 264.
Wodan 186 ff. 493 f. S. Odin.
Wolf 148 ff. 519 (808).
Wolfsführer 150 (213).
Wolfssagen 149 (211).
Wölfe verfolgen Sonne u. Mond, 30 (6 b).
Wolken 57.
Wundenheilung 91.
Wunder 607.
Wunderblume 79 ff. 82.
Wurm 103. 104.
Wüthendes Heer 186 f. 527 ff.

X.

Xisuthros 397 f. (638).

Y.

Yggdrasil, Weltesche, 87 ff.
Ymir, nordischer Weltriese 19. 20.

Z.

Zauberer 467 ff. 475 ff.
Zeus 18. 168. 491. 492. 493.
Ziege 162 ff.
Zio, Ziu, 496.
Zoroaster 613.
Zwerge 9. 26. 195. 216. 278 ff. 280 ff 489. S. auch: Kobolde.
„ als Welthüter 20.
„ heroischer u. göttl. Charakter, 351 f.
„ im Wasser 223 (346). 225 (348). 283 (334). 302.
„ Herkommen der, 280 ff.
„ Namen der, 284 f. 286 ff. 299 (456).
„ Wohnung der, 285.
„ Zauber der, 283. 301 ff.
„ Reiche der, 291 ff.
„ Schätze der, 295 ff.
„ Rache der, 302 ff.
„ Wechselbälge der, 337 ff.
„ Liebesverhältn. der, 385.
„ Feindschaft gegen die Menschen 335 ff.
„ Alter der, 341 ff.
„ Abschied der, 344 f.
„ Verhältn. zu den Riesen 359 f.
„ wachsen zu Riesen empor 361 f. (560).
„ erscheinen auch als Riesen 363 f.
„ warnen vor Untergang 402 ff. (649 ff).
Zwingherren an Stelle der Riesen 390 f. (621).

Berichtigungen.

S. 69 Z. 7 v. u. l. Dörfern st. Dörfen.
S. 103 Z. 5 v. u. l. Birlinger, Aus Schwaben st. Birl. a. Schw.
S. 153 Z. 9 v. u. l. Kerberos st. Cerberos.
S. 485 Z. 2 v. u. l. Elbingerode st. Elb=ingerode.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google